Nordische Rundschau.

Eine Monatsschrift,

herausgegeben von

Erwin Bauer.

Erster Jahrgang.

Band I.

(Januar—Juni 1884.)

Reval.
Verlag von Lindfors' Erben.

Leipzig.
In Commission bei Duncker & Humblot.

Unberechtigter Nachdruck aus dieser Zeitschrift untersagt.

Est.

156

Inhalts-Verzeichniß

zum

erſten Bande (Januar—Juni 1884).

Seite

Prolog. Von Redacteur Chriſtoph Mickwitz in Reval 1

Lawruſchka. Von P. G. Danilewſki. Aus dem Ruſſiſchen überſetzt von Andreas Aſcharin in Riga 3

Waſſilij Waſſiljewitſch Vereſchtſchagin. Von Oberlehrer A. N. Feodorow in Reval 22

Gedichte. Von Victor von Andrejanoff, z. Z. in Kurland 43

Um Mitternacht. Gedicht von E. Heldt in Riga 47

Ein angelſächſiſcher Reiſebericht über ein baltiſches Küſtenland im IX. Jahrhundert. Von Dr. Hugo Balg, z. Z. in Liverpool 49

Henrik Ibſen. Literariſche Skizze von Leonhard Marholm in Riga 56

Familienglück. Roman von Graf Leo Tolſtoi. Aus dem Ruſſiſchen überſetzt von W. Stein in St. Petersburg 113 225

Selbſterlebtes und Nacherzähltes aus der Entwickelungsgeſchichte Ehſtlands und der Ehſten. Von W. F. Eichhorn in Baltiſchport I. u. II. (a und b) 148 509 590

Aus ruſſiſchen Dichtern I. (Kolzow, Borowikowſki und Kuſkow.) In Uebertragungen von Friedrich Fiedler und Alex. v Reinholdt in St. Petersburg 175

Warum? Gedicht von Andreas Aſcharin in Riga 186

Die Gründung des ruſſiſchen Staates durch Germanen. Von Dr. K. Sallmann in Reval 188

Theodor Hermann Pantenius. Von Eberhard Kraus, z. Z. in Moskau 261 366

Gedichte. Von Mia Holm in Riga 285

Attalea princeps. Allegoriſches Märchen von Wſewolod Garſchin. Aus dem Ruſſiſchen überſetzt von Florian Alm in St. Petersburg 289

Vom Rigaſchen Stadttheater. Von Leonhard Marholm in Riga..... 309

Die Augen der Mutter Gottes. Eine Geſchichte für die Dämmerung. Von Eugen Ernſt in Livland 337

Die Anfänge der Hanſe. Von Oberlehrer Bernhard A. Hollander in Riga 349

Aus ruſſiſchen Dichtern. II. (A. Maikow und Iwan Turgenew.) In Uebertragungen von Sophie Behr in Moskau und Alex. von Reinholdt in St. Petersburg 390

„Guter Fiſchfang". Novellette nach dem Spaniſchen von F. Leoni in Libau 411

Seite

Vom Obriſten Guſtavsſon. (Guſtav IV. Adolph). Von Dr. Arthur Kleinſchmidt in Heidelberg 418
Unaufhaltſam. Erzählung von Matthias Treymann in Riga..... 449 561
Die Entwickelung der ruſſiſchen Gewerbeverfaſſung. Von Dr. Wilh. Stieda in Berlin..... 479
Gedichte. Von Chriſtoph Mickwitz in Reval 503
Von den St. Petersburger Kunſtausſtellungen. Von J. Norden in St. Petersburg 532
Orpheus. Dichtung von Victor v. Andrejanoff, z. Z. in Kurland 620
Michail Dmitrijewitſch Skobelew. Von Erwin Bauer in Reval 626
Aus der Hauptſtadt. St. Petersburger Correſpondenzen von J. Norden. 83 203 295 422 544 657
Vom Büchertiſch. Literariſche Beſprechungen von Erwin Bauer und F. Amelung in Reval und —r. in Riga..... 96 214 326 435 553 669
Bibliographiſcher Anzeiger 107 219 332 443 555
Schach 111 222 335 445 558 671
Notiz... 670

Gedruckt bei Lindfors' Erben in Reval.

Prolog.

Von **Chr. Mickwitz** in Reval.

Im fernen Nord, am ſtillen Oſtſeebette —
Weitab dem heißen Pulsſchlag unſ'rer Zeit,
Weitab der Weltgeſchichte Werdeſtätte,
In der das Heut' an die Vergangenheit
Zum Bau der Zukunft die gewalt'ge Kette
Der wechſelnden Begebenheiten reiht:
Hier, wo nur leiſe rauſcht des Tages Welle, —
Was ſoll die Rundſchau uns von dieſer Stelle?

Die zweifelnd Ihr ſo fragt, friſch auf! die Schritte
Zum altersgrauen Fels hinangelenkt,
Der aus der dichtgedrängten Häuſer Mitte
Sein trotzig Haupt empor zum Himmel zwängt,
Der feſt, wie unſ're alte Zeit und Sitte,
In Revals Boden ſeine Wurzeln ſenkt:
Dort ſtellt Euch hin an ſeinem ſteilen Rande
Und haltet Umſchau durch die weiten Lande!

Da liegt vor Euch im hellen Sonnenglanze
Das blaue Meer in ſeiner ganzen Pracht,
Umrahmt von dichter Wälder dunklem Kranze;
Da ſteh'n die Thürme noch und halten Wacht,
Wie einſt, an halbzerfall'ner Schwedenſchanze,
Als ſtumme Zeugen alter Hanſamacht:
Da laßt die Poeſie auf gold'nen Schwingen
Euch ihre meerumrauſchten Grüße bringen.

Und wenn gelauſcht ihr jener Zeiten Kunde,
Die mahnend Euch aus Fels und Stein umweht,
So ſenkt die Blicke nieder zu dem Grunde,
Den ausgebreitet Ihr zu Füßen ſeht, —
Hört, wie die Gegenwart mit hellem Munde
Auf Eure Fragen Red' und Antwort ſteht:
Das Dampfroß keucht und lebensfreudig loht
Die Gluth aus mancher Eſſe, manchem Schlot.

Im Hafen ſeht ihr hundert Maſten ragen,
Die aus der Ferne mit geſchäft'gem Kiel
Der Fremde reiche Schätze hergetragen;
Ihr ſeht, wie lärmend hier nach einem Ziel,
Nach Arbeit und Erwerb, die Menſchen jagen,
Wie dort ſich an des Geiſtes Farbenſpiel,
An der Gedanken ruheloſer Schnelle
Der Forſcher ſtill ergötzt in enger Zelle.

Und grüßend laßt den Blick von Gau zu Gau
Ihr ſüdwärts nach den Schweſterlanden ſchweifen;
Ihr ſpäht nach Oſten durch der Wolken Grau
Dahin, wo dunkel unſ're Looſe reifen;
Euch winkt von Norden aus der Wogen Blau
Die Küſte Finnlands wie ein lichter Streifen,
Und aus dem Weſten fühlt Ihr Euch umſchwebt
Vom Hauch, der Euch mit friſcher Kraft belebt.

Das ſind die Bilder, die ſich dort Euch zeigen,
Das ſind die Bilder, die die „Rundſchau" bringt.
Was unſre Heimath Tücht'ges nennt ihr eigen,
Was lebenheiſchend an das Licht ſich ringt,
Was ſchönheitstrunken durch des Tages Reigen
Von Dichterlippen anmuthsvoll erklingt,
Was Nord und Oſt erzeugt an kräft'gem Samen,
Das ſchließt die „Rundſchau" ein in ihren Rahmen.

Nicht kann dies Bild ſich zwar mit jenen meſſen,
Die in dem Mittelpunkt der Zeiten ſtehn.
Doch was wir ſind, wir wollen's nicht vergeſſen:
Wir tragen hohes geiſt'ges Gut zu Lehn,
Und was die Väter ſtolz und ſtark beſeſſen,
Soll auch den Enkeln nicht verloren gehn!
So mög' auf's Neu die „Rundſchau" Zeugniß geben
Von uns und unſ'rem geiſt'gen Recht, zu leben!

Lawruschka.

Von **G. P. Danilewski.**

Aus dem Ruſſiſchen überſetzt von **Andreas Aſcharin** in Riga.

Im Frühling des Jahres 1860, vor meiner Abreiſe aus Paris, traf es ſich, daß ich im dortigen ruſſiſchen Reſtaurant eines gewiſſen Peter Achtſchaoulow zu Mittag ſpeiſte. «Pierre Achtschaoulow, restaurateur russe», hieß es auf den Karten, welche dem Neuling überall, ſelbſt in den Zeitungen und Journalen des Leſecabinets, das von der Redaction des Journals „Le Nord" unterhalten wurde, in's Auge fielen. Die ſpöttiſchen Bemerkungen der Landsleute, welche ſchon längere Zeit in Paris verbracht hatten, blieben erfolglos, und die ſeltſame Gaſtwirthſchaft wurde nach wie vor beſucht. Ich ſehe ſie noch jetzt vor mir, mit ihren kleinen Tiſchchen, den ungeſtrichenen, täglich mit weißem Sande beſtreuten Dielen, ihren höchſt mittelmäßigen Weinen, der etwas verblühten Buffetmamſell hinter dem Schenktiſche und dem traurigen Reſultate aller franzöſiſchen Diners, nur halb geſättigt vom Tiſche aufzuſtehen. Dafür hatte man, und hat wahrſcheinlich noch jetzt, bei Pierre Achtſchaoulow das Vergnügen, Leckerbiſſen von höchſt zweifelhaftem Wohlgeſchmacke zu genießen, wie Gerſtenbrei, Suppe aus rothen Rüben, natürlich mit Weineſſig geſäuert, Fiſchpirogge, gepreßten Caviar, der eher condenſirter Tinte glich, Thee und andere culinariſche Genüſſe, ohne welche nun einmal der Ruſſe nicht auskommen kann. Nachdem ich mich durch einen Blick auf die Uhr überzeugt hatte, daß ich zur Table d'hôte im Hôtel Franciscus I. nicht zu ſpät komme, wo ich täglich mit jungen ruſſiſchen Malern ſpeiſte, die zu erfahren waren, um ſich von den Herrlichkeiten Pierre Achtſchaoulows verlocken zu laſſen, ſtand ich auf und nahm meinen Hut. In dieſem Augenblicke erhob ſich von einem der Tiſchchen ein wohlausſehender blonder Herr in einem einfachen grauen Paletot und trat auf mich zu.

— Ich bitte um Verzeihung! — ſagte er ruſſiſch.

— Was iſt Ihnen gefällig?

— Nach den paar Worten, die Sie eben mit dem Gaſtwirthe wechſelten, ſchließe ich, Sie vergeben mir meine Offenheit, daß Sie . . . Beamter ſind!

— Sie irren ſich; was hat Sie zu dieſer Anſicht verleitet?

Der blonde junge Mann nahm aus ſeiner Brieftaſche eine Karte und überreichte ſie mir mit den Worten:

— Entſchuldigen Sie, mein Herr! Ich bin Ihr Landsmann — ruſſiſcher Emigrant.

Auf der Karte las ich in franzöſiſcher Schrift: „Laurent, zweiter Portier im Hauſe des Baron Rothſchild.“

— Womit kann ich Ihnen dienen?

Der blonde Herr bat mich, mit ihm bei Seite zu treten.

— Verzeihen Sie — begann er in treuherzigem Tone — ich bedarf eines guten Rathes. . . . Ich habe bereits längere Zeit die Herren, welche hier verkehren, beobachtet und manchem von ihnen mein Anliegen vorgetragen. Aber es ſind alles Leute, welche zu ſehr mit ihren eigenen Angelegenheiten beſchäftigt ſind, um ſich für fremde zu intereſſiren.

— Worin beſteht Ihr Anliegen?

— Sind Sie nicht Beamter?

— Nein.

— Sind Sie auf der Univerſität geweſen? Sind Ihnen unſere Geſetze bekannt?

— Ein wenig.

— Wollten Sie ſo gütig ſein, mich einige Augenblicke anzuhören; ſetzen wir uns, wenn es Ihnen recht iſt, auf jene Bank dort im Gärtchen (und er deutete zum Fenſter hinaus). . . .

Ich folgte Laurent in das Gärtchen. Wir ſetzten uns auf eine Bank; mein Begleiter zog eine elegante Cigarrentaſche hervor und bot mir eine treffliche „Bajadera“ an.

— Ach! — ſagte er — wie luſtig es ſich hier auch lebt, dennoch ſehnt man ſich nach einer Menſchenſeele aus der Heimath. Zwei Wochen ſind es her, daß ich jemand ſuche, von dem ich guten Rath holen könnte. An unſere Geſandtſchaft möchte ich mich nicht wenden, ich habe meine guten Gründe dazu, und Bekanntſchaft unter den Unſrigen beſitze ich nicht; habe dazu keine Zeit. Ich bin, um Ihnen die Wahrheit zu geſtehen, der entlaufene Leibeigene eines Gutsbeſitzers aus Poltawa. In der Heimath nannte man mich Lawrenti Danilow Blinſchenko, oder einfach Lawruſchka. . . .

Lawrenti Danilitſch ſchwieg und folgte mit den Blicken dem Strome der eleganten Flaneurs und geputzten Damen, welcher vorüberwogte.

— Ich will Sie nicht mit der Erzählung langweilen, Herr, wie ich nach Paris gerathen bin. Bei paſſender Gelegenheit ſollen Sie es erfahren. Jetzt habe ich Ihnen etwas Wichtigeres mitzutheilen: Hier iſt ein ruſſiſcher Edelmann, eine wahre Seele von Menſch, nur leider etwas heruntergekommen, vollſtändig mittellos und dazu noch kränklich. . . . Die Verführung iſt hier ſo groß und er iſt zu ſchwach, um der Verſuchung zu widerſtehen. . . . Der Aermſte hat alle Selbſtachtung verloren und läßt ſich zu Allem verleiten, was von den gewiſſen-

loſen Schelmen hier gehörig ausgebeutet wird. . . . Das Schlimmſte nun iſt, daß es hier niemand giebt, der ihm helfen kann und will. . . .

— So glauben Sie denn, daß ich . . .

— Sagen Sie mir eins, Herr: kann nach unſerem Geſetze dieſer heruntergekommene Edelmann in ſeine Heimath — nun, ſagen wir, nach Poltawa — zurückgefordert werden?

— Von wem? von der Regierung?

— Nein, nicht von der Regierung. . . . Aber vielleicht könnten die Kinder . . .? Er hat deren zwei, die ſchon erwachſen ſind. . . . Wenn er nicht aus dieſem Sodom fortgeſchafft wird, geht er an Leib und Seele zu Grunde.

— Beſitzt dieſer Herr ein Gut in Rußland?

— Er beſaß eins mit dreihundert Seelen; er hat aber längſt alles durchgebracht.

— Und die Kinder? ſind ſie verſorgt?

— Sie wurden der Großmutter zur Erziehung übergeben und leben wahrſcheinlich noch bei ihr; eigene Mittel zum Unterhalte haben ſie nicht. Ob die Großmutter noch am Leben iſt, weiß ich nicht. . . .

— Mit Gewalt läßt ſich hierbei wohl kaum etwas thun. Die Kinder können nur den Verſuch machen, ihn auf gütliche Weiſe, durch Ueberredung, zur Rückkehr in die Heimath zu bewegen.

— Wenn Ueberredung das einzige Mittel iſt, ſo ſehe ich keine Rettung für ihn.

Wir ſprachen noch einige Zeit über dieſen Gegenſtand. Ich verſprach Lawrenti, Erkundigungen im Geſandtſchaftsbureau einzuziehen und ihm im Verlaufe einer Woche Nachricht zu geben.

Beim Abſchiede ſagte Lawrenti Danilitſch ſichtlich verlegen:

— Ich will Ihnen Alles geſtehen. . . . Was hilft mir das Leugnen? In der Geſandtſchaft würden Sie doch ſo wie ſo hinter die Wahrheit kommen. Der Edelmann, von dem ich Ihnen erzählt habe, heißt Arkadi Andrejitſch Dolski und war vor Zeiten mein Herr. Es ſind etwa zwölf Jahre her, daß wir mit einander aus der Heimath davonliefen. Wir langten hier an, als man noch auf allen Straßen die Marſeillaiſe hören konnte. Es ging uns herzlich ſchlecht, und wenn mir nicht der Herrgott und Mikolai der Wunderthäter geholfen hätten, ich ſäße noch jetzt in irgend einem Gefängniſſe. Jetzt aber, dem Himmel ſei Dank! bin ich wohl verſorgt.

— Sie dienen, wenn ich nicht irre, bei Baron Rothſchild?

— Ganz recht. Der Baron iſt ein herzensguter Menſch, wie man ſeinesgleichen wenige auf der Welt findet. Erſt war ich bei ihm Ausläufer und wurde dann zum Portier befördert, wobei ich auch manchmal vom Comptoir dazu verwendet werde, Aufträge in der Stadt auszurichten.

— Wie viel beträgt Ihr Gehalt?

— Deux milles francs d'appointements et deux milles de commissions,

— antwortete Blinſchenko in reinſter Pariſer Ausſprache, indem er dabei auch in ſeinen Manieren den geborenen Pariſer auf das Glücklichſte nachahmte: zweitauſend Francs Gehalt und zweitauſend Francs Commiſſionsgebühren, Kleidung und Wohnung.

— Das läßt ſich hören. . . .

— Dafür habe ich aber, Sie können's mir glauben, weder Tag noch Nacht Ruhe! Mit Müh' und Noth habe ich mich heute auf ein Stündchen freigemacht. Nehmen Sie es nicht für ungut, wenn ich Sie an Ihr Verſprechen erinnere! . . . Und er ſprach die Abſchiedsworte franzöſiſch und überreichte mir zuletzt ſeine Adreſſe. Sonderbar! Er handhabte die franzöſiſche Sprache, wie ein geborener Pariſer; man hätte, ihm zuhörend, darauf ſchwören mögen, das gezierte Gelispel eines Stutzers auf dem italieniſchen Boulevard zu vernehmen. Sprach er aber ruſſiſch, ſo kannte man ihn nicht wieder: es war dann, als rede ein Hausknecht der Erbſenſtraße in ſeinem breiten, behaglichen Jargon.

— Iſt es lange her, ſeit Sie Rußland verlaſſen haben? — fragte er.

— Nein, nicht lange.

— Was machen unſere Leibeigenen?

— Die Leibeigenen-Frage wird noch berathen; es geht damit nicht ſo ſchnell.

— S—o—o! Ich habe auch gehört, daß man bei uns das Branntweinmonopol aufheben will. Iſt das wahr?

— Intereſſirt Sie das?

— Ja! In Mirgorod hat der Mann meiner Schweſter eine Schenke in Pacht. Es wäre ein Unglück für ihn, wenn er ſein Brod verlöre; ſie haben viele Kinder. . . . Aber entſchuldigen Sie, ich langweile Sie. . . .

— Thut nichts, thut nichts, reden Sie nur weiter.

— Ich habe ferner gerüchtweiſe gehört, daß man den ſteinreichen Händler Sſamokiſchin in Moskau an den Pranger geſtellt habe, weil er dem Volke ſtatt Thee Steppengras verkaufte. Drei Tage und drei Nächte ſoll er am Schandpfahl geſtanden haben und jeder Vorübergehende habe das Recht gehabt, ihm in's Geſicht zu ſpeien und ihn mit Ohrfeigen zu tractiren.

— Wer hat Ihnen das erzählt? Es iſt baarer Unſinn!

— Ein Freund von mir, der, gleich mir ein Leibeigener, ſeinem Herrn entlief, hat es mir geſchrieben. Der Narr lief in der Krim, wo ſein Herr Güter beſaß, während des Krieges davon, gerieth unter die Engländer und mußte bei ihnen drei Jahre als gemeiner Matroſe auf der Flotte dienen; jetzt iſt er ſchon das dritte Jahr in London und befindet ſich als Kellner in einem türkiſchen Café ganz wohl. Sie werden ihn wohl geſehen haben, wenn Sie in London geweſen ſind. Alle unſere Emigranten kennen ihn unter dem Namen Danilka. In dieſen Tagen ſchrieb er mir wieder: „Brüderchen Lawruſchka, gratulire: die Sclaverei ſoll bei uns endlich abgeſchafft werden.“ Er iſt ein wahrer Spaßvogel, hat immer einen Witz auf der Zunge! Verzeihen Sie meine Geſchwätzigkeit. Au revoir!

Wir ſchieden. Ich hielt mein Verſprechen ſchlecht. Vor Ablauf einer Woche führte mich das Geſchick nach Italien. Die Wahlen in Toscana, die Unruhen in Rom, Neapel und Venedig, Garibaldi im Turiner Parlament, — alles das war ſo ereignißvoll, daß ich darüber mein Zuſammentreffen mit Laurent Blinſchenko völlig vergaß. Als ich aber nach Paris zurückgekehrt, in der Wohnung des Malers M., wo ich einen Theil meiner Sachen abgelegt hatte, eine Karte mit dem Namen und der Adreſſe Monſieur Laurents ſah, ging ich ſofort in die Geſandtſchaft, befragte die Kanzleibeamten, blätterte ſogar in der Geſetzſammlung herum und begab mich dann in die berühmte Straße Lafite und das noch berühmtere Haus des Baron Rothſchild. Ich hatte ſo wie ſo im Comptoir des Barons wegen eines Wechſels zu thun, und ſo betrat ich denn die Geſchäftshalle des Geldfürſten. Ein ganzes Miniſterium in ſeiner ſtillgeſchäftigen Weiſe ſtellte ſich meinen Blicken dar. Cleres hinter grünüberzogenen Schreibpulten, Geſchäftsführer mit buſchigen Backenbärten, Säckchen mit Gold, ganze Haufen von Kaſſenſcheinen, Geldſchränke an den Wänden; dazu die geheimnißvolle Stille, welche nur von dem durch Teppiche gedämpften Schall regelmäßiger Fußtritte und das einförmige Knarren unzähliger Federn unterbrochen wurde; endlich der junge blonde Baron ſelbſt, „der unumſchränkte Gebieter im Reiche der edlen Metalle“, in einem weichen Seſſel am Schreibtiſche, die Cigarre im Munde, damit beſchäftigt, einen Haufen Papiere mit ſeiner Unterſchrift zu verſehen, — alles das nahm meine Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Nachdem ich mein Geſchäft abgewickelt hatte, eilte ich zu Laurent.

— Was iſt Ihnen gefällig, Monſieur? fragte mich der dejourirende Portier.

— Könnte ich vielleicht Monſieur Laurent ſprechen?

— Monſieur Laurent? Aha, ich weiß; Sie ſind wahrſcheinlich ſein Landsmann! Er erwartete Sie ſchon längſt; leider iſt er augenblicklich nicht zu Hauſe, ſondern mit der Baronin in's Boulogner Wäldchen gefahren. Bitte, bemühen Sie ſich jedoch auf ſein Zimmer; er wohnt eine Treppe höher als ich. Oh, er iſt ein prächtiger Burſche und verdient es, daß er eine Treppe höher wohnt, — bitte, die Hintertreppe hier. . . . A-a—h! dieſe Koſaken! ha ha! . . . Vous êtes tous des Kosaks!

Und der Portier blinzelte mit einem Auge und lachte laut auf. Ich trat, vom Pförtner geleitet, in ein Stübchen der zweiten Etage. Es maß nicht mehr als fünf Schritte im Geviert. Ein eiſernes Bett, deſſen Matratze von einer Flanelldecke bedeckt war, zwei Stühle, ein Tiſchchen unter dem einzigen Fenſter, ein Spiegel, Schreibgeräthe, ein Bauer mit einem Kanarienvogel und an der Wand eine Anzahl Kleidungsſtücke, die in ein weißes Laken gehüllt waren, bildeten die ganze Ausſtattung des Zimmers. Die Aprilſonne ſchien freundlich in's Zimmer, der Kanarienvogel ſchmetterte aus Leibeskräften. Ich ſetzte mich an den Tiſch und war im Begriffe, einige Zeilen an Monſieur Laurent zu ſchreiben, als ſich die Thür öffnete und er ſelbſt in's Zimmer trat.

— Aha! da ſind Sie! ich habe Sie ſchon lange erwartet! — rief er mir

beim Eintreten entgegen. Er trug eine hellblaue, reich mit Gold gestickte Livrée und hohe glänzende Stiefel.

Nachdem er den kriechenden Portier trocken hinausbecomplimentirt hatte, zog er die Livrée aus, hüllte sich in seinen grauen Paletot und setzte sich mir gegenüber auf den zweiten Stuhl.

— Ja, ich habe Sie erwartet, schmerzlich erwartet! Wo haben Sie gesteckt, Herr?

— In Neapel, Sicilien, Turin; wo bin ich nicht gewesen!

— Haben Sie Garibaldi gesehen? Ist das ein Held! wie unser Suworow!

— Ich sah ihn im Parlament und besuchte ihn sogar mit mehreren anderen Russen. Auch auf der Straße hatte ich Gelegenheit, ihn zu beobachten; er hielt eine Rede an die Studenten.

— Ja, das ist ein wahrer Held; ich glaube, selbst unser Jermolow hätte ihn nicht unterkriegen können. Neulich wurde für ihn heimlich collectirt und auch ich brachte zwei Francs als Scherflein. Ist Ihnen eine Cigarre gefällig? . . . Nun, wie steht es mit unserer Angelegenheit?

Ich theilte ihm mit, was ich in Erfahrung gebracht hatte. Herr Dolski konnte auf den bloßen Wunsch seiner Kinder, ohne seine eigene Einwilligung, nicht in die Heimath befördert werden, — und es war auch sehr die Frage, ob die Kinder großes Verlangen nach einem solchen Vater trugen.

Mein Bericht machte auf Lawrenti einen schmerzlichen Eindruck. Er senkte seinen Kopf auf die Hände, so daß ihm die Haare über's Gesicht fielen. So saß er mehrere Minuten schweigend da.

— Er ist verloren, der Aermste! und was war er für ein guter Mensch! Danke für Ihre Bemühungen, Herr! Ich würde Ihnen jetzt sein Leben erzählen, aber ich muß gehen. Der Baron hat mir auf fünf Tage Urlaub gegeben und ich muß die Zeit ausnutzen.

— Was haben Sie vor?

— Wir haben jetzt ja die Passionswoche. Ich will zur Beichte und muß daher betreffs des Gottesdienstes Erkundigungen einziehen. Entschuldigen Sie mich daher; ich werde bald zurück sein. Wenn Sie mich also hier erwarten wollen, so . . .

— Nein, nein, Lawrenti Danilitsch! ich gehe mit Ihnen; habe ich ja doch Grund genug, auch für meine Seele zu sorgen. Im Wirrwarr der letzten Wochen bin ich mit meiner Zeitrechnung in die Brüche gerathen.

Wir traten auf die Straße hinaus. Während wir unseren Weg verfolgten, unterhielt mich Lawrenti in seiner lebhaften Weise. Endlich erreichten wir unsere damalige Kirche. Im Hofe derselben suchte mein Gefährte die Wohnung des Küsters auf, um sich bei ihm nach der Zeit der Vesper-, der Mittags- und Abendmessen zu erkundigen. Der Küster setzte mich durch dasselbe in Erstaunen, was mir bei Lawrenti zuerst aufgefallen war. Wir wurden von ihm in seinem hübschen freundlichen Gastzimmer empfangen, welchem der mit Porzellangeräth und

Figuren geſchmückte Kamin und die geſchmackvollen Möbel ein behagliches Ausſehen gaben; an den Wänden hingen Oelgemälde. Bei unſerem Eintritte erhob ſich die hübſche Tochter des Djatſchok vom Pianino, an dem ſie eben etwas aus einer Oper geſpielt hatte. Er ſelbſt ſprach franzöſiſch, wie ein geborener Pariſer; ſelbſt das dem Pariſer ſo geläufige «parbleu» wandte er an. Sprach er dagegen ruſſiſch, ſo war er der unverfälſchte Moskauer Djatſchok; ſelbſt beliebte heimiſche Flüche entſchlüpften hin und wieder ſeinen Lippen. Bereits dreißig Jahre diente er an der ruſſiſchen Kirche in Paris und fühlte ſich in ſeiner Stellung ſehr behaglich. Er hatte ſich ganz an das hieſige Leben gewöhnt und war, äußerlich genommen, zum Franzoſen geworden; — ich bin aber überzeugt, daß, wenn er heute oder morgen in die Heimath zurückkehrte, kein Härchen vom früheren Franzoſenthum an ihm zurückbliebe. Im Herzen war und blieb er ja der getreue Sohn ſeines heiligen Rußland.

— Nun — ſagte Lawrenti, nachdem wir die Wohnung des Küſters verlaſſen hatten — für dieſen Tag bin ich frei und will ihn dazu benutzen, Ihnen meine und meines Herrn Geſchichte zu erzählen.

Wir ſchritten die Straße Berry entlang, verfolgten den Lauf der Seine und betraten den Garten der Tuilerien, ſetzten uns auf eine Bank bei der berühmten Fontaine und plauderten bis zum Abend.

— Wir entflohen vor zwölf Jahren aus Rußland — hob Lawrenti an, — zuerſt ich, dann mein Herr. Mein Herr war, wie ich Ihnen ſchon bemerkt, ein reicher Landedelmann. Verzeihen Sie, wenn ich hin und wieder etwas Unſchickliches erzähle; aber ich muß die Wahrheit berichten. Mein Herr wurde von kleinauf, wie es bei den Herrſchaften nun einmal iſt, verzogen; wenn er aus der Cadettenſchule nach Haus zum Beſuch kam, ſpannte er zum Beiſpiele die Bauernjungen vor den Wagen, trieb mit ihnen allerlei Kurzweil und peitſchte ſie nachher tüchtig aus. Das that er, wie er dabei bemerkte, damit ſie, wenn ſie nachher Soldaten würden, Reſpect vor ihren Offizieren hätten; „uns peitſcht man auch im Cadettencorps für nichts und wieder nichts.“ Als er darauf Offizier wurde, nahm er ſeinen Abſchied und begann auf großem Fuße zu leben. Zu der Zeit wurde ich als ſein Kammerdiener angeſtellt. Gaſtmähler und Gelage fanden faſt täglich ſtatt; die Herrſchaften aus der Nachbarſchaft jagten, ſchmauſten und zechten mit ihm, ſchmeichelten ihm vor den Augen und lachten hinter ſeinem Rücken über ihn. In der Nachbarſchaft lebte auch eine Familie, die reinen Juden. Als der Vater unſeres Herrn ſtarb, fingen dieſe Menſchen ihn in ihren Netzen, und er mußte eine der Töchter heirathen. Na, wir ſollten unſere Herrin bald kennen lernen! Als ſie bei uns einzog, wurde unſer Haus zur Hölle; was ich von ihr erduldet, vermag ich nicht zu beſchreiben. Bald lernte auch der Herr ſeinen Schatz kennen. Bisher hatte er wohl manchmal etwas ſtark gezecht, aber jetzt ſog er ſich manchmal ſo voll, daß er ſeinen Hausteufel für einen Engel anſah. Sie gebar ihm mit der Zeit einen Sohn und eine Tochter, aber das eheliche Zuſammenleben wurde darum nicht beſſer. Der Herr war ganze Tage lang außer dem Hauſe,

— immer auf der Jagd, hieß es; zu Hause aber schrie, zankte und keifte die Frau und ließ ihren Grimm an der Dienerschaft aus. Eines Tages kehrten wir, der Herr und ich, von der Jagd nach Hause zurück und fanden das Haus voll Gerichtsbeamten; die Herrin war eines plötzlichen Todes verstorben: die Mägde hatten sie im Schlafe erdrosselt! . . . Sie wurde beerdigt; der Herr reiste mit den Kindern zu seiner Mutter, wo sie einige Zeit blieben; nachher nahm er eine Gouvernante in's Haus, aus der französischen Schweiz, wie es hieß. Es war ein hübsches, gewandtes Frauenzimmer mit dreisten Augen. Anfangs spielte sie die Stille, Bescheidene und küßte ihn immer nur auf die Schulter. Aber dann, — nun, Sie errathen wohl, Herr. Nach dem ewigen Zank und Streit im Hause war die Gouvernante die erste Zeit der wahre Friedensengel; sie beaufsichtigte die Kinder, war gegen die Leute stets freundlich und höflich, sie redete uns sogar mit „Sie" an, sah nach der Wirthschaft, sorgte für des Herrn Wäsche und wußte in seine Schnupftücher die künstlichsten Buchstaben zu sticken. Nun, der arme Herr hat diese Stickereien theuer bezahlen müssen. Die Dinge nahmen bald einen anderen Lauf. Hatten die Kinder schon früher nichts gelernt, so lernten sie jetzt, da ihnen jede Aufsicht fehlte, erst recht nichts. Statt sich mit den Kindern abzugeben, fand es die Gouvernante interessanter, beim Herrn im Cabinet zu sitzen und mit ihm auf französisch zu plaudern. Eines Tages war ich beim Buffet beschäftigt, als ich nebenan, im Cabinet des Herrn, Gespräch und Gelächter hörte. Der Herr sagte etwas auf französisch, worauf sie lachte; von Zeit zu Zeit kreischte sie auf, dann wurden Stühle gerückt, die Thür wurde aufgerissen und sie stürzte in den Saal. Nun, was soll ich Ihnen noch weiter erzählen — es ist eine Sünde und Schande. Sie geberdete sich bald als die Herrin und der Herr behandelte sie wie seine Frau. Als die Nachbarn dahinter kamen, brachen sie anfangs allen Umgang mit uns ab, aber dann bedachten sie sich eines Besseren und besuchten häufiger als zuvor unser Haus. Emerentia Karlowna, der Gouvernante, erwiesen sie dabei alle Ehre und küßten ihr sogar die Hand. Das Regiment der neuen Herrin war schlimmer als das der verstorbenen; waren wir früher im Fegefeuer gewesen, so kamen wir jetzt in die Hölle. Sie selbst that uns freilich nichts, aber dafür hetzte sie beständig den Herrn gegen uns auf. Die Kinder wurden zur Großmutter geschickt, die, wenn auch nicht reich, so doch eine gutmüthige Frau war. Sie selbst aber zogen für den Winter nach Moskau und nahmen mich mit sich. Jetzt begann ein lustiges Leben. Täglich wurden Maskeraden, Theater und Bälle besucht, und auch zu uns kamen viele Gäste, besonders Schauspieler des französischen Theaters. Eines Tages kam mein Herr, Arkadi Andrejewitsch, zu mir gelaufen, umarmte mich und hüpfte und tanzte wie närrisch. „Freue dich, Lawruschka," rief er, „ich werde einen Sohn bekommen, einen richtigen Franzosen!" So lange ich lebe, habe ich so was von Jubel nicht gesehen, wie hier an meinem Herrn. Nun, seine Prophezeihung traf ein, ihm wurde ein Sohn geboren, ein richtiger Franzose; nur daß er todt zur Welt kam. Emerentia Karlowna hatte die Nacht zuvor auf einem Balle wie unsinnig ge-

tanzt, — und da war es denn kein Wunder. . . . Lange lag ſie an den Folgen ihres ſündhaften Leichtſinns krank. Als ſie wieder auf die Füße kam, hatte ſie einen ſauberen Plan ausgeheckt, den ſie nur zu bald zur Ausführung brachte. „Lawruſchka," ſagte der Herr zu mir, „wir reiſen nach Italien. Dort wollen wir am Ufer eines großen Sees, in friedlicher Beſchaulichkeit und ländlicher Stille wie Hirten leben; das iſt für die Geſundheit Muſſinkas (ſo nannte er ſie) nothwendig!" Hier konnte ich nicht ſchweigen. „Ach, Herr, was ſoll Ihnen die Hütte, da Sie doch in Wſeſwätſkoje ein ſchönes Herrenhaus und dreihundert Seelen haben! Und was iſt denn unſer Fluß Worſkla ſchlechter als irgend ein italieniſcher See?" Aber da war alles ſchon abgemacht. „Du biſt ein Narr, Lawruſchka," ſagte der Herr, „und haſt keine Idee vom wahren Glück; übrigens kommſt du mit uns!"

Der Herr hatte früher bereits Geld auf ſein Gut aufgenommen, jetzt ſuchte er es unter der Hand zu verkaufen. Als die Großmutter davon Wind bekam, reichte ſie eine Klage ein, und er erhielt keinen ausländiſchen Paß. Da beredete er mich, mit ihm über Odeſſa in die Türkei und von dort nach Italien zu entfliehen. Nahe bei Neapel, am Meeresſtrande, iſt ein See; dort ließen wir uns nieder. Ich ſchwebte in beſtändiger Furcht, daß man mich feſtnehmen und nach Sibirien ſchicken werde; mit der Zeit beruhigte ich mich. So lebten wir denn. Ich hütete unſere Kuh, ſammelte Brennholz und ging auf den Markt nach Caſtellamare (am Veſuv iſt ein Dörfchen dieſes Namens), wo ich Salat, Gemüſe und Früchte einkaufte. Der Herr aber ſpazierte immer in einem ungeheuren Strohhut umher, angelte Fiſche, beobachtete mit ſeiner Emerentia Karlowna den nächtlichen Feuerſchein des Veſuvs, und weiter thaten Beide in der Welt Gottes nichts. Spazieren, eſſen, ſchlafen, — das war ein wie alle Tage ihre Beſchäftigung. Bei einem ſolchen Leben war es kein Wunder, daß die ſaubere Gouvernante mit jedem Tage dicker und fetter wurde. Der Herr gab ihr darin nichts nach. Hatte er zu Hauſe mehr den Schnäpſen und Liqueuren zugeſprochen, ſo legte er ſich jetzt auf Lacrimae Chriſti und Aleatico, wie ſie daſelbſt die Weine nennen. Die Folge davon war, daß er häufig an Kopfweh und Schwindel litt; zweimal mußte ich mitten in der Nacht auf einem Eſel in die Stadt nach dem Doctor reiten, er hatte einen Schlaganfall bekommen und der Doctor mußte ihm zu Ader laſſen. So vergingen etwa ſieben Monate; ich nahm wahr, daß ſie ſchon nicht mehr ſo zufrieden und glücklich ausſahen. Fühlten ſie Langeweile? Beide ſah ich beſtändig gähnen; von ihrer früheren Zärtlichkeit war keine Spur übrig geblieben; ſie las und gähnte, er rauchte und gähnte. Da ereignete ſich ein beſonderer Vorfall. Ich muß Ihnen hier bemerken, daß mein Herr von ſehr eiferſüchtiger Natur war. Eines Tages bin ich im Garten und damit beſchäftigt, ein Körbchen zu flechten, als ſie eintritt, ſich mir nähert und eine Zeit lang meiner Arbeit zuſchaut. Zuletzt kniff ſie mir in die Wange und ſagte mit leiſer, bebender Stimme: „Lawruſchka, mein Närrchen, habe mich lieb und ich will dich mit Gold überſchütten!" Und dabei ſah ſie ganz erregt aus. Ich war ſtarr vor Erſtaunen.

«Non», ſage ich, «impossible, das geht auf keinen Fall an; der Herr ſchießt mich todt!“ Sie aber gab mir auf franzöſiſch zur Antwort — ich verſtand damals ſchon etwas von dieſer Sprache: „Hab' keine Furcht! alles Geld iſt auf meinen Namen verſchrieben; mag er bleiben, wo er iſt; wir wollen uns heimlich davon machen — ich bin ſeiner überdrüſſig.“ Und dabei legte ſie ihren Arm um meinen Hals — ich hockte noch immer auf der Erde — und küßte mich. — „Nein,“ ſagte ich, indem ich mich von ihr losmachte, „ich kann nicht und ich liebe Sie auch nicht, Emerentia Karlowna; um Ihnen die Wahrheit zu geſtehen, bin ich in eine kleine Italienerin in der Nachbarſchaft verliebt.“ . . . Die Herrin wurde grün vor Aerger, ſah mich verächtlich an und ging ſchnell davon. Am Abend dieſes Tages ſchlug mich der Herr zum erſten Mal um nichts und wieder nichts. Der Kutſcher und der Gärtner aus der Nachbarſchaft verſpotteten mich deshalb. „Du Narr von einem Ruſſen,“ ſagten ſie, „laß deinen Herrn im Stich, er kann dir nichts anhaben; es giebt hier keine Leibeigenſchaft, und du biſt ein freier Mann wie er!“ — „Mag er mich ſchlagen, ſo viel er will, aber dennoch werde ich ihn nicht verlaſſen! Er iſt mein Herr und hat das Recht, mich zu ſchlagen, — ihr aber ſeid ſelbſt Narren!“ Zwei Tage nachher ging der Herr aus, ſie aber benutzte die Gelegenheit und kam wieder zu mir in den Garten. „Nun,“ ſagte ſie lächelnd, ohne die Augen aufzuſchlagen, „wie haben die Schläge geſchmeckt?“ — „Wie ſollen ſie ſchmecken, Herrin? natürlich nicht gut!“ Da warf ſie ſich mir an den Hals und küßte mich auf Lippen, Wangen, Augen, wie toll. Mit genauer Noth riß ich mich von ihr los, gerade ſo, wie der fromme Joſeph in der bibliſchen Geſchichte. Voll Zorn verließ ſie mich. Einige Tage nachher kam ſie wieder und ſang dasſelbe Lied. Da hielt ich's nicht mehr länger aus und ſagte Alles dem Herrn. Anfangs glaubte er mir nicht, aber dann weinte der Aermſte laut auf. Er ſchluchzte und greinte wie ein kleines Kind: „Lawruſchka,“ ſagte er, „ich bin ein verlorener Menſch! ich habe ein Vorgefühl, daß ſie mich wie eine ausgequetſchte Frucht bei Seite werfen wird.“ . . . „Weshalb ſollen Sie, Herr, ſo lange warten?“ ſagte ich. „Wollen wir uns Plätze auf dem Dampfſchiff belegen und über Odeſſa nach Hauſe zurückkehren; gelingt es uns nicht, unſer Gut wiederzubekommen, nun, ſo laſſen wir uns auf einem Landgütchen in Kleinrußland nieder und treiben Landwirthſchaft. Es ſagte mir mein Landsmann Doroſch in Rom, daß der Boden in unſerer Heimath um kein Haar ſchlechter ſei als hier in der Campagna oder in der Nähe Neapels; denken Sie an unſere Speckſeiten, an die Quarkkuchen; und der hieſige Weizen iſt leeres Stroh gegen unſeren.“ — „Was ſchwatzeſt du nur für einen Unſinn, Lawruſchka! Weißt du denn nicht, daß ich jetzt ein Bettler bin? Ich wurde durch die Zeitungen aufgefordert, mich zu ſtellen, und da ich nicht kam, hat man mein Gut unter dem Hammer verkauft; meine Creditbillete aber bei Ceſare in Rom habe ich auf ihren Namen verſchrieben, nach jenem Abend im Wirthshauſe zu Monte-Pincio, wo wir bis zum Morgen verblieben. Ach, Lawruſchka, was iſt das für ein Weib! Was für Feuer, was für Leidenſchaft! — Der Himmel und die Hölle ſtecken in

ihr. Doch, was weißt du davon!“ — Als Emerentia Karlowna dahinter kam, daß ich dem Herrn Alles entdeckt hatte, ſchäumte ſie vor Wuth. Sie jagte mich aus dem Hauſe und der arme Herr ſtand mit betrübtem Geſichte dabei und wagte kein Wort zu ſagen. Es gelang dem Herrn mit vieler Mühe, eine Art Paß in italieniſcher Sprache für mich auszuwirken, und ich ging nach Ancona und von da nach Padua, wo ich in den Dienſt des geweſenen Charkower Profeſſors, des Oculiſten W., trat. Endlich entſchloß ich mich, nach Paris zu gehen. Um die Wahrheit zu geſtehen, gefiel mir Paris anfangs gar nicht. Als ich das erſte Mal nach Paris kam, ſaß gerade Lamartine am Steuerruder; die Straßen ſahen ſo eng und ſchmutzig, die Häuſer ſo alt und verwittert, die Bewohner ſelbſt ſo abgeriſſen und verhungert aus. Die Volksführer erſchienen überall mit rothen Schärpen über den Schultern; es war ein beſtändiges Fahnenſchwenken und Tractiren des Volkes mit ſaurem Wein. Zerlumptes Geſindel drängte ſich in allen Straßen und band gern mit jedem anſtändig Gekleideten an; in einer Gaſſe hielten ſie den Wagen eines Biſchofs an, verſpotteten den ehrwürdigen Mann, bewarfen ihn mit Schmutz; einer Fürſtin aber kratzten ſie auf offener Straße das Wappen von den Wagenſchlägen ab und zwangen ſie, dabei zu ſtehen und Alles mit anzuſehen. Manchmal ſchwärmte das Geſindel durch die Straßen, wie ein aufgeſtörter Bienenſchwarm; ſie rotteten ſich zuſammen, riſſen die Pflaſterſteine auf und thürmten ſie über einander. Jetzt aber, wie ich nach mehreren Jahren aus Italien nach Paris kam, herrſchte überall Stille und die Leute gingen raſirt und reinlich gekleidet einher. Auf allen Straßenecken ſah man Polizeibeamte und Napoleon ritt und fuhr wie unſere Generale in Uniform und Epauletten, umgeben von einem Convoi Soldaten, in der Stadt umher. . . .

— Wo blieb indeſſen Ihr Herr?

— Hören Sie nur. Anfangs diente ich in verſchiedenen Reſtaurants als Kellner, dann in Comptoirs als Schweizer. Ich lernte hier ein junges Mädchen kennen — entſchuldigen Sie meine Offenheit — die mich lebhaft an meine Naſtja in Poltawa erinnerte; eine ſo junge, hübſche, gutherzige Perſon mit ſchwarzem Haar und ſchwarzen Augen. . . . Mit ihr beſuchte ich an Sonn- und Feiertagen die Vergnügungsorte in und außerhalb der Stadt, ging mit ihr in's Theater und zu den Manövern der Truppen, Beide in vollem Putz. Eines ſchönen Tages fahren wir im Omnibus nach dem Bois de Boulogne. Ich ſtecke den Kopf zum Fenſter hinaus und betrachte mir die ſchönen herrſchaftlichen Equipagen; plötzlich ruft mir aus einer der Kaleſchen eine weibliche Stimme zu: „Lawruſch, Lawruſch!“ Ich ſehe mich um: Emerentia Karlowna, die mir in der Eile ihre Karte mit ihrer Adreſſe zuwirft. Ich ſprang aus dem Omnibus und hob die Karte auf, Emerentia Karlowna aber warf mir eine Kußhand zu und lachte dabei aus vollem Halſe. Neben ihr in der Kaleſche ſaß ein Offizier mit einem mächtigen Schnurrbart, der mitlachte. Warte, dachte ich, Hexe, du ſollſt mir geſtehen, wo du meinen Herrn gelaſſen haſt! Mit Mühe fand ich ihre Wohnung in der äußerſten Vorſtadt auf. Es war ein ſtattliches Haus, muß ich geſtehen, und ſie bewohnte es

ganz allein. Bevor ich es aber betrat, ging ich in eine gegenüberliegende Bierbude und brachte das Gespräch auf das Haus und seine Besitzerin. — „Es gehört einer reichen französischen Dame, die vor Kurzem aus Rußland zurückgekehrt ist," antwortete mir der redselige Wirth. „Sie streut mit vollen Händen das Geld aus; das Haus ist stets voller Gäste; es wird da getanzt, geschmaust und Karten gespielt; in diesen Tagen aber mischte sich die Polizei hinein und es kam zu ihr ein Commissär, um eine Sache zu untersuchen." — „Was ist das für eine Sache?"

Der Wirth blickte sich vorsichtig um. „Sehen Sie," fuhr er dann mit gedämpfter Stimme fort, „man erzählt sich, daß sie einen reichen russischen Herrn um all sein Geld, an die zweimalhunderttausend Francs, betrogen und den armen Kranken dann auf die Straße geworfen habe. Jetzt hält sie es mit einem Garde-Capitän; er ist ein stattlicher Mann, der bei mir so manches Glas Bier und Cidre verzehrt hat und hoch in der Kreide stand. Jetzt ist Alles getilgt, was ich niemals zu hoffen wagte. Während sie nun mit diesem ein lustiges Leben führte, genas jener russische Herr von seiner Krankheit, in die er verfallen war, und schleppte sich bis Paris. . . ." — „Nun, nun?" — „Von der Wirthin des Hôtels, wo er abgestiegen war, als er früher einmal Paris besuchte, erfuhr er ihre Adresse und begab sich zu ihr. Sie nahm ihn nicht an. Zwei Wochen bettelte der Aermste vor ihrer Thür um Einlaß; aber die Hartherzige ließ ihn nicht ein. Als ich das erfuhr, rief ich ihn herein und tractirte drei Mal den Armen, um Gottes Lohn, mit Kastanien und Bier. Nun, in diesen Tagen war wieder bei ihr ein großes Gelage; der arme russische Herr aber setzte sich, wie gewöhnlich, auf das Bänkchen vor der Pforte ihres Hauses hin. Plötzlich, sehe ich, öffnet sich das Fenster, mehrere junge Leute mit weinerhitzten Gesichtern, in ihrer Mitte die Dame des Hauses, stecken die Köpfe heraus und rufen: „Monsieur, Monsieur! wie hat man Sie nicht gemeldet, bitte gefälligst näher zu treten!" Er ging in's Haus und dann vernahm man Geschrei und Gelächter. In der Nacht wurde der russische Herr, völlig berauscht, auf die Straße gesetzt; am anderen Morgen aber kam der Polizei-Commissär zu ihr in's Haus. Die Leute erzählen sich, daß die lustige Gesellschaft den alten Verehrer ihrer Wirthin betrunken gemacht und ihn dazu veranlaßt habe, im Narren-Kostüm zu singen und russische Volkstänze zu tanzen. Er wußte am anderen Morgen nichts davon, aber einer aus der lustigen Gesellschaft verplapperte sich, und das veranlaßte die Polizei, Erkundigungen über diese Dame einzuziehen und nach dem Erwerb ihres Vermögens zu forschen. Auch der russische Herr wurde befragt, ob sie nicht ihn um sein Geld betrogen habe; aber der Narr leugnete Alles." — Was soll ich Ihnen noch erzählen? Und doch, eins bleibt mir noch übrig: ich war bei ihr; sie führte mich durch ihre prächtigen Zimmer, zeigte mir ihren Wintergarten, ihre luxuriöse Badeeinrichtung, kam auf Rußland zu sprechen und fragte mich nebenhin, ob ich nach Poltawa zurück wolle. Ich antwortete darauf nicht, sondern sagte: „Emerentia Karlowna! — wo ist mein armer Herr? wo haben Sie ihn gelassen?"

Sie wechſelte die Farbe. „Monſieur Dolski habe ich frei gegeben,“ ſagte ſie, „er wurde mir untreu und da verließ ich ihn; jetzt, glaube ich, hat er ſich ein Landgut in der Schweiz gekauft und treibt Landwirthſchaft.“ Wir waren allein; ich hielt es nicht länger aus und ſagte zu ihr auf ruſſiſch: „Emerentia Karlowna! um Gottes willen, haben Sie denn kein Herz? mein Herr iſt nicht in der Schweiz, ſondern hier in Paris und ſtirbt Hungers.“ — Sie ſah mich von der Seite an und lächelte. — «Tiens, mein Herz; wenn ich nicht das hier hätte und das und das,“ und dabei zeigte ſie zuerſt auf ihren Mund, dann auf die Stirn und endlich auf die Stelle, wo ihr Herz ſein mußte, wenn ſie eins hatte, „wenn ich nicht eſſen, leben und lieben müßte, könnte ich dich begreifen. Aber ſo — adieu! A propos! willſt du nicht eine Stelle als Lakai? Du biſt noch eben ſo hübſch, wie in Italien; ich will dich einer Freundin empfehlen, welche ein Chocoladen-Magazin auf dem Boulevard beſitzt. Denk' mal darüber nach!“ — „Aber mein Herr, mein armer Herr?!“ ſchrie ich, vor Schmerz und Wuth bebend, „für ihn haben Sie kein Mitleid? ſeine armen Kinder, Ihre früheren Zöglinge, Sſaſcha und Sſoſja, können Sie kaltblütig zu Bettlern machen?!“ — „Ha, ha, ha!“ lachte ſie aus vollem Halſe; dann ſtampfte ſie zornig mit dem Fuße und ſchrie: „Hinaus mit dir, Schlafmütze!“ — Da ſtürzte ich mich über ſie und weiß noch heute nicht, wie lange und warum ich ſie ſchlug. . . . Ich erinnere mich nur, daß auf ihr Hilfegeſchrei die Vorübergehenden ſtehen blieben, dann ein Fenſter klirrend eingeſtoßen und ich von einem handfeſten Bäckergeſellen gepackt wurde. Dann kamen Andere hinzu, man wand mir ein Stuhlbein aus der Hand und hob ſie vom Boden auf, die halbtodt dalag. Ich hatte ihr, womit weiß ich noch heute nicht, die dicke Flechte, auf welche ſie immer ſo ſtolz war, abgeſchnitten und ſie übel zugerichtet, ſo daß ſie in's Krankenhaus geſchafft werden mußte. Ich ſelbſt aber mußte in's Gefängniß wandern und hatte genug zu thun, um mich von der Anklage eines Mordverſuches zu reinigen. Ein halbes Jahr mußte ich im Gefängniſſe ſitzen. Endlich gelang es meinem Advocaten, mich frei zu machen. Es folgte nun eine traurige Zeit für mich, wo ich mit Bruder Schmalhans beſſer bekannt wurde, als mir lieb war. Hier gelang es meinem Herrn, der durch die Artikel in den Zeitungen auf mich aufmerkſam geworden war, mich aufzufinden. . . . Guter Gott! Wie ſah er aus! . . . Auf dem Leibe trug er ein zerriſſenes Camiſol und darüber eine alte Sammetjacke, kurz, wie bei einem Bajazzo, defecte Beinkleider und abgetretene löchrige Stiefel. Sein Bart war mehrere Wochen alt, ſein bereits ſtark ergrautes Haar hing ihm, ſeit vielen Tagen nicht gekämmt, auf die Schultern herab; er war im halben Rauſche. Ich war gerade von einem vergeblichen Gange, eine Stelle zu ſuchen, zurückgekehrt, als ich durch das Fenſter des Loches, worin ich hauſte, meinen Herrn ſtehen ſah. Ich konnte zuerſt vor freudigem Schreck kein Wort hervorbringen, dann ſchrie ich: „Gnädiger Herr, Arkadi Andrejitſch, ſind Sie es?!“ Und ich ergriff ſeine Hände, küßte ſie und weinte dabei wie ein dummer Junge. Er aber zog ſeine Hand fort und ſagte, ohne mich anzublicken: „Du, Lawruſchka, erniedrige dich nicht unnütz, wenn Du auch mein

Leibeigener geweſen biſt. Schaff mir lieber eine Herzſtärkung herbei, ich habe mich erkältet. Weißt du noch, wie ich in Wſeſwätſkoje zu rufen pflegte: Antoſchka, Paſchka, Lawruſchka! ei ihr Faulpelze, ſchafft mir Branntwein herbei! Du aber antworteteſt: Im Augenblick! und wie der Blitz war der Schnaps da. Thue auch jetzt ſo, Lawruſchka.“ — Ich lief nun auch wirklich, ſo ſchnell mich meine Füße tragen wollten und kaufte für meine letzten paar Sous den verlangten Schnaps. Was ſollte ich machen? — es war ja mein alter Herr! Nun, ich bewirthete ihn ſo; er aber ſagte: „Jetzt gieb mir Geld, Lawruſchka, ich habe keinen rothen Heller!“ — „Wo ſoll ich Geld hernehmen, Arkadi Andrejitſch? ich bin ſo arm wie eine Kirchenratte und ſauge ſelbſt an den Hungerpfoten. . . .“ — „Und dennoch mußt du mir Geld ſchaffen.“ Was ſollte ich machen? Ich nahm bei einem Bekannten vierzig Francs auf, ließ mir im Café Buffon, wo ich mich für ein Jahr engagirt hatte, ſechzig Francs als Vorſchuß geben und verſetzte noch meinen Frack. Aber das Geld hielt beim Herrn nicht lange vor. Nach zwei Monaten kam er wieder und ließ ſich ganz bei mir nieder. Er ſchrieb nach Rußland, wie er mir ſagte, nach Geld, aber ohne Erfolg; der Kinder gedachte er oft, weinte auch dabei, aber zurückkehren wollte er doch nicht. Eines Tages traf ihn einer ſeiner früheren Bekannten aus Poltawa, erbarmte ſich ſeiner und nahm ihn als Geſellſchafter zu ſich. Aber das dauerte nicht lange und mein Herr war wieder auf der Straße. Seither vergingen noch drei Jahre. Das Unglück ſuchte mich wieder heim; noch ehe ich die vorausgenommenen ſechzig Francs abgedient hatte, verfiel ich in eine ſchwere Krankheit. . . . Ich wurde in das Krankenhaus für Arbeiter geſchafft und mußte, als ich geneſen war, die Koſten meiner Krankheit mit Arbeit bezahlen. So arbeitete ich als Steinhauer auf der Villa der Baroneſſe Rothſchild, welche eine Nichte meiner jetzigen Herrſchaft iſt. Dort erkannte mich ein vornehmer junger Ruſſe, Fadei Sſergejewitſch Sſalamachin, und recommandirte mich zuerſt der Nichte und dann Rothſchilds ſelbſt als Lakai. Gottes Lohn ſei ihm dafür! In dieſer Stellung befinde ich mich noch heute. Meinem Herrn war das Schickſal nicht ſo gütig. Eines Tages vernahm ich, daß er ſich bei dem Beſitzer einer Thierbude als Gehilfe verdungen habe und mit Affen, Papageien und zahmen Bären herumziehe. Ich kriegte heraus, wo die Bude augenblicklich ſtand und ging hin. Richtig, da ſaß mein Herr, raſirt und ziemlich anſtändig gekleidet, am Eingange in die Bude und verkaufte Eintrittsbillete. «Prenez un billet, cher Lavrouchka», ſagte er, „die erſte Reihe koſtet einen Franc und zwanzig Centimes!“ — „Herr,“ ſagte ich, „Arkadi Andrejitſch, Sie ſehe ich hier! Denken Sie gar nicht mehr an Wſeſwätſkoje, an Ihre lieben Kinderchen?! Sie beſaßen einmal dreihundert Seelen und jetzt leben Sie mit Bajazzos zuſammen! Kehren Sie nach Haus zurück. . . .“ — „Du biſt ein Narr, Freund Lawruſcha,“ ſagte er, „im Vaterlande erleb' ich nur Schande, beim Feuerfreſſer, da geht es mir beſſer — prrr!“ Damals ſprach er ſchon immer in Reimen, wie im Theater, und brachte die Leute damit zum Lachen. Gott im Himmel! dachte ich, was aus einem Menſchen nicht werden kann! — Um dieſe Zeit fing es mir

an noch beſſer zu gehen. Sſalamachin hatte dem Baron von meiner Geſchichte mit jener ſchändlichen Betrügerin erzählt und mein neuer Herr lobte mich, nannte mich «vrai Kosak» und verdoppelte meine Gage. Mit ihm machte ich dann eine Reiſe nach London, wobei ich mehrere kleine, aber ſchwere Säcke ſchleppen mußte; nachher erwies es ſich, daß es Gold und Papiergeld war. Der Haupt-Buchhalter des Barons, ein Deutſcher, iſt mir beſonders gewogen, und jetzt ſpeiſe ich ſchon mit den Herren aus dem Comptoir an einem Tiſche. Nicht ſelten treffe ich auch mit Landsleuten zuſammen, und wenn wir eine Kunde aus der Heimath erhalten, ſei es aus der Zeitung oder von einem friſchangekommenen Landsmann, da iſt es uns, als würde an die Glocke Iwans des Großen geſchlagen und unſere Herzen erzittern und die Augen werden feucht.

Er ſchwieg und es entſtand eine Pauſe. Es fing an zu dunkeln.

— Wo iſt jetzt Ihr geweſener Herr?

— Er ſitzt im Schuldthurm . . . es iſt mir traurig, das zu geſtehen! Man hat ihn wegen einer unbedeutenden Schuld eingeſperrt. Beim Thierbuden-beſitzer hat er ſich in ein Frauenzimmer der Truppe vergafft, für ſie Putz und Staat auf Borg genommen und muß jetzt die Schuld abſitzen.

— Wird ihn niemand auskaufen?

— Ich wäre der erſte dazu, aber was hilft es? über kurz oder lang ſitzt er wieder drin. Er iſt ganz und gar verlumpt und ſcheut jede Arbeit. Ach, wenn man ihn nach Rußland ſchaffen könnte! Ich habe keine Ruhe vor ihm; er ſchreibt mir einen Brief um den anderen, ich ſoll ihm Geld ſchaffen. Wenn er mich nur nicht wieder als Leibeigenen zu ſich fordert!

— Dazu hat er kein Recht, es widerſtreitet den hieſigen Geſetzen.

— Gleichviel, ich bin nun einmal ſein Leibeigener. Wenn ihn doch ſeine Kinder von hier fortſchafften!

Ich ſchrieb mir die Adreſſe ſeiner Kinder auf und verſprach ihm, ſie von der Lage ihres Vaters in Kenntniß zu ſetzen, ſobald ich nach Rußland gekommen ſei.

Wir erhoben uns.

— Nun, wie denken Sie, Lawrenti Danilitſch, Ihre Zukunft zu geſtalten? — fragte ich.

— Ich werde noch einige Jahre dem Baron dienen; jetzt kann ich aus der Gage und den Commiſſionsgeldern ſchon ein hübſches Sümmchen zurücklegen. Mit der Zeit werde ich ſo viel erſparen, um ein eigenes kleines Geſchäft zu eröffnen, ſei es einen Kramladen oder dergleichen. . . . Nachher heirathe ich. . . . Es zieht mich mit aller Gewalt nach Poltawa . . . aber ich wage es nicht . . . fürchte zu ſehr das Geſetz. . . . Ach, wenn unſer Wſeſwätſkoje noch in den Händen meines Herrn wäre, ich glaube, ich glaube, ich würde augenblicklich zurückkehren. Was liegt mir an dieſer Livrée, was an der Freiheit! Man kommt hier zu keiner Behaglichkeit. Nun, wer weiß, ob ich nicht bald per Etappe in die Heimath geſchafft werde! . . .

Ich ſuchte ihm dieſe ſonderbare Furcht auszureden und ſagte ihm, daß Paris ihn eben ſo gut wie das Poltawaſche Gouvernement ſchützen werde, es komme nur darauf an, daß er ſelbſt ehrlich ſeine Pflicht erfülle und keinen Anlaß zur Klage gebe.

— Ach, Herr, es will mir auf die Dauer hier gar nicht behagen! 's iſt doch nicht die Heimath! . . . Zwölf Jahre habe ich die Steppe nicht mehr geſehen!

Eine ſolche Anſchauung machte mich ſtaunen. Daheim ſetzte man Alles in Bewegung, um die Leibeigenſchaft aufzuheben, und er jammerte darüber, daß ſein Herr nicht mehr der Beſitzer von Wſeſwätſkoje und ſein Gebieter ſei, ſondern im Pariſer Schuldthurme ſitze.

Das iſt ſo ein Stück vom alten Rußland! dachte ich.

Am Tage meiner Abreiſe aus Paris kam Lawrenti Danilowitſch Blinſchenko, oder mit anderem Namen Monſieur Laurent, zu mir, um mir das Geleit zu geben; er ſchnürte meine Koffer zu, beſorgte für mich kleine Einkäufe, wichſte mir mit der einem ruſſiſchen Diener eigenen Gewandtheit die Stiefel und ſagte, von der Anſtrengung außer Athem:

— Ach, Herr! Man verſteht hier nicht einmal das Leder ſo zu gerben wie bei uns. Was giebt es hier für Stiefel! haſt du ſie einen Monat getragen, ſo gehen ſie aus einander, wie aus Papier gemacht. Bei uns in Poltawa aber verfertigte der Schuſter Korſch meinem Herrn Stiefel; glauben Sie mir: ſieben Monate hielten ſie vor, ohne gebeſſert zu werden; es war der reine Ueberfluß, ſie zu wichſen. . . . Hätte ich nur die Zuſicherung, daß ich nicht in irgend ein anderes Dorf verſetzt werde, ich wollte ſofort in die Heimath zurück und wäre froh, meinem Herrn zu dienen. Wenn nur der Napoleon uns Läuflinge nicht alleſammt aufpackt und per Convoi nach Rußland ſchickt!

Lawrenti verſank in Nachdenken. In dieſem Augenblicke ließen ſich draußen auf der Straße die munteren Marſchklänge eines vorüberziehenden Soldatentrupps vernehmen. Wir liefen zum Fenſter. Im Geſchwindſchritt zog ein Bataillon Garde-Zuaven vorüber. Ein Haufe Blauſenmänner, Kinder und Stutzer drängte ſich nach. Es war ein Feſttag. Ueberall erblickte man geputzte Spaziergänger; ungeheure Omnibuſſe rollten mit ihrer lebendigen Fracht den Thoren der Stadt zu, um ſie in den Vergnügungsgärten außerhalb der Stadt abzuſetzen. Ich blickte Lawrenti in das nachdenkliche und kummervolle Geſicht.

— Kommen Sie mit mir nach Rußland! ſagte ich.

— Nein, ich wage es nicht, und dann thut es mir auch um den Herrn leid; was ſollte ich der alten Herrin, ſeiner Mutter, ſagen, wenn ich ohne ihn heimkehrte? Ich will gleich zu ihm, um ihm etwas Geld zu Tabak zu geben.

Und er zeigte mir ein Zehnfrancsſtück.

— Sie kennen jetzt meine Adreſſe; ſchreiben Sie mir nach Rußland, — ſagte ich zu ihm.

Er ſchwieg wieder.

— Wenn Sie uns Land gäben, ſo würde ich wohl früher zurückkehren.

Meine Mutter lebt nicht mehr; ich habe nur noch eine Tante und auch die iſt ſammt dem Gute verkauft worden. Ach, wenn doch der Herr wieder Wſeſwätſtoje übernähme, — keinen Augenblick wollte ich mich beſinnen! Armer, armer Herr! . . . Ich muß ihm heute auch Wäſche ſchaffen. Weiß aber auch der Teufel — entſchuldigen Sie — was das für ein Menſch iſt! Er thut nichts weiter als faulenzen!

Lawrenti machte mit der Hand eine abwehrende Bewegung und ſprach kein Wort mehr.

Dann ſtand er auf, verabſchiedete ſich und verſprach mir zu ſchreiben. Ich wartete, bis er die Treppe hinuntergegangen war und beugte mich dann aus dem Fenſter, um ihn weggehen zu ſehen. Bald darauf erſchien er dann auch in der Livrée Baron Rothſchilds, die er offenbar, bevor er ſeinen Beſuch bei mir machte, unten beim Portier gelaſſen hatte. Er knüpfte gewandt die goldenen Wappenknöpfe ſeines himmelblauen Rockes mit dem himbeerfarbenen Kragen zu, rückte den glänzenden, mit einer Cocarde geſchmückten Cylinder unternehmend auf die Seite und zog ein Paar ſchneeweißer Handſchuhe an; dann nahm er eine der mir bekannten duftenden „Bajaderas“ aus ſeinem feinen Cigarrenetui, brannte ſie an der Cigarre eines alten Oberſten an, wofür er mit einem leichten Kopfnicken dankte und ſchritt dann, die Hände in den Taſchen, mit ſtolzer Grazie durch die Fluth geputzter Flaneurs jeden Alters und jeder Nationalität dahin. Wo waren jetzt die Gedanken des genügſamen Lawruſchka? In Wſeſwätſkoje, in Poltawa oder im Schuldthurm? — —

Ich war ſchon zwei Monate in Rußland und nach den Strapazen und Aufregungen der Reiſe that meinen Nerven die friedliche Einſamkeit des Landlebens unendlich wohl. — Es war der Herbſt des Jahres 1860. In der Heimath fand ich Alles beim Alten; nur hatte ſich die freudigbange Erwartung des großen kommenden Ereigniſſes auf allen Geſichtern geſteigert. Mein Nachbar, der Pope, fuhr eines Tages zur Stadt und brachte Zeitungen für mich von der Poſt mit. Unter dem Haufen derſelben fiel mein Auge auf einen Brief, der eine ausländiſche Poſtmarke trug; ein weiterer Blick belehrte mich, daß es eine franzöſiſche Marke war. Ich erbrach ihn: der Brief kam von Lawrenti Blinſchenko aus Paris.

Der Inhalt lautete folgendermaßen:

„Gnädiger Herr, Alexander Sergejewitſch! Es hat Gott gefalen, unſern Herrn Arkadi Andrejitſch Dolski in der Scharitch der heiligen Magdalene, am zwelften Auguſt dieſes Jares 1860 zu ſich zu nemen. Sein Leben war, bei Lebzeiten ſehr jammervohl; und ſo auch ſein Toht. Ich beärdigte ihn auf meine Koſten; dahrauf, wie auch auf ſeine Flege ging mein letztes Geld darauf. Wenn ich von ſeinem letzten Ende erzelen ſoll, ſo kann ich nicht, denn ich habe keine Kraft nicht dazu und er ſtarb wie ein armer Bettler. Aber Gott wird mir dafihr nicht ferlaſſen. Raten Sie mir doch, waß ich anfangen ſoll. Weil ich ſo oft ſeinetwegen von Hauſe vort war, das ich nicht meinen Dinſt verſah, ſagte mir mein Herr, der Baron auf, — denn der Portier, welcher eine Trebbe niedriger

wie ich wohnte, verſchwärzte mich und wohnt jetzt in mein Zimmer. Ich bin jetzt wider vaßt ohne ein Stük Broth. Sind Sie vieleicht ſo gut und ſchreiben an meine Herrſchaften Sofja und Alikſander Arkadjewitſch; daß ſie mir Reiſegelt ſchicken und ich will wieder zu ſie und es abdihnen in meinem Vahterland Ruslaud. Als ſie noch gans klein wahren, hab ich ſie auf den Armen getragen; und jetzt will ich ſie wieder dihnen und wenn ſie mir nur ein bisgen Land geben, wie man jetzt in die Zeithungen list. Erinern Sie Ihnen, das ich Sie auf den Schoos gewiegt habe und das Alikſander Arkadjitſch mier einmahl aus Spas die Hare verbraute. . . . Eure Hochwolgebohren ergebenster Diner Laurent. — Septembre 9. 1860. Paris."

Nachdem ich mir die Adreſſe der Mutter des verſtorbenen Dolski verſchafft hatte, ſchrieb ich an ſie und theilte ihr das Anliegen Lawrentis mit. Statt ihrer antwortete mir die Frau eines Majors Skräbin, daß die alte Dolski todt ſei, ihre beiden Enkel aber in großer Dürftigkeit lebten; Alexander habe in der Armee gedient, dann ſeinen Abſchied genommen, ſich dem Trunke ergeben und bekleide jetzt die beſcheidene Stelle eines Acciſeaufſehers in Rjäſan; ſeine Schweſter aber, welche an einen armen Edelmann Gorſchkow verheirathet geweſen, ſei jetzt verwittwet und lebe in Kaluga bei einer Freundin, welche ſie aus Mitleid bei ſich behalte. Ich ſchrieb nun im Januar an Frau von Gorſchkow und erhielt erſt im April einen Brief, der offenbar von der kalligraphiſchen und ſicheren Hand eines Regimentsſchreibers geſchrieben war, welcher gewohnt war, Bittſchriften für Soldatenwittwen und Liebesbriefe für Dienſtmägde aufzuſetzen. Unterzeichnet war der Brief in entſetzlichen, faſt unleſerlichen Krakelfüßen von der Tochter des unlängſt im Krankenhauſe St. Madeleine zu Paris verſtorbenen Edelmanns Dolski, des einſtigen Beſitzers eines ſchönen Landgutes und Gebieters über dreihundert Seelen. . . . Gerechter Gott! Welcher Ausgang einer reichen und angeſehenen Familie! . . .

Der Brief lautete:

„Hochgeehrter Herr! Edler Wohlthäter und großmüthiger Beſchützer! Ew. Hochwohlgeboren war es gefällig nach Ihrer Rückkehr aus Paris uns von dem Tode unſeres geliebten Vaters zu benachrichten, aber haben unterlaſſen, uns Näheres über unſeren Leibeigenen Lawruſchka Blinſchenko zu melden. Wir haben nun die Ehre, obgleich wir Ew. Excellenz perſöhnlich zu kennen nicht das Vergnügen haben, vom 16. Januar laufenden Jahres folgendes unterthänigſt zu unterbreiten. Jetzt, nachdem das Allerhöchſte Geſetz über die Bauern und Leibeigenen herausgekommen iſt, muß uns unſer entlaufener Knecht und Leibeigener Lawruſchka noch zwei volle Jahre dienen oder uns Obrok zahlen, wobei er auch für die verfloſſenen zwölf Jahre nachzuzahlen hat, was aus dem Allerhöchſten Geſetz klar hervorgeht. Auf Grund weſſen wir daher Ew. hohe Excellenz unterthänigſt bitten und petitioniren: obengenannten entlaufenen und paßloſen Vagabunden, Lawrenti Danilow, Sohn des Blinſchenko, aus der Stadt Paris, der Hauptſtadt des franzöſiſchen Königreichs in Frankreich, per Etappe nach Rußs-

land, in die Stadt Kaluga und das Haus der Ehrenbürgerin Streschniwaja zu schaffen und abzuliefern. Wenn er dann per Etappe in unsere Hände überliefert ist, so soll er uns für die zwölf Jahre Obrok zahlen, noch zwei Jahre dienen oder Alles mit Geld ablösen, wogegen wir ihm dann den Freibrief einhändigen wollen. Wir bitten nun ganz unterthänigst Ew. hohe Excellenz, uns in dieser unserer guten Sache nicht zu verlassen und uns mitzutheilen, an welchen Botschafter oder Ambassadör wir uns zu wenden haben, um seine, des oben genannten entlaufenen paßlosen Leibeigenen Lawrenti Danilo Blinschenko, Auslieferung von Franzosen oder Italienern zu fordern, sowie auch, von wem in dieser Zeit selbiger Leibeigene verhehlt und verborgen worden ist, damit wir solche zur gesetzlichen Strafe ziehen können. Ihm aber versprechen wir unsere Gnade und Vergebung. Seine Tante und der Mann seiner Schwester sind auch gestorben, was wir ihm zu melden bitten. — Noch einmal wenden wir uns unterthänigst und ergebungsvoll an Ew. Gnaden und bitten Ew. hohe Excellenz, uns zu sagen, ob Sie eine Frau und Kinder oder eine Mutter oder Tante haben, damit wir wissen, für wen wir Gott bitten sollen. Sollten Sie aber in Ihrer Umgebung eine Stelle für mich oder meinen Bruder finden, so wollten wir Sie auch dafür in unser Gebet einschließen. — Am 10. April 1861." Darunter stand von ihrer eigenen Hand: „Sofja Gorschkowa".

Dem Briefe war ein Postscriptum hinzugefügt: „Bei uns, in Kaluga, lebt Schamil. Haben Sie nicht bei seiner Gefangennehmung mitgewirkt? Wir lasen dabei Ihren Nahmen. Helfen Sie uns auch in unserer Angelegenheit mit Lawruschka!" *)

Nachdem ich von dieser denkwürdigen Epistel eine Abschrift genommen, schickte ich das Original nach Paris und erhielt von Laurent umgehend einen überaus frohen Brief. Er theilte mir mit, daß die Intriguen seines Neiders und Verleumders, jenes Portiers, elend gescheitert seien und er, Laurent, das frühere Wohlwollen seines Herrn, des Barons Rothschild, und des ältesten Buchhalters in einem höheren Grade als zuvor besitze. Der Baron habe ihm sogar die Stelle eines Verwalters auf einem seiner Güter versprochen. Augenblicklich sei er im Begriff, mit seiner Herrschaft nach Turin zu der Schwester der Baronin zu reisen, wo er hoffe, Garibaldi zu sehen. Aus Turin wolle er sich einen Urlaub von einigen Tagen erbitten, um zu den Gebeinen des heiligen Wunderthäters Mikola in der Stadt Bari im Neapolitanischen zu wallfahren; nachher — „was Gott giebt". . . .

Seine neue Adresse hat mir Monsieur Laurent nicht aufgegeben, so daß ich leider von seinen weiteren Schicksalen nichts zu berichten weiß.

*) Ich vernahm hier zum ersten Mal, daß ein Namensvetter von mir sich bei einem so verdienstvollen Werke ausgezeichnet habe.

Wassilij Wassiljewitsch Wereschtschagin.

Von Oberlehrer **A. N. Feodorow** in Reval.

Die im Laufe der Jahre 1880—1882 in Paris, Wien, Berlin, Dresden, Hamburg, Brüssel und Pest veranstalteten Ausstellungen der Bilder Wereschtschagins haben diesem großen russischen Schlachtenmaler zu einem Ruhme verholfen, wie er wohl wenigen Künstlern je zu Theil geworden, und sich eines Besuches erfreut, der geradezu einzig in der Kunstwelt dasteht. Nach vielen Tausenden zählte an jedem Orte die Menge der Besuchenden, und Hunderte und aber Hunderte von Berichten und Aufsätzen über den genialen Künstler füllten die Spalten der bedeutendsten europäischen Blätter. Und in demselben Grade, wie die Masse des Publicums, durch den Reiz der Neuheit des dargestellten Stoffes gefesselt, den Meister bewunderte, haben auch die Künstler und Kunstverständigen seine eigenartige Auffassung, seine lebendige Darstellung und seine brillante Technik rühmend anerkannt. Wereschtschagin, jetzt in der Blüthe seiner Jahre und seines künstlerischen Könnens stehend, ist eine durch und durch geniale Natur, der unbestreitbar das hohe Verdienst zukommt, das Gebiet der Kunst mit einer Fülle neuer, im höchsten Grade interessanter und ergreifender Motive bereichert zu haben, — Motive, die mit einer solchen Kühnheit in der Auswahl und einer solchen Virtuosität in der Ausführung bis dahin von keinem Künstler dargestellt worden sind. In seinem Entwickelungsgange steht er eben so einzig da, wie in den Bahnen, die seine Thätigkeit eingeschlagen, ob freilich zum Besten der Kunst, ist eine Frage, deren Lösung erst Sache der Zukunft sein kann. Diese Eigenart Wereschtschagins ist denn auch der Hauptgrund seiner colossalen Erfolge, wie auch andererseits der vielen gegen ihn gerichteten Angriffe. Im Laufe des letzten Decenniums ist viel über ihn geschrieben und seine Lebensgeschichte nicht nur in russischen, sondern auch in französischen, deutschen, englischen und amerikanischen Zeitschriften und Blättern vielfach behandelt worden. Doch leiden alle diese Arbeiten an mehr oder weniger bedeutenden Mängeln, da es den Verfassern derselben nicht immer möglich war, über genügendes und authentisches Material zu verfügen. Erst die im Jahre 1883 erschienene, in der bei der St. Petersburger Akademie der Künste herausgegebenen Zeitschrift «Вѣстникъ изящныхъ искусствъ» gedruckte Arbeit des bekannten

russischen Kunstkritikers Stassow bietet eine vollständige und in jeder Hinsicht befriedigende Darstellung des Lebens und der künstlerischen Thätigkeit Wereschtschagins. Sehr lebendig und geistreich geschrieben, hat diese Arbeit vor allen übrigen den unschätzbaren Vorzug einer vollkommenen Glaubwürdigkeit des benutzten Materials, da der Verfasser in nahen persönlichen Beziehungen zu Wereschtschagin steht. Dieser Aufsatz ist es hauptsächlich, der für die vorliegende Skizze mir als Grundlage gedient hat. Im vollen Bewußtsein der großen Schwierigkeit, wenn nicht gar Unmöglichkeit, einen noch lebenden Künstler, dessen Thätigkeit erst kürzlich ihren Höhepunkt erreicht hat, eingehend zu beurtheilen und vollkommen zu verstehen, will ich in den folgenden Zeilen nur das Wesentlichste aus seinem Lebensgange erzählen, die bedeutendsten seiner Bilder und deren Geschichte schildern und das Wesen und die Richtung seiner Kunst andeuten, so weit es ein unparteiischer und vorurtheilsfreier Kunstfreund aus seinen Werken herauslesen kann.

Wassilij Wassiljewitsch Wereschtschagin wurde am 14. October 1842 in der Stadt Tscherepowez, im Gouvernement Nowgorod, geboren. Sein Vater war ein ziemlich reicher Gutsherr, Besitzer eines großen Dorfes an der Schecksna, im Nowgorodschen. Obgleich der kleine Wasja schon in frühester Kindheit große Lust und ein entschiedenes Talent zum Zeichnen an den Tag legte, dachten seine Eltern doch keineswegs daran, ihn Künstler werden zu lassen; schon in seinem siebenten Jahre wurde er in das Alexander-Corps für Minderjährige, damals in Zarskoje-Sselo, und im eilften Jahre in's Seecorps abgegeben, wo schon ein älterer Bruder von ihm sich befand und später die zwei übrigen Brüder eintraten. Während seines siebenjährigen Aufenthaltes in der genannten Lehranstalt leistete Wereschtschagin Tüchtiges im Lernen und gehörte immer zu den besten Schülern; doch wurde auch die Lieblingsbeschäftigung seiner Kindheit, das Zeichnen, so weit es die Zeit erlaubte, mit dem größten Eifer fortgesetzt. Es konnte nicht fehlen, daß sein bedeutendes Talent bald die Aufmerksamkeit von Sachverständigen auf sich zog, die ihn anzuregen und ihm die Möglichkeit zu einer geregelteren und erfolgreicheren Ausbildung desselben zu verschaffen suchten. So sehen wir ihn im Jahre 1858, 16 Jahre alt, die zur Akademie der Künste vorbereitende Zeichenschule besuchen. Der Entschluß, sich ganz der Kunst zu widmen, war in ihm allmählich zur vollen Reife gelangt, und als er 1860 nach glänzender Absolvirung des Cursus aus dem Seecorps entlassen worden war, nahm er sofort seinen Abschied, freilich zu großer Unzufriedenheit seiner Eltern. Die Mutter nannte seinen Entschluß eine wahnsinnige Idee und der Vater weigerte sich sogar, ihn mit Geld zu unterstützen. „Das Zeichnen wird dir doch kein Brod erwerben und wird dich nicht in die Salons einführen", sprachen Beide. Doch Wereschtschagin blieb standhaft. Von der Akademie der Künste wurde ihm ein Stipendium von 200 Rbl. für zwei Jahre zugesagt, und im Herbst 1860 finden wir ihn schon als Schüler der Akademie, unter Leitung der Professoren Markow und Beidemann auf's Eifrigste arbeitend und fleißig Studien nach der Natur zeichnend. Im Anfange des Jahres 1861 machte er es möglich, eine Reise in's

Ausland, und zwar nach Frankreich, zu unternehmen, von der er reich an neuen Eindrücken und Anregungen zurückkehrte. Zum erſten Male verſuchte Wereſchtſchagin ſeine Kräfte an einer größeren Arbeit, als von der Akademie eine Preisaufgabe: „Odyſſeus ermordet die Freier der Penelope“ gegeben worden war. Er arbeitete eine längere Zeit an dieſem Thema, hatte eine recht hübſche Skizze entworfen und führte ſie in einem großen Carton aus. Doch konnte er, obgleich die Skizze mit der zweiten ſilbernen Medaille prämiirt worden war, auf die Dauer dem claſſiſchen Stoffe kein Intereſſe abgewinnen und vernichtete endlich den Carton, um, wie er ſagte, „ſicher nie wieder zu dieſem Unſinn zurückzukehren“. Von dieſem Moment an hatte der künftige große Realiſt auf immer mit dem Claſſicismus gebrochen, um ſeinen eigenen Weg zu wandeln. Das eingehendſte Studium der Natur ward zu ſeiner Lieblingsbeſchäftigung, und neben dem Zeichnen nach Gypsabgüſſen und nach dem lebenden Modell in der Akademie ſehen wir ihn jeden freien Augenblick benutzen, um bald auf der Straße Typen und Scenen zu ſkizziren, bald zu Hauſe das Geſehene aus dem Gedächtniß zu zeichnen. Beſonders bezeichnend für das Eigenartige ſeiner Richtung iſt der Umſtand, daß er weder damals, noch auch jemals ſpäter irgend ein Gemälde copirt hatte und eine ganze Reihe von Jahren hindurch ſich nicht entſchließen konnte, zu Farben zu greifen. Unermüdlich nach neuen Motiven und Anregungen ſuchend, kam er endlich im Jahre 1863 auf die Idee, nach dem Kaukaſus zu reiſen: dort hoffte er eine reiche Ausbeute an intereſſanten Stoffen, eine Fülle von Arbeit für ſeinen Stift zu finden. Trotz großer Schwierigkeiten in Bezug auf die Geldmittel gelang es ihm dieſen Plan auszuführen. In Tiflis in einem Hauſe mit dem Profeſſor Lagorio, mit dem er noch in St. Petersburg bekannt geworden war, wohnend und mit einer Menge von Zeichenſtunden belaſtet, arbeitete er etwa ein Jahr lang mit dem beharrlichſten Fleiße, Alles ſkizzirend, was das Volksleben, die Thierwelt, die landſchaftliche Umgebung Maleriſches und Intereſſantes bieten konnte. In pecuniärer Hinſicht war er nun geſichert, zudem da ihm der Vater wider Erwarten eine bedeutende Unterſtützung zukommen ließ, und ſo konnte Wereſchtſchagin im folgenden Jahre, 1864, an die Ausführung eines neuen Planes, eines längeren Aufenthaltes in Paris, denken. Er wollte dort einerſeits das im Kaukaſus geſammelte Material für eine künſtleriſch-ethnographiſche Publication verwerthen, andererſeits ſeine Studien fortſetzen, und zwar bei Gerôme, der ihn wahrſcheinlich durch ſeine Bilder aus dem Leben des Orients anzog. Die erſtere Abſicht kam nicht zur Ausführung, wohl aber gelang es ihm, in Gerômes Atelier aufgenommen zu werden, wo er im Laufe des Winters 1864—1865 arbeitete. Doch blieb er auch hier ſeiner Eigenart treu und keine Vorſtellungen Gerômes konnten ihn bewegen, nach alten Meiſtern zu zeichnen oder zu malen. Im Großen und Ganzen ſcheint er überhaupt von dieſem Aufenthalte in Paris wenig befriedigt geweſen zu ſein; im Jahre 1865 ſehen wir ihn wieder im Kaukaſus die begonnenen Studien fortſetzen. Doch dauerte der diesmalige Aufenthalt hier nur wenige Monate und zum Winter 1865 ſehen wir Wereſchtſchagin wieder in Paris.

Gerôme und Bida waren entzückt von ſeinen Zeichnungen und der Letztere äußerte ihm gegenüber wiederholt: „Keiner zeichnet ſo, wie Sie!“ Noch vor dem Ende des Jahres hatte Wereſchtſchagin mit Benutzung ſeiner kaukaſiſchen Skizzen zwei ſehr gelungene große Zeichnungen ausgeführt: „Duchoborzen (eine ruſſiſche religiöſe Secte) im Gebet“ und „eine religiöſe Proceſſion in Schuſcha (Gouv. Jeliſſawetpol)“. Die erſtere war 1866 in Paris ausgeſtellt, aber leider ſo ungünſtig placirt, daß die beſten Schönheiten und Feinheiten der Zeichnung verloren gingen; im Jahre 1867 befanden ſich beide auf der akademiſchen Ausſtellung in St. Petersburg und ſind gegenwärtig im Privatbeſitze, die erſtere bei Shemtſchuſhnikow, die letztere bei Tretjakow. Seltſamer Weiſe auf der St. Petersburger Ausſtellung wenig beachtet, bilden dieſe beiden Zeichnungen einen wichtigen Wendepunkt im künſtleriſchen Streben Wereſchtſchagins: es ſind die erſten Verſuche, das im Laufe der letzten Jahre geſammelte rohe Material künſtleriſch zu verwerthen, es zu bedeutenderen ſelbſtändigen Compoſitionen zu verarbeiten. Sie ſind in hohem Grade intereſſant, indem ſie gewiſſermaßen ſchon das Programm ſeiner künftigen künſtleriſchen Thätigkeit andeuten; wir ſehen hier ſchon Wereſchtſchagins ſpätere Grundidee, die Leiden der namenloſen Volksmaſſe; wir ſehen hier ſeine lebenswahre, derb realiſtiſche, ſelbſt bis zum craſſeſten Naturalismus geſteigerte Auffaſſung, die vor den grauſigſten Motiven nicht zurückſchreckt, wie es die Schaar der muſelmänniſchen Fanatiker, mit Säbelwunden an Köpfen und Körpern und mit Pfeilen in den Wangen beweiſt; wir ſehen hier endlich ſeine vorzügliche Technik, freilich nur erſt in der Führung des Stiftes. Den ganzen Winter 1865 bis 1866 verlebte Wereſchtſchagin wieder in Paris, ſtill und zurückgezogen, nur ſeinen Arbeiten lebend. Von ſeiner Ausdauer und ſeinem Fleiße zeugt die Notiz in einem ſeiner ſpäteren Briefe an Staſſow, er habe während dieſer Zeit ſechszehn Stunden täglich gearbeitet. Den Sommer 1866 verbrachte er in der Heimath, auf dem Gute ſeines Vaters und machte hier Studien zu einem beabſichtigten größeren Bilde „Burlaki“ (Barkenzieher); das Bild iſt aber unvollendet geblieben. Im Laufe des Winters 1866 und 1867 ſehen wir ihn nochmals in Paris, bei Gerôme ſtudirend; hierauf faßt er den Plan, nach Turkeſtan zu ziehen. Hiermit ſchließt die erſte Periode ſeiner künſtleriſchen Thätigkeit, die ſeiner Lehrjahre; von nun an bildet ſich der 25jährige Wereſchtſchagin in kürzeſter Zeit zum Meiſter aus. Freilich dachte er damals, 1867, als er, um neue Stoffe und Anregungen zu ſuchen, nach Turkeſtan zu gehen beſchloß, nicht im Geringſten daran, welches weite und reiche Gebiet ſich ſeiner Thätigkeit erſchließen werde, dachte nicht daran, daß es ihm beſchieden ſei, ſtatt friedlicher Scenen aus dem Volksleben, Typen und Landſchaften, erſchütternde Kriegsbilder mit allen ihren Schrecken zu malen.

Nachdem er glücklich alle Beſchwerden der Reiſe von Orenburg bis Taſchkent überwunden, verlebte er den Winter an letzterem Orte und unternahm im April 1868 eine weitere Reiſe durch das Gebiet von Turkeſtan. Da plötzlich verbreitete ſich das Gerücht von dem bevorſtehenden Kriege. „Ich war ſchon,“

so schreibt Wereschtschagin selbst 1873 für die «Tour du monde», „einige Tage in Buka (ein großes Kirgisendorf, etwa in der Mitte des Weges von Taschkent nach Chodjent), als ich plötzlich aus einem eben erhaltenen Briefe erfuhr, daß Rußland sich zu einem Feldzuge gegen Buchara rüste und daß die Avantgarde unserer Truppen schon ausgerückt sei. Bis dahin hatte ich mich ganz friedlichen Beschäftigungen hingegeben, erfreute mich an der Natur, spazierte, forschte, schrieb, zeichnete. Krieg! und in solcher Nähe von mir, im Herzen Mittelasiens! In mir regte sich der Wunsch, das Gewühl der Schlachten in der Nähe zu sehen und sofort verließ ich das Dorf Buka, wo ich viel länger zu verweilen gedachte. . . Die Gerüchte vom Kriege hatten sich schon im Lande verbreitet, und ich merkte das bald an dem Benehmen der Bewohner von Buka mir gegenüber. Sobald ich nur mein Haus verließ, sah ich schon drohende Blicke. Erwacht war plötzlich alles Mißtrauen des Muselmannes wider den Christen, des Besiegten wider den Sieger. Dieselben Menschen, die bis dahin ohne allen Anstand mit ihren Fingern nach meinem Pillaw langten und keine Gelegenheit vorbeiließen, mit mir Thee zu trinken, gaben sich jetzt den Anschein, als bemerkten sie mich nicht und beantworteten nicht meinen Gruß. Alles an ihnen schien zu sagen: Du Christ! unser Bauch nahm wohl Bewirthungen vom Kafir an, aber das geschah nicht aus Freundschaft, sondern eher aus Mitleid zu dir, du Hund!“ — Sofort machte sich Wereschtschagin auf den Weg nach Samarkand, doch gelang es ihm nicht, dasselbe, wie er sehnlichst wünschte, noch vor der Einnahme durch die russischen Truppen zu erreichen. Einen Tag vor seiner Ankunft, am 2. Mai, waren die Truppen ohne Kampf dort eingezogen. Die Stadt machte auf ihn einen überwältigenden Eindruck. „Auf der Höhe eines Hügels angekommen,“ schreibt er im oben citirten Berichte, „blieb ich geblendet, von Erstaunen und Entzücken bewältigt, stehen. Samarkand lag unter mir, im Grün versteckt. Ueber seinen Gärten und Häusern erhoben sich alte gigantische Moscheen, und ich, aus weiter Ferne hergekommen, bereitete mich vor, die einst prächtige Stadt, die Residenz Tamerlans, zu betreten.“ Man kann sich vorstellen, mit welchem rastlosen Eifer Wereschtschagin hier, sowohl in der Stadt, als auch in deren Umgebungen, zu arbeiten begann, ohne auf die wohlgemeinten und durchaus begründeten Warnungen, die Stadt nicht ohne Bedeckung zu verlassen, auch nur im Geringsten zu achten. Doch sollte er bald auch den Krieg sehen, ja mehr noch, selbst mitkämpfen. Der General Kauffmann war mit dem Haupttheile der Truppen aus Samarkand fortgezogen, nachdem er daselbst eine Garnison von nur 500 Mann, sowie mehrere Hunderte von Kranken und Verwundeten zurückgelassen hatte. Da plötzlich wurde Samarkand von vielen Tausenden Usbeken überfallen und unter unausgesetzten Angriffen acht Tage lang belagert, bis endlich Kauffmann benachrichtigt werden und zu Hilfe eilen konnte. Wereschtschagin gehörte mit zu den heldenmüthigsten Vertheidigern. Ohne im Laufe der acht Tage und Nächte die Festungswerke zu verlassen, nur auf Augenblicke Ruhe findend, war er überall, wo die größte Gefahr drohte, immer einer der Ersten, sowohl auf der Mauer,

als auch bei Ausfällen, häufig in Todesgefahr, einmal ſogar von einer Schaar Feinde fortgeſchleppt und mit Mühe und Noth durch einen Trupp nacheilender ruſſiſcher Soldaten gerettet. Selbſt während der wenigen kurzen Unterbrechungen des Kampfes war er nicht müßig und arbeitete mit den Soldaten an der Wegſchaffung der Leichname. Allein durch ſein Verdienſt wurde bei einem Angriff der Feinde eine Kanone gerettet. Die Soldaten ſprachen geradezu, daß ohne ihn, der ſelbſt überall voran war und Alle mit ſich fortzureißen verſtand, Samarkand verloren geweſen wäre. Und immer war ihm das Glück hold: er ward nur einmal verwundet, und zwar durch einen Steinwurf; der Blutverluſt war bedeutend, doch hielt er Stand, denn er ſchämte ſich, von einer Steinwunde viel Aufhebens zu machen. Kauffmann ſtellte ihn ſofort nach ſeiner Rückkehr nach Samarkand zum Georgskreuz für Officiere vor. Wereſchtſchagin verbat ſich in allem Ernſte dieſe Belohnung und war nur mit der größten Mühe zu bewegen, ſie anzunehmen.

In Turkeſtan ſehen wir Wereſchtſchagin zum erſten Male an der Compoſition und Ausführung von Gemälden arbeiten, und zwar gelang es ihm trotz des nicht langen Aufenthaltes und trotz aller Schwierigkeiten und Störungen einen Theil des geſammelten Materials vollſtändig zu bewältigen. Freilich blieb der größere Theil der Arbeit für Europa aufgeſpart und wurde im Laufe des Winters 1868—1869, den Wereſchtſchagin wiederum in Paris zubrachte, fortgeſetzt. Im Frühling 1869 finden wir ihn in St. Petersburg mit dem Arrangement ſeiner erſten Turkeſtan-Ausſtellung beſchäftigt. Dieſe Ausſtellung, die erſte in ihrer Art, beſtand aus zoologiſchen und mineralogiſchen Sammlungen, aus Sammlungen von Waffen, Hausgeräth, Kleidungen, Teppichen und anderen Erzeugniſſen mittelaſiatiſcher Induſtrie, endlich aus den Gemälden und Zeichnungen Wereſchtſchagins. Die Neuheit des Ausgeſtellten, ſowie der unentgeltliche Zutritt lockten eine unzählige Menge von Beſuchern in die Ausſtellungsräume. Doch ſind die Bilder Wereſchtſchagins damals von den Meiſten noch nicht in vollem Maße gewürdigt worden: man beachtete, wie es aus den Kritiken in den meiſten Blättern zu erſehen iſt, hauptſächlich nur das rein ethnographiſche Moment in denſelben, betrachtete ſie als naturwahre Darſtellungen von bis dahin unbekannten Volkstypen und Lebensformen und bemerkte darüber gar nicht ihre künſtleriſche Bedeutung. Freilich zeigen dieſe erſten Bilder den Künſtler auch noch lange nicht auf jener Höhe, zu der er ſich ſo bald emporſchwingen ſollte: ſie leiden noch an bedeutenden Mängeln im Colorit, welches trübe, matt und trocken iſt und die ſpätere prächtige, licht- und glanzvolle Färbung kaum ahnen läßt. Die bedeutendſten von dieſen Gemälden waren: „Nach dem Mißlingen“, „Nach dem Erfolge“ und „Die Opiumeſſer“. Die beiden erſteren wurden gleich nach der Ausſtellung dem Kaiſer, das dritte der Großfürſtin Alexandra Petrowna verehrt. Bevor ich an eine Beſprechung derſelben gehe, will ich jedoch zuerſt die Geſchichte der folgenden Turkeſtan-Bilder vorausnehmen, um dann den ganzen Cyklus im Zuſammenhange betrachten zu können.

Nachdem Wereſchtſchagin den Sommer 1869 auf Reiſen in Europa, und

zwar in Antwerpen, Brüssel und an der Donau zugebracht hatte, reist er zum zweiten Male nach Turkestan; dieses Mal erstrecken sich seine Wanderungen über das Siebenstromgebiet bis an die chinesische Grenze, und dauert der Aufenthalt dort viel längere Zeit. Erst 1871 finden wir ihn wieder in Europa, in München, wo er nach dem am 3. April dieses Jahres erfolgten Tode des bekannten Orientalisten Theodor Horschelt dessen großes Atelier bezog. Ueber zwei Jahre, 1871, 1872 und einen Theil des Jahres 1873, hielt er sich unausgesetzt hier auf, ganz zurückgezogen und still lebend und so angestrengt arbeitend, daß das von ihm in dieser Zeit Geleistete fast unglaublich erscheint. Im Frühling 1873 brachte er die nun vollendete Hauptmasse der Turkestan-Bilder nach London, wo schon im Jahre vorher die drei obenerwähnten von dem Großfürsten Wladimir Alexandrowitsch hingeschickten Bilder ausgestellt und mit großem Beifall aufgenommen worden waren. Wereschtschagin hatte selbst einen ausführlichen Katalog mit ethnographischen Erläuterungen verfaßt, zugleich aber in demselben angekündigt, daß kein Bild verkauft werde. Die im April begonnene Ausstellung dauerte etwa ein halbes Jahr und machte Wereschtschagins Namen in den weitesten Kreisen bekannt. Die englischen Blätter rühmten die so lebenswahre und originelle Auffassung, den erschütternden und grausigen Realismus in der Darstellung, die meisterhafte Zeichnung und vor Allem das glänzende, blendende Colorit. Nachdem Wereschtschagin im Laufe des Winters 1873—1874 noch einige Gemälde vollendet hatte, brachte er die ganze riesige Sammlung — Oelbilder und Zeichnungen — im März 1874 nach St. Petersburg, wo sie im Hause des Ministeriums des Innern ausgestellt wurde. Da das Licht in den Ausstellungsräumen ein überaus ungünstiges war, wurden die Bilder mit künstlicher Beleuchtung ausgestellt, und zwar auf den Rath Stassows in ähnlicher Weise beleuchtet, wie es im Jahre vorher im Münchener Künstlerhause Makart mit seiner „Catharina Cornaro“ gemacht hatte. Der Erfolg dieser wiederum unentgeltlichen Ausstellung war ein nie dagewesener und der Besuch derselben ein so zahlreicher, daß an 30000 Kataloge verkauft wurden. Wereschtschagin selbst wartete das Ende der Ausstellung nicht ab: nachdem er kaum die eine riesige Arbeit bewältigt, zog es ihn mit unwiderstehlicher Gewalt nach neuen Stoffen und neuen Anregungen. Diesmal war Ostindien das Ziel seiner Pläne, und schon am 31. März sehen wir ihn St. Petersburg verlassen. Noch vor seiner Abreise ging das Gerede, die Akademie wolle ihm den Titel eines Professors verleihen, worüber er in allem Ernste ungehalten war. Als er, schon in Bombay weilend, von dem Beschlusse der Akademie in Kenntniß gesetzt war, lehnte er den Titel auf's Entschiedenste ab. „Nachdem ich,“ heißt es wörtlich in einem, nachher im „Golos“ gedruckten Briefe von ihm, „erfahren, daß die Kaiserliche Akademie der Künste mich zum Professor ernannt habe, erkläre ich hiermit, daß ich diesen Titel strict abweise, indem ich jeden Rang und jede Auszeichnung im Gebiete der Kunst für unbedingt schädlich halte.“ Diese bündige Erklärung, rief einen wahren Sturm von Meinungen pro und contra Wereschtschagin hervor, und seine Gegner suchten ihn auf jede Weise herabzusetzen,

was endlich eine ganz eigenthümliche Polemik zur Folge hatte. Der Akademiker Tjutrjumow ſchrieb im „Ruſſkij Mir“ folgendermaßen: „Erſcheinen nicht die Zeilen Wereſchtſchagins einem jeden Gebildeten beſonders ſonderbar, wenn nicht noch ſchlimmer, um ſo mehr, wenn man erwägt, daß die Hand eines Europäers ſie geſchrieben hat! Man könnte denken, Wereſchtſchagin habe ſich an Seele und Leib aus einem Ruſſen in eine jener Typen verwandelt, die er in ſeinen Bildern ſkizzirt hat. Aus ſeiner Erklärung muß man ſchließen, daß einem ſolchen Künſtler, wie er, alle Ehrentitel ſchädlich ſeien und nur Geld, Geld und Geld von Nutzen ſei, welches er auch in gewandter Weiſe zu erwerben verſtanden hat.“ Er ſchäme ſich wohl, heißt es weiter, den Profeſſortitel anzunehmen, da er für die Bilder nur ſeine Firma hergegeben; dieſelben ſeien nicht von ihm allein, ſondern „compagniemäßig“ in München gemalt, denn es ſei undenkbar, daß Einer im Laufe von 4—5 Jahren ſo viel leiſten könne; ſie ſeien voller Mängel in der Ausführung und darum habe er die künſtliche Beleuchtung angewendet, um dieſe Mängel zu verdecken ꝛc.“ In der Künſtlerwelt war die Aufregung und Gereiztheit nach dieſem Artikel eine ſo gewaltige, daß elf bedeutende ruſſiſche Künſtler es für nöthig fanden, einen kurzen, aber energiſchen Proteſt gegen dieſe „empörende Beſchuldigung“ im „Golos“ zu veröffentlichen. Von Münchener Künſtlern iſt ſpäterhin eine officielle Widerlegung der Tjutrjumowſchen Anklage erfolgt, in der es hieß, daß einerſeits keine von den angeſtellten Nachforſchungen auch nur im Geringſten für dieſelbe ſpräche und daß andererſeits die hohe Originalität und einheitliche Behandlung der Werke Wereſchtſchagins jede Möglichkeit einer fremden Betheiligung abſolut ausſchließe.

Nach Beendigung der St. Petersburger Ausſtellung kamen die Bilder nach Moskau, wo die ganze Sammlung, Gemälde und Zeichnungen, von dem bekannten Kunſtliebhaber Tretjakow für 92,000 Rbl. gekauft und ſogleich der Moskauer Schule für Malerei und Sculptur als Geſchenk angeboten wurde, freilich mit der Bedingung, für dieſelbe einen Anbau mit Oberlicht anzulegen. Man machte jedoch, ſei es aus Mangel an Geldmitteln oder aus Mangel an Intereſſe, Schwierigkeiten hinſichtlich der Erfüllung dieſer Bedingung, worauf Tretjakow ſein koſtbares Geſchenk zurücknahm und es der Geſellſchaft der Kunſtliebhaber anbot. Im Hauſe dieſer Geſellſchaft war die Sammlung eine längere Zeit ausgeſtellt, nahm aber faſt alle beſchränkten Räume des Hauſes ein und raubte auf die Dauer der Geſellſchaft die Möglichkeit, ihre regelmäßigen Gemälde-Ausſtellungen fortzuſetzen. Tretjakow mußte ſchließlich auch hier ſein Geſchenk zurücknehmen und in ſeiner eigenen großen Gemälde-Gallerie neue Säle anbauen. Allerdings hatte er von vornherein erklärt, daß er die Wereſchtſchaginſche Sammlung, ſowie ſeine ganze Gallerie dem ruſſiſchen Volke vermache. Im Großen und Ganzen war der Eindruck, den die Bilder hervorgebracht, ein ganz anderer, als in St. Petersburg: man verhielt ſich ziemlich gleichgiltig und kalt. Man bemerkte hauptſächlich die ethnographiſch-illuſtrative Seite und meinte geradezu, ein großer Theil der Bilder ſei im Vorwurf und in der Idee ſo gehaltlos, daß dieſelben nur als Illuſtra-

tionen zu einem Reiſewerk etwa, nicht aber als größere Gemälde Werth haben könnten.

Hiermit wäre die Geſchichte des Turkeſtan-Cyklus abgeſchloſſen, und will ich zur Charakteriſirung desſelben Einiges über die einzelnen, wenigſtens die bedeutendſten Bilder und ihren Inhalt anführen. Das, ſeiner Entſtehung nach, erſte Bild „Die Opiumeſſer“, ſchon 1867 in Turkeſtan gemalt, gehört trotz der oben erwähnten Mängel im Colorit, zu den beſten der ganzen Sammlung, was Lebenswahrheit und Ausdruck anbetrifft. Eine Gruppe von ſechs zerlumpten, am Boden kauernden, theils ſchlafenden, theils mit ſtieren Augen in die Leere ſtarrender Geſtalten bildet den Inhalt dieſes Bildes, das in ſeiner ſchonungsloſen Naturwahrheit den Beſchauer mächtig ergreift. Die beiden folgenden, 1868 gleichfalls noch in Turkeſtan gemalten Bilder ſind ſchon Kriegsſcenen, wie ſie Wereſchtſchagin während der Kämpfe um Samarkand wohl zur Genüge zu ſehen Gelegenheit gehabt hatte. Zwei Aſiaten halten triumphirend den abgeſchnittenen Kopf eines Ruſſen am Schopfe, ſich an dem Anblicke der köſtlichen Siegestrophäe weidend; das Bild heißt „Nach dem Erfolge“. Das Gegenſtück dazu „Nach dem Mißlingen“ zeigt uns einen Haufen über einander geworfener Leichname von niedergehauenen Aſiaten und daneben einen ruſſiſchen Soldaten, der in vollkommener Gemüthsruhe, die Flinte im Arme, ſein Pfeifchen anraucht. Im Jahre 1870 malte Wereſchtſchagin bei ſeinem zweiten Aufenthalte in Taſchkent eine Reihe Friedensbilder, wie die „Politiker in einer Opiumbude“, „Bettler in Samarkand“, „Singende Derwiſche“. Das letztere iſt beſonders gelungen: eine lange Reihe ſingender, in bunte, maleriſche Lumpen gekleideter Geſtalten mit herrlich charakteriſirten Phyſiognomien und an der Spitze ein robuſter, unterſetzter Kerl, der, beide Ohren mit den Händen zuhaltend, als Vorſänger fungirt — ein kleines, aber prächtiges, auch im Colorit ſchon vorzügliches Bildchen, welches allein im Stande wäre, Wereſchtſchagins hohe Genialität zu bekunden. Die 1871—1874 in München gemalten Bilder ſind meiſtens wieder Kriegsſcenen, bald die ruſſiſche, bald die feindliche Seite darſtellend. Zuerſt wiederum zwei Pendants: „An der Feſtungsmauer: Pſt, laßt ſie eintreten!“ und: „An der Feſtungsmauer: eingetreten“, Beides lebensvoll dargeſtellte Epiſoden aus den Kämpfen um Samarkand. Das Erſtere gehört vielleicht zu den am wenigſten gelungenen und hat ſogar, was ſonſt bei Wereſchtſchagin nicht vorzukommen pflegt, Mängel in der Zeichnung; das Zweite, zu den ſchönſten Bildern gehörend, iſt dem ſchon beſprochenen „Nach dem Mißlingen“ ähnlich. Eben iſt ein Angriff auf die Feſtungswerke zurückgeſchlagen worden; Haufen niedergemachter Aſiaten liegen am Boden, während oben auf der Mauer einige ruſſiſche Soldaten Schildwache ſtehen oder gemüthlich plaudernd ihre Pfeifchen rauchen; im Hintergrunde ſieht man die in einer langen Reihe zuſammengelegten Leichen der Ruſſen forttragen. Eine wirkliche und beglaubigte Begebenheit aus dem Turkeſtan-Kriege ſtellt „Der unerwartete Angriff“ dar: ein

Häufchen Russen vertheidigt sich, mit den Rücken an einander geschlossen, gegen überlegene, von allen Seiten gegen sie heranstürmende berittene Feindesschaaren. Entschieden das schönste und ergreifendste von den Wereschtschaginschen Kriegsbildern dieses Cyklus war aber „Der Vergessene". Ich sage „war", da das Bild mit zwei anderen bald nach Beginn der St. Petersburger Ausstellung von 1874 von dem Künstler selbst vernichtet worden ist. Glücklicherweise war schon eine große Photographie nach diesem Gemälde aufgenommen worden, die sehr gelungen war; ich erinnere mich noch lebhaft des tiefen Eindrucks, den diese bei der Ausstellung in Moskau auf mich hervorgebracht hatte. Es wird Abend über der öden unwirthlichen Steppe; in weiter Ferne, hinter dem Flusse, sieht man einen Trupp russischer Soldaten davonziehen, im Vordergrunde des Gemäldes liegt aber der Held desselben, todt, von den Seinigen vergessen. Schaaren von Raubvögeln flattern kreischend über ihm, einer sitzt ihm schon auf der Brust, um vielleicht im nächsten Augenblicke sein grausiges Mahl zu beginnen. Die unsäglich wehmüthige Stimmung des Bildes wird noch erhöht durch den rechts im Hintergrunde ragenden Erdhügel mit einem Kreuze darüber: wohl die kürzlich bereitete ewige Ruhestätte der übrigen Gefallenen, die den armen Vergessenen nicht mit aufgenommen hat. Die beiden anderen von dem Künstler vernichteten Bilder waren: das schon erwähnte „An der Festungsmauer: eingetreten" und „Umzingelt — verfolgt". Das letztere, 1872 gemalt, ist dem Inhalte nach dem „Unerwarteten Angriff" ähnlich. Auf öder, von sengenden Sonnenstrahlen beleuchteter, im Hintergrunde von Anhöhen begrenzter Ebene sehen wir ein Häuflein Russen, gegen die aus der Ferne von allen Seiten unabsehbare Massen feindlicher Reitertrupps heranstürmen. Man sieht es den wettergebräunten, rauchgeschwärzten Gesichtern und den entschlossenen Geberden der Braven an, daß sie ihr Leben theuer verkaufen werden: mit den Rücken an einander gedrängt, entsenden sie ihre Kugeln nach den Reihen der Feinde, doch immer mehr und mehr lichtet sich ihre Schaar, blutüberströmt stürzt der Eine nach dem Anderen nieder — eine Rettung ist unmöglich. Was den Grund zur Vernichtung dieser drei Gemälde anbetrifft, so soll Wereschtschagin durch Aeußerungen des Generals Kauffmann gereizt worden sein, welcher die auf denselben geschilderten Vorgänge als undenkbar und erlogen bezeichnet hatte.

Die übrigen, im Jahre 1872 gemalten Bilder stellen die feindliche Seite dar. Sie sollten einen Cyklus von neun Darstellungen bilden, „Ein heroisches Poëm: die Barbaren". Doch sind nur sieben Bilder ausgeführt worden. Hier sind es zum Theil Stoffe, die Wereschtschagin nicht unmittelbar nach der Natur hat zeichnen und malen können, die aber keineswegs weniger lebenswahr aufgefaßt und ausgeführt sind, als die vorher besprochenen und in Technik und Colorit diese sogar übertreffen. „Die Weihe der Trophäen" versetzt uns in den Palast von Samarkand, mit wunderbar gemalter, prächtiger Architektur. Umgeben von zahlreichem Gefolge betrachtet der Emir von Buchara einen großen Haufen vor ihm am Boden liegender Schädel und halbverwester Köpfe, dieselben mit dem

Fuße betaſtend. „Die Siegesfeier“ ſpielt auf dem Marktplatze Samarkands: im hellen Sonnenlichte ſitzen Schaaren Volkes, der fanatiſchen Rede eines Mollah zuhörend und die Siegeszeichen betrachtend — Köpfe von Ruſſen, die an hohen Pfählen rings um den Platz aufgeſteckt ſind. Anziehend durch den bezaubernden Reiz der Farbe, aber abſtoßend durch den craſſen Naturalismus der Auffaſſung, erregen dieſe Bilder im Beſchauer Bewunderung und Grauen zugleich. Dieſes Grauen iſt aber nichts im Vergleich zu den Gefühlen, welche der Anblick der berühmten und berüchtigten Schädelpyramide hervorruft. Inmitten einer dürren, von der Sonne verſengten Steppe ſehen wir einen hoch aufgethürmten Haufen von Menſchenſchädeln ragen, um die als einzige lebende Weſen Raben herumflattern, nach übriggebliebenen Stückchen verweſten Fleiſches ſuchend; das Bild heißt „Apotheoſe des Krieges“ mit dem Beiſatze: „Gewidmet allen großen Eroberern der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft“, nebſt der weiteren Bemerkung: „Der Kopf des deutſchen Gelehrten Schlagintweit gerieth in eine ſolche Pyramide, welche der kleinkaſchgariſche Despot Welicha Ture zu ſeinem Vergnügen errichten ließ.“

Ebenfalls in's Jahr 1872 gehört das Coloſſalbild „Vor der Thür Tamerlans“. Es iſt ein Genre- und Architekturbild, auf dem zwei vor einer hohen prächtigen Thür Wache ſtehende Krieger in alttatariſcher Kleidung und Bewaffnung dargeſtellt ſind, aber wie dargeſtellt! Man weiß nicht, was man mehr bewundern ſoll, ob dieſe beiden Geſtalten, die wie greifbar aus der Leinewand hervortreten, ob die bewundernswürdige Feinheit in der Darſtellung der Details, welche die kleinſten Verzierungen in der Architektur auf's Genaueſte uns vor Augen führt.

In's Jahr 1873 gehört eine Reihe größerer Gemälde, die, ohne etwas Bedeutendes dem Gehalte nach zu bieten, das höchſte Stadium der damaligen Technik Wereſchtſchagins bezeichnen, wie das „Dankgebet am Grabe eines Heiligen“ und „Am Thore der Moſchee“. Grauſig und nervenerſchütternd iſt aber das Coloſſalbild „Der Samarkandſche Zindan“ (unterirdiſches Gefängniß): eine tiefe, brunnenförmige Höhle, von dem durch die Oberöffnung eindringenden Tageslichte ſpärlich beleuchtet und am Boden derſelben eine Gruppe armer Opfer, die, abgezehrt vom Hunger, gleich Schatten verzweiflungsvoll umherirren, mit ſchmerzverzerrten Mienen am Boden kauern oder kraftlos niedergeſunken ſind.

Als gelungenes Bild aus dem Jahre 1873 ſind noch „Die Parlamentaire“ zu erwähnen, während „Der tödtlich Verwundete“, ein ruſſiſcher Soldat, der, beide Hände an ſeine Wunde drückend, mit letzter Anſpannung ſeiner Kräfte läuft, um vielleicht im nächſten Augenblicke todt hinzuſinken, in der Ausführung weniger befriedigt. Daneben hat die Turkeſtan-Sammlung auch eine große Anzahl freilich kleinerer, ſchwacher Bilder, bei deren Betrachtung man wohl der Anſicht des Moskauer Publicums beiſtimmen muß, daß das einzig Intereſſante an ihnen das ethnographiſch-illuſtrative Element ſei.

Es ſind auch zum Theil ſkizzenhafte, mit kecken Pinſelſtrichen hingeworfene Bildchen, einfach flüchtige Bearbeitungen einzelner an Ort und Stelle gemachter Zeichnungen, deren Entſtehungsweiſe ſchon einen geringeren Maßſtab bei ihrer Beurtheilung verlangt. Der hohe künſtleriſche Werth der größeren und bedeutenderen Werke wird durch die Exiſtenz dieſer ſchwächeren Erzeugniſſe keineswegs gemindert; ihr Vorhandenſein läßt uns die bewundernswürdige Ausdauer, die beiſpielloſe Arbeitskraft und den nie verſiegenden Schaffenstrieb des Künſtlers in noch hellerem Lichte erſcheinen.

Wenden wir uns wieder Wereſchtſchagin ſelbſt zu, den wir beim Antritt ſeiner Reiſe nach Oſtindien verlaſſen hatten. Seine Frau begleitete ihn auf dieſer Wanderung und theilte mit ſeltener Ausdauer alle Mühſeligkeiten und Beſchwerden. Die Reiſe bietet, abgeſehen von den rein künſtleriſchen Zielen derſelben, ſo viel Intereſſantes, daß eine einigermaßen ausführliche Schilderung derſelben in dieſen Zeilen zur Unmöglichkeit werden muß. Von Wereſchtſchagin ſelbſt iſt ſpäter eine höchſt lebendige und anziehende Beſchreibung herausgegeben worden, zuerſt deutſch und franzöſiſch, nachher ruſſiſch; von der letzteren Ausgabe iſt 1883 der erſte Theil erſchienen. Mit ſchönen Illuſtrationen, nach Gemälden und Skizzen des Künſtlers verſehen, erzählt uns das Buch Wereſchtſchagins Aufenthalt und Erlebniſſe im Königreich Sikkim und iſt ein beredtes Zeugniß von dem raſtloſen Eifer und dem regen Unternehmungsgeiſt, mit welchem er die Reize der ihm neuen Natur zu erforſchen und in ſich aufzunehmen ſuchte. Ein Beiſpiel möge genügen. Im Januar 1875 unternahm es Wereſchtſchagin mit ſeiner Frau die 28,000 Fuß hohe Himalayaſpitze, den Kantſchingi, zu beſteigen, ein Unternehmen, das vor 25—30 Jahren nur von einem Europäer, dem Engländer Hooker, ausgeführt worden war, welcher dabei im Schnee faſt umgekommen wäre. In Dardjiling ſuchten alle Engländer Wereſchtſchagin von ſeinem gefährlichen Vorhaben abzuhalten, aber vergebens. Die Lage der kühnen Wanderer war bald eine verzweifelte geworden, allmählich wurden ſie von den Führern und Gepäckträgern im Stiche gelaſſen, die Speiſevorräthe gingen aus, Schnee und Froſt machten ſich in ſchrecklicher Weiſe fühlbar. Zwei bis drei Tage waren ſie dem Erfrieren nahe und als endlich Wereſchtſchagin ſeine zurückgebliebenen Leute ſuchen gehen und die Frau allein laſſen mußte, glaubte er ſchon gar nicht mehr an die Möglichkeit ſie lebend wiederzuſehen. Und bei alledem unterließ er es nicht die wilden Schönheiten der Bergwelt zu ſtudiren, ja er machte ſogar Skizzen, die er nachher zu wahren Prachtgemälden verarbeitet hat. Bis zum März 1876 lebte er in Indien, bald auf Wanderungen begriffen, bald längere Zeit an Hauptpunkten, wie Agra, Delhi, Bombay, Jaypur ſich aufhaltend und Alles, was das Wunderland der alten Welt Intereſſantes bietet, gab reiche Ausbeute für ſeinen Stift und Pinſel: Landſchaft, Architektur, Volkstypen, Lebensſcenen u. ſ. w. u. ſ. w. In Paris ſollte die Arbeit fortgeſetzt und vollendet werden, und noch vor ſeiner Abreiſe nach Indien hatte er dort Anſtalten zum Bau eines großen Ateliers getroffen. Doch hatten die Arbeiten am Bau wider Erwarten ſich ſehr

in die Länge gezogen und erst um 1877 war das Haus mit zwei riesigen Ateliers fertig. Diese Ateliers, das eine für den Winter, das andere für den Sommer bestimmt, waren nach seinen eigenen Angaben so construirt, daß zu jeder Tageszeit ein bequemes Arbeiten mit günstigstem Lichte ermöglicht wurde. Die Ergebnisse der indischen Reise sollten, ebenso wie die der Turkestanschen, zu einem großen Bilder-Cyklus verwerthet werden, und zwar in zwei Gruppen geschieden, eine kleinere und eine größere, „ein kurzes" und „ein langes Poëm", das letztere aus 20—30 Colossalbildern bestehend. Eine zweite Reise nach Indien sollte die gewonnenen Eindrücke auffrischen und bereichern. Das erste, schon im Frühling 1876 begonnene Colossalbild „Die Schneespitzen des Himalaya" sollte gleichsam als Einleitung zu dem ganzen Cyklus dienen, der Scenen aus Indiens Geschichte und Leben darstellen sollte, beginnend mit dem Empfang der englischen Kaufleute, welche die Ostindische Compagnie gründen wollen, vor König Jacob I. und dem Empfang der englischen Kaufleute beim Groß-Mogul und schließend mit dem Jahre 1875, der Reise des Prinzen von Wales durch Ostindien. Von diesem Ostindischen Cyklus sind nur wenige Bilder vollendet worden. Die auf die Vorgänge von 1875 sich beziehende „Procession in Jaypur", eine gigantische Leinewand, ist glänzend in der Farbe, meisterhaft in der Technik, aber arm an Gehalt. Eben so wenig gelungen in letzterer Hinsicht, aber noch schöner in der Technik ist „Der Großmogul in der Moschee zu Delhi", herrlich in der Darstellung des eindringenden Sonnenlichtes und dessen zauberischen Spieles an der blendend-weißen Marmor-Architektur. Nennenswerth sind noch z. B. „Das Innere des Tschajtja von Adjanta" mit Resten alter buddhistischer Malerei an den Pfeilern dieses Grottentempels, „Der See von Kaschmir vor Sonnenaufgang", das schon erwähnte riesige Bild „Die Schneegipfel des Himalaya" und endlich eine Menge prächtiger Charakterfiguren und sonstiger Studien. Die letzteren zeigen uns Wereschtschagin entschieden auf noch größerer Höhe, als die Turkestan-Bilder in demselben Genre. „Lassen wir," sagt Stassow, „die indischen „Gemälde" als noch unausgeführtes Unternehmen bei Seite und werfen wir einen Blick auf die ungeheure Masse der aus Indien mitgebrachten Studien, so hat unser Staunen und Entzücken kein Ende. Wie hoch seine Kunst auch vorher, während des Malens der turkestanischen Bilder und Skizzen sein mochte, jetzt hat er entschieden noch einen Schritt weiter gemacht. Sein Pinsel hat neue Kraft, neue Wärme der Farbe erlangt, ist jetzt im Stande, ein solches Sonnenlicht darzustellen, daß davor das Licht seiner besten Turkestan-Bilder erblaßt. Berge, Wiesen, Thäler und Gewässer, die ihm früher nicht immer gelangen, Moscheen und Hütten, indische Tempel, marmorne Quais und Königsgräber, finstere unterirdische Grotten und heitere lachende Bäche, schneeige Berggipfel im rosigen Abglanz der Sonne, Nacht in den Schluchten, Morgen vor dem Sonnenaufgang überm See, Fakirs und Priesterinnen, Weiber und Kinder, prächtige berittene Leibwächter, Greise und

kräftige Männer — alles das zusammen bildete eine so wunderbare, nie dagewesene, mit der größten Virtuosität gemalte Gallerie, wie es keine in ganz Europa giebt. Dies hat nachher Europa selbst ausgesprochen."

Der Ausbruch des orientalischen Krieges ließ Wereschtschagin seine indischen Bilder vergessen und nach dem Kriegsschauplatz ziehen. „Die große Leinewand: Vorstellung der europäischen Gesandten vor dem Großmogul, war schon skizzirt (schreibt Stassow 1880), als der Krieg begann und der Künstler zu den ihm näher liegenden und interessanteren Stoffen des Krieges in Bulgarien eilte" — zu näher liegenden und interessanteren Stoffen — das beweisen zur Genüge seine späteren Kriegsbilder, deren überzeugende Lebenswahrheit alles früher von ihm Gemalte weit übertrifft. Er wollte alles sehen und mit erleben, was der bevorstehende blutige Krieg an unsäglichen Leiden und Gefahren mit sich bringen mußte und er hat seine Absicht vollkommen ausgeführt. Am 16. April 1877 verließ er Paris und erhielt von dem Großfürsten Obercommandirenden die Erlaubniß, bei den Truppen zu bleiben, eine Erlaubniß, die er in jeder Hinsicht ausnutzte, indem er sich stets an den gefährlichsten Punkten des europäischen Kriegsschauplatzes, bei den Truppen der Generale Skobelew und Gurko aufhielt. Schon am Anfange des Krieges, noch vor dem Donau-Uebergange, wurde er verwundet, als er auf dem Minenbote des Lieutenants Skrydlow bei der geplanten, aber mißglückten Sprengung eines türkischen Monitors mit zugegen war. Zwei Monate lag er im Hospital zu Bukarest an dieser Wunde darnieder und kam in Folge dessen nach Plewna erst nach dem großen Sturme vom 30. August. Sein Bruder Sergei, auch Künstler, war bei diesem Sturme gefallen, und vergeblich suchte Wereschtschagin auf dem Schlachtfelde, unter dem Feuer der Feinde, nach dem Leichnam des theuren Todten. Nachher sehen wir ihn am Schipkapaß, in unmittelbarer Nähe der Punkte, wo der Kampf tobt, seine Skizzen zeichnen und malen. Er war Augenzeuge der unerhörten Greuel bei Telisch und in den Umgebungen Adrianopels, wo er mit dem Vortrab des Heeres angekommen war. Leider ist eine große Anzahl von Skizzen und Studien während des Krieges verloren gegangen, doch genügten auch schon die übriggebliebenen, die er am Anfange des Jahres 1878 nach Paris mitbrachte, zu einer neuen großen Reihe von ergreifenden Bildern. Ungeachtet der unglaublichen Anspannung aller Körper- und Seelenkräfte, ungeachtet der ermüdenden Folgen jener Mühsale und Entbehrungen auf dem Kriegsschauplatze, war der rastlose Künstler doch sofort nach der Rückkehr in Paris im Stande, seine neue Riesenarbeit zu beginnen, und hatte zum Ende des Jahres 1879 nicht weniger als 20 Bilder schon vollendet und in Paris ausgestellt. Diese im Monate December in den Räumen des «Cercle littéraire et artistique» veranstaltete Ausstellung enthielt außer den neuen Kriegsbildern auch die indischen Bilder und photographische Aufnahmen nach den Bildern des Turkestan-Cyklus und war die erste, welche Wereschtschagin seit 1866, wo seine „Duchoborzy" so ungünstig placirt worden waren, in Paris eingerichtet hat. Im Anfange des Jahres 1880 brachte Wereschtschagin die beiden neuen Sammlungen,

die indiſche und die bulgariſche, nach St. Petersburg. Schon vorher, im Laufe des Jahres 1879, hatte er die zweite, noch nicht vollendete Sammlung verkaufen wollen, aber weder damals noch jetzt einen Käufer gefunden. Da erklärte er, er werde die Kriegsbilder unter keiner Bedingung verkaufen, veranſtaltete dagegen im April eine Auction der indiſchen Bilder, welche glänzende Reſultate hatte: in zwei Tagen war die Sammlung für die Geſammtſumme von 140,000 Rbl. verkauft, ein Preis, der den vom Künſtler feſtgeſetzten um 40,000 Rbl. überſtieg. Tretjakow allein hatte dieſes Mal für 75,000 Rbl. gekauft. Der Plan, den indiſchen Cyklus zu beendigen, ſcheint ſomit vom Künſtler aufgegeben zu ſein, während noch vor einem Jahre, als die indiſchen Bilder in London ausgeſtellt waren, Wereſchtſchagin „Die Proceſſion in Jaypur“ an den Prinzen von Wales nicht verkaufen wollte, indem er noch die ganze bevorſtehende Bilderreihe zu malen gedachte. Die St. Petersburger Ausſtellung machte wieder ungeheures Aufſehen: im Laufe von 40 Tagen iſt ſie von etwa 200,000 Perſonen beſucht und ſind 33,000 Kataloge verkauft worden. Schaaren von Leuten aus allen Volksklaſſen, Bauern und Soldaten nicht ausgenommen, belagerten förmlich zu jeder Tageszeit die Ausſtellungsräume. Freilich waren die Anſichten über die neuen Werke auch jetzt ſehr widerſprechender Natur, und mancher Tadel erſcheint dieſes Mal berechtigter als vormals bei der Ausſtellung der Turkeſtan-Bilder. Doch auf dieſen Punkt komme ich ſpäter zurück. In den Jahren 1881 und 1882 machten die Bilder eine Rundreiſe durch Europa und waren in Wien, Berlin, Dresden, Hamburg, Brüſſel und Peſt ausgeſtellt. An allen dieſen Orten war der Beſuch der Ausſtellungen ein enormer und überall zählt die Summe der Beſuchenden nach Zehntauſenden. Ueber die Ausſtellung im Wiener Künſtlerhauſe, im October 1881, heißt es z. B.: „Der enorme Erfolg, welchen die Werke Wereſchtſchagins erzielen, gehört mit zu ihrer Charakteriſtik: derſelbe überſteigt alles bisher in Wien Dageweſene; an einem der Feſttage, bald nach Eröffnung der Ausſtellung, wurden gegen 7000 Karten gelöſt. Die Künſtlergenoſſenſchaft wird davon den alleinigen materiellen Nutzen ziehen, da ihr der Künſtler mit größter Liberalität die ganze Einnahme widmete und auch die bedeutenden Transportkoſten trug. Die Ausſtellung erfreut ſich beſonders lebhaften Beſuches in den Abendſtunden von 6—9 Uhr, während welcher die Räume mit elektriſchem Lichte erhellt werden. Da wird oft aller freie Verkehr in den Sälen zur Unmöglichkeit und die ſchauluſtige Menge ſteht in drei bis vier Reihen dicht gedrängt vor den Bildern, deren Gegenſtand wohl hin und wieder ein improviſirter Cicerone durch Vorleſen der betreffenden Katalogſtellen den Umſtehenden erläutert. Unter ſolchen Verhältniſſen kann von künſtleriſchem Genuß natürlich keine Rede ſein. Aber die Wirkung auf die Maſſen iſt erreicht!“ Dieſe Wirkung auf die Maſſen lag auch in der Abſicht Wereſchtſchagins, wie es aus einem in Wien von ihm gethanen Ausſpruche deutlich zu erſehen iſt: als man ihm vorſchlug, den Eintrittspreis zu erhöhen, verweigerte er ſtrict ſeine Einwilligung, denn er wolle nicht dreitauſend Gräfinnen, ſondern dreißigtauſend Leute aus dem Volke bei der Ausſtellung ſehen.

Als Anziehungsmittel für die Maſſen mußten auch die einen rein künſtleriſchen Genuß ſtörenden Beigaben erſcheinen, die zu gleicher Zeit ausgeſtellten Waffenſtücke, Schmuckſachen, Geräthe, koſtbare Teppiche, Koſtüme ꝛc. und vor allem der, ich weiß nicht, ob an allen Orten, aber jedenfalls in Berlin und Hamburg, hinter der „Scene“ aufgeſtellte Sängerchor mit einem Harmonium.

Während ſeine Bilder ihre Rundreiſe durch Europa machten, feierte Wereſchtſchagin ſelbſt nicht und hatte im Laufe der Jahre 1881 und 1882 wieder eine Anzahl neuer Bilder gemalt. Eine zweite Reiſe nach Indien ſollte ſeine im Frühling 1882 ſtark angegriffene Geſundheit wieder herſtellen und ihm zugleich Erholung von den anſtrengenden Arbeiten der letzten Jahre ſchaffen. Zurückgekehrt, begab er ſich im März 1883 nach Moskau, wo er ſeine neuen Bilder zum erſten Male ausſtellte, welche Ausſtellung vom 12. April bis zum 25. Mai dauerte. Diesmal waren es 15 Bilder und Studien aus Indien, eine Anſicht des Moskauer Kremljs und 23 Bilder aus dem orientaliſchen Kriege. Der Beſuch war kein ſo enormer, wie in St. Petersburg, aber immerhin ein bedeutender, denn die Zahl der Beſucher betrug 65,000 und die der verkauften Kataloge 17,500. Diesmal hatte er ſich bereit erklärt, die Kriegsbilder einzeln zu verkaufen, und neun von ihnen, ſowie eine Anzahl Studien wurden für 85,000 Rbl. verkauft; auch diesmal iſt Tretjakow mit der Summe von 38,500 Rbl. beim Kaufe betheiligt. Gegen Ende des Jahres 1883 ſoll eine neue Ausſtellung in St. Petersburg veranſtaltet werden.

Mit ſeinen Kriegsbildern hatte Wereſchtſchagin etwas Neues, nie Dageweſenes geliefert, das vollen Anſpruch auf die Bewunderung von ganz Europa haben mußte. Alles bis dahin von ihm Geſchaffene ſteht in Bezug auf Kraft und Lebenswahrheit hinter dieſen Werken zurück, aber auch nichts von dem früher Geſchaffenen wirkt in ſo hohem Maße nervenerſchütternd und abſtoßend, wie dieſe Schaudergallerie ausgeſuchteſter Greuelſcenen. Jene, Apotheoſe des Krieges genannte, Schädelpyramide aus dem Turkeſtan-Cyklus kann gleichſam als Ouvertüre zu dieſer Gallerie betrachtet werden; von derſelben Idee ausgehend, ſchuf er ſeine bulgariſchen Kriegsbilder. Der Krieg mit allen ſeinen Greueln in höchſter Potenz bildet den Inhalt: der Kampf mit den Schreckniſſen der Natur, die Maſſenſchlächterei, das unmenſchliche Treiben der Hyänen des Schlachtfeldes, der unſägliche Jammer der Verwundeten — nichts iſt vergeſſen, was jeden menſchlich fühlenden Beſchauer im Innerſten erſchüttern, was ihn bis in ſeine Träume hinein verfolgen muß. Gleich das zuerſt entſtandene Gemälde, „Die Gefangenen“, führt uns mitten in dieſe Welt der Greuel; wir ſehen den Weg von Plewna beſäet mit Leichnamen vor Froſt, Hunger und Ermüdung umgekommener türkiſcher Gefangenen; Raubvögel ſitzen auf den Telegraphendrähten oder flattern um die vom Schnee halbverwehten Leichen oder halten ſchon an ihnen ihr Mahl. Gerade dieſes Bild hatte Wereſchtſchagin 1879 nach St. Petersburg geſchickt: es ſollte gleichſam als Probe- und Muſterſtück für den ſich etwa findenden Käufer des ganzen Cyklus dienen. Der Verkauf kam, wie ſchon geſagt, nicht zu

Stande und hat das Bild auch ſpäter, bei dem Verkaufe in Moskau, keinen Abnehmer gefunden. Das folgende Bild ſind „Die Verwundeten“: ein langer Zug von gedeckten Wagen primitivſter Conſtruction, mit Stieren beſpannt, führt die Schwerverwundeten, Leichtverwundete begleiten ihn; was im Inneren dieſer mit ſtöhnenden und zuckenden Menſchenleibern vollgepfropften Marterkaſten vorgehen mag, hat der Künſtler dieſes Mal der Phantaſie des Beſchauers auszumalen überlaſſen und nur in die betreffende Katalogſtelle die Notiz eingefügt: „in Folge der Hitze, des Staubes und der mangelnden Pflege füllten ſich auf dem langen Transport die Wunden mit Würmern.“ Doch auch den Anblick des hier blos Angedeuteten erſpart uns der Künſtler nicht: in dem 1881 gemalten „Türkiſchen Lazareth in Plewna“ ſehen wir in buntem Gewirr Verwundete und Sterbende neben faulenden Leichnamen umherliegen. Und das Alles wieder ſo beiſpiellos naturwahr dargeſtellt, daß dieſe gräßlichen, ſich windenden und ächzenden und röchelnden Geſtalten gradezu aus der Leinewand heraustreten. Kaum minder draſtiſch iſt der um dieſelbe Zeit gemalte „Verbandplatz bei Plewna“ mit etwa 2000 Verwundeten; Alles blutüberſtrömte, zerfleiſchte, gräßlich verſtümmelte Geſtalten und zwiſchen ihnen Gruppen von operirenden Aerzten und Hilfe leiſtenden barmherzigen Schweſtern. Aber zu den erſchütterndſten Darſtellungen aus dem ganzen Cyklus gehören entſchieden die noch 1879 gemalten, ſich auf den Kampf bei Teliſch beziehenden zwei Bilder: „Die Sieger“ und „Die Beſiegten“. Die Türken haben einen Angriff erfolgreich zurückgeſchlagen und ſich über das mit Todten und Verwundeten buchſtäblich beſäete Schlachtfeld zerſtreut, um zu plündern, die Verwundeten zu tödten, ja vielleicht zu Tode zu martern. Im Vordergrunde aber eine Scene voll wilden, diaboliſchen Humors: ein Kerl hat ſich die Uniform und Mütze eines ruſſiſchen Offiziers angelegt zur großen Freude der Umſtehenden, von denen Einer, dem der Witz ganz beſonders zu behagen ſcheint, vor ihm die Honneurs macht. Man ſieht es den verthierten Geſichtern dieſer Kerle an, daß ſie im nächſten Augenblicke nach dieſer Erholung mit verdoppeltem Eifer an ihr ſcheußliches Werk zu gehen bereit ſind. Das Gemälde gehört zu den auf der Moskauer Ausſtellung verkauften. — Das zweite Bild „Die Beſiegten“ ſtellt die ruſſiſche Seite dar, die Maſſenbeſtattung der 1500 bei Teliſch gefallenen Leibjäger. Die gräßlich verſtümmelten Leichen liegen in Reihen da, nur nothdürftig von einzelnen Erdſchollen bedeckt, während auf der linken Seite des Bildes ein Prieſter im Ornat, das Rauchfaß ſchwingend und von einem als Küſter fungirenden Unteroffizier begleitet, den letzten Segen über ſie ſpricht. Außer dieſen beiden Perſonen ſehen wir kein lebendes Weſen, und der ſchwere Eindruck des unheimlichen Bildes wird durch die Stimmung in der Natur noch erhöht: der Himmel iſt bewölkt und ein Regen fällt auf das einſame Maſſengrab nieder. Wereſchtſchagin hat das Schlachtfeld von Teliſch gleich nach der Affaire beſucht und iſt Augenzeuge der unerhörten, an den Verwundeten verübten Grauſamkeiten geweſen. — Sicherlich das gelungenſte von den Kriegsbildern iſt „Schipka-

Schenowo", ein Bild, das zudem auch eine Lichtseite inmitten der Kriegsleiden, die Begeisterung nach erfochtenem Siege, darstellt. In herrlich gemalter, von Bergen begrenzter Schneelandschaft stehen links die russischen Truppen in unabsehbarer Linie nach dem Hintergrunde sich hinziehend, und eben sprengt Skobelew, von Adjutanten begleitet, die Reihen entlang, mit freudigem Zurufe seinen Dank aussprechend, den die Truppen mit tausendstimmigem Hurrah beantworten, dabei die Mützen schwingend oder in die Luft werfend. Aber welchen Contrast zu dieser allgemeinen Begeisterung bildet der Vordergrund! Rechts ragen in das Bild einige Redouten und vor diesen liegen ganze Reihen Gefallener; „in ihren krampfhaften Stellungen zuckt noch der Todeskampf nach und wie zum Fluch über das grausige Morden ballt sich eine starr emporgehobene Hand. Das ist Wereschtschagins Signatur!" (Lützows Zeitschrift für bildende Kunst, 1882, 6.) Das Bild ist von Tretjakow für 16,500 Rbl. gekauft. Aber nicht die Menschenschlächterei allein, auch die Schreckniſſe der Natur verlangen ihre Opfer. In drei Bildern, „Der Wachtposten am Schipka", führt uns der Künstler den allmählichen Tod eines pflichttreuen, auf seinem Posten dem Schneesturme und Froste erliegenden Soldaten vor. Ein Schneehaufen, aus dem nur noch die Spitze des Bajonnets und der Zipfel des Baschlyks ragen, bezeichnet endlich die Stelle, wo der Brave sein trauriges Ende gefunden. Ich übergehe eine Anzahl anderer, auch mehr oder minder bedeutender Bilder, wie: „Ein Kosakenpiquet an der Donau", „Unsere Gefangenen", „Alexander II. bei Plewna", „Vor der Attaque", „Gefangene Baschibozuks", und will nur noch eins beschreiben, welches wegen der meisterhaften Composition und der hohen Dramatik der Handlung als besonders gelungen bezeichnet werden muß. Es ist „Der Spion". Eben ist ihm das Todesurtheil verlesen worden und mit unsicheren Schritten steigt er, von einem Offizier gefolgt, die Treppe hinab, mit verstörten Blicken nach den unten stehenden Soldaten hinstarrend, die ihn gleich zum Tode führen werden. Das Bild ist zugleich mit der größten Virtuosität gemalt und herrlich im Colorit. Es wurde in Moskau für 6500 Rbl. verkauft.

In diesem Cyklus, der in Bezug auf die schon so häufig berührten Vorzüge Wereschtschaginscher Malerei höher steht, als alles bis dahin Geschaffene, hat sich der Künstler offenbar ganz der Tendenzmalerei zugewandt. Die ausgesprochenste Tendenz, den Krieg als das größte und gräßlichste Unglück für die Menschheit zu schildern, hat hier seinen Pinsel geleitet, sie ist es, die ihn nur die Scheußlichkeiten desselben hat sehen und darstellen lassen, — eine edle, erhabene Tendenz, in Folge deren die in deutschen Blättern gebrauchte Bezeichnung „Apostel der Humanität" ihm mit vollem Rechte gebührt, in Folge deren die französische Zeitschrift «L'art» von seinem „rächenden Pinsel (pinceau vangeur)" hat reden können, aber doch eine Tendenz, die mit dem Wesen der Kunst sich nicht vereinigen läßt. Der hin und wieder ihm gemachte Vorwurf, er schwelge geradezu in der Darstellung der scheußlichsten Motive, ist gänzlich unbegründet, und fern sei es von mir, solches

auch nur im Entferntesten von ihm anzunehmen; er hat sich von der glühendsten Liebe zur leidenden Menschheit leiten lassen, er hat die Bilder „mit seinem Herzblut" gemalt, er hat es sich zur Aufgabe gemacht, „vor den Augen der Welt die ganze Gräßlichkeit des Krieges zu enthüllen, um in der Menschheit das Gefühl der Verantwortlichkeit für ein so colossales Volksleiden zu erwecken", aber er hat dadurch in verwegenem Wagniß die Grenzen der Kunst überschritten, er hat Werke geschaffen, deren Genuß, wenn überhaupt von einem Genuß die Rede sein kann, im Beschauer Nerven von übermenschlicher Stärke verlangt. Wereschtschagin selbst beklagt sich bitter über diesen Vorwurf der Tendenzmalerei. So schreibt er in einem während der Ausstellungen in Deutschland an Ludwig Pietsch gerichteten Briefe: „Wir sind noch immer nicht frei von dem mittelalterlichen Vorurtheil, welches darin liegt, daß man es gleichsam für die Pflicht des Künstlers hält, Jemanden oder irgend Etwas zu verherrlichen. Die Mehrzahl der Menschen ist so gewöhnt, durch die Malerei die Festtage des Lebens geschildert zu sehen, daß die Gesellschaft sofort eine Tendenz zu erkennen glaubt, wenn man ihr einmal auch die Werkeltage malt. . . . Sie kennen den Krieg; Sie wissen, daß auf jede Stunde voll Ruhm — 20, 30, 40 und wohl noch viel mehr Stunden voller Leiden und Qualen jeder Art kommen. — Und doch, Keiner, der nur die Siege darstellt, wird der Tendenz beschuldigt werden (wenn sie auch gerade darin oft zumeist liegen dürfte), während der, welcher sich ein wenig bei der Schilderung alles dessen aufhält, was unvermeidlich auch zur Gesammtheit des Krieges gehört — ebensowohl bei der der Niederlagen, der Wunden, der Krankheiten, des Frostes, des Hungers u. s. w., als der der Siege — sofort angeklagt wird, Tendenzmalerei zu treiben." — Dadurch läßt sich wohl der Vorwurf der Tendenz nicht entkräften, denn sich ein wenig bei der Schilderung der Leiden aufhalten oder sie ausschließlich schildern, wenigstens bei einer Gesammtsumme von 23 Bildern auf 22 sie schildern, ist ein gewaltiger Unterschied. Frei von dem „mittelalterlichen" Vorurtheil, Jemanden oder irgend Etwas verherrlichen zu müssen, ist aber Wereschtschagin im vollsten Sinne des Wortes, denn er hat mit allen Traditionen gebrochen, um seine eigene Bahn zu wandeln; nicht ganz mit Unrecht hat man ihn den „Maler des Nihilismus" genannt, der nichts Heiliges in der Kunst achte. Man hat die Hoffnung ausgesprochen, die Pest der Wereschtschaginschen Kunst werde die europäischen Künstler der Gegenwart nicht berühren, und der Ausdruck hat etwas für sich: Wereschtschagin ist in der That als eine krankhafte Erscheinung in unserem am Naturalismus in der Kunst krankenden Zeitalter zu bezeichnen. Er ist in dieser Hinsicht „ein wahrer Sohn seiner Zeit". Daß er nie Jemanden oder irgend Etwas verherrlicht, das ist eines seiner bedeutendsten Verdienste, das gehört mit zu den wesentlichsten Charakterzügen seiner Kunst, darin ist er sich immer treu geblieben. Die Leiden der namenlosen Volksmasse bilden die Grundlage seiner Kriegsbilder, sowohl der turkestanschen als der bulgarischen, und dieses Vorwalten der Volksmasse ist ihm von einzelnen kurzsichtigen russischen Kritikern sogar zum Vorwurf gemacht worden. Es ist ein bezeichnendes Factum, daß in

allen seinen turkestanschen Kriegsbildern keine Offiziere auftreten, selten auch in den Bildern aus dem orientalischen Kriege. Und er schildert die Leiden des Volkes auch von einem vollkommen unparteiischen Standpunkte, er ist in dieser Hinsicht „ein wahrer Historiker". Mit derselben überzeugenden Lebenswahrheit schildert er den Seinigen, wie den Feind, er sei Turkmene oder Türke; nie vergißt er im Feinde den Menschen, der als solcher allein Anspruch auf unser Interesse und unser Mitgefühl haben muß. Wie er in dieser Hinsicht bisweilen mißverstanden worden ist, beweist eine St. Petersburger Kritik vom Jahre 1874, wo es buchstäblich heißt: „Die Bilder Wereschtschagins sind eine Epopöe des Turkestan-Krieges, vom Standpunkte der Turkmenen dargestellt. Die Helden seines „Poëms" sind Turkmenen, welche über die Russen siegen und ihre Siege feiern. Der Künstler und Poet besingt ihre Heldenthaten und krönt sie mit der Apotheose, einer Schädelpyramide."

Alles dieses bezieht sich auf Wereschtschagin, den Schlachtenmaler: als solcher ist er vor allem berühmt, als solcher hauptsächlich gepriesen und geschmäht worden. Es erübrigt noch das Charakteristische seiner übrigen Werke zu berühren, was freilich mit Ausschluß der Tendenz seiner Kriegsbilder seiner ganzen Kunstrichtung eigen ist. Er ist mehrfach „der genialste Vertreter des Realismus" genannt worden, und darin liegt der Kernpunkt seiner ganzen künstlerischen Thätigkeit. Denken wir an seinen ganzen Entwickelungsgang zurück, so finden wir dieses auf Schritt und Tritt bestätigt. Er hat nie eine Copie gemalt, er studirt nur die Natur, er skizzirt und zeichnet Alles, was ihm vor die Augen kommt, ohne bestimmten Plan, es irgendwie verwerthen zu wollen, blos von dem Drange beseelt, Alles, was die umgebende Natur bietet, nachzubilden. Man könnte fast die Frage aufwerfen, wozu ihm bei seiner auf's Hartnäckigste bewahrten Eigenart überhaupt das Arbeiten bei Gerôme habe dienen können: er ist nachher doch seine eigenen Wege gewandelt, unberührt von jedem Einfluß, denn was man von Anklängen an Gerôme, später Horschelt und zuletzt Alphonse Neuville an seinen Werken finden kann, ist zu unbedeutend, um besondere Beachtung zu verdienen. Wie dem auch sein mag, dem Studium der Natur verdankt Wereschtschagin ausschließlich seine künstlerische Bildung und seine unübertreffliche Fähigkeit, lebendig und wahr zu zeichnen, mit wenigen kecken Strichen scharf zu charakterisiren und seinen Gestalten plastische Rundung zu verleihen. Man betrachte nur seine turkestanschen Zeichnungen — welche überzeugende Naturwahrheit in jeder Linie! Aber in dem hohen Grade, in welchem er es versteht, das Gesehene nachzubilden, scheint ihm auch die Fähigkeit und der Drang abzugehen, frei aus sich heraus zu schaffen; er scheint sich nicht in entfernte Zeiten und Lebensformen versetzen zu können, er hat nur Interesse für die ihm vor Augen stehende Gegenwart. Aber auch hier ist seine Richtung entschieden eine einseitige. Er kann sich nur für Stoffe erwärmen, die durch Neuheit reizen; er sucht Motive im Kaukasus und verwendet diese zu seinen ersten größeren Zeichnungen; er reist nach Turkestan, damals noch nicht an die Möglichkeit eines Krieges denkend, einfach nur, um Dinge zu sehen

und nachzubilden, die von dem tagtäglich uns Umgebenden sich unterscheiden. Dasselbe Suchen nach neuen Stoffen treibt ihn nach Indien. Das einzige von ihm versuchte Motiv aus dem russischen Leben waren die „Burlaki", die ja aber nicht vollendet worden sind. Als 18jähriger Jüngling hatte er schon seinen Plan bereit: „Ich werde nach dem Kaukasus ziehen, werde an orientalischen Typen arbeiten und nach jenen originellen Motiven suchen, welche den ganzen Reiz der Malerei bilden!" Dem Orient verdankt er auch seinen nächst der Naturwahrheit bedeutendsten Vorzug, sein herrliches Colorit. Dieses mit Worten zu schildern, ist ein Ding der Unmöglichkeit; man muß seine farbenprächtigen Gemälde gesehen, man muß sich an dem leuchtenden Himmel und dem glanzvollen Grün seiner Turkestan-Bilder, an den majestätischen Schneegipfeln seines Himalaya und an der zauberischen Architektur seiner indischen Bilder geweidet haben, um diesen Reiz seines künstlerischen Könnens vollkommen zu würdigen.

Ueberblicken wir die ganze gewaltige Masse des von Wereschtschagin in dem kurzen Zeitraume von höchstens 15 Jahren Geschaffenen, so hat unsere Bewunderung für die enorme Productivität und Arbeitskraft des Künstlers keine Grenzen. Ja, wo hohe Genialität mit einer solchen Energie des Charakters, wie bei Wereschtschagin, sich vereinigt, da müssen die Resultate hochbedeutend und epochemachend werden, wie es seine künstlerische Thätigkeit unbestreitbar geworden ist.

Gedichte.

Von **Victor von Andrejanoff**, z. Z. in Kurland.

1.

Martin Luther.

Klug an Rath,
Stark an That,
Leuchtend Beiſpiel deutſcher Art, —
Ohne Scheu
Gott getreu,
Der ſich voll Dir offenbart, —
Ohne Groll,
Zornesvoll
Gegen Trug und Niedrigkeit, —
Fromm und rein
Im Verein
Deiner Lieben allezeit, —
Glaubensheld, —
Deutſcher Welt
Muſter, Schirm und Lebenshort, —
Teufels Feind,
Menſchenfreund —:
Alſo grüßt Dich Dichterwort!

2.

Ruſt.

Roſen auf den Wängelein
Und im Herzen Sonnenſchein,
Lieder auf den Lippen;
Braunes Haar, ſo weich und fein,
Seelenvolle Aeugelein
Und das Händchen weiß und klein, —
Welche ſüßen Klippen!

Zog mein Schiff gar ſtolz und frei
Ueber Liebe hin und Treu'
Auf den Lebenswogen;
Flatterte vom hohen Maſt
Schwarzer Fahne Seidenbaſt,
Farbe, ſo die Freuden haßt,
Die das Herz betrogen;

Zuckte auf ein Zauberſchein,
Wie die Abendröthe rein,
Weilte ob den Fluthen; —
Eine Inſel, roſenroth,
Meinem Schifflein Halt gebot —
Alle Winde ruhten;

Und ich warf den Anker aus,
Stieg aus meinem ſtolzen Haus
Auf die Inſel nieder;
Rothe Lippen, weiße Bruſt
Luden mich zu Raſt und Luſt,
Und ich ruhte wieder!

Ach! mein ſchwarzbewimpelt Schiff
Scheiterte am zarten Riff,
An den Roſenklippen; —
In Dein Angeſicht ich ſah,
Weiß es nicht, wie mir geſchah! —
Weile, ach! noch immer da,
Lieder auf den Lippen!

3.

Allein.

Nun haben ſie Dich mir entführt, die Harten,
Die nichts von Dichterliebe wiſſen, — nein,
Die Kerzenflammen vom Vulcan erwarten!
Ich bin allein.

Sie meinen 's gut zu machen in der Blindheit,
Die ihnen ward — und ſchaffen doch nur Pein.
Nun, wie in Tagen meiner ſtillen Kindheit,
Bin ich allein;

Wenn beide Eltern Abends ausgefahren
Und bei des Lämpchens mattem Dämmerſchein
Nur Schmerzgedanken mir Geſpielen waren,
So ganz allein.

Mein Gott! mein Gott! wann enden dieſe Leiden,
Wann endlich wirſt Du ganz mein Eigen ſein?
Entſetzlich iſt das immer neue Meiden,
Das Wort: Allein!

Wohl kann mein Geiſt die Einſamkeit verachten,
Denn eine and're ſchön're Welt iſt ſein;
Doch muß mein Herz im Erdenſtaub verſchmachten,
Wenn es allein.

4.

Preis der Liebe.

Preis Dir, Du wunderprächtiger,
Du ſel'ger Liebestraum,
Der Du, ein gottesmächtiger,
Schwebſt über Zeit und Raum!
Iſt Tod das Ewigbleibende
Und Alles ſonſt nur Schein,
Biſt Du der Nacht-vertreibende,
Der Tag darin allein?

Weil Du uns Selbſtvergeſſenheit,
Ein Sein im Andern lehrſt,
Und unſerer Vermeſſenheit
Entſündigung gewährſt;
Weil unſ'rer Seele Läuterung
Nur liegt in Deiner Kraft,
Des engen Ich Erweiterung
Dein Lebenshauch nur ſchafft —:

Biſt Du die Welterlöſerin,
Ein Wort aus Gottes Mund,
Des Todes Reichsverweſerin,
Die auf dem Erdenrund
Schon einigt das Geſchiedene
Mit wunderbarem Trieb,
Daß alles kalt Gemiedene
Uns wird vertraut und lieb.

So wie durch Todesſtille ſich
Das Ich in's Allſein ſchwingt,
Aus deſſen Schöpfungsfülle ſich
Stets neues Leben ringt:
So ſtürzt in Liebestrunkenheit
Das Ich in's Du hinein,
In ſeliger Verſunkenheit
Ein Theil davon zu ſein!

Wer inbrünſtig und ſchrankenlos
Ein einzig Mal geliebt,
Wer wunſchlos und gedankenlos
Sich ganz dem Andern giebt,
Deſſ' Leben, ob auch leiderfüllt,
Iſt reich und iſt geweiht,
Er ahnt, ob auch noch zeitverhüllt,
Die Gottesewigkeit!

5.

Lebensregel.

Hör', was das Leben ſpricht
Das Halbe meide,
Thu' ſchweigend Deine Pflicht
Und ſchweigend — leide!

In Andern ſuche Dich,
In Dir die Liebe,
Bewahre frei Dein Ich
Vom Weltgetriebe!

Der Welt Genüſſe ſind
Nur Tändeleien,
Sie fliehen wie der Wind
Und ſie — entweihen!

Bewahr' in treuem Sinn
Des Schönen Bildniß
Und gehe ruhig hin
Durch dieſe Wildniß!

Um Mitternacht.

Von **E. Heldt** in Riga.

Am Abend ſpät, wenn ſchon die Häuſermaſſen
Der Weltſtadt dunkel, nachtberuhigt ſteh'n
Und auf die ſtillen menſchenleeren Gaſſen
Die Sterne freundlich leuchtend niederſeh'n;

Wenn die Gedanken wirr in ſich verſinken,
Das Buch den müden Händen faſt entfällt,
Tret' ich zum Fenſter, kühle Luft zu trinken. —
Nicht viele ſind, gleich meinem, ſpät erhellt.

Hier eine lange Reihe! Horch, Geläute!
Nein, doch Muſik. Der Hochzeitsmarſch, fürwahr!
Sprach nicht die Wirthin, hier ſei Hochzeit heute
Und vornehm, reich, beneidenswerth das Paar? —

Zwei Stockwerk höher. Holdes junges Weſen,
So ſpät noch wach in Arbeitseinſamkeit!
Sie ſitzt am Tiſch, um Heft auf Heft zu leſen.
Wie arm die Kammer und wie ſchlicht das Kleid!

So ließen Dich die Stolzen einſam wachen,
Aufgaben zu verbeſſern, junges Blut,
Indeß dort unten Tanz und Freude lachen
Und Augen ſprüh'n in heller Kerzengluth!

Jetzt ſchaut ſie auf und ſinnend dann in's Leere.
So jung das Antlitz! Kaum noch achtzehn Jahr.
Und ach, ſo bleich! Die Wimper ſinkt, die ſchwere;
O ſchließe dich, du müdes Augenpaar!

Doch nein, noch einmal öffnen ſich die Lider,
Sie ſchreibt, nicht lang — geſchloſſen Heft und Buch,
Die Feder legt ſie müde lächelnd nieder,
Mir iſt, als hört' ich gar: Es iſt genug!

O Schweſterherz, gleich mir im fremden Lande,
Gleich mir in tiefgehaßter Sclaverei!
Könnt' ich zerreißen Deine, unſ're Bande,
Und Beide jauchzten wir beſeligt, frei! —

Sie löſt das Haar mit ſchlanken weißen Händen,
Wie golden es die feine Wang' umſäumt,
Doch ſinkt die Hand herab und kann nicht enden,
Sie lehnt das Haupt zurück und ſinnt und träumt.

Vergangenheit? Der Kindheit roſ'ger Morgen
Steigt wohl aus Nebeln farbenfriſch empor,
Des Vaters und der Mutter treues Sorgen
Und der Geſchwiſter jubellärmend' Chor.

Die Abſchiedsſtunde, ahnungsſchwer und bange,
Wie zögernd an der Schwelle ſtockt der Fuß! —
Sie hebt die Hand empor zur feuchten Wange —
Der letzte Kuß, der letzte Liebesgruß!

Die Zukunft? Sieh' ein Schloß in luft'gen Höhen,
Sei's auch nur eine Hütte, traut und klein!
Der Prinz, der Aſchenbrödel auserſehen,
Der Einz'ge, heimlich tief geliebt und rein!

Nun biſt Du Fürſtin in den ärmſten Räumen,
Gekrönt mit Deiner Liebe gold'nem Strahl,
Geſchmückt mit Deiner Liebe reichſten Träumen,
Genährt von Deiner Liebe Königsmahl. —

O träume fort! Und möge Gott gewähren,
Was leiſe betend jetzt die Lippen fleh'n.
Der Traum iſt Reichthum Aller, die entbehren,
Ein Luftbild, ach, und doch ſo ſchön, ſo ſchön!

Ein angelſächſiſcher Reiſebericht über ein baltiſches Küſtenland aus dem IX. Jahrhundert.

Von Dr. **Hugo Balg**, z. Z. in Liverpool.

Vorbemerkung der Redaction: Nachſtehende Blätter prätendiren nicht, eine wiſſenſchaftliche Studie über die Vorgeſchichte der Völker zu ſein, die in einer vom Lichte der hiſtoriſchen Forſchung noch nicht völlig aufgehellten Zeit die baltiſchen Küſten bewohnten, ſondern beabſichtigen, in leicht hingeworfener Skizze das Gedächtniß an einen angelſächſiſchen Reiſebericht aufzufriſchen, der — wenn auch der hiſtoriſchen Forſchung ſeit Langem bekannt — dem großen Leſepublicum neu ſein und ihm einen Blick auf ein Stück Culturleben vergangener Zeiten eröffnen dürfte. Es iſt bekannt, wie ſeit Jahrhunderten zahlreiche Münzfunde auf das Vorhandenſein regen Wechſelverkehrs zwiſchen den baltiſchen Küſtenländern und dem England der angelſächſiſchen Könige hinweiſen. Kaum eine der größeren Münzſammlungen unſerer Provinzen wird nicht wenigſtens einen „Aethelred“ oder „Aethelbert“ aufzuweiſen haben.

Die Anfänge dieſer erſt ſpät verklingenden Beziehungen weiſen in frühe Zeit zurück und die erſte Aufzeichnung über den Beſuch der Küſten des baltiſchen Meeres durch angelſächſiſche Seefahrer geht auf keine geringere Perſönlichkeit als den erlauchten König Alfred den Großen, den Brecher des Dänenjoches, zurück. Zwar nicht unſere Provinzen ſind es, die ſein Gewährsmann, Wulfſtân, aus deſſen Munde er den nachſtehend beſprochenen Reiſebericht aufzeichnete, ihm ſchilderte, ſondern wahrſcheinlich die Küſte Samlands, die von preußiſch-littauiſchen Stämmen bewohnt wurde. Aber die Völkerſchaft, die geſchildert wird, iſt von jeher für das Leben ſowohl unſerer Provinzen, wie für das Entſtehen und die Ausbildung der polniſchen und ruſſiſchen Geſchichte ſo bedeutſam geweſen, daß wir mit der Schilderung Wulfſtâns in neuer Original-Ueberſetzung aus dem Angelſächſiſchen unſeren Leſern einen nicht unerwünſchten Beitrag zum Verſtändniß der Geſchichte auch unſeres Heimathlandes zu bieten hoffen.

* * *

Wenn unſer Blick hinabſchweift in die Geſchichte des IX. Jahrhunderts, ſo erheben ſich vor unſeren Augen die Geſtalten zweier Herrſcher, deren Bild in voller Klarheit und ungetrübt durch alle die Jahrhunderte bis auf uns gekommen iſt. Beide ſind Lieblinge der Geſchichte, in Fehlern und Tugenden weit über das Mittelmaß menſchlicher Kräfte und Fähigkeiten emporragend, und die Kenntniß ihres Charakters und ihres Lebens iſt — vielfach geſchmückt durch den Zauber der Sage — durch mündliche und ſchriftliche Tradition wie ein Erbſtück von Generation zu Generation weitergetragen worden. Karl der Große und Alfred der Große waren durch Charakter und Anlagen vor Allem zu dem Amte beſtimmt, das die Vorſehung ihnen anvertraut hatte. Beide Herrſcher, beide Krieger, beide muthige Beſchützer und Vergrößerer ihres Reichs, beide weiſe Geſetzgeber, beide auch zugleich eifrige Förderer und Pfleger der geiſtigen Intereſſen ihres Volkes, anregend auf allen Gebieten der damaligen Literatur wirkend und ſelbſt die fleißigſten Arbeiter auf dieſem Felde, bieten ſie in der Weiſe, wie ſie ihre Miſſion erfüllten, eine Reihe von Vergleichungspunkten dar. Doch wenn Karl mit den Waffen zweier Helden ſiegte, die ſeine Vorgänger waren, wenn die Nationen, die er bekriegte, entweder entartet und unfähig waren, ſich kraftvoll zu vertheidigen, oder an Zahl, Waffen und militäriſcher Disciplin ſeinen kriegstüchtigen Truppen nicht gewachſen waren, wenn er in allen ſeinen Unternehmungen das Glück als ſtändigen Begleiter an ſeiner Seite ſah — und mehr als einmal rettete ihn dieſer Glücksſtern vor den drohenden Folgen großer Fehler — wenn er in den Thaten des Krieges und in dem ſtillen Schaffen des Friedens umgeben war von klugen Rathgebern, tapferen Kriegern und fleißigen Gelehrten, die ſeine Pläne fördern halfen, wenn es ihm vergönnt war, den Abend ſeines Lebens in glücklichem Frieden zu verbringen, in emſiger Thätigkeit der letzten Hälfte ſeiner Lebensaufgabe: der Geſetzgebung, der Pflege von Bildung und Geſittung ſeines Volkes und der friedlichen Ausbreitung des chriſtlichen Glaubens hingegeben, ſo war dagegen Alfreds wildbewegtes Leben ausgefüllt von einer Reihe harter und unerbittlicher Kämpfe, von denen ihm erſt in den letzten Jahren ſeiner Regierung das Walten des ihm nie günſtig geſinnten Schickſals auszuruhen erlaubte. Er beginnt die Regierung, als das Land unter den zerrüttetſten Verhältniſſen darniederliegt. Handel und Wandel ſind zerſtört, der nationale Wohlſtand iſt durch die beſtändigen Einfälle der Dänen faſt vernichtet, Bildung und Sitte ſind tief geſunken. Das Reich, deſſen Krone er trug, lag faſt in Trümmern, das Land, das er beherrſchen ſollte, das ſein war als Erbe ſeiner Väter, war in der Hand ſtarker, mächtiger Feinde. Anfangs ein Flüchtling im eigenen Lande, ſammelt er in den ſumpfigen Gebieten Somerſets ſeine Getreuen; hier verſchanzt er ſich und beginnt nun mit der größten Zähigkeit und Tapferkeit den Boden ſeines Landes Schritt vor Schritt ſeinen Feinden wieder zu entreißen, bis er endlich im Jahre 893 auch den letzten däniſchen Ueberfall ſiegreich zurückgeſchlagen und England für immer von ſeinen ſchlimmſten Feinden befreit hat. Was wir in England unmittelbar nach dem Tode dieſes Königs, bevor wieder die Fluthen neuer

Kriege, neuer Unruhen in kurzer Zeit seine Errungenschaften und Werke hinweggespült haben, vor uns sehen, wenn wir einen Blick auf die Staatseinrichtungen, auf das Wiederaufblühen des Handels und Wandels und auf die Entwickelung der geistigen Interessen des Landes werfen, war Alles Alfreds eigenes Werk, hervorgegangen aus seinem Fleiße, seiner Vaterlandsliebe, seiner Tapferkeit und seiner weisen liebevollen Regierung, die durch keinen dunklen Flecken irgend eines Lasters, irgend eines Verbrechens oder irgend einer grausamen, rachsüchtigen That verunziert ist. Wir wissen nicht, was wir mehr bewundern sollen beim Anblick dieses englischen Herrschers, seinen reinen Charakter, den auch die eingehendste historische Forschung in allen Perioden seines Lebens tadellos befunden hat, oder die bewunderungswürdige Gabe, vermittelst der er seine Aufgabe als Herrscher und Erzieher seines Volkes gelöst hat. Es entspricht nicht dem Zweck dieser Skizze, länger bei einer Schilderung der kriegerischen und gesetzgebenden Thätigkeit Alfreds zu verweilen, nur über den König als Gelehrten und Literaten seien uns noch einige Worte gestattet.

Es ist ziemlich schwierig, unserer heutigen, unter dem Hochdruck geistiger und materieller Interessen stehenden Zeit ein anschauliches Bild von dem damaligen Zustande der Wissenschaft zu entwerfen. Von dem Ausgang des VI. Jahrhunderts an, wo römische Missionäre das Licht des Evangeliums nach England trugen, ist durch die ganze Periode der altenglischen Literatur hindurch der Einfluß des Christenthums ein unverkennbarer. Die neue Lehre fand in dem intelligenten Volke der Angeln und Sachsen einen fruchtbaren Boden für ihre Verbreitung. So wurden christliche Gemeinden gegründet, Kirchen und Kapellen errichtet, Canterbury der Sitz eines Erzbischofs, und in den zahlreichen Klöstern begann bald eine vorzugsweise theologische Literatur aufzublühen, die, ein glänzendes Zeugniß mönchischen Fleißes, in classischer Poesie und Prosa noch lange nachher prächtige Blüthen trieb, als schon auf dem mütterlichen Boden Italiens längst die Productivität aufgehört hatte, und wiederholt sehen wir in den folgenden Jahrhunderten, wie angelsächsische Mönche die Errungenschaften ihres wissenschaftlichen Fleißes, der sich über das ganze Gebiet der Bildung der damaligen Zeit verbreitete, von England zurück nach Italien, Deutschland und Frankreich tragen. Wenn jedoch die Frucht der Studien jener ernsten und religiös gesinnten Diener der Kirche, denen hinter stillen Klostermauern nur die Welt des Glaubens und der Wissenschaft geblieben war für jene andere Welt der Unruhe, der Unzufriedenheit und der Sünde, aus der, freiwillig flüchtend, sie die zweifelnde Seele gerettet hatten in die friedliche Klosterzelle, wenn, sage ich, die Frucht dieser Studien zu speculative Geisteswerke waren, um Nationalgut des Volkes zu werden, so erkannte Alfred sofort, daß seine Aufgabe die sein müsse, ein Vermittler zwischen der wissenschaftlichen Thätigkeit der Klöster und dem Streben seines Volkes nach Bildung und Belehrung zu sein. Diese Aufgabe suchte er in erster Hand zu erfüllen durch angelsächsische Uebersetzungen der bedeutendsten lateinischen Werke der damaligen Zeit, denen er eigene Anschauungen, Erfahrungen, Studien und Lehren hinzufügte.

Von den Werken, die Alfred in freier Uebersetzung seinem Volke hinterließ und die in die Gebiete der Theologie, Philosophie, vaterländischen Geschichte, Geographie und Literatur gehören, ist das uns am meisten interessirende eine Bearbeitung des lateinisch geschriebenen Geschichtswerkes eines spanischen Presbyters, Namens Orosius, betitelt: „Sieben Bücher Geschichten gegen die Heiden", aus dem Jahre 418. Orosius, im Jahre 380 in Tarragona geboren, wurde der Sitte seiner Zeit gemäß im Kloster erzogen und erwählte für sein späteres Leben den Beruf eines Priesters. Er entschloß sich, angeregt durch Augustin, der dem fleißigen intelligenten Spanier besonders zugethan war, eine Weltgeschichte zu verfassen, nachdem er bereits vorher mit einem Commentar zu den Häresien des Priscillian und Origenes sein schriftstellerisches Debüt abgelegt hatte. Seine Geschichte, eine Autorität in der damaligen Zeit, ist heute fast vergessen, und nur Alfreds Bearbeitung verdankt sie es, daß sie durch gelegentliche Vergleichungen von Original und Uebertragung noch nicht ganz der Vergessenheit anheimgefallen ist. Das Buch enthält an historischem Stoffe nicht mehr, als was heutzutage jeder Quartaner weiß.

Wie ich schon angedeutet, pflegte Alfred in seinen Uebersetzungen keineswegs sich genau an den Text zu halten, er ändert denselben, wo es ihm beliebt, fügt willkürlich Neues hinzu, nimmt Ausscheidungen vor, vermindert die Anzahl der Capitel, kurz, verfährt so damit, daß, wenn er seine Arbeit vollendet hat, das Buch theilweise Alfreds eigenstes Werk genannt werden kann. Doch wir sind dem Könige gar nicht gram darum, sondern im Gegentheil herzlich dankbar dafür, denn seine Bearbeitung der Geschichte des Orosius ist eine entschiedene Verbesserung dieses Werkes. Orosius' Buch beginnt mit einer geographischen Beschreibung der damals bekannten Welt, und hier hat der König die bedeutendsten Zusätze gemacht. Diese Zusätze, den Text des Orosius ergänzend, bestehen in den Reiseberichten zweier Männer, Ohthere und Wulfstân, von denen der Erstere die Küste Scandinaviens umfahren hatte und bis zum Weißen Meere vorgedrungen und der Letztere von Schleswig nach dem Lande der Esten gesegelt war. Beide Zusätze, nach dem mündlichen Berichte der kühnen Seefahrer von dem Könige eigenhändig niedergeschrieben, sind von dem höchsten culturhistorischen und philologischen Werthe. Sie sind in klarem und verständlichem Stile abgefaßt und erregen durch ihre geographischen und ethnographischen Einzelheiten unser vollstes Interesse. Da dieser Aufsatz nur bestimmt ist, die angelsächsischen Beziehungen zur Ostküste des baltischen Meeres anzudeuten und weiteren Kreisen bekannt zu geben, welches die Kenntnisse waren, die im IX. Jahrhundert am königlichen Hofe zu England über Völker herrschten, die auch zu den baltischen Provinzen unzweifelhaft in Wechselbeziehungen gestanden haben, so übergehe ich die Beschreibung von Ohtheres Reise und lasse hier eine deutsche Uebersetzung der Mittheilungen Wulfstâns aus dem Lande der Esten*) folgen:

*) Unter Esten lat. Aestui, sind wohl allgemein „Ostländer" zu verstehen, und bezieht

„Wulfſtân ſagte, daß er von den Heiden käme, daß er in ſieben Tagen die Stadt Truſo erreicht hätte und das Schiff den ganzen Weg unter Segel gegangen wäre. Weonodland wäre an Steuerbordſeite geweſen und an Backbordſeite Langaland, Laeland, Falſter und Sconeg; die letztgenannten Länder gehörten alle zu Dänemark. Dann hatten wir an Backbord Burgendaland, wo ſie ihren eigenen König haben. Nach Burgendaland waren uns jene Länder an Backbord, welche folgendermaßen heißen, zuerſt Blekingen, dann Meore, dann Eowland und zuletzt Gotland; und dies Land gehört zu Schweden. Und Weonodland lag den ganzen Weg über an Steuerbord bis Wiſlemuda. Die Wiſle iſt ein ſehr großer Fluß, welcher Witland und Weonodland trennt; Witland gehört den Eſten; die Wiſle kommt aus Weonodland und fließt in's Eſtmeer; und das Eſtmeer iſt ſicherlich 15 Meilen breit. Dann kommt der Ilfing von Oſten in das Eſtmeer von dem See her, an deſſen Geſtade Truſo ſteht; und fließen beide zuſammen in's Eſtmeer, der Ilfing aus dem Oſten von Eſtland her kommend und die Wiſle aus dem Süden von Weonodland. Und dann beraubt die Wiſle den Ilfing ſeines Namens und ſtrömt aus jenem Meere (Eſtmeer) in nordweſtlicher Richtung zur See: dafür iſt es Wiſlemuda genannt.

„Eſtland iſt ſehr groß und ſind eine große Menge Burgen darin und auf jeder Burg iſt ein König. Und da giebt's ſehr viel Honig und Fiſchfang, und der König und die reichſten Männer trinken Pferdemilch und die Armen und Diener trinken Meth. Es giebt ſehr viele Kriege unter ihnen. Und bei den Eſten wird kein Ale gebraut, denn es giebt dort Meth genug. Und es iſt bei den Eſten Sitte, daß, wenn einer geſtorben iſt, er drinnen bei ſeinen Verwandten und Freunden unverbrannt liegt einen Monat und oft zwei, und die Könige und die andern hochgeſtellten Männer liegen um ſo länger, je mehr Vermögen ſie haben, oft ein halbes Jahr, daß ſie unverbrannt ſind und in ihren Häuſern auf der Erde liegen. Und die ganze Zeit, daß ſie drinnen liegen, ſoll getrunken und Freude ſein bis zu dem Tage, wo ſie ihn verbrennen. Alsdann an jenem Tage, wo ſie ihn auf den Scheiterhaufen tragen wollen, theilen ſie ſein Hab und Gut, das nach dem Trinkgelage und der Freude übriggeblieben iſt, zu fünf oder ſechs, oft zu mehr Theilen, je nach dem Verhältniß des Beſitzthums. Sie legen es dann umher, eine Meile das größte Theil von dem Dorfe entfernt, dann das andere, dann das dritte, bis daß es all auf dieſer einen Meile vertheilt iſt; und es ſoll der kleinſte Theil am nächſten dem Hauſe ſein, worin der todte Mann liegt. Dann ſollen verſammelt werden alle Männer, welche ſehr ſchnelle Pferde haben im Lande, an fünf oder ſechs Meilen entfernt von dem Hab und Gut. Dann rennen ſie alle auf dieſe Habe zu, und es kommt der, welcher das

ſich nachſtehender Bericht Wulfſtâns wohl auf ſlawiſch-littauiſche Völkerſchaften, die ſüdlich von den heutigen Oſtſeeprovinzen wohnten, und nicht auf die Vorfahren unſerer heutigen Eſten. D. Red.

schnellste Pferd hat, zu dem ersten und größten Theile, und so einer nach dem andern, bis es all genommen ist, und der bekommt den kleinsten Theil, welcher sich das Vieh erreitet, das dem Dorfe am nächsten. Und dann reitet jeder seiner Wege mit dem Vieh, und sie dürfen alles behalten, und daher sind dort die schnellsten Pferde ungemein theuer. Und wenn seine Schätze so alle vertheilt sind, dann trägt man ihn heraus und verbrennt ihn mit seinen Waffen und Kleidern, und sie verschleudern fast alle Güter während der langen Zeit, daß der Leichnam drinnen liegt, und was sie auf solche Weise hinlegen, da reiten die Fremden hin und tragen es heim. Und das ist bei den Esten Brauch, daß da jedes Stammes Mann verbrannt werden soll, und wenn da einer einen unverbrannten Knochen findet, so sollen sie es theuer bezahlen. Und da giebt's bei den Esten einen Stamm, wo sie Kälte machen können, und daher liegen dort die todten Menschen so lange und faulen nicht, weil die Kälte auf sie einwirkt. Und obgleich man zwei Fässer mit Ale oder Wasser hinsetzt, so geschieht's, daß ein jedes gefroren ist, sei es Sommer oder Winter.

* * *

Anmerkungen zu Wulfstâns Bericht: Truso — der jetzige Name ist Drausen und bezeichnet einen See, an dessen Gestade Truso gestanden haben soll. Von diesem See fließt der später erwähnte Ilfing = Elbing zu der Stadt Elbing, die auch Elbinga, urbs Drusinia, poln. Elbiag oder Elblag, genannt wird. — Weonodland, in angelsächsischen Texten auch Winedaland, Winedaland, Weonothland (th für das angelsächsische durchstrichene d, das den Werth des jetzigen englischen Sibilanten th hat) ist das Land der Wenden, der Gesammtname der slavischen Völker, deren Reiche einst von der Weichsel bis nach Schleswig sich ausdehnten. Karl der Große begann zuerst sie nach Osten zu drängen; der damalige Geschichtsschreiber Eginhard erwähnt mehrere Stämme: 1) Wylten, Wilsi, Welatibi, Wilzen, Weleten wäre der slavische Name für „Riese", um damit ihre eigene Kraft und Stärke zu bekunden, welche sie zu gefährlichen Nachbarn mache; 2) Havolaner, Lintizen. Bei allen mittelalterlichen Schriftstellern, die der Wenden Erwähnung thun, figuriren sie als streitsüchtige, wilde und von Allen gefürchtete Stämme. Kaiser Heinrich I. besiegte die Havolaner, eroberte ihre Hauptstadt Brennabor und errichtete die Nordmark. Otto der Große stiftete die Bisthümer Havelberg und Brandenburg, aber erst nach langer Zeit konnte der christliche Glaube hier feste Wurzeln fassen. Man vergleiche die interessanten Schilderungen, die Willibald Alexis in seinen brandenburgischen Romanen hier und da von den Resten der wendischen Stämme einfließen läßt. — Langaland = Langeland. — Laaland = Laaland. — Sconeg = Schonen. — Burgendaland = Bornholm. — Meore = Möre. — Eowland = Oeland. — Wislemuda = Weichselmünde. — Wisle = Weichsel. — Witland wird von dem Mönch Alberich erwähnt, der 1½ Jahrhunderte nach Alfred lebte. Er nennt folgende Länder, welche den Heiden gehörten: Prutia (Prucia), Curlandia, Lethonia, Vithlandia et Sandria (Rasks Afh. p. 375, Note 9). Witland war zur Zeit der Kreuzzüge wegen seines Bernsteins berühmt. Vgl. auch Prof. Voigt: „Geschichte Preußens von den ältesten Zeiten", welcher vermuthet, daß früher Witland nicht nur den nordöstlichen Theil

des Frischen Haffs einnahm, sondern sich auch im Westen und Norden weit in die See hinein erstreckte. — Estmeer = Frisches Haff. — Ilfing = Elbing. — Die Frage, wo „Wislemunda“ gelegen, ist oft besprochen worden. Hier ist der Bericht etwas dunkel, weil die Beschreibung nicht mit der gegenwärtigen Localität übereinstimmt. Der Text sagt: «And thonne benimth Wisle Ilfing hire naman and ligeth of thaem mere west and north on saê; for thy hit man haêtt Wislemûtha»; da jedoch „westlich und nördlich“ nicht zu dem Folgenden stimmt, wo nur von einer Mündung die Rede ist, so ist die Stelle durch „nordwestlich“ übersetzt worden. Das Frische Haff hat eine Oeffnung nordwestlich, wo jetzt Pillau steht, und können wir nur vermuthen, daß Pillau früher ebenfalls den Namen „Weichselmünde“ getragen hat. — Pferdemilch; Forster (Nord. Wand. p. 71, Note 85) bemerkt hierzu, daß diese Pferdemilch nicht einfache Milch, sondern Milch gewesen wäre, die eine Art von Gährung durchgemacht habe und hierdurch in ein branntweinartiges Getränk verwandelt worden wäre, wie es ähnlich die Bewohner der asiatischen Steppen noch heute in großen Quantitäten trinken und es „Kumyß“ nennen. — Adam von Bremen, der um 1075 lebte, berichtet Aehnliches von den Pruzzen, ebenso Peter von Duisburg. — Meth (vgl. Alfred the Great, The whole works of, London 1858, Note 78) im Angelsächsischen »medo», «medu», «meodu», im Littauischen «middus», im Polnischen «miod», im Russischen «мёдъ». Es scheint, daß Meth eines der ältesten Getränke war, da es in Sprachen von so verschiedenem Ursprunge genau denselben Namen trägt. Man vergleiche auch das griechische μεθύω, ich berausche mich, von μέθυ, Wein. — Er liegt unverbrannt; interessant ist der Bericht des Engländers Phineas Fletscher, Gesandter der Kaiserin Elisabeth von Rußland, über eine ähnliche Sitte in einigen Theilen Rußlands. „In Winterzeit, wenn Alles mit Schnee bedeckt ist, werden in den Vorstädten die Todten wie Holzscheite auf einen Haufen zusammengeworfen, sie sind durch die Kälte so hart wie Stein, bis der Frühling kommt und den Frost löst, wo denn Jedermann seinen todten Freund wegholt, um ihn zu begraben. — „Wo sie ihn verbrennen“; die Leichenverbrennung war unter uncivilisirten heidnischen Völkern etwas ganz Gebräuchliches. Vgl. auch Caesar: De bello gallico, VI, Cap. 19. — „Wo sie Kälte machen können“; dieser Wulfstân so bemerkenswerthe Ort scheint nichts weiter als ein Eiskeller gewesen zu sein. — Zu dem angelsächsischen Texte vgl. King Alfred's Version of the Compendious History of the World by Orosius, by the Rev. J. Bosworth, London 1859. — Zu Alfreds Leben und schriftstellerischer Thätigkeit vgl. Life and Times of Alfred the Great by the Rev. J. A. Giles, Oxford 1854. — Id. by Thomas Hughues. — Geschichte der englischen Literatur von Bernhard ten Brink, Berlin 1877.

Henrik Ibſen.

Literariſche Skizze von **Leonhard Marholm** in Riga.

Das aber iſt das rechte Lob eines feinen geſchickten Kopfes und ehrlichen Gemüths: die Wahrheit ſuchen und Luſt und Liebe haben zu dem, das ſchlecht und gerecht iſt.
Luthers Tiſchreden.

Eine Fluth neuer Namen ſchwemmt die literariſche Production jährlich in den Buchhandel, auf die Bühne, in die Tagesblätter, und wie das Jahr ſie brachte, nimmt das Jahr ſie zum größten Theile wieder hinweg; wenige bleiben, von dieſen wenigen die meiſten auch nicht auf die Dauer. Neun Zehntel der Tageshelden unter den Schriftſtellern bringen es nicht über eine ephemere Geltung; die Mode hebt ſie empor, die Mode läßt ſie fallen; Viele haben nichts für ſich als einen gewiſſen Blüthenſtaub äußerlicher Originalität, ihre Art iſt neu, man läßt ſie gelten, aber wie lange bleibt das Neue neu? Andere fühlen ihrer Zeit die brennende Frage voraus und ſchwingen ſich an ihr empor; aber die brennenden Fragen wechſeln und das Leben iſt vielſeitiger als eine einzelne Dichterconception. Es giebt auch Solche, die den Lachreiz monopoliſiren, aber in nichts iſt der Menſch wandelbarer, als worüber er lacht — wer kann jetzt noch Kotzebue ertragen, wer wird um zwanzig Jahre noch über Moſer und Bürger lachen oder ſich an Paul Lindaus Malicen ergötzen? Wer den Proceß literariſcher Geltung verfolgt, wird unſchwer in ihm wahrnehmen, wie das Uebergewicht der ſchlechten Werke ihren Verfaſſer ſicherer herabzieht, als das Uebergewicht der guten ihn emporzuheben vermag. Eine glückliche productive Anlage iſt geeignet, den Tagesmarkt zu beherrſchen, ohne inneren Fortſchritt aber, ohne echten und tiefen Gehalt kann ſie dem allgemeinem Bedürfniß des Wechſels auf die Dauer nicht ſtandhalten und das Ende iſt — Vergeſſen. Es iſt einmal ſo und es iſt gut, daß es nicht anders iſt. Eine reife, vielleicht überreife Culturſtufe wie die unſere und ein faſt allgemein verbreitetes Mittelmaß von Bildung und Wiſſen, das auf allen Gebieten nach oben drängt, muß naturgemäß das der ſchönen Literatur ganz beſonders überſchwemmen, auf keinem anderen iſt die freie Concurrenz an ſo wenig Vorbedingungen geknüpft, iſt der Maßſtab der Werthſchätzung ſo ſchwankend, darf der Pfuſcher ſo leicht für das gelten, wofür er ſich giebt.

Eine gewiſſe geiſtige Friſche, ein angenehmes Erzählertalent, Gemüth weniger erforderlich als Salz, für das man ſich jetzt auch im Nothfalle mit ganz eigenthümlichen Surrogaten begnügt, ein ſpürkräftiges Anempfindungsvermögen, das, nicht ſelten aus innerer Unſicherheit hervorgehend, ſeinen Träger ſo vorzüglich befähigt, mit dem Strome zu ſchwimmen, pſychologiſche Beobachtungen ohne beſondere Tiefe und eine gewiſſe Erfahrung auf dem Gebiete des Sinnenlebens, denn da laſſen ſich die Leute nicht ſo leicht etwas weiß machen — von dieſer Complexion ſind die meiſten unſerer Talente, und ſehr angeſehene Namen rangiren hierher. Was ſie ſchreiben, lieſt ſich angenehm, es iſt nicht ganz ohne Bedeutung und Anregung, manchmal glückt ihnen ein vortrefflicher Wurf, ſie empfehlen ſich dadurch, daß ſie nicht zu ſehr anſpannen, ſie ſind nicht dunkel, wir werden weder zu quälendem Grübeln, noch zu beſchwerlicher Mitthätigkeit angehalten . . . und ehrlich geſtanden, haben wir uns nicht Alle, auch wir, die es ernſt nehmen, ſo ein *hingleitendes* Leſen angewöhnt? Kurz, es ſind die „*Berufenen*“, mit denen wir es zu thun und auf die wir uns eingerichtet haben, jene achtungswerthen Mittelmäßigkeiten, deren Fähigkeiten keine Wege bahnen, aber auf gebahnten Wegen anſtändig wandeln können, ſie ſind nicht aus der Kraft ihrer Zeit gezeugt, ſondern aus ihren Bildungselementen künſtlich zuſammengeſetzt, ſie können daher nur repräſentiren, nicht befruchten, nach vorwärts wirken. Verneinen wir die Zeit, die ſie hervorgebracht, und ſie ſind mit verneint, ohne daß dadurch irgend eine Lücke entſtände — nicht die Maſſe der ſogenannten Berufenen, die wenigen *Auserwählten* ſind es, welche die Markſteine der geiſtigen Entwickelung der Generationen bezeichnen.

Es will mich dünken, einer von dieſen Wenigen, die da dauern werden, wenn wir todt ſind, trägt jenen Namen, den ich dieſem Aufſatze voranſtellte: *Henrik Ibſen*. Ich ſage, es will mich dünken, ich ſetze keinen beſtimmteren Ausdruck. Wer will über die Dinge urtheilen, ſo lange ſie im Fluß ſind? nur am Erſtarrten kann die Kritik ſich üben. Wir mögen uns der denkbarſten Objectivität befleißigen, über die Grenzen unſerer Natur kommen wir nicht hinaus. Keiner vermag mehr zu geben, als ſeine Ueberzeugung, und was iſt jede Ueberzeugung im Grunde anders als ſubjectiv? Wenn aber *das* das Kriterium des Außerordentlichen iſt, ein *neues* Geſetz entdecken, oder beſſer geſagt, da alle Geſetze vom Uranfang den Dingen immanent ſind, eine herkömmliche, durch langen Gebrauch abgeſchliffene Forderung in ihrer Integrität nicht nur wieder herſtellen, nein, vertiefen, neu begründen, bis in ihre letzte Conſequenz mit aller Rigoroſität verfolgen, daß das Alte, in eine neue Phaſe tretend, als ein Neues in unſerem Bewußtſein daſtehe — dann iſt Henrik Ibſen ein ſolcher ſchöpferiſcher Intellect, der Bahnbrecher einer mittelbaren Regeneration auf dem Gebiete der Kunſt und Aeſthetik, einer unmittelbaren auf dem der *ſittlichen Forderung*.

Ein Bahnbrecher — mehr als dieſes Epitheton möchte ich ihm auch nicht geben. Unſere Zeit trägt eine eigene Signatur von Ueberanſpannung, von Raſt- und Friedloſigkeit, ſie iſt durch und durch erſchüttert von gährenden, treibenden

Kräften, die nach Gestalt ringen; altgewohnte Begriffe wälzen sich um und gewinnen einen neuen Sinn; Geist, Sitte, Religiosität ward die hergebrachte Form unzulänglich, sie warfen mit ihr alle Begrenzung ab und nun allmählich zu sich zurückkehrend und einer inneren Umwandlung sich bewußt, suchen sie tastend nach neuen Normen. Dem allgemeinen Fluß stemmt sich der Drang nach Selbstbesinnung entgegen, an diesem Drange participirt indessen noch wenig Transcendentes; er bedient sich, wenn ich so sagen darf, der analytischen Methode, um durch sie zur Erkenntniß, durch die Erkenntniß wieder zu irgend einem positiven Besitz zu gelangen.

In ganz eminentem Maße hat sich die schöne Literatur mit diesen Forschungen amalgamirt. Unsere besten Schriftsteller sind Virtuosen der Zergliederung; Psychologen wie Paul Heyse stehen in gewissem Sinne noch auf den Schultern Goethes, gerade Heyse freilich vermag sich durch das Bestreben, die Anmuth und Integrität der Form unter allen Umständen zu wahren und selbst das bedenklichste Sujet ins Gebiet der Schönheit zu erheben, von einer gewissen Manier und selbst Unwahrheit nicht ganz frei zu erhalten.

Doch ist er unter unseren namhaften Dichtern fast der einzige dieser Art. Wohl theilen Freytag und Scheffel mit ihm das Maß und übertreffen ihn an bedeutendem Gehalt, Beide aber stehen bereits jenseits ihrer Productionsepoche; Gottfried Keller, noch ein weit tieferer und unbestechlicherer Erforscher des menschlichen Seelen- und Sinnenlebens, hat bereits eine Neigung zum Formlosen und Bizarren, seine unbegrenzte schöpferische Phantasie, die ihr Höchstes leistet, wo sie das unbewußte Traumleben junger Geschöpfe bis zum Erwachen und Eintritt der Reflexion führt, gefällt sich darin, mit den psychischen und physischen Ausartungen des menschlichen Geschlechts ein fragwürdiges Spiel zu treiben. Weiter treffen wir auf den Archäologen- und hervorragender als dieser auf den Historikerroman, die eigentlich beide mit der Poesie nichts zu schaffen haben, auf der Grenze zwischen Poesie und Wissenschaft stehen: Ferdinand Meyers treffliche, historisch-psychologische Dichtungen. Diese Schriftsteller alle aber begnügen sich damit, den Menschen psychisch zu ergründen, das Gewebe seines Seelenlebens, die Bedingungen, an die es geknüpft ist, bloßzulegen, — Henrik Ibsen geht einen Schritt weiter und dieser eine Schritt offenbart seine ganze Originalität. Auch er ist ein meisterhafter Psycholog, vielleicht noch schärfer, noch durchdringender als jene, er allein aber zergliedert, um zu richten.

Haben wir es bisher mit dem psychologischen Roman zu thun gehabt, so ist Ibsen der erste, der das psychologische Drama auf die Bretter bringt. Ibsen ist der geborene Dramatiker. Seine Schauspiele haben ihn verhaßt und berühmt, sie haben ihn zu einem der ersten Dichter Skandinaviens gemacht, vielleicht erheben sie ihn in einer unparteiischeren Zukunft, wenn auch nicht in die erste, denn die ist geschlossen, so doch in die zweite Reihe der bedeutungsvollsten Autoren germanischen Stammes. Er ist der erste, der, dem

Beiſpiele Leſſings folgend, es wagte, die Bühne zur Kanzel zu machen und mit einer ſchneidenden Gewalt, mit einer ſittlichen Kraft, die keinen Widerſtand und keine Rückſicht achtet, gegen die Laſter ſeiner Zeit zu Felde zu ziehen. Hierin hätte er vielleicht mehr Verwandtſchaft noch mit Molière, deſſen Satyre ſich gleich der ſeinigen bis zur Tragik zu erheben vermochte. Doch laſſen wir die Vergleiche, eine ureigenthümliche Natur kann nur an ſich ſelbſt gemeſſen werden.

Ibſen iſt ein echter Sohn ſeiner ringenden Zeit. Wie das dichteriſche Talent in ein reproducirendes und ein urkräftig ſchaffendes ſich ſcheiden läßt, ſo ſcheidet ſich auf einer Culturhöhe, wie die unſere, die Bildung in eine empfangene und eine errungene. Alles Empfangene iſt paſſiv, und es gab keine zweite Epoche, wo das Empfangene ſo leicht, ſo bequem, ja, ſagen wir, ſo unvermeidlich geweſen wäre, wie in der unſeren. Auf all ihren Gebieten beſtrebt man ſich, die Wiſſenſchaft zu populariſiren, und jede mittlere Capacität iſt im Stande, ohne erſchöpfende Anſtrengung zu den Quellen zu ſteigen und ſich die Reſultate der Bildungshöhe ihrer Zeit zu eigen zu machen. Freilich, mittleren Capacitäten geben jene Quellen ſelten mehr als den Schaum, der an ihrem Ausfluß ſich kräuſelt. Hinabzutauchen und ihrem Urſprunge nachzugehen durch die Nacht der Ungewißheit, an der Schattenhand der Speculation, wenn die Empirie nicht weiter ausreicht, das vermag nur die Urkraft des ſich des höchſten Zieles bewußten Talents, und die gegenwärtige Zeit weiß Keinen, der, wie einſt die Heroen unſerer Literatur, von dieſem dunklen Pfad emporgeſtiegen wäre mit dem heiteren, ahnungsvoll frommen Bewußtſein des Ewigen und Göttlichen mitten im Wandel der Dinge. Die Naivetät, Innigkeit und Zuverſicht des alten Glaubens iſt ſeit zwei Jahrhunderten langſam dahingeſchwunden; was von ihm übrig, iſt in den meiſten Fällen conventionell und nebenher geht ein Zweifeln und Sichſehnen, ein Angekränkeltſein von des Gedankens Bläſſe, weit tiefer und verbreiteter, als ſich äußerlich wahrnehmen läßt, obgleich auch hierin ſchon genug wahrnehmbar iſt. Das Längſtbeſeſſene und Unentäußerliche muß gleichſam wieder neu aufgefunden werden, damit ſein Daſein und ſeine Geltung bewieſen ſei, der Tüchtige will ſich die Wahrheit, an die er glaubt, ſelbſt erſt erringen und was über die Endlichkeit hinausliegt, iſt dunkel, verſchloſſen. Uebergangszeiten wie dieſe ſind der fruchtbare Boden des Peſſimismus, und je heftiger das Ungeſtüm des andringenden Geiſteskämpfers, je nachhaltiger die Verdüſterung des zurückgeworfenen; Naturen ohne Charakterkraft und Determination gelangen auf dieſem Wege zum völligen Quietismus oder zu gänzlicher Negation.

Aus ſolchen Kämpfen, deren nagender Schmerz nicht ohne Spur an ſeinen Dichtungen vorübergegangen, hat ſich Henrik Ibſen zu ſehr poſitiven Reſultaten durchgerungen. Sie kleiden ſich ihm ſämmtlich in die Kantſche Forderung abſoluter Pflichterfüllung, in demſelben Geiſte faßt er auch die Pflicht in ihrem höchſten und weiteſten ethiſchen Sinn. Die übernatürlichen Dinge läßt er bei Seite liegen, Reiz, Genuß, Behagen kümmern ihn nicht, Nachſicht und Milde ſind ihm fremd, er will nicht entſchuldigen, er will fördern, er will nicht Gunſt, er will

Gerechtigkeit — er hat ein Ideal der Sittlichkeit so groß, so hoch, so keusch, daß das Herz des strebenden Menschen in froher, stolzer Rührung schlägt, aber auch so herb und unnahbar, daß auch der Beste fragt: wer kann ihm genügen? An diesem Ideal mißt er nicht die großen Conflicte, noch bewegt er sich in einer erfundenen Welt, mit ihm steigt er herab auf den Markt der Alltäglichkeit, tritt er in die Gesellschaft, sucht er die Menschen auf bei ihrem Beruf und Amt, bei ihrem Erwerb und dem geringen Ehrgeiz der Kleinen. Sagte ich vorhin, er kämpfe gegen die Laster, so bediente ich mich eines unrechten Wortes. Laster zu haben, dazu gehört Muth, das wagt der gesittete Durchschnittsmensch kaum noch, nicht bis zum Schlechten, nur bis zur Negation des Guten vermag er es noch zu bringen, und hier faßt ihn Ibsen: bei seinen Schwächen und die Gesellschaft bei ihren Hauptfehlern: der Heuchelei und der Phrase. Diese wird er nicht müde aus ihren Schlupfwinkeln hervor zu zerren, bis in's subtilste Detail abzuzeichnen, von ihren unschuldigsten Anfängen bis in ihre letzten Consequenzen mit bitterstem Sarkasmus zu verfolgen, mit geistreicher Schärfe nachzuweisen, wie im lässigen, indifferenten Gutsein gleichsam im Embryo der Lump schlummert, den dann widerwärtige Umstände, geschädigte Interessen ꝛc. groß- und hervorziehen. Er malt keine Verbrechen, aber er schildert, wie gesellschaftliche Rücksichten, Sorgfalt für den guten Namen, versteckte Selbstsucht u. s. w. bis zum intellectuellen Begehen des Verbrechens führen können; nicht um den Conflict mit dem Strafgesetz, um den Conflict mit Gewissen und Sittengesetz ist es ihm zu thun. In seinen vielumstrittenen vier Hauptdramen ist es recht eigentlich ein Begriff, den jedes Stück repräsentirt. Im „Bund der Jugend“ dreht sich Alles um die Phrase, in den „Stützen der Gesellschaft“ um die gesellschaftliche Heuchelei, in „Nora“, einem Ehestandsbild, um die Eitelkeit, im „Volksfeind“ um die Dummheit der Massen. Das klingt wie graue Theorie. Aber die Fülle des Lebens, die Ibsen in diesen Rahmen drängt, die Mannigfaltigkeit der Motive, die sich in demselben kreuzen, die einzigartige Energie, Vielseitigkeit und Schöpferkraft in der Charakterisirung bis auf die geringste Nebenperson herab verhindern die Idee nicht nur in den Vordergrund zu treten, sondern lassen sie vielmehr erst nach wiederholtem, eindringenden Lesen erkennbar werden. Ibsen ist überhaupt nicht leicht verständlich. Rauh und knorrig wie sein Wesen ist seine Schreibweise, ihre Vorzüge liegen keineswegs auf der Oberfläche, noch bieten sie sich dem Leser freundlich entgegen, dem flüchtigen Blick wird seine Diction nüchtern, alltäglich, sogar dürr erscheinen. Aber es geziemt dem Kämpfer gegen die Phrase auf Schmuck und Schein zu verzichten und zugegeben, er triebe den Eifer und die Rigorosität, wie auch in manchen anderen Punkten, hier übers Ziel — dafür belohnt sich das Hinabtauchen in das Wesen seines Stils mit einem neuen Aufschluß über die Eigenart dieses merkwürdigen Mannes. Ich wüßte keinen anderen, jedenfalls keinen modernen Dichter, dem es gelungen wäre, Intention und Ausdruck zu so vollständiger Identität zu verschmelzen, wie Ibsen es vermag; in seinen äußerlich so schlichten Dialogen ist jedes Wort von

Bedeutung, jede Stimmung redet ihre eigene Sprache, der Streber, der Neuigkeitskrämer, der gewandte Weltmann, der Schwächling, jeder formulirt ſeine Rede nach ſeinem Weſen, obgleich ſelbſt die verzeihlichſten rhetoriſchen Mittel hierzu verſchmäht werden. Denn nur *eine* Scheu kennt der unbeirrbare Widerſacher jeder Lebensſtockung und jedes Schlendrians: die *Scheu vor der Schablone*; da nun aber in der Schablone unleugbar auch etwas Ausgleichendes liegt, ſo haßt Ibſen folgerichtig auch den Ausgleich. Nur in der Gliederung ſeiner Schauſpiele herrſcht eine ſtreng bewahrte Harmonie, in ihrem Inhalt iſt Manches allzu ſchroff, Manches einſeitig; nur in ſeinen Forderungen iſt Ibſen Idealiſt, ſeine Schöpfungen ſtehen breit auf dem Boden des Realismus; wohl kennt auch er einen Abſchluß von herzbewegender, erhebender Größe — häufiger aber bricht der letzte Ton ſchneidend ab, weiterkämpfen iſt die Perſpective, die er uns in die Zukunft eröffnet.

Ibſen iſt Peſſimiſt. Das begreift man, wenn man ſeinen Entwickelungsgang kennt, von dem ich die wenigen Umriſſe, die mir zu Gebote ſtehen, weiter unten geben werde, das begreift man, wenn man ſeine Dramen lieſt. Er hat zu lange und bitter kämpfen müſſen, ehe er die ſociale und ſittliche Höhe erreichte, die er jetzt einnimmt, und Kraft oder Fähigkeit haben ſich ihm verſagt, den letzten Gipfel zu erklimmen. Die heitere Freiheit, die klare Ruhe der Seele, die Milde eines zum tiefſten Verſtändniß der Erſcheinungen gelangten Geiſtes ſind ſein Kampfpreis nicht geworden, vielmehr — der Kampf hat unauslöſchliche Male in ihm zurückgelaſſen. Die Schönheit in der Wahrheit verkörpert darzuſtellen, die *ſittliche Pflicht zur ſittlichen Freiheit* zu erheben, will ihm nur halb gelingen, wenn auch die Abſicht ſich deutlich verräth. Die laſtende Schwere der Realität ſcheint minder noch ſeine Kraft, als ſein Herz zuſammengedrückt zu haben, und hier tritt ein pathologiſches Moment hinzu, das den Forſcher in den Werken Ibſens eigenthümlich bewegt und berührt. Es iſt ganz offenbar, daß der Idealität der Ibſenſchen Forderung urſprünglich jene echtere Idealität der Verklärung der Dinge, der Heraushebung derſelben aus den drückendſten empiriſchen Bedingungen innegewohnt hat und daß ſie früh und bewußt von ihm aufgegeben worden iſt. Bei einem milderen perſönlichen Looſe hätte die verworrene Wirklichkeit ſich ſeiner kraftvollen Natur gewiß nicht dergeſtalt zu bemeiſtern vermocht, daß ſie ſogar ſeine dichteriſche Vorſtellung abſolut beherrſchte. Geringere Kräfte verderben an ſolchem Zwieſpalt, er wurde daran ſtarr. Das iſt das Tragiſche ſeines Geſchicks. Und als er ſich nun die Aufgabe ſtellte, das menſchliche Herz bis in's Innerſte zu durchleuchten, gab er ihr zu Liebe die Grundbedingung aller Dichtung auf: die Poeſie, denn das Leben kennt keine Poeſie. Aber *Aufgeben* iſt noch nicht *Verlieren*. Hier und da, oft nur wie ein ſchwacher Lichtſchimmer flüchtig aufleuchtend, zuweilen nachhaltiger, bricht ſie hervor in einer Zartheit, Gemüthstiefe und Keuſchheit, wie eben nur nordiſche Poeſie ſich zu äußern vermag. Stets iſt es nur ein ſchüchternes Vorübergleiten, kaum in Worte gefaßt, blos in der Situation ſich ausprägend, eben nur ſichtbar genug, um dem kundigen Auge zu verrathen, *wie viel* Ibſen geopfert hat, um ſich zu behaupten,

und wie viel *mehr* wir noch von ihm beſäßen, wenn *alle* ſeine Kräfte zur Entwickelung gelangt wären.

Das Opfer aber enthüllt uns zugleich an dieſer Kraftnatur die zarteſte Seite. Alle nordiſche Poeſie iſt durchaus ſchlicht und tiefinnerlich. Die ſüdliche glänzt in phantaſtiſcher Pracht und ſinnlichem Reiz, die nordiſche iſt der Ausdruck des Gemüths, verſchloſſen und ſcheu wie die Herzen, in denen ſie entſpringt. Aus mehrfachen Stellen in Ibſens Werken iſt mir die Vermuthung gekommen, ein ſehr ſubjectives Moment verhindere ihn ſonſt noch an der Ausnutzung poetiſcher Situationen, wo ſie ſich darbieten. Es iſt die Scheu, das eigene Innere mit ſeiner Weichheit, Sehnſucht und Reſignation bloßzulegen. Henrik Ibſen iſt ein Eiferer, aber kein Spötter. Sein Eifern entſpringt dem Schmerz einer im Innerſten wohlwollenden, wahrhaftigen Seele, nicht dem lächelnden Hohn eines kalten, frivolen Gemüths. Wenn in ſeinen Dichtungen oft in den herbſten Situationen uns eine jähe Rührung überkommt, dann hat das Herz des Dichters zu uns geredet und ein Stück echter Poeſie ſich uns heimlich offenbart.

Henrik Ibſen ſteht in der ſich neigenden Reife der Manneskraft. Die Spannung perſönlichen Kampfes iſt vorüber, er hat ſeinen ehrenvollen Platz im Reiche der Geiſter; ihm denſelben zu erhöhen, dafür müſſen ſeine Werke jetzt ſtreiten. Das nahende Alter nimmt den äußeren Eindrücken ihre Kraft und das beruhigte Herz wird milde. Möge jetzt, wo dem gedämpfteren Schein der Dinge die noch ungebrochene Schaffenskraft in ihm begegnet, der merkwürdige Mann auch zur inneren harmoniſchen Vollendung gelangen, damit er ſeiner Mitwelt in's Künftige Werke darbiete, ſchneidend und unerbittlich, wie ſeine anderen, in der ethiſchen Forderung, meiſterhaft wie ſie in pſychologiſcher Charakteriſtik und lebendiger Wirkung, aber erfüllt, wie kaum eines von jenen, von innerlichem Ausgleich, von verſöhnender Poeſie, ausgeſtattet mit ein wenig mehr Raum für die freundlichen Geſtalten des Lebens. — — —

Ehe ich zur Charakteriſirung und Skizzirung der einzelnen Ibſenſchen Dramen, ſo weit ſie mir vorliegen, übergehe, muß ich ihres Verhältniſſes zur deutſchen Bühne und Bühnenproduction Erwähnung thun. Ich will nur das Zunächſtliegende und durchaus Einſchlägige berühren, denn wollte man ſich mit den Complicationen und Velleitäten auf dieſem Gebiet eingehender befaſſen, es erwüchſe eine ganze Abhandlung daraus.

Der größere Theil des deutſchen Publicums hat Ibſen durch die Theateraufführungen kennen gelernt oder wird ihn auf dieſem Wege kennen lernen — da lernt es ihn gar nicht kennen. Ein gelegentlicher, von Zeit zu Zeit wiederholter Blick in die deutſchen Theaterblätter belehrt uns, von welcher literariſchen Waare die Subſiſtenzmittel der deutſchen Bühnen beſtritten werden. Wir wollen von den ganz untergeordneten Lieferanten abſehen, aber ſelbſt mit einem Moſer, Schönthan, Günther, Bürger und anderen Leibſchneidern Thaliens um die Palme der Beliebtheit ringen zu müſſen, iſt keine würdige Aufgabe für einen Ibſen. Nicht als ob dieſe Herren ausſchließlich Schlechtes producirten — ſie produciren

nur ausſchließlich Wiederholungen, ſie verewigen die Schablone und entwöhnen das Publicum damit der Wahrheit, wie der Natur. Der ſtereotype, naſeweiſe Backfiſch kommt ſo wenig im Leben vor, wie es irgend wo Verhältniſſe giebt, in denen die endloſen Verwechſelungen, dieſe Haupthebel der modernen Situationskomik möglich wären. Aber was thut das, wenn das Publicum ſich nur amüſirt? Daß es ſich über Albernheiten amüſirt, über die ſelbſt die Gründlinge des Parterres ſich perſönlich erhaben fühlen, daß es ſich den Geſchmack ſo lange an Poſſen und Unmöglichkeiten verdirbt, bis es für das echte, witzige, gehaltvolle Luſtſpiel, das ſporadiſch doch dann und wann noch auftaucht, abgeſtumpft und der geringſten geiſtigen Mitthätigkeit nicht mehr fähig iſt — darum kümmert ſich Niemand.

Man könnte mir einwenden, die Producte der klaſſiſchen Periode wären zu keiner anderen Zeit ſo in ihrem vollen Umfange auf die Bühne gebracht worden, wie eben jetzt. Gewiß, das iſt wahr. Aber in wie fern hängt denn das mit ihrer inhaltlichen Würdigung zuſammen? Es iſt das Charakteriſtiſche einer erſchöpften Zeit, am Mark der Vergangenheit zu zehren, mehr noch durch ein Vermiſchen geſchiedener Kunſtgebiete und durch wiſſenſchaftliche Surrogate das Todte mit einem Scheinleben zu überkleiden. Gerade die Liberalität gegen den *vollen* Umfang der claſſiſchen Dichtungen diene mir hierfür zum Beweiſe. Jeder unbefangene Freund und Kenner unſerer großen Dichter weiß und kann es täglich an ſich erfahren, daß ſie und insbeſondere Shakeſpeare neben ihren ewig jungen, unvergänglichen Werken auch ſolche geſchaffen, die nur eine Zeitgeltung hatten und mit der Epoche, die ſie hervorbrachte, die ſich in ihnen reflectirt, vergehen mußten. „Maß für Maß“, „Cymbelin“, ſelbſt „Was Ihr wollt“, „Das Wintermärchen“, „Der Sturm“ muthen trotz ihrer ſymboliſchen Bedeutung unſer modernes Empfinden fremd und erkältend an, der zweite Theil von Goethes „Fauſt“ wird auf der Bühne immer nur ein Experiment und dazu noch ein unbefriedigendes bleiben. Dieſe Werke in ihrem Weſen und Zuſammenhang zu genießen, dazu gehört ein eben ſo gründliches literariſches, wie culturgeſchichtliches Wiſſen, und ſelbſt dann iſt der Genuß nicht in allen Fällen ein äſthetiſcher und wahrhaft erquickender, oft nur ein gelehrter. An welcher Seite will man nun aber, da der directe Bezug zu Geiſt und Herz abgeſchnitten, die Maſſe der Theaterbeſucher faſſen, wenn nicht bei ihrer Schauluſt. Nun, man verſchließt ſich dieſer Einſicht auch nicht. Die bedeutenden ſceniſchen Vorausſetzungen dieſer Stücke machen ſie ja vorzüglich geeignet, in *Schauſtücke* umgewandelt zu werden. Hat man die Wahl zwiſchen der „Reiſe um die Welt“, einem Ballet oder einer Operette, warum denn nicht lieber ein claſſiſches Drama? Wandelpanorama iſt das eine wie das andere, bei letzterem aber begeiſtern ſich Kritik und Publicum noch ganz beſonders für die gediegenen Tendenzen des betreffenden Bühnenleiters und das Uebrige thut die Ausſtattung*). Ich bin auf die Gegenfrage gefaßt:

*) Ich erlaube mir zu bemerken, daß obiger Skizzirung der gegenwärtigen Richtung des deutſchen Theaters die Anſchauung *deutſcher* Bühnen zu Grunde liegt. Sie ſind es,

Was ſchadet das? und könnte darauf erwidern: Was nutzt es? Aber nicht bei dem fraglichen Nutzen, bei dem ſehr poſitiven Schaden wollen wir uns verweilen. Am Ballet und der Operette ſucht Niemand etwas Anderes als Zeitvertreib und Sinnenreiz, bei unſeren großen Dichtern die höchſten Empfindungen, deren das menſchliche Herz fähig iſt. Iſt es erſtens eine falſche und ſchlaffe Pietät, das Unverſtändliche und Vergängliche an ihnen nicht einer kleinen Gemeinde von Kennern zu überlaſſen, ſondern der großen Menge im grellen Lichte der Lampen vorzuführen und die Ehrfurcht für ihre höchſten ewig dauernden Leiſtungen durch unberufene Vergleiche mit dieſen abzuſchwächen, denn den Maſſen wohnt eine herabziehende Tendenz immer inne, ſo iſt es zweitens ein Frevel an jenen Meiſterwerken ſelbſt, ſie zu Trägern von Decorationszwecken zu machen, und dem iſt nicht mehr auszuweichen, wenn man die öffentlichen Anforderungen einmal auf dieſe Bahn geleitet hat. Ein mit raffinirter Pracht ausgeſtattetes „Wintermärchen“ wird auf die Phantaſie verführeriſch wirken, oder ein „Wilhelm Tell“, in dem die über Schneebergen aufgehende Sonne eine größere Rolle ſpielt als die Rütli-Scene, in dem das Gehen und Kommen, Steinetragen und Hämmern der an der Zwingburg arbeitenden Werkleute vom Gang der Handlung ſelbſt den aufmerkſamſten Zuhörer durch die zerſtreuende Mannigfaltigkeit des decorativen Vorganges ablenkt, Tableaux und Gruppenbildungen als Selbſtzweck auftreten und die ſtürzende Zwingburg Alles in einer Wolke künſtlich erregten Staubes begräbt — ein ſolcher „Wilhelm Tell“ wird ein gegen ſeinen dichteriſchen und ethiſchen Gehalt abgeſtumpftes Publicum erziehen, die Handlung verdrängen durch die Ausſtattung, Spannung, Erhebung, geiſtiges Mitſchaffen einſchläfern und die begehrlichen Sinne mit allen untergeordneten Trieben, Neugier, Veränderlichkeit, Vergnügungsſucht entfeſſeln. Was aber wird aus einer Menge, für die man das Höchſte und Geiſtigſte zur mäßigen Ergötzlichkeit herabgezogen und die deſſen überdrüſſig geworden, was aus einer Kunſt, die ſich längſt nicht mehr Selbſtzweck iſt? Sind nicht die Meininger einzig in der Technik der Bühnenleitung und Bühnenwirkung, und wie hoch ſteht der geiſtige Gehalt ihrer Darſtellung, ihres Conceptions- und Schaffensvermögens? Dieſe oder jene Zugkraft etwa abgerechnet, auf dem Niveau eines mäßigen Stadttheaters. Sind nicht unſere jetzigen Bühnenſchriftſteller Meiſter des Handwerks, und was wiegen ihre Leiſtungen hinſichtlich ſchöpferiſcher Originalität, dichteriſcher Durchbildung, ſelbſtändiger Entwickelung der Sprache und des Gedankens? Wem, der ſich mit ihnen beſchäftigt, fällt nicht der Goetheſche Ausſpruch ein: „Es werden jetzt Productionen möglich, die *Null* ſind, ohne ſchlecht zu ſein. Null, weil ſie keinen Gehalt haben, nicht ſchlecht, weil eine *allgemeine Form guter Muſter* den Verfaſſern vorſchwebt.“ Und an einer anderen Stelle: „Sie bilden ſich ein zu produciren, und ſie reproduciren blos.“

---

von denen unſere Provinzialtheater die Norm empfangen und denen ſie nach Maßgabe der Verhältniſſe nacheifern Eine ſelbſtändige künſtleriſche Stellung vermögen ſie ja der Natur der Sache nach nicht einzunehmen.

Auf allen Gebieten, die mit der Bühnenkunſt in Beziehung ſtehen, iſt der Sinn auf das Nebenſächliche, Zufällige, Decorative gerichtet, auf das wechſelnde Spiel des Aeußerlichen, Frappanten, mit ſeinem flüchtigen Unterhaltungsreiz und Kitzel, nicht auf die ſtraffe Architektur der Grundformen, die Schönheit und Würde des Gegenſtandes, noch auf eine große, mächtig bewegende Idee. Auch die Schauſpielkunſt iſt dieſer Richtung verfallen. Dem hohlen Pathos eines überſchraubten Idealismus iſt ſie entgangen und dem Naturalismus in die Arme gerathen. Wonach richtet ſich mit geringen Ausnahmen das Streben der gegenwärtigen Bühnengrößen? Nach pſychologiſcher Wahrheit? nach der ſchlichten Lieblichkeit, Einfalt, Erhabenheit der Natur? nach dem innerſten Erfaſſen und Verkörpern dichteriſcher Conception? Nicht doch — nach Lebenswirklichkeit. Nun, ſo wenig es einen Zeitbegriff der Gegenwart giebt, der nicht eine willkürliche Abgrenzung des ewigen Ineinanderfließens von Vergangenheit und Zukunft wäre, ſo wenig und viel minder noch giebt es im ununterbrochenen Wechſel des Willkürlichen, Scheinbaren, Zufälligen jene Offenbarung der Grundform, die ein künſtleriſches Erfaſſen der Lebenswirklichkeit ermöglichte. Alle Wirklichkeit iſt Wandel und daher an ſich nicht zu verkörpern, erſt die auf ſich ſelbſt geſtellten, vom Zufälligen entkleideten Dinge entſchleiern ihr Weſen und dieſes Weſen nach den Forderungen der Idee des Sittlichen als des höchſten Zweckmäßigen erfaßt, nach den Geſetzen der Begrenzung gegliedert, giebt die künſtleriſche Wahrheit. Eine auf ſolchen Fundamenten erbaute Leiſtung trägt den Stempel ihres Urſprungs, einen großen, freien Zug. Um was aber bemüht ſich die gegenwärtige Schauſpielkunſt? Um das Weſen oder das Beiwerk, die kleinen Züge, gelegentlich die Verzerrung? Die mechaniſch-pathologiſchen Aeußerungen der Natur: Huſten, Krämpfe, Todeskampf, Gliederſtarre werden mit Virtuoſität nachgeahmt, alle niedrigen Leidenſchaften bis zum Erſchrecken treffend dargeſtellt, dafür aber wird der Schwung einer gedanken- und bilderreichen Sprache in trockenſtem Alltagston vorgetragen, der Vers geſprochen wie glatte Proſa, der ſeeliſche Vorgang plump verbildlicht. Ich ſah einen Uriel Acoſta von einem der erſten deutſchen Tragöden, der bei den Worten:

Du Stolz, was bäumſt du dich ſo wild empor?
Ha, borſtig Ungethüm, fletſch' nicht die Zähne —

Geſichter machte, als hätte er ein wildes Thier vor ſich und Pantomimen, als ſtrangulire er es mit großer Anſtrengung in ſeinen Händen. Ich ſah in einer Muſtervorſtellung des „Tell" einen Geßler und Attinghauſen, beide durchaus ſeelenverwandt, der eine ein nüchterner Prediger, der andere ein nüchterner Zänker und beide, der edle Greis und der brutale Tyrann, ſich auch gleich ähnlich in einem höchſt umſtändlichen Sterben. Danach aber fingen ſie an, ihre Größe zu zeigen. In der Erſtarrung der Glieder, während Attinghauſen langgeſtreckt auf dem Lehnſtuhl ſchwebt, in dem Hintenüberhängen des Kopfes, während Geßler langſam fortgetragen wird, leiſteten ſie Erſtaunliches und bewieſen eine Ausdauer, die einer beſſeren Aufgabe würdiger geweſen wäre.

Ich will die Erörterung nicht weiter ausſpinnen. Bedenkt man aber, daß die Aufgabe der dramatiſchen Kunſt vorzugsweiſe eine ſymboliſche iſt, daß ſie Eigenſchaften Körperlichkeit verleihen, daß aus der Leidenſchaften wildeſtem Tumult klar und rein die Idee emporſteigen ſoll, ſo kann man ſich nicht verbergen, daß ein ſo vielfaches, faſt allgemeines Verkennen ihrer letzten Ziele von Seiten der Verfaſſer ſowohl, wie der Darſteller ihre ſchließliche Vernichtung zur Folge haben muß. Schon iſt die Stockung ſelbſt dem gleichgiltigen Blick wahrnehmbar, das Sinken dem aufmerkſamen, immer mehr zieht ſich die Elite der Bildung von dem Theater zurück. Hierzu geſellt ſich noch ein auffälliger Umſtand. Hat in den letzten Jahren die nennenswerthe dichteriſche Production überhaupt in Deutſchland eine raſche Abnahme erfahren, ſo gilt dies in beſonderem Maße von den Bühnenerzeugniſſen. Schon vermag das deutſche Theater ohne die Unterſtützung des franzöſiſchen ſenſationellen, oder richtiger ſenſuellen Dramas nicht mehr zu exiſtiren, und was Oberflächlichkeit und Verkehrtheit an den Zuſchauern noch unangetaſtet ließ, wird hierdurch geſchädigt. Ich bin kein ſolcher Rigoriſt, Moralität von einem dichteriſchen Erzeugniſſe zu fordern: die Bühne iſt kein Erziehungsinſtitut — nur der Geſchmack muß intact bleiben. Ein feinfühliger gebildeter Geſchmack aber fordert das Schöne und Bedeutende, nicht das Wüſte und Platte, und echte Schönheit iſt zugleich echte Wahrheit und echte Sittlichkeit.

Man ſollte meinen, für eine ſo macht-, geiſt- und gehaltvolle Kraft, wie Ibſen, ſei gerade der gegenwärtige der rechte Moment, die verödete Bühne mit einem neuen Inhalt zu erfüllen, und ſeine innere Verwandtſchaft mit dem deutſchen Weſen, nicht minder die Neigung des letzteren für alles Fremde müſſe ihm alle Thore öffnen, alle Herzen entgegentreiben. Ich glaube es nicht.

Ibſen iſt der Mann des Tages in ſeiner ſkandinaviſchen Heimath. Demzufolge bringen die deutſchen Blätter über ihn Notizen über Notizen, Referate über Referate von ſeinen Werken. Mit wenig Ausnahmen aber gehen ſie ſcheu und mißtrauiſch um ihn herum, ihr Lob iſt achtungsvoll aber kühl, ihr Tadel oft übereilt, nicht ſelten biſſig. Das iſt bei dem Stande der Durchſchnittskritik wohl zu begreifen, es zeigt aber auch, daß Ibſen in Deutſchland noch nicht durchgeſchlagen hat. Ich erinnere mich eines Referats, das ihn den Dichter des Unheimlichen nannte. Nichts in ſeinen Werken läßt dieſe Charakteriſtik beſonders berechtigt erſcheinen. Und doch hat der Referent Recht. Es giebt Leute, und zwar ſehr viele, denen Henrik Ibſen entſchieden unheimlich werden muß.

Nur vorläufig noch nicht! Ibſen wird ſich die Rednerbühne, von der ihn Alle hören müſſen, ſicher erobern — aber nicht in ſiegendem Anſturm. Nicht die Menge wird ihn emportragen, er iſt ganz und gar nicht der Mann für die Menge. Was ihr gefällt, verneint er, woran ſie ſich gewöhnt hat, reißt er nieder, wo ſie ſchauen will, nöthigt er ihr Nachdenken auf, wo ſie Unterhaltung ſucht, zwingt er ſie zur Erhebung. Es wird Wenige geben, die, vor Ibſens Dramen ſitzend, ſich nicht getroffen an die eigene Bruſt faßten — der Mann hat ihnen den tiefverborgenſten geheimſten Schaden ihres Weſens heraufgeholt, er

dreht ihn um und um, er legt ihn bloß im Angeſicht des hellen Tages; es wird Wenige geben, denen Ibſen nicht die Täuſchung zerſtörte, mit der wir Alle ſo gern ein Unerträgliches umkleiden, um es ertragen zu können — aber auch Wenige, die er nicht mächtig emporriſſe aus Schwachheit, Halbheit und Dumpfheit, vor denen er nicht die Thür öffnete hinaus in die friſche, ſcharfe Luft ſich ſelbſt überwindender Erkenntniß und thatkräftigen Entſchluſſes.

Welchem Publicum kann ſolche ungewöhnliche Koſt anfangs ſüß munden? Um ſolcher Dinge willen geht man doch nicht in's Theater! Man geht in's Theater, um ſich zu zerſtreuen, um ſich über des Tages Mühſal für einige Stunden hinwegzutäuſchen — hier wird man in dieſelbe zurückgeſchleudert, es werden Gedanken in Einem angeregt, denen die Majorität der Menſchen lebenslang aus dem Wege geht. Man iſt von der Bühne aus an Schmeichelei gewöhnt. Das Schaugepränge ſchmeichelt unſeren Sinnen, die Unbedeutendheit der modernen Production ſchmeichelt unſerer Intelligenz, die tiefen Reverenzen der Preſſe und der Directionen gegen uns, das omnipotente Publicum, ſchmeicheln unſerem Autoritätsbewußtſein — hier zerſchmettert man den ſtolzen Maſſenbegriff „Publicum“ in die Atome, aus denen er ſich bildet, und dem auf ſich ſelbſt geſtellten Atom tiſcht man Wahrheiten auf.

Das iſt durchaus neu, durchaus unbequem, wir müſſen es verdammen, wir können uns ſonſt nicht helfen, ſelbſt die Beſſeren werden mit fortgeriſſen, ſelbſt die Beſonnenen werden ſtutzig. Was entſcheidet denn eigentlich den Erfolg eines Dramas? Sein Werth oder ſeine Wirkung? Seine Wirkung natürlich! Nun dieſe Wirkung iſt durchaus unangenehm. Alſo fort damit! Aber der Mann iſt ja berühmt! Aber es iſt ja unleugbar, daß ſelbſt von ſeinen ſchärfſten Gegnern ihm eine eminente geiſtige Bedeutung zugeſtanden wird! Wie ſtellt man ſich zu ihm?

Es iſt eine Art Credo: ein Theaterſtück ſei nicht zum Leſen, ſondern zum Sehen. Die moderne Production lebt davon. Es giebt Stücke und zwar ſehr viele, die man ſehen kann, weil man ſie nicht geleſen hat; hätte man ſie geleſen, man könnte ſie nicht ſehen. Ich will der leichteren Mache damit nicht zu nahe treten, ohne ſie könnte ein ſtehendes Theater überhaupt nicht aufrecht erhalten werden, ich will nur noch einmal betonen, wie ihr gegenwärtiges Uebergewicht den Geſchmack verwirrt, das Kunſturtheil herabdrückt, die Anſprüche lähmt. Was auf der Bühne flüchtig, in die Hand der Darſteller gegeben, an uns vorüber zieht, kann uns täuſchen im guten und ſchlimmen Sinn, was aber in ruhiger Stunde aus der Lectüre eines Stücks an Gedankengehalt, geſunder Charakteriſtik, poetiſchem Werth uns entgegentritt, darauf können wir uns ſo ziemlich verlaſſen. Eine phraſenhafte Rhetorik im Munde eines gewandten Schauſpielers kann uns beſtechen, die Hohlheit und Gehaltloſigkeit des gedruckten Worts beleidigt unſeren geſunden Sinn.

Aus den Factoren des Verfalls aber pflegt ſich der Aufſchwung nicht zu erzeugen, die Bühne in ihrer gegenwärtigen Verfaſſung vermöchte, wenn ſie auch

wollte, ein neues, belebendes Moment nicht in's Publicum zu tragen — es wird vom Publicum auf die Bühne getragen werden müssen. Eine Reformation des sittlichen und künstlerischen Bewußtseins, wie Ibsen sie anstrebt, vollzieht sich weder auf offenem Markt, noch auf offener Scene; sie wandelt ihren stillen Weg durch die Herzen der Besten, der Strebenden, der ernsten Wahrheitssucher. Nur der Wohlwollende und Einsichtige kann an diesen merkwürdigen Werken den ewigen Gehalt vom Staub und der Befleckung des Kampfes scheiden. Wenn aber um Ibsen eine Schaar von Kennern sich sammelt, wenn man seine Dramen am Winterabend im Kreise der Familie liest, wenn er Debatten erregt bei geselligen Zusammenkünften — dann werden seine Werke auf die Bühne gefordert werden, und wenn sie von dort mit der Gewalt ihrer scenischen Wirkung die Herzen ergreifen und die Vertreter echter Bildung in Anerkennung vorangehen, dann wird auch die Menge ihnen zujubeln.

* * *

Henrik Ibsen ist 1828 zu Skien in Norwegen geboren. Drückende Verhältnisse machten ihn früh mit des Lebens Bitternissen bekannt. Seine Dürftigkeit nöthigte ihn, auf eine höhere Ausbildung verzichtend, als Lehrling in eine Apotheke zu treten, erst mit 22 Jahren konnte er die Universität Christiania beziehen. Auch hier war der Mangel sein Genoß, mühselig schlug er sich durch, häufig kam es vor, daß er seinen Hunger nicht zu stillen vermochte. Nach absolvirten Studien ward er Herausgeber einer Wochenschrift, der die Abonnenten fehlten; er entsagte dem brodlosen Beruf, seine Neigung zog ihn zum Theater, er ward Dramaturg des Theaters zu Bergen, danach Theaterdirector zu Christiania. Er heirathete, seine Ehe aber löste sich nach kurzer Dauer auf. Während seine Individualität in mächtiger Gährung sich losrang, lebte er in enger, kleinstädtischer Umgebung. Seine häuslichen Umstände, seine offenbar schroffe, wenig umgängliche Persönlichkeit riefen die Klatschsucht wach, üble Nachreden verfolgten ihn; als er mit der ersten Ausgabe seiner Gedichte und Dramen an die Oeffentlichkeit trat, begegneten sie im Publicum wie in der Kritik einem völlig vernichtenden Urtheile.

Fürwahr, ein freud- und lichtloser Entwickelungsgang. In demselben Maße jedoch, wie er das Gemüth des jungen Mannes umdüstern mußte, stählte er dessen Charakter. In bequemen Umständen, in sanftem Hinansteigen, denen wohlwollende Unterstützung den Weg ebnet, in förderndem Austausch bei reichlichem Empfangen mögen sich die angenehmen Talente entwickeln, die in läßlichem Behagen mit uns am Gewohnten sich freuen. Wer aber etwas Neues heraufzubringen geboren, wer erwählt ward, die menschlichen Dinge bis in ihr innerstes Wesen zu prüfen und unter den vielen Lesarten der Wahrheit den Grundtext aufzufinden, den darf das Alte als Haus und Hof nicht fesseln, als Essen und Trinken nicht satt, als Weib und Kind nicht laß und zaghaft machen. Auf sich selbst muß er stehen, damit er unabhängig bleibe, einsam, damit seine Ideen, nicht als Scheidemünze umgesetzt, Zeit haben sich zu befestigen und auszureifen

und doch mitten im Leben, damit er es mit durchdringendem Blick erfasse, denn Keiner kann in's Leben wirken, der das Leben nicht kennt. Alle diese Vorbedingungen treffen bei Ibsen in seltener Vollständigkeit zu, in höherem Sinne kann man seinen Entwickelungsgang, als einen durchaus zweckvollen, sehr wohl auch einen glücklichen nennen. Die Armuth, die seine Jugend drückte, war in einem so wenig wohlhabenden Lande wie Norwegen kein vereinzeltes Beispiel; besonders höher im Gebirge hinauf ist das Leben der Anwohner ein tägliches Ringen um den kärglichen Unterhalt; gesellt sich zu dieser nothgedrungenen Anspruchslosigkeit noch der Drang emporzukommen, so entwickeln solche hartgeschulte Individuen eine Zielbewußtheit, Beharrlichkeit, Activität und strenge Selbstzucht, denen sich der Erfolg, ob früh ob spät, am Ende doch unterwirft. Nicht minder zu Statten kam Ibsen sein wiederholter Berufswechsel. Was dem, auf fester Bahn unentwegt Fortwandelnden nur kärglich vergönnt ist, mit den verschiedensten Gesellschaftsklassen in nahe Berührung zu kommen, ward ihm hierdurch ermöglicht. Seiner kurzen Ehe verdankt er den unbestechlichen Scharfblick, die tiefsinnig-sittliche Auffassung betreffs der Beziehungen beider Geschlechter zu einander, seine journalistische Laufbahn verließ er mit grimmiger Verachtung der Presse seiner Heimath, seine Theatercarrière mit einer Kenntniß der Bühnenanforderungen, einer Beherrschung der dramatischen Technik, die ihres Gleichen suchen.

Eine so unbegrenzte Schöpferkraft wie die Ibsens konnte aber doch auf die Dauer sich mit einzelnen Reflexbildern des modernen Lebens nicht begnügen, sie mußte darnach trachten, es in seiner Gesammterscheinung zu erfassen. Diese bietet sich in einem constitutionellen Staat am vollständigsten bei der Betheiligung an den politischen Bürgerpflichten. Mit den Lieblingsthematen unserer nervenleidenden Zeit: innerer Zwiespältigkeit, Hamletvelleitäten, psychologischer Haarspalterei, sensuellen Sensibilitäten verhinderte ihn die gänzliche Abwesenheit müßiger Träumerei, die seine Natur kennzeichnet, sich zu befassen — sein ganzes Wesen drängte ihn vielmehr, den Menschen zu belauern auf der Grenze, wo aus dem dunklen Trieb die bewußte Absicht sich gestaltet, ihn zu packen, wo diese Absicht zur *That* wird. Wo aber fände sich ein günstigerer Tummelplatz aller zur Bethätigung drängenden Leidenschaften, als etwa bei einem Wahlkampf, einer Agitation in Staats- oder Communal-Angelegenheiten mit ihrer Unzahl secundärer Momente? Ibsen hat sich seine Meisterschaft auf diesem Gebiete nicht als müßiger Beobachter erworben: gleich seinem berühmten Landsmann Björnstjerne Björnson hat er eifrig mitgestritten und die zweideutige Politik Norwegens während des deutsch-dänischen Krieges von 1864 war vielleicht die entscheidende Ursache, daß er seine Heimath für immer verließ. Ibsen war für eine enge Allianz der drei skandinavischen Reiche leidenschaftlich eingetreten; als sie nicht erfolgte, duldete es auch den verlästerten, umfeindeten Mann nicht länger in einem Vaterlande, das ihm in den sechsunddreißig Jahren seines Lebens nichts zu kosten gegeben als Kränkung, Verleumdung, Verkennung. Es unstätes Wandern war sein weiteres Leben. Er durchzog Italien und Deutschland, eine Zeitlang lebte er in Dresden,

gegenwärtig in München. In den nahezu zwanzig Jahren, die er im Auslande verbrachte, eroberten ſich ſeine Werke, allerdings nicht ohne erbitterten Widerſtand der Gegner, die Bühnen ſeiner Heimath. Baute doch jedes einzelne ſeine Handlung auf einem ſocialen Schaden auf, enthüllte doch der kühne Mann in ſchneidender Satire die ſittliche Corruption der herrſchenden Parteien, bediente er ſich doch der politiſchen Terminologie und üblichen Schlagworte, um die Feſtredner-manöver, die Wahlprogramme, die ganze Volksvertretung lächerlich zu machen. Jedes neue Stück, das er auf die Bühne warf, erregte einen Sturm, und wenn er ſich gelegt, war ein gut Theil landläufiger Moral weggeblaſen, politiſche Glaubensſätze lagen wie herabgewehte, welke Blätter umher und der hergebrachte Begriff geſellſchaftlicher Ehrenhaftigkeit war ſo zugerichtet, daß man ihn gar nicht anzuſehen ſich getraute.

Aber das Stück hatte geſiegt. Der einzigen Vereinigung dichteriſcher Omnipotenz und ſittlicher Energie wichen die Gegner. War ſein Auftreten ein Kampf auf Leben und Tod, ſo war ſein Fortſchreiten ein Triumpfzug, und beides wiederholt ſich auf's Neue bei jedem neuen Erzeugniß, mit dem der ſtreitbare Dichter eine neue Breſche in die Mauer der Laxheit und des Vorurtheils legt.

Seine vier letzten und reifſten Dramen, die großen Begründerinnen ſeines heimiſchen Ruhmes, haben ſeinen Namen auch nach Deutſchland getragen, werden ihn, wie ich hoffe, auch bei uns einbürgern, wo jede tüchtige Leiſtung noch immer entgegenkommende Würdigung gefunden.

Es ſei mir vergönnt, dieſe meiſterhaften, innerlich zuſammenhängenden Spiegelbilder des modernen Lebens ihrem Inhalt und ihrer Tendenz nach in flüchtigen Umriſſen zu ſkizziren.

Der Bund der Jugend.

Es iſt der 17. Mai, der Jahrestag der norwegiſchen Verfaſſung. Wir werden mitten in die Feſtfeier verſetzt, die auf dem Hüttenwerk des Kammerherrn Malsberg in der Nähe einer Handelsſtadt im ſüdlichen Norwegen ſtattfindet. Der Reichstagsabgeordnete Dransfelt beendet eben ſeine Feſtrede. Lärmend poſtirt ſich der reiche Gutsbeſitzer Monſen mit ſeinen Begleitern an einem der Reſtaurationstiſche und läßt aufgehen. Monſen iſt Emporkömmling. Mit dem Holzflößen, wie ſein Vater, hat er angefangen, mit dem Branntweinhandel fortgefahren, mit dem Aufkaufen unſicherer Schuldforderungen und anderen, nicht ſehr ſauberen Geſchäften ſich zum Cröſus der Gegend emporgeſchwungen. Große und kleine Leute ſind von ihm verleitet, zu ihm in Abhängigkeit gerathen. Uebrigens iſt er ein behaglicher Schwindler, ein leichtlebiger, großmäuliger Biedermeyer. In ſeiner Geſellſchaft befindet ſich der junge Rechtsanwalt Steinhoff, der von ſich und Anderen für eine Capacität gehalten wird. Beide fühlen dunkel, daß ſie einander brauchen können. Monſen klärt Steinhoff über die Local-

verhältniſſe auf, Steinhoff glaubt, daß er Monſens Erbtochter liebe. Unter den Paraſiten, die ſich um den reichen Mann ſammeln, befindet ſich auch der ehemalige reiche Mann der Gegend, Herr Heire. Herr Heire war in ſeiner Jugend Verſchwender und Amateur, ihm hatte das Hüttenwerk gehört, das er durch einen Proceß an den Kammerherrn verlor; er betrachtet es noch immer als ſein Eigenthum und iſt noch immer Amateur, freilich nicht mehr von aufkeimenden Talenten, was ihm ſeine Mittel nicht geſtatten, ſondern vom Ausſchnüffeln und Herumtragen kleiner Geſchichten, wozu ihn ſeine Anlagen ganz außerordentlich befähigen. Herr Monſen und Herr Heire machen Herrn Steinhoff mit der Gemeinſchädlichkeit des Kammerherrn bekannt. Herr Steinhoff wird um ſo leichter davon überzeugt, da er, wie Herr Heire wiſſen will, dem Kammerherrn zwei Viſiten abgeſtattet hat, ohne empfangen zu werden. Herr Heire weiß noch mehr, der Kammerherr ſoll Herrn Steinhoff ſogar einen Wühler und Glücksritter genannt haben. Herr Steinhoff iſt Idealiſt. Wer ſo ſchlecht von ihm reden kann, muß ein ſchlechter Menſch ſein. Als nun ein Redner die Tribüne beſteigt und den eben erſchienenen Kammerherrn hoch leben läßt, empört ſich ſeine Wahrheitsliebe. Er bittet ums Wort, ſpringt aber nicht auf die Tribüne, ſondern auf einen Tiſch, um ſymboliſch anzudeuten, daß mit dem neuen Weſen, das er verkündet, auch neue Formen entſtehen ſollen, und hält eine Freiheitsrede. Die Natur hat ihn mit einer mächtigen Suade ausgeſtattet, er iſt heroiſch, er iſt gefühlvoll, er iſt ſtürmiſch, er iſt demüthig, Alles, wie der Moment es fordert. Die großen Worte, die der Menge ſchmeicheln und ſie fortreißen, ſind ihm gewiſſermaßen angeboren, er und die Phraſe ſind identiſch. Er benutzt eine Geringfügigkeit, um das Feſtcomité für abgeſetzt zu erklären; die jungen, unruhigen Köpfe in der Verſammlung jubeln ihm zu. Den alten enthuſiaſtiſchen Kammerherrn erfaßt der Schwung, er begreift nur nicht, w e m Steinhoffs Angriffe gelten. Um ihn zu ſchonen, flüſtert ihm ſeine Umgebung zu, ſie ſeien auf Monſen gemünzt. Der Kammerherr iſt entzückt, er läßt den muthigen jungen Mann zum anderen Tage zu ſich zum Diner einladen. Unterdeſſen berauſcht ſich Steinhoff an ſeinen eigenen Worten, er fühlt ſich berufen, der Jugend und der Freiheit und der idealen Geſinnung eine Gaſſe zu bahnen — er ruft zur Gründung des Bundes der Jugend auf, „mit dem die Vorſehung im Bunde ſteht und der die Welt regieren wird“.

Die Frauen weinen, die Männer jauchzen ihm zu, im Reſtaurationszelt wird die Liſte ausgelegt und die Genoſſen des Bundes ſchreiben ſich ein. Ein allgemeiner Taumel hat die Verſammlung ergriffen — Steinhoff iſt unzweifelhaft ein großer Redner.

Am ſchwindlichſten freilich iſt ihm ſelbſt. Er iſt gerührt, er dankt Gott, daß er ihm dies Glück vergönnt. Er weiß freilich noch nicht, worauf das Alles hinaus ſoll, aber vorläufig genügt es, das Alte niederzureißen. Sein Ehrgeiz, der bisher gefaſtet hat, kennt gar kein Maß mehr. Er träumt, aus ſeinem Munde gingen Worte, die Kaiſer und Könige im Sturme fortwehen. Vergebens ſucht ſein beſonnener Univerſitätsgenoſſe Felder ihn zu beſchwichtigen. Er iſt

empört darüber, er will ſich nicht den Glauben an ſeinen Beruf zerſtören laſſen, „denn was ſo Viele ergreift, beim ew'gen Gott, das muß wahr ſein".

Steinhoff vertraut ſich, weil Andere ihm vertrauen, die Anderen vertrauen ihm, weil er ſich ſelbſt vertraut. Der alte Reichstagsabgeordnete Dransfelt ſieht ſeine locale Größe ſchwinden. Er will ſich als kluger Mann mit Glanz zurückziehen, indem er Steinhoff, dem jungen Genie, die Erbſchaft ſeines Mandats zuwendet. Aber wer in den Reichstag gelangen will, muß beſitzlich ſein und wenn auch das mit „einem regiſtrirten Hundehaus" zu erreichen iſt, ſo muß er doch noch außerdem mit der beſitzenden Klaſſe durch ein gemeinſames Band vereint ſein, damit ſie Zutrauen zu ihm habe — kurz, er muß eine angeſehene Partie machen. Steinhoff findet das vollſtändig einleuchtend. Den Bund der Jugend hat er für ſich, den einflußreichen Dransfelt ebenfalls, auch die locale Preſſe iſt in der Perſon des etwas verkommenen Buchdruckers Bahlmann gewonnen. Bahlmann iſt ſelbſt Redacteur und redigirt ſein Blatt nach einem beſtimmten Princip. Er ſagt ſich: es iſt das große Publicum, das ein Blatt erhält, aber das große Publicum iſt das ſchlechte Publicum und ein ſchlechtes Publicum will ein ſchlechtes Blatt haben. Bis hiezu nun „nährte er ſich redlich von unglücklichen Ereigniſſen, von Selbſtmorden und anderen unſchuldigen Dingen, die oft nicht einmal paſſirt waren", jetzt aber verlangen die Leute Politik und dazu aſſociirt er ſich mit Steinhoff. Es macht ſich alſo Alles ganz von ſelbſt, bis auf die Angelegenheit mit der Erbin. Steinhoff nämlich hat auf dem Diner den Geſellſchaftskreis des Kammerherrn kennen gelernt, er iſt eine äſthetiſche Natur, die feinen Formen bezaubern ihn — der Kammerherr empfängt Monſen nicht, eine Verbindung mit Monſens Tochter iſt Steinhoff nun zu plebejiſch. Der Hüttenarzt Felder rühmt ihm die Tochter des Kammerherrn als „tief, ſtill und wahr", Steinhoff wird davon hingeriſſen, er fühlt's, in ſie muß er ſich verlieben.

Aber ſeine Rede liegt ihm auf dem Gewiſſen. Will er um die Tochter freien, ſo muß er ſich mit dem Vater verſöhnen. Auf den ſchadenfrohen Rath des alten Heire ergreift er die Gelegenheit, was er mit einer Rede verdorben, mit einer Rede wieder gut zu machen. Er hat etwas vom Dichter, er erfindet eine Parabel, die den erſtaunten Kammerherrn nicht nur belehrt, gegen ihn ſelbſt ſeien die ſchnöden Ausfälle Steinhoffs gerichtet geweſen, ſondern die ihn auch darüber aufklärt, daß ſeine ſämmtlichen Gäſte die Anſicht hegten, er hätte mit ſeinem Gegner nur aus Furcht vor deſſen Zunge angeknüpft.

Die Wahlen beginnen, Steinhoffs Ausſichten ſind die beſten, zugleich aber verbreitet ſich die Nachricht, am Orte ſtehe ein großer Bankerott bevor. Herr Heire hat ſie aufgebracht, Niemand weiß recht, wer davon betroffen wird, die Gerüchte widerſprechen ſich. Steinhoff, der in ſeiner Suffiſance die Sinnesänderung des Kammerherrn kaum bemerkt, bewirbt ſich um deſſen Tochter. Der erzürnte alte Herr weiſt ihm die Thür. Aber der „Glücksritter" hat es mit anderen Strebern gemein, gegen Leute, die er fürchtet oder nutzen kann, geſchmeidig, gegen ſolche, denen er ſich überlegen fühlt, brutal zu ſein. Jetzt

offenbart er ſich in einem einzigen Gemiſch von Bornirtheit, Anmaßung, ſchönen Redensarten und Grobheiten. Man hört ſeiner Sprache förmlich die Kurzathmigkeit eines wüthenden Menſchen an, der mit ſeinem Witz zu Ende iſt. Der Kammerherr aber läßt ſich nichts abtrotzen, und Steinhoff kommt auch bald auf andere Gedanken; man munkelt, der Kammerherr ſelbſt falle als erſtes Opfer des großen Krachs. Aber die Zeit drängt und Steinhoff hat noch immer keine Frau. Herr Heire macht ihm Andeutungen hinſichtlich einer Reſtaurationsbeſitzerin, der reichen Wittwe Rundholm. Der zukünftige Abgeordnete leidet indeſſen zunehmend an den Velleitäten eines gebildeten Mannes. Das Fraterniſiren mit ſeinen Wählern iſt ihm zuwider, „er mag nicht über ihre Bierwitze lachen, noch ſich mit ihnen dutzen“. Einer Frau Rundholm iſt Hertha Monſen immer noch vorzuziehen. Er hält bei ihrem Bruder um ſie an, dieſer bittet ihn dafür, ſeine Abſichten auf Frau Rundholm zu unterſtützen. Da zerſchmettert Steinhoff die Nachricht: nicht der Kammerherr, ſondern Monſen ſei bankerott. Aus dieſem Grunde iſt auch der junge Monſen einer plötzlichen Leidenſchaft für Frau Rundholm erlegen. Die hereinbrechende Kataſtrophe bringt nun die größte Verwirrung mit ſich; Monſen sen. brennt durch, Steinhoff wirbt um Frau Rundholm, aber nicht für Monſen jun., ſondern für ſich. Das Gerücht, die Firma Rundholm falliire gleichfalls, vertreibt ihn wieder. . . . In dem krampfhaften Beſtreben, ſich in jedem Falle oben zu erhalten, verliert er jeden Reſt von Anſtändigkeit, nur nicht ſein Talent, ſich und Andere mit idealen Principien und ſchwungvollen Reden zu dupiren. Da wird ihm ein Wechſel des jungen Malsberg auf den Kammerherrn in die Hände geſpielt, mit ihm will er eine Preſſion auf den alten Herrn ausüben, zeigt den Wechſel aber zuvor Herrn Heire, und Herr Heire, der zu Keinem hält und Keinem etwas gönnt, macht ſich ein beſonderes Vergnügen daraus, ihn für gefälſcht zu erklären. Steinhoff, als gewandter Mann, weiß ihn jetzt erſt recht zu benutzen. Er ſendet ihn dem Kammerherrn mit dem Bedeuten: ſo handle ein rechtſchaffener Gegner, und der alte Herr geht zum zweiten Mal auf den Leim.

Das Glück hält es mit der Unverfrorenheit. Steinhoff ſiegt bei der Wahl, er verſöhnt ſich mit dem Kammerherrn, er nähert ſich deſſen Tochter — da erſcheinen ſeine politiſchen Gönner und Freunde, ſie gratuliren ihm zu ſeiner Verlobung und jeder zu einer anderen. Sein ſchmähliches Intriguenſpiel, das er mit der Unerfahrenheit des Anfängers ganz offenkundig getrieben, kommt an's Licht, die drei Erbinnen haben ſich mit dem Inſtinct der Frauen zuverläſſigeren Bewerbern zugewandt. Der alte Dransfelt hält dem Schiffbrüchigen die Grab- oder vielmehr die Auferſtehungsrede: „nach dem Liebeskummer, der Steinhoff betroffen, müſſe er, Dransfelt, das Reichstagsmandat freilich wieder auf ſeine alten Schultern nehmen, aber man gebe Acht, Steinhoff hat große Anlagen, in zehn bis fünfzehn Jahren wird er im Reichstag oder im Miniſterium ſitzen.“ Jemand wendet ein, er würde ſich ja dann in ziemlich zweifelhaftem Alter befinden, könne alſo nicht mehr an der Spitze des Jugendbundes ſtehen und

Heire erwidert: „Dann ſteht er an der Spitze des Bundes der Zweifelhaften, und die Zweifelhaften ſind's, wie Napoleon ſagt, aus denen die Politiker geſchnitzt werden.“

Ich habe nur den knappen Faden der Handlung bloßgelegt, ſelbſt hieraus aber, hoffe ich, wird der Leſer auf die köſtliche Lebensfülle der dramatiſchen Textur ungefähr ſchließen können. Das Stück iſt eine geiſt- und humorſprühende Satire auf den beſtehenden Modus conſtitutionellen Selbſtregiments. Der Hergang der Wahlen, die Mittel, mit denen die Candidaten ſich emporſchwindeln, werden ebenſo gegeißelt, wie die Sucht der Menge nach Demonſtrationen und tönenden Reden. Dieſer Sucht liegt das Bedürfniß des Rauſches ſo gut wie dem Alkoholgenuß zu Grunde und beide haben das Gemeinſame, die Begierde mit der Gewöhnung zu ſteigern. Ibſen ſcheint überhaupt der Anſicht, daß eine periodiſch wiederkehrende politiſche Bewegung, der die ruhig arbeitende Staatsmaſchine jeden ernſthaften Zweck vorwegnimmt, nicht anders als demoraliſirend wirken könne. Charaktere wie Steinhoff ſind keine Zufälligkeiten, vielmehr das Product der Congruenz deſtructiver Verhältniſſe. Wo Unwiſſenheit, Gewiſſenloſigkeit, ſelbſtſüchtige Intereſſen die Leiter einer Agitation ſind, da muß perſönlicher Ehrgeiz, Eitelkeit — kurz das Streberthum den Sieg über die Redlichen und Wohlmeinenden davontragen. Aber auch dieſe läßt Ibſen nicht unvertreten. Da iſt zuvörderſt der ehrenhafte, echt vornehme, gutherzige Kammerherr, da der tüchtige, beſonnene Hüttenarzt Felder, ganz erfüllt vom ſtillen Glückgefühl erwiderter Liebe, das ihn duldſam aber nicht ſchwach macht. Obgleich er weiß, daß der alte Herr ſeine heimliche Verlobung mit deſſen Tochter durchaus nicht wohlwollend anſieht, ſteht er keinen Augenblick an, ihm, wo es noth thut, höchſt nachdrücklich die Leviten zu leſen: „Sie verdammen Ihren Sohn,“ ſagt er zum Kammerherrn, als dieſer von ſeinem Sohn, der mit Monſen ſpeculirt und fallirt hat, die Hand abzieht, „was haben Sie für ihn gethan? Sie haben ihm Vorträge darüber gehalten, was er einer ehrenhaften Familie ſchuldig iſt. Aber haben Sie ihn ſo geleitet und gebildet, daß es ihm eine unbewußte Nothwendigkeit wurde, ehrenhaft zu handeln? Doch das iſt jetzt die allgemeine Methode: ſtatt in lebendigem Beiſpiel erblickt man ſeine Aufgabe in abſtracter Vorſchrift. Wir ſehen, wohin das führt; wir ſehen es an Hunderten begabter Menſchen, die anders ſind in ihren Gefühlen und Stimmungen, anders in ihrem Thun und Handeln.“ Felder ſpricht auch das abſchließende Urtheil über Steinhoff, den er von Kindheit an kennt: „Alles Stückwerk! Zu Hauſe Rohheit, in der Schule ideales Streben — Geiſt, Charakter, Wille, Alles nach verſchiedener Richtung. Wozu anders kann das führen, als zu einem Zerſplittern der ganzen Perſönlichkeit?“

Redet aber Ibſens kerniger, praktiſcher Idealismus durch den Mund ſeiner edlen Geſtalten, ſo redet ſeine Schöpferkraft mit hinreißender Gewalt aus den anrüchigen. Dieſer Prahler Monſen, der, Gott ſei Dank, ein Mann iſt, der ſo ziemlich alles hat, was er ſich wünſchen kann, der Windbeutel Steinhoff,

der Geſchichtenträger Heire, die heirathsluſtige Frau Rundholm, was ſind das alles für volle ganze Menſchen, was erfüllt dieſe problematiſchen Exiſtenzen für ein friſches Lebensbehagen, für eine urkräftige Naivetät, für ein breitſpuriges Selbſtgefühl. Man kann keinen Genuß an ihnen finden, aber ſeine Freude an ihnen haben. Wie iſt zugleich im dramatiſchen Aufbau Alles mit ſcharfſinniger Umſicht motivirt, wie vollziehen ſich auch gewagte Vorgänge mit innerer Nothwendigkeit, wie ſprühen aus der Charakteriſtik die Witzesfunken unabläſſig hinüber in den kernigen, oft derben, immer treffenden Dialog. Vom Anfang bis zum Schluß iſt Alles in einem ununterbrochenen Wogen und Treiben. Kein Scheinbild des Lebens, das Leben ſelbſt rollt ſich vor uns auf bis in ſeine innerſten Falten.

Völlig anders iſt die Scene, ſind die Vorgänge in dem Drama:

Die Stützen der Geſellſchaft.

Das lebensfrohe Behagen, die lachende Ironie ſind verſchwunden, die Tendenz iſt allerdings dieſelbe geblieben, aber ſie kleidet ſich in die dunkleren Farben des tiefſten ſittlichen Ernſtes. Die *Heuchelei* will Ibſen nicht verſpotten, er will ſie in's Herz treffen und vernichtet hinter ſich werfen. In einer kleinen Stadt, wo das Belauern des Nächſten ſich ſyſtematiſcher entwickeln kann, der Einzelne gebundener iſt, als in größeren Verhältniſſen, ſpielt ſich die erſchütternde Handlung ab.

Der Conſul Bernick, eine liebenswürdige, elegante Perſönlichkeit, der reichſte Mann und Wohlthäter des Orts, iſt durch eine . . . ſagen wir Lüge, obgleich es im vorliegenden Fall kein eigentlich treffendes Wort iſt, zu dem ganzen Anſehen gelangt, deſſen er genießt. Vor Jahren nämlich hat ein Freund von ihm, Johann Tönneſen, eine Jugendverirrung Bernicks, die intime Beziehung zu einer verheiratheten Schauſpielerin, auf ſeinen Namen genommen und iſt in Folge deſſen nach Amerika gegangen, wozu es ſeine unreife Abenteuerluſt längſt gedrängt hatte. Zur ſelben Zeit aber wird das Haus Bernick durch unglückliche Speculationen in ſeinen Grundfeſten erſchüttert, Tönneſen war Commis dieſes Hauſes, Bernick weiß die Schmach des bevorſtehenden Bankerotts nicht anders abzuwenden, als indem er den Verdacht einer Defraudation auf den Entwichenen fallen läßt. Zugleich verläßt er ſeine Verlobte, Lona, Tönneſens Stiefſchweſter, um ein jüngeres, reicheres Mädchen zu heirathen. Lona rächt ſich mit einer Ohrfeige und folgt ihrem Bruder nach Amerika. Jahre vergehen, beide Geſchwiſter ſtehen als mauvais sujets in der Erinnerung der Kaffeeſchweſtern und Betbrüder des Städtchens, man glaubt ſie verſchollen. In einem für die geſchäftliche und moraliſche Bedeutung Bernicks ſehr kritiſchen Moment kehren Beide, mäßige Glückskinder, zurück, ohne eine Ahnung, was man in ihrer Abweſenheit aus ihnen gemacht hat. Johann, ein blühender Mann in der Mitte der Dreißiger, will ſich aus der Heimath eine Frau holen, Lona, ein wenig älter, *den* noch einmal ſehen, den ſie in ihrer Jugend geliebt. Der Scandal ihrer Ankunft ſteigert ſich dadurch, daß Johann die Tochter jener Schauſpielerin, die inzwiſchen

erwachsen, lieb gewinnt, und daß das zurückgesetzte Mädchen bereit ist, mit ihm zu gehen.

Die Verwickelung beginnt, Altes und Neues schlingt sich verhängnißvoll durch einander, Bernick kann das lösende Wort nicht sprechen, ohne sich selber zu vernichten. Hielten ihn bis jetzt die Verhältnisse moralisch empor, so reißen ihn jetzt die Verhältnisse unrettbar hinab zu Lüge, Unrecht, Niedertracht und Verbrechen. Bernick ist keineswegs ein schlechter Mensch, er sinkt nicht ohne Kampf, aber er sinkt unaufhaltsam, zuletzt mit Entschlossenheit. Noch einen weiteren Zug fügt der Dichter hinzu, um darzuthun, wie viel Ehrenhaftigkeit geopfert wird, um die Ehre zu erhalten. Bernick ist Besitzer einer Schiffswerft. Auf derselben befinden sich zwei Schiffe in Arbeit, ein neues, dessen Mitrheder Bernick ist, und ein auszubesserndes, das in Amerika seine Besitzer hat. Beide sollen gleichzeitig vom Stapel laufen. Aber alle Arbeitskräfte sind auf Bernicks Schiff concentrirt; wie man endlich an das andere geht, findet man dessen Boden total verfault und das Schiff der umfassendsten Reparatur bedürftig. Dazu jedoch ist keine Zeit mehr. Schon hat es Ordre erhalten, auszulaufen; die Jahreszeit ist gut, die Ehre des Geschäfts engagirt, die Assecuranz vollzogen. Vergebens macht der Schiffsbaumeister Auler dem Consul Vorstellungen, Bernick hört ihn nicht, er will sich den Fall nicht klar machen, er fordert die Fertigstellung des Schiffes bei der Entlassung Aulers. Und auch Auler hat eine Ehre und eine Stellung in seinem Kreis, die nicht geschädigt werden dürfen — so gehen denn beide Schiffe gleichzeitig unter Segel trotz des sich erhebenden Sturmes. Auf dem „schwimmenden Sarg" weiß Bernick außerdem Johann Tönnesen, mit dem sein Geheimniß begraben werden soll.

Während ein Fackelzug zu Ehren des Consuls von der ganzen Stadt inscenirt wird, steht er da, ein doppelter Verbrecher. Doch ganz so weit soll es nicht kommen. Im letzten Augenblick treibt das Gewissen Auler hinaus, dem Schiffe nach mit dem Lootsenboote, und Lona, ein Mädchen von wunderbarer Kraft und Größe, reißt Bernick empor. Er bekennt, was sich nicht verbergen läßt, und fängt ein Leben, das auf Täuschung gegründet war, von Neuem an auf dem Boden der Wahrheit.

In keinem anderen Stück, das ich von ihm kenne, erreicht Ibsen die Gewalt der Steigerung und Spannung, die Intensität der Leidenschaft, die dichterische und ethische Verklärung, wie in dem vorliegenden. Aus den tiefsten Gründen der Menschennatur ist jeder Zug geschöpft, und welch' eine Fülle menschlichen Irrens, menschlicher Qual, aber auch menschlicher Güte und mehr als menschlicher Liebe erfüllt es. Seichte Pedanterie, platter Egoismus, phrasenhafte Hohlheit sind auf die Nebenpersonen gelegt, von den Trägern der Handlung verliert keiner unsere Sympathie, nichts begegnet ihnen, was wir nicht mitfühlen, *mitfehlen* könnten. Besonders aber auf zwei Frauen, die eine bescheiden zurückgezogen, die andere rasch zufahrend, beide aber von gleicher Gemüthstiefe, gleicher Opferfähigkeit, gleichem Liebesvermögen, hat Ibsen Alles gelegt, was sein kraft-

voller Idealismus vom Manne fordert und am *Manne* zu finden verzweifelt. Beide, die eine iſt Lona Heſſel, die andere ein Fräulein Bernick — nicht einmal einen Vornamen hat der Dichter ihr gegeben — verzichten ſchweigend, ohne viel Worte und Weſens davon zu machen, auf den ganzen bisherigen Inhalt ihres Lebens, und wie Alles That an ihnen iſt, nichts Reflexion, ſo *bricht* die Entſagung ſie nicht, ſondern erhebt ſie zu geſunder innerer Befriedigung. Freilich, nur ein rechter tüchtiger Menſch kann entſagen, ohne zu verarmen.

Dem herkömmlichen Begriff des Schönen entſprechen dieſe Geſtalten nicht, dafür ſind ſie und das ganze Stück, obgleich es nicht voll ſo ſorgfältig gearbeitet iſt, wie „Der Bund der Jugend“, von jener inneren Schönheit durchleuchtet, welche man Wahrheit nennt.

Daß er jedoch auch im Zauber anmuthigſten Reizes das Weib zu ſchildern vermag, hat Ibſen in ſeiner

Nora

bewieſen. Ein Puppenheim nennt er das Stück. Eine ſchöne junge Mutter, drei liebliche, blühende Kinder, der Vater ein angeſehener Advocat, eben zum Director einer Bank erwählt, eine junge emporſteigende Kraft, ein makelloſes Familienleben, glückliche Verhältniſſe, Alles durchleuchtet von dem Feſtgefühl des erſten völlig ſorgenloſen Weihnachtsabends — das iſt die Scene, die der erſte Act vor uns erſchließt.

Helmer's und Nora's Zärtlichkeit für einander hat eine achtjährige Ehe nicht erſchöpft — er iſt noch immer ſo verliebt in ſie, ſo eitel auf ſie, ſo berauſcht von ihrem Beſitz wie in den Flitterwochen; ſie hat gewichtigere Beweiſe ihrer Liebe gegeben: während einer ſchweren Krankheit, die ihn betroffen, hat ſie für ihn Schulden gemacht, hat ſie mit dem ganzen Leichtſinn einer unwiſſenden jungen Frau im Drange der Verhältniſſe eine Namensunterſchrift gefälſcht, hat ſie dann jahrelang unter heimlicher Entbehrung mit dem kleinen Erwerb ihrer Handarbeiten das geliehene Capital bis auf einen geringen Reſt allmählich abgezahlt und ſich an dieſem Opfer der Liebe, von dem der Mann nichts wiſſen durfte, gefreut. Es iſt nicht ohne Rückwirkung auf ſie geblieben. Es hat ihn, für den ſie ſo viel gethan, in ihren Augen gehoben, die unbewußte Selbſtachtung, die ſie ſich errang, überträgt ſie auf den Gatten, der idealen Forderung, die *ſie* zu erfüllen vermocht, erwartet ſie *ihn* in höherem Maße gerecht werden zu ſehen. Von dieſer ſeeliſchen Vertiefung hat Niemand eine geringere Ahnung als ſie ſelbſt. Helmer beſitzt die ausſchließliche Autorität im Hauſe, ſeine „Lerche“, ſein „Eichkätzchen“ ſingt und ſchäkert und tanzt vor ihm, ergötzt ihn, gehorcht ihm, thut, was er befiehlt. Helmer iſt eine feine Natur, ein wenig Schöngeiſt, ein wenig verweichlicht, ein wenig Pädagog, ein Feind alles Häßlichen und Unharmoniſchen, der rechte Typus eines wohlerzogenen Selbſtſüchtlings. Er gefällt ſich darin, bei ſeinem Eintritt als Chef der Bank ſeine Thatkraft in einigen Neuerungen zu beweiſen, er iſt ſo ſehr Ehrenmann, daß er eine anrüchige Perſönlichkeit in ſeiner Umgebung nicht

zu dulden vermag; ein gewiſſer Günther, der früher unſaubere Geſchäfte getrieben, dem jetzt indeſſen nichts vorzuwerfen iſt, wird ſofort entlaſſen. Dieſer Günther iſt der Gläubiger ſeiner Frau. Nicht der Verluſt ſeiner Stelle, der damit verbundene Verluſt ſeiner ſich langſam wiederherſtellenden geſellſchaftlichen Ehre ſtachelt den Mann zum äußerſten Widerſtand. Er ſteckt ſich hinter Nora, er macht ihr begreiflich, was ſie gethan und daß es nichts Schlimmeres geweſen, was ihn, obwohl es vertuſcht worden, aus der Geſellſchaft geſtoßen, er droht ihr mit öffentlicher Anklage, wenn ſie ihren Gatten nicht umzuſtimmen vermöge. Die geängſtete, unerfahrene Frau umſchmeichelt Helmer mit all den kleinen Mitteln, die ihn ſonſt entzückten — vergebens. Eins aber erreicht ſie. Helmer verräth den entſcheidenden Grund von Günthers Entlaſſung. Sie ſind Duzfreunde von der Univerſität, es genirt ihn, vor Aller Ohren „Du, Du, Helmer“ von ihm angeredet zu werden. Auch Günther kennt ihn und weiß, wie man mit dieſem Charakter umzugehen hat.

Nun beginnt zwiſchen dieſen drei Menſchen ein heimlicher, verzweifelter Kampf. Ihrem Mann kann Nora ſich nicht entdecken, ſie iſt vollkommen überzeugt, daß er die Verantwortung dann auf ſich ſelbſt nehmen würde, und lieber geht ſie ins Waſſer; dann erfährt doch alle Welt, daß ſie die Schuldige war. In dieſes erſchütternde Seelenringen ſpielen die Vorbereitungen eines Maskenballes hinein — von demſelben mit ſeiner Frau zurückkehrend, gehoben durch ihre Triumpfe, zärtlicher als je, findet Helmer den Brief Günthers vor, der ihn von Allem unterrichtet. Es kommt zur Ausſprache zwiſchen den Ehegatten.

Wir ſtehen am Angelpunkt des Stückes. Ich kann es nicht als meine Aufgabe betrachten, dasſelbe durch eine dürftige allgemeine Wiedergabe zu verwäſſern. Was ich mit den flüchtigen Umriſſen der vorhergehenden Stücke, was ich mit dieſer Skizze überhaupt beabſichtige, iſt, den Leſer auf Ibſen aufmerkſam zu machen, ihn zur Lectüre der tiefſinnigen, geiſtvollen Dichtungen dieſes großen Pſychologen anzuregen, und nichts Beſſeres wünſche ich mir, als den Einen oder Anderen auch zur Vertiefung in dieſelben veranlaſſen zu können, denn einem einmaligen Leſen erſchließt ſich ein Ibſen nur zur Hälfte.

Die Scene zwiſchen Helmer und Nora gehört zu den meiſterhafteſten Leiſtungen dieſes Meiſters der ſeeliſchen Analyſe. Wie in den meiſten ſeiner Stücke bildet den Kern derſelben der entſcheidende Zuſammenſtoß zwiſchen Phraſe und innerem Gehalt. Die tändelnde, oberflächliche kleine Frau gewinnt ſich ſelbſt, indem ſie Alles, was ſie beſeſſen, verliert; dem humanen, geiſtreichen Mann mit den äſthetiſchen Tendenzen, der moraliſchen Geſinnung, dem feinen Weſen raubt die hereinbrechende Kataſtrophe die ſtets ſo wohl bewahrte Haltung. Er offenbart ſich in einer Rohheit des Gemüths, einer Verſumpftheit der Empfindung und bei einer plötzlich eintretenden glücklichen Wendung wiederum in einer Leere des Herzens, einem Uebermaß ſelbſtgefälliger Ueberhebung, die zwiſchen beide Gatten ſcheidend treten. Nicht ausgeſchloſſen iſt eine endliche Verſöhnung, aber von dem Grade ſittlicher Reife abhängig gemacht, den beide getrennt zu erreichen vermögen.

Nicht minder als die Hauptperſonen ſind auch die Nebengeſtalten Typen moderner ſocialer Verhältniſſe. Jener Günther z. B., um den das Gerücht einer Unreellität ſchwebt, die ihm eigentlich nie bewieſen worden, jene Chriſtine Linden, die Frau der Arbeit und der Selbſtbeſtimmung, jene tieftraurige, dahinſiechende Geſtalt des Dr. Rank! Aeſthetiſch iſt Dr. Ranks Rückenmarkleiden gewiß nicht und ſeine Erſcheinung bei unverkürzter Rolle müßte auf der Bühne verletzend wirken, aber legt Ibſen hier nicht wieder die Hand in die Wunden der Zeit? Haben wir nicht oft genug das Huſten der Schwindſüchtigen auf den Brettern vernommen? Hier werden uns die äußeren Anzeichen der Krankheit vollſtändig erſpart, und Ibſens ſittliche Delicateſſe iſt viel zu ſtreng, um uns ein anderes als ein ererbtes Leiden vorzuführen. Von welcher bitteren Wehmuth iſt jene Abſchiedsſcene Ranks nach dem Balle, wie wird in dem langſamen, bewußten Sterben des unglücklichen Mannes der Jammer des Sterbens' überhaupt uns nahe gerückt! Zu bedauern iſt nur, daß Ibſen dem Bilde einige häßliche Züge hinzufügt, deren Nothwendigkeit uns nicht einleuchten will.

Ich ſehe von mancher Seite die Einwendung voraus, der Conflict zwiſchen Nora und ihrem Gatten ſei überſchraubt. Gewiß, es iſt nur die Theorie des Falles, rein abgeſondert von allen ſecundären Bedingniſſen, Einwirkungen, Nöthigungen. Muß aber nicht jedes poetiſche Werk, wenn anders dem Dichter an ſeiner Tiefe und Wahrheit liegt, den dramatiſchen Vorwurf bis in ſeine letzte äußerſte Conſequenz verfolgen? wie viel mehr in dieſem Falle, wo zugleich eine Idee in zwingender Nothwendigkeit hervortreten ſoll, die ſittliche Idee der modernen Ehe. Es gehört nicht zu den geringſten Verdienſten Ibſens, mit jeder Frage, die er aufwirft, ganz unbegrenzte Anregungen zu geben, in den ſeltenſten Fällen aber glückt es ihm zugleich, die Perſpective, die er vor uns eröffnet, mit der ideellen Löſung der angeregten Frage harmoniſch abzuſchließen.

Des alten Grundmotivs der Tragödie, daß dem Menſchen auf der Höhe des Glücks das Verderben am nächſten ſei, bedient ſich Ibſen auch in ſeinem letzten, in deutſcher Uebertragung vorhandenen Stücke:

Der Volksfeind.

Es iſt dasjenige in dieſem viertheiligen Dramencyklus, welches ich an dichteriſchem Werth, an pſychologiſcher Durchgeſtaltung, an rein ethiſchem Gehalt am wenigſten hoch anſchlage, und doch erfaßt es uns ſo gewaltig, reißt uns ſo zwingend mit ſich, wie nur irgend ein anderes, denn in keinem anderen liegt eine nachdrücklichere Conſequenz, eine ſchärfer vorgezeichnete Entwickelung bereits in der Natur des ergriffenen Stoffes, in keinem anderen ſteigt der Dichter mit hinunter auf den Kampfplatz und redet auf uns ein mit leidenſchaftlicherer Subjectivität. Wohl läßt es ſich nicht leugnen, die Auffaſſung und Behandlung des Conflicts iſt einſeitig, den Helden verdirbt mehr ſeine unbeſonnene Vertrauensſeligkeit als die Tücke ſeiner Widerſacher, die wie Wachs in ſeiner Hand zerſchmelzen würden, wenn er ſie nur zu faſſen verſtände — aber die Thatſache bleibt doch beſtehen,

daß hier für Wahrheit in ihrer greifbarsten Gestalt vergeblich gestritten wird gegen gemeinschädlichen Schlendrian und daß ehrliche Waffen in einer ehrlichen Sache überhaupt nur sehr selten, nur in Verzweiflungskämpfen den Sieg erlangen, den ein wenig Geriebenheit, ein wenig Achselträgerei, ein wenig Berechnung und Bestechung mühelos an sich fesselt. Und was uns vollends überwindet, das ist die schneidende Logik, mit der Ibsen die politischen, gerade in Schwang befindlichen Wahrheiten, die Parteiworte durchzieht, die Raschheit ihrer Abnutzung, ihre innerliche Aushöhlung demonstrirt, mit der er nachweist, wie unter der Stabilität des Begriffs, das Wesen, aus dem er entsprang, sich allmählich umwandelt und in sein Gegentheil verkehrt, wie er auch auf dem Gebiete der politischen Doctrin eine unablässige Regeneration gebieterisch fordert. Zoll für Zoll ein Kämpfer für Licht, Leben und Erkenntniß, ist er es selbst, der uns in der Gestalt des Dr. Stockmann, des Menschenfreundes, den der Mob einen „Volksfeind" nennt, entgegentritt, und ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich die Behauptung ausspreche, daß er in den Kämpfen, im Unterliegen und felsenfesten Beharren dieses Wahrheitssuchers seine eigenen bitteren Kämpfe, seine persönlichen Erfahrungen, seine unerschütterliche Zuversicht auf die Zukunft und den Sieg symbolisirt.

Dr. Stockmann hat seiner kleinen Vaterstadt durch die Idee, eine Badeanstalt nebst Seebad in ihr zu eröffnen, zu rasch wachsender Blüthe verholfen; eine Reihe befremdlicher Krankheitsfälle unter den Badegästen aber macht ihn stutzig, er untersucht das Wasser, er sendet es einem berühmten Chemiker in der Hauptstadt, das Resultat der Untersuchung ist in beiden Fällen dasselbe: das Wasser enthält Bacterien, sein Genuß und Gebrauch wirkt zerstörend auf den menschlichen Organismus. Stockmann tritt mit seiner Entdeckung an die Oeffentlichkeit, die liberale Presse des Städtchens zieht ihn mit beiden Händen an sich und verspricht ihm alle erdenkliche Unterstützung. Die Errichtung des Bades ist nämlich auf ein Actienunternehmen gegründet, dessen sich die Aristokratie des Städtchens bemächtigt hat und mit dem auch der Bürgermeister, Stockmanns Bruder, in Beziehung steht; die Volkspartei sieht jetzt eine gute Gelegenheit, mit diesem Mißstand zugleich eine Reihe anderer anzugreifen, die herrschende Klasse zu stürzen und selbst an's Ruder zu gelangen. Dr. Stockmann, dem diese Reibereien eigentlich gleichgültig sind, freut sich doch, die compacte Majorität auf seiner Seite zu wissen. Die compacte Majorität weiß wohl, was sie thut, sie hat nichts zu verlieren, denn die Minorität, die Actionäre sind's, aus deren Taschen der Umbau des Bades vollzogen werden soll. Diese aber, vor Allen der auf seine Autorität höchst eifersüchtige Bürgermeister, fassen die Sache anders. Die höchste Spitze der Stadt stattet den Vertretern der freien Presse einen Besuch ab und eröffnet ihnen, eine Verbesserung des Bades könne nur aus Communalmitteln bestritten werden, auch müsse man zu dem Zwecke diese Nahrungsquelle der Stadt auf zwei Jahre schließen. Die Nachricht bewirkt einen plötzlichen allgemeinen Gesinnungsumschlag. Weder die Hausbesitzer, die von den

Gäſten leben, noch die Preſſe, die von ihren Abonnenten abhängt, haben mehr das geringſte Intereſſe an Dr. Stockmanns Entdeckung; ſah er ſich eben noch von hellen Haufen umringt, ſo ſteht er jetzt plötzlich allein. Um die ſanitäre Seite der Angelegenheit hat ſich überhaupt niemand bekümmert, jetzt, wo ſie Communallaſt werden ſoll, iſt man ſogar ſehr geneigt, ſie für Schwindel anzuſehen. So unpopulär, wie er kurz vorher populär war, kämpft Dr. Stockmann doch unerſchrocken weiter; als ihm aber in einer Volksverſammlung, die er mühſam zu Stande gebracht, ſogar durch Mehrheitsbeſchluß das Recht entzogen wird, dieſen Kernpunkt der Sache überhaupt nur zu berühren, da wendet ſich der auf's Aeußerſte gebrachte Mann gegen ſeine Widerſacher mit den Worten: „Ich habe Euch eine größere Entdeckung mitzutheilen, als daß unſer Geſundheitsbad vergiftet iſt — die Entdeckung, daß unſere ſämmtlichen Lebensquellen vergiftet ſind, daß unſere ganze bürgerliche Geſellſchaft auf dem peſtſchwangern Boden der Lüge ruht.“

Und nun folgt jene gewaltige Philippika, in welcher Wahrheit und Uebertreibung unzertrennlich ſich miſchen, in welcher Ibſen mit wunderbarer Kunſt den Einblick in die geiſtige Werkſtatt eines ſchöpferiſchen Intellects uns eröffnet, uns an die Geburtsſtätte der Ideen ſtellt, wie ſie, von Schlacken und unreinen Stoffen noch ungeſchieden und unſcheidbar, mächtig an's Licht drängen, in welcher er, als Dichter über den Dingen ſtehend, uns in Dr. Stockmann den ſchöpferiſchen Uebereifer faſt humoriſtiſch ſchildert und als Volksredner mitten in ihnen zugleich mit ſtürmender Hand die politiſchen Halbwahrheiten zu Boden ſchlägt. Hier begegnet uns die vernichtende Definition des Majoritätsbegriffs, hier die ſtolze Erklärung des Wortes: Freiſinnigkeit, hier die ſtrenge Scheidung zwiſchen Wahrheiten und Wahrheit, hier die Verfechtung der Cultur in ihrer höchſten Bedeutung, und dazwiſchen tobt die beleidigte Mehrheit mit Schreien, Pfeifen, Ziſchen, und Alles geht zuletzt unter in dem wahnwitzigen Tumult, mit dem die Inſtincte der Maſſe gegen die geiſtige Kraft des Einzelnen ſich erheben.

Trotz ſeiner Längen, für deren Kürzung Ibſen übrigens ſchon vorgeſorgt, iſt das ganze Stück von eminenteſter dramatiſcher Wucht.

* * *

Eine Reihe anderer Werke hat Ibſen, bevor er dieſe ſeine vier Hauptdramen ſchuf, in die Welt gehen laſſen, ſo einen „Catilina“, eine „Comödie der Liebe“, vor Allem ein gewaltiges, im Titanenringen nach dem Unerreichbaren mit Goethe's Fauſt verwandtes dramatiſches Gedicht: Brand, ein Werk voll ſtarrer Größe, dämoniſcher Energie und düſterer Selbſtqual, deſſen gedankentiefen, räthſelvollen Inhalt die ſchmiegſamſte Sprache in wechſelnden Verſen voll ſüßer, anmuthiger Poeſie umſpielt. In ihnen hat Ibſen bewieſen, daß er, wenn er nur will, auch die Lyrik zu meiſtern vermag, daß auch der Prüfſtein des formalen, poetiſchen Ingeniums, die gebundene Rede, für ihn keine Klippe, nur eine Stufe höherer Bethätigung iſt. Leider iſt die Ueberſetzung dieſes

Gedichts mehr als mittelmäßig. Ich behalte mir vor, auf dasselbe noch einmal in eingehender Erörterung zurückzukommen.

Werfen wir einen letzten, abschließenden Blick über Ibsens Productionen, so tritt uns aus ihnen vor Allem jenes bereits erwähnte absolute Können, jener unbedingte Ausgleich zwischen Intention und Ausführung entgegen, der das echte Talent von Gottes Gnaden kennzeichnet. Gewiß wird sich gegen seine Art auch bei uns mancher Widerspruch, mancher Einwand erheben, nicht zuletzt der, daß er die Bühne zum Tummelplatz von Tagesfragen mache. Sind es denn aber *wirklich* Tagesfragen, die er behandelt? Mit solchen Schlagworten schiebt man sich gern ein gründlicheres Eingehen auf eine unbequeme Sache von der Hand. Mich dünkt vielmehr, Ibsen befaßt sich mit keiner einzigen *Tagesfrage*. Denn nicht bei ihrer zufälligen äußeren Erscheinung, die der Tag formt und wandelt, faßt er die Dinge, sondern vielmehr tiefsinnen, bei ihrem beharrenden Wesen, das unter hundertfach wechselnder Gestalt immer dasselbe bleibt. Aus diesem Erfassen des Typischen eben entspringt das Echte, Dauernde, Allgemeingültige seiner Schilderungen, die sittliche Berechtigung seiner Angriffe — darum eben fassen seine Stücke, ob man sie in Dänemark, ob in Deutschland aufführt, das Uebel bei der Wurzel, wenn sie auch scenisch das Local seiner engsten Heimath nirgend verlassen; darum eben führen sie auch dort keine Lufthiebe, wo Einem constitutionelle Velleitäten und communaler Zwiespalt noch nicht auf den Nägeln brennen. Bestreiten allerdings läßt sich nicht, daß ihm alle politischen und socialen Mißstände, die er irgend auftreiben kann, sehr willkommen sind als zufällige, sagen wir, stoffliche Beweise von der Nothwendigkeit der Reformation des sittlichen Bewußtseins.

Was uns etwa sonst noch an Ibsen befremdet, davon rührt Manches aus der düsteren Schwermuth der nordischen Natur, der Ungelenkheit und Rauhheit des nordischen Charakters her, aber auch manchen holden Zug verdanken wir dieser Eigenart, so z. B. den keuschen Reiz, die muthige Hingebung, die ungebrochene Kraft und Tüchtigkeit der Ibsen'schen Frauengestalten.

Und um es noch einmal zu betonen: wir haben es hier mit einer durchaus ursprünglichen, trotzig ihre eigenen Bahnen wandelnden, nicht Gunst noch Lohn heischenden Persönlichkeit zu thun. Der *Schein* des Neuen verfliegt rasch, wie er rasch vorstürmt, das echte Neue bricht sich langsam Bahn, doch es kommt, um zu bleiben. Oft dürfen seine Träger seinen Sieg nicht schauen, sie gehen hin in wehrhaftem Streit mit den Schranken ihrer Zeit — sie gehen darum nicht unter. Fortschreitend erhebt die Zeit selber ihre Gedanken zur Geltung und ihr Gedächtniß steigt mit empor. Erklärt doch selbst Goethe, der milde, in den Aussprüchen seines reifen Alters:

Was bringt zu Ehren?
Sich wehren.

Aus der Hauptſtadt.

Zur Phyſiognomie der Saiſon. — Die Hoftheater. — Von den Kunſtausſtellungen: C. Makowſki und W. Wereſchtſchagin. — Aus der Gerichtschronik: Der Intendanturproceß und die Affaire Oſtrowlew.

St. Petersburg, Anfang December.

Ein berühmter Maler, deſſen Atelier zu den beſuchteſten unſerer Reſidenz gehört, hat die ſeltene Eigenſchaft, das Vorſtellen einander fremder Perſonen auf die einfachſte Art und Weiſe zu bewerkſtelligen: „X" — „Y" heißt es; es wird einfach der Name genannt, ohne Hinzufügung von Titeln, ohne Bezeichnung des Standes und Berufes; ein, zwei Worte genügen zur Aufklärung des neu Hinzugetretenen über das Thema, das gerade beſprochen wird, und dieſer fühlt ſich dann auch ſofort in medias res verſetzt, und die für einen Augenblick unterbrochene Rede fließt munter fort, nur daß noch eine Perſon mehr an dem Faden der Unterhaltung fortſpinnt. . . .

Mit der eben ſo intereſſanten, wie angenehmen, aber auch ſchwierigen Aufgabe betraut, die Leſer der „Nordiſchen Rundſchau" allmonatlich in Berichten „Aus der Hauptſtadt" von ihrem geſammten „ſocialen Leben und Treiben, mit beſonderer Berückſichtigung des Gebietes der Künſte" zu unterhalten, will ich dem Beiſpiele jenes Malers folgen und ohne Umſchweife, ohne Einleitungen, Programme, Confeſſionen Sie und mich gleich in medias res verſetzen.

In medias res! Ja — wenn man ſich nur gleich zurechtfände in dieſem Strudel, in den wir uns ſomit kopfüber hineinſtürzen. Es ſind der Sachen mehr, als die bekannten ſieben, von denen es zu erzählen gäbe.

Wohl reſidirt der Allerhöchſte Hof noch in Gatſchina, und den Höhepunkt des Salonlebens hat die Saiſon noch nicht erreicht. Das diplomatiſche Corps iſt noch nicht vollzählig beiſammen und manches ariſtokratiſche Palais ſteht noch ſchweigſam und verſchloſſen da und harrt der Bälle, der Routs, der officiellen Diners und der five-o'clock-teas, die ſeine prächtigen Räume mit dem faſhionablen Lärm des Lebens unſerer haute-volée erfüllen ſollen — aber doch gehen die Wellen unſerer Winterſaiſon ſchon hoch und die Theater und die Concertſäle, die Kunſtmuſeen und Gerichtshallen, die Redactionsbureaux und die Antichambres der

Würdenträger wetteifern mit einander, die Seiten der Chronik des Reſidenzlebens täglich mit pikanten und intereſſanten Neuigkeiten zu füllen. Und wenn man ſich Abends vor dem Kamin des Clubs oder um den brodelnden Theekeſſel einer liebenswürdigen Hausfrau zuſammenfindet, ſo ſtockt das Geſpräch keinen Augenblick, vielmehr iſt es ein ſo lebhaftes und ſo buntſcheckiges, daß ich es auch dem gewiegteſten und erfahrenſten Stenographen nicht verdenken wollte, wenn er beim Fixiren dieſer Converſations-Orgie auf dem Papier Wereſchtſchagin zum Helden eines Intendanturproceſſes macht, den General Roſſizki in einen Heldentenor der italieniſchen Oper metamorphoſirt, Eugen d'Albert zu einem ſenſationellen Kriegsmaler ſtempelt und unſere Theaterdirection für die Entdeckerin des Steins der Weiſen ausgiebt, wenn er den „Sſwet“ für ein einflußreiches Blatt erklärt und das Judic-Gaſtſpiel für eine Börſenſpeculation, den November für einen Frühlingsmonat und die „Goldrente“ für ein verfehltes Unternehmen.

Denn das Alles und manches Andere noch ſchwirrt um den armen Stenographen hin und her und tanzt auf den züngelnden Flammen der glühenden Steinkohlen auf und ab und ſchwebt auf den Dampfwolken des Sſamowar zur reichen Stuccatur der Zimmerdecke hinauf. . . .

* * *

Und in der That hat in dieſem Jahre unſere Winterſaiſon weit früher begonnen als ſonſt, trotz Mangel an Eis und Schnee und guter Schlittenbahn. Nur iſt hierbei das Wort Saiſon nicht etwa im Sinne der Londoner «season» aufzufaſſen. Dieſe Zeit höchſten geſellſchaftlichen Treibens, das dann auch magnetiſch aller Art Kunſtgrößen anzieht, ſo daß die Newaſtadt dann einer internationalen Ausſtellung von Künſtlern und Künſtlerinnen gleicht — die in England bekanntlich in den Frühſommer fällt — ſie pflegt bei uns erſt bald nach Weihnachten einzutreten und währt bis zum Beginn der großen Faſten.

Da nun aber die Bevölkerung St. Petersburgs in den Sommermonaten eine wanderluſtigere iſt, als irgendwo — denn wer's nur irgend wie ermöglichen kann, der ſucht die Zeit der hellen Nächte außerhalb der Stadt zuzubringen, ſo daß Anfang Juni eine Völkerwanderung beginnt, die erſt Mitte September zurückfluthet — da in dieſen Monaten aller geſellige Verkehr von Haus zu Haus ſtockt, die Akademien und Schulen, die Theater und Concertſäle geſchloſſen ſind und wohl die Hälfte des Beamtenperſonals ſich auf Urlaub befindet, ſo pflegen wir jene Zeit, wo der Menſch ſich wieder enger an den Menſchen anſchließt, im Allgemeinen als die Winterſaiſon zu bezeichnen. Dieſe weit längere Periode des Jahres beginnt mit dem Vorſetzen der Doppelfenſter und dem Heizen der Oefen und ſchließt mit dem Packen der Koffer im Mai. Der Höhepunkt, der Moment, wo Alles, was für ſie typiſch iſt, ſich zuſammengedrängt findet in eine geringe Spanne Zeit, pflegte dann in jene Wochen zwiſchen Weihnachten und Oſtern zu fallen, und was ſpeciell die Entfaltung des Kunſtlebens betraf, ſo kam ſie in früheren Zeiten oft ſogar erſt in der großen Faſtenzeit ſelbſt zu Stande: dann

gab's vier bis fünf verſchiedene Concerte täglich, dann fanden die großen Ausſtellungen in der Akademie der Künſte ſtatt, dann beſuchten uns ausländiſche Bühnengrößen und veranſtalteten Gaſtſpiele, dann trafen berühmte Preſtidigitateure und Recitatoren e tutti quanti hier ein. . . .

In den letzten Jahren nun hat ſich aber das verändert und der ſenſationsbedürftige und vergnügungsſüchtige Petersburger kann nunmehr auch ſchon lange, bevor er zum erſten Male den Pelz anzieht, ſchmunzelnd von einem embarras de richesses ſprechen: die Beſeitigung des Monopols der Kaiſerlichen Theaterdirection und des Concertzwanges hat der Privatentrepriſe Thür und Thor geöffnet, und wie mit jedem Herbſte die Zahl der Bühnen in unſerer Stadt wächſt, ſo kommen auch die Geiger und Pianiſten und Sänger und andere Sterne erſter Größe am muſikaliſchen Himmel von Jahr zu Jahr immer früher zu uns herüber. Und: „was dem Einen recht — das iſt dem Andern billig" ſprechen die bildenden Künſtler und machen es den Mimen und Tonkünſtlern nach und veranſtalten ihre Ausſtellungen ſchon lange vor Weihnachten; und „man muß das Eiſen ſchmieden, ſo lange es heiß iſt" denken die Beſitzer und Pächter von Privattheatern und ſuchen ſich gegenſeitig in Arrangements von außerordentlichen Gaſtſpielen zu überbieten und „Hi Judic!" lautet es hüben, und „Hi Coquelin!" ſchallt es von drüben. Draußen aber, an den Armen der Newa, in „Arcadia" und „Livadia" und „Bavaria", wo in den hellen Sommernächten die Verehrer der Operette und Chanſonette und die Freunde halsbrecheriſchen Akrobatenſports ihr Geld mit eben ſolcher Grazie auszugeben ſuchen, wie im Winter in Theatern, Clubs und faſhionablen Reſtaurants — da giebt's nun gar a u ch noch eine Winterſaiſon, und nach ſauſender Fahrt mit dem Dreigeſpann trinkt man in Muſchelgrotten, unter Palmen und Lorbeerbäumen glutäugigen Zigeunerinnen und vollwangigen Tyroler Madln Heil zu aus dampfender Punſchbowle. . . .

Amusons-nous! lautet die Loſung ſeit dem erſten September mit friſchen Kräften, und die leichten Creditrubel, die Einem von der Sommerſaiſon her — wo eigentlich die Loſung ganz dieſelbe war — noch übrig geblieben ſind: ſie flattern in den Lüften umher gleich einem Schneegeſtöber, und der leichtſinnige Reſidenzler ſieht ihnen lachenden Auges nach: „ſie ſind ja ſo wie ſo faſt werthlos — fort mit ihnen!"

Wenn man ſo die lange Liſte der hunderterlei Vergnügungen betrachtet, die Einem zu jetziger Zeit hier geboten werden, wenn man ſieht, daß ſich auch immer wieder Nachfrage findet — da ſollte man meinen, die Schätze, die unſer reiches Land birgt, ſeien längſt ſchon alle gehoben und St. Petersburg eine Stadt von lauter Cröſuſſen und Millionären.

Aber der Schein trügt auch hier, und ein Blick in die Gerichtschronik und die täglichen Selbſtmordverzeichniſſe belehren uns eines Anderen und zeigen uns die Kehrſeite dieſer goldgleißenden Medaille, die auch Sie kennen lernen werden im Laufe der Zeit aus dieſen Plaudereien „Aus der Hauptſtadt".

* * *

In demſelben Maße, als die Privatentrepriſe Fortſchritte macht, gehen die Geſchäfte der Kaiſerlichen Theaterdirection zurück, ohne daß übrigens zwiſchen beiden Erſcheinungen ein Cauſalnexus beſtände. Hier kommen vielmehr andere Gründe in Betracht. Doch dürfte es heute zu weit führen, ſich mit der „Theaterfrage“ St. Petersburgs zu beſchäftigen; es wird ſich wohl noch Gelegenheit bieten, einmal näher auf ſie einzugehen. . . .

Dieſes Mal nur einige Notizen über die heurige Saiſon. Wir beſitzen zur Zeit ſechs Hoftruppen: drei Schauſpieltruppen: die ruſſiſche, die franzöſiſche, die deutſche; zwei Operntruppen: die ruſſiſche und die italieniſche; endlich eine Ballettruppe.

Einſt waren unſere italieniſche Oper, die Ballettruppe und das franzöſiſche Theater die beſten Europas, oder ſie rivaliſirten wenigſtens mit den beſten ihresgleichen erfolgreich; die Pflege ruſſiſcher dramatiſcher Kunſt hat wohl ihren Mittelpunkt ſtets eher in Moskau gehabt, als hier, wo die faſhionable Geſellſchaft die drei erſtgenannten Truppen immer in auffallender Weiſe bevorzugt hat; das deutſche Theater endlich iſt allzeit ſo ziemlich ein Stiefkind der Theaterdirection geweſen — beſitzt die Truppe doch bis zu heute noch keine eigene Bühne, ſo daß ſie eine zwiſchen dem Michael- und dem Alexandra-Theater hin- und herſchwankende Wanderexiſtenz führt — ziehen Sie alſo ſelbſt einen Schluß daraus, wie es heute mit unſeren Bühnen ſteht! Ein unbefriedigendes Repertoir, exorbitante Preiſe, meiſtens mittelmäßige ſchauſpieleriſche Kräfte — das ſind ſo einige der Elemente, die unſer Theaterweſen charakteriſiren und alljährlich wächſt das Deficit der Direction an. . . . Könnten wir ſchon heute näher in's Detail eingehen, ſo gäbe es jedoch immerhin auch manches Erfreuliche zu berichten, aber der Stoff quillt Einem unter den Händen zum Rahmen hinaus und man muß ihn fortwährend wieder zurückdämmen.

In der italieniſchen Oper, die jetzt übrigens mit Recht ſeitens der Verwaltung hinter die ruſſiſche, die Nationaloper, geſtellt wird, hat es ebenſo wie in dieſer bisher noch keine Novitäten gegeben, doch ſollen einige in Ausſicht ſtehen. Die Damen Durand und Repatto, die Herren Catagni und Mierzwinſki bilden die anziehenden Kräfte unſerer diesjährigen Stagione, deren größter Erfolg bis jetzt die Wiederaufnahme der im vorigen Jahre zum erſten Male gegebenen Ponchielliſchen „Gioconda“ war; im Uebrigen gab es immer und immer wieder „Traviata“ und „Trovatore“ und die „Puritaner“ ꝛc. Ein Curioſum bildet der Umſtand, daß zur italieniſchen Truppe die Amerikanerin Durand, die Wienerin Stahl, die Ruſſin Bulytſchew, der Franzoſe Dufriche, der Spanier Uetam, der Pole Mierzwinſki, der Ruſſe Alenikow gehören. Aber allerdings iſt die Muſik in dieſem Hauſe durchweg eine italieniſche und deren Ziehtochter — die franzöſiſche. Die deutſche Oper wird bei uns leider nirgends cultivirt, höchſtens, daß die ruſſiſche Oper ab und zu den „Freiſchütz“, „Lohengrin“ und „Tannhäuſer“ zur Aufführung bringt. Mit um ſo größerer Freude begrüßen wir die Ausſicht, daß im Frühjahr von einer auserleſenen

Gaſtſpieltruppe hierſelbſt Wagners „Nibelungen"-Cyklus zu Gehör gebracht werden ſoll.

Was das Ballet betrifft, ſo heißt's auch hier: „keine Novitäten", und obſchon jetzt Terpſichore zur Zeit nur den Sonntag zur Verfügung hat, ſo iſt der Kreis ihrer Verehrer doch ein immer geringerer und nur einige Dutzend Balletomanen laſſen keine einzige Aufführung der ſeit Jahren auf dem Repertoire ſtehenden Tanzpoeme aus, obzwar ſie jeden Pas, jeden Tricot und jeden Schuh der Ballerinen nahezu auswendig kennen.

Novitäten hat's dagegen im ruſſiſchen Theater ſchon etliche gegeben, — aber, heiliger Oſtrowſki! welcher Art! Ausgeburten pariſeriſcher Pornographie und ruſſiſchen Naturalismus, die aber mit zum Theil großem Aufwande inſcenirt und in der Regel gut einſtudirt werden, im Uebrigen aber den Beweis dafür liefern, wie ſehr die modernſten dramatiſchen Dichter Rußlands auf Abwege gerathen ſind, die gleichzeitig möglichſt „pikant", „national" und — „naturwahr" zu ſein ſuchen, dabei aber, was das Letztere betrifft, namentlich eine Unkenntniß des Verhältniſſes von Natur und Kunſt zu einander verrathen, der nur ihre Ueberzeugung, was „Vortreffliches" geleiſtet zu haben, die Spitze bieten kann.

Unſere deutſche Truppe zeigt in dieſer Saiſon eine erfreuliche Neigung für das Schauſpiel. Nachdem ſie eine Reihe von Jahren hindurch vornehmlich auf dem Gebiete des Luſtſpiels und der Berliner Poſſe, die hier ſelbſtverſtändlich nur einen ungaſtlichen, ſtiefmütterlichen Boden vorfindet, durchſchlagende Erfolge zu erzielen vermochte und dann in der vorigen Saiſon höchſt überflüſſiger Weiſe in das Tam-Tam des Operettencultus einſtimmte und mit den ruſſiſchen und franzöſiſchen Interpreten Offenbachs, Lecocqs und Conſorten unter der Aegide der leichtgeſchürzten Muſe Strauß', Suppés und Millöckers in Concurrenz trat, hat ſich nun einem ernſten Genre zugewandt. Uebrigens iſt hierin nicht etwa ein Tendenzwechſel zu erblicken, ſondern die Phyſiognomie der Saiſon wird bedingt durch den Charakter der Truppe, dieſer aber läßt ſich bei den beſtehenden Verhältniſſen nicht immer planmäßig vorher feſtſtellen. Glückten im vorigen Jahre einige Engagements für das Gebiet der Operette, ſo wollte der Zufall, daß in dieſem Jahre gerade eine Capacität des Heldenliebhaber-Genres in Perſon des Herrn Niſſen vom Thalia-Theater in Hamburg, eine durchaus tüchtige Kraft, die ihre Studien auch unter den Meiningern gemacht hat, für unſere Bühne gewonnen werden konnte. Das gab den Ausſchlag, und während die diesjährigen Engagements zur Completirung des Operettenperſonals hinter der Mittelmäßigkeit zurückblieben, gelang es, außer Herrn Niſſen noch einige andere Künſtler und Künſtlerinnen für das ernſtere Fach anzuwerben, darunter auch Frl. Gröger vom Großherzoglichen Hoftheater in Darmſtadt, die zuſammen mit unſerer alten Frau Pollert, die ſeit 35 Jahren unſerer Bühne angehört, dem jungen, aber ſehr talentvollen und ungemein ſtrebſamen Herrn Suske und einigen Anderen eine recht gute Schauſpieltruppe bilden.

Wenn auch das deutſche Theater trotzdem in der Regel nur ſchlecht beſucht

wird, so liegt das an den hohen Preisen und daran, daß unserem Publicum der wirklich gute Geschmack so ziemlich abhanden gekommen zu sein scheint. An Novitäten hat das deutsche Theater somit bisher nur eine Operette: den „Bettelstudenten" von Millöcker gebracht, die aber mehr ein internationales, als ein specifisch deutsches Publicum anzieht. Gegenüber Wildenbruchs „Opfer um Opfer" hat es sich ziemlich ablehnend verhalten und Günthers „Stiftsarzt" hatte ebenso wie Mosers „Glück bei den Frauen" nur einen geringen Erfolg. Dagegen wußte man es der Regie durch zahlreichen Besuch zu danken, daß sie es endlich durchsetzte, Freytags „Valentine", Schillers „Tell" und Goethes „Egmont" zur Aufführung bringen zu dürfen; drei „Novitäten", die zusammen das anständige Alter von ca. 200 Jahren repräsentiren! Alle drei Dichtungen sind so würdig und angemessen, als unter den obwaltenden Bedingungen überhaupt möglich, besetzt und inscenirt worden . . . Neben diesen drei haben besonders Freytags „Journalisten" und Mosers „Krieg im Frieden" ihre alte Zugkraft bewährt.

In dem Michael-Theater, wo die Deutschen nur geduldet sind, schaltet und waltet als Hausherrin die französische Truppe, eine der ältesten St. Petersburgs, die gute fünfzig Jahre älter ist, als das Michaeltheater, das am 8. November a. c. sein halbhundertjähriges Jubiläum ohne Sang und Klang beging. Ueber dieses Lieblingskind des Hofes und der Beaumonde werde ich im nächsten Briefe Gelegenheit haben, einige Worte zu sagen, denn der französischen Hoftruppe steht im December wieder einmal eine pariserische Concurrenz bevor durch die Gastspiele der Vaudeville-Diva Judic und des trefflichen Charakterspielers Coquelin von der «Comédie française» in der Seinestadt, dem besten Theater von Paris und somit, nach Ansicht der Franzosen, — der Welt.

Ich kann die diesmalige Theaterrevue, in der die Privattheater nicht einmal einen Platz gefunden haben, nicht schließen, ohne der Säcularfeier des Großen Theaters zu erwähnen, die mit gebührendem Gepränge im October in Scene gesetzt wurde. Die great attraction des aus Oper, Schauspiel und Ballet zusammengesetzten Festprogramms bildete ein Lustspiel der großen Gründerin des ältesten Theaters unserer Residenz. „Oh Zeiten!" betitelte die Kaiserin ihre Satyre auf die Schäden und Mängel der Gesellschaft ihrer Tage. Und „Oh Zeiten!" können wir ganz ebenso auch heute noch ausrufen, denn zu der Heuchelei und dem Aberglauben, die die Dichterin auf dem Throne in ihrer Comödie verspottete und die da, wo sie geschwunden sind, durch Frechheit und groben Materialismus ersetzt wurden, sind so viele andere dunkle Flecke auf der Bildfläche unseres gesellschaftlichen Lebens zu Tage getreten, daß uns jene von Katharina II. gegeißelten Zustände sehr beneidenswerth erscheinen können im Vergleich zu unseren, während in dem Theater selbst, das seinen hundertjährigen Geburtstag feierte, äußerlich wie innerlich und in mancher anderen Hinsicht so ziemlich Alles beim Alten geblieben ist — trotz der hundert Jahre, die zwischen heute und damals liegen. Immerhin könnte uns das von Tischbein erbaute, von Cavoz in unserem Jahrhundert gründlich restaurirte „Große Theater" gar viel Interessantes erzählen, wenn wir

nur heute Zeit hätten den Enthüllungen und Erinnerungen dieser Veteranin der St. Petersburger Bühnen zuzuhören. . . . .

* * *

An Säcularfeiern fehlt es auch sonst nicht. Auf Schritt und Tritt werden wir in unseren Tagen an die große Vollenderin des Werkes erinnert, das Peter I. in Angriff nahm, als er in die Riesenmauer des moskowischen Reiches sein wuchtiges Fenster nach Europa zu hineinbrach, und daran — wie jung noch die Metropole ist, durch welche Civilisation und Cultur des Westens ihren Weg ins Innere der gewaltigen sarmatischen Tiefebene nehmen sollten und nahmen.

So beging auch die Section für russische Sprache und Literatur in der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften im October ihr hundertjähriges Jubiläum, und an einem und demselben Tage — am 21. October — wurde Katharina II. Morgens als die Beschützerin der Wissenschaft und Abends als Förderin der Kunst gefeiert. Sie, die mit den Encyklopädisten in regem geistigen Verkehr stand, die selbst als Dichterin und gar Journalistin thätig war, der das Theater in seiner Entwickelung so viel dankt — sie wendete ihre Aufmerksamkeit und ihr Interesse allen Künsten in gleicher Weise zu. Man lese nur in ihrem Briefwechsel mit Grimm, wie sehr ihr der Bau der Eremitage am Herzen lag, wie viel sie überhaupt für die Verbreitung der bildenden Künste in ihrem Reiche und natürlich zumeist ihrer Residenz that. Und wie fein ihr Kunstverständniß war, das geht auch ganz besonders aus ihrer Correspondenz mit Falconet hervor, dem genialen Erbauer des schönsten Denkmals St. Petersburgs — des Reiterstandbildes Peters I. mit der classischen Inschrift im bedeutsamsten Lapidarstil: «Petro primo — Catharina secunda.»

Wohl auf keinem anderen Gebiete der Kunst, als auf dem der bildenden hat ihr Volk so gewaltige Fortschritte gemacht, und wenn heute die kunstsinnige Kaiserin die Ateliers in der Kaiserlichen Akademie der Künste — eine Schöpfung der Kaiserin Elisabeth — wenn sie die Ausstellungen besuchen könnte, die Jahr für Jahr von verschiedenen Künstlern und Institutionen veranstaltet werden: sie würde ihre herzliche Freude haben an der russischen Kunst. Nicht, als ob diese bereits auf der Höhe der nach Jahrhunderten zählenden Kunstentwickelung der Völker des Westens stände, oder als ob ihr Streben nach allen Seiten hin ein unanfechtbares wäre — nein, sie ist auch heute noch im Werden und steht gerade in der allerletzten Zeit sogar an einem scharfen Wendepunkte. Aber doch — welch' ein Unterschied zwischen den Leistungen russischer Künstler heute und vor noch 60 Jahren!

Eben in diesen Tagen hatten wir wieder Gelegenheit, uns hiervon zu überzeugen.

Da hat z. B. Constantin Makowski sein neuestes Colossalbild seit dem 15. November öffentlich ausgestellt, nachdem es, wie es heißt, für eines unserer Kaiserlichen Palais um den Preis von 30,000 Rbl. verkauft worden ist. Nie

hat dieser berühmteste unter einigen Künstlern und Künstlerinnen gleichen Namens — die ganze Familie ist bereits in der zweiten Generation nach dieser Seite hin reich begabt — so sehr die Bezeichnung des „russischen Makart" verdient, wie für diesen „Hochzeitsschmaus einer Bojarenfamilie". Wie glühen und leuchten die Farben im dreifachen Scheine der klaren Wintersonne, der Wachskerzen und der Lichte und Lampen des Heiligenschreins; wie virtuos sind die prachtvollen Damast- und Brocat- und Sammet- und Seidenstoffe gemalt, und das kostbare Pelzwerk, wie Zobel und Hermelin und Blaufuchs, und die blitzenden Kleinodien aller Art und das gleißende und schimmernde Tafelgeschirr, die Schüsseln und Becher aus Gold und Silber! Und wie ist hier Alles rigorös und kräftig und kernig! Selbst die verschiedenen Typen russischer Frauen- und Mädchenschönheiten, die der Pinsel des in allen Boudoirs der Damen der großen Welt vergötterten Portraitmalers — weil er die Aehnlichkeit mit der Schmeichelei zu verschmelzen weiß — sonst leicht etwas süßlich und geleckt behandelt, sind durchaus naturwahr bis in's Kleinste hinein. Und wie sprechend die Haltung und der Gesichtsausdruck der über 20 betragenden Festgäste in Lebensgröße, die sich hier im altrussischen gewölbten, niedrigen und engen Banketzimmer um das liebliche junge Paar gruppirt haben; wie lebendig und dramatisch bewegt und verständlich die Scene, die den Moment darstellt, wo der „Molodez" dem jungen, schüchternen Eheweibe den ersten Kuß als Gatte geben soll unter jubelnden Zurufen der Schmausenden! Jedes Gesicht der an der Tafel Sitzenden beweist — alle Mal in anderer Weise — sein Interesse und die innere Theilnahme an diesem wichtigen Acte und jedes Gesicht gehört ganz und gar zu der Tracht des Rumpfes, auf dem es sitzt. Das sind echte Bojaren und Bojarinnen, echte Priester und Sänger, echte Wärterin und Diener. Dabei ist die Composition in ihrem Ganzen schön und gedrungen, zu gedrungen fast, denn man begreift nicht ganz, wie jener Vorschneider mit dem im Festschmucke prangenden Schweinebraten durchdringen will bis zum fürstlichen Gastgeber, und man denkt mit gelindem Gruseln daran, daß man in dieser Stickluft mittafeln sollte. Die Behandlung der Luft, im kunsttechnischen Sinne, aber ist eine vorzügliche und hat im Verein mit der meisterhaften Zeichnung eine Plastik bewirkt, die, wenn man in den dunklen Saal hereintritt, in dem durch eine besondere Vorrichtung das Licht zahlreicher elektrischer Glühlämpchen ganz allein auf das Bild fällt, geradezu frappirt: es ist, als stände man keiner bemalten Leinewand gegenüber, sondern einem künstlerisch gestellten Bilde, in dem lebendige Menschen von Fleisch und Blut figuriren. Besonders wird dieser Eindruck erzielt, wenn man den „Hochzeitsschmaus" in dem schrägüber aufgestellten, wundervollen Spiegel betrachtet.

Ueber das Werk, das die Frucht einer zweijährigen Arbeit ist, herrscht nur eine Stimme der Anerkennung und Bewunderung, und täglich erfreuen sich Hunderte an ihm. Makowski hat einen außerordentlichen und durchaus verdienten Erfolg mit ihm erzielt.

Wie ganz anders gestimmt verläßt der Beschauer die wenige Häuser weiter

befindliche Ausstellung des genialen Indien- und Anti-Kriegsmalers Wassili Wereschtschagin. Einen ungetrübten, reinen Kunstgenuß trägt man hier nur von sehr wenigen Bildern mit sich fort: dazu ist man zu erschüttert, zu ergriffen.

Mit der Richtung des Malers hat man hier heute einen Compromiß abgeschlossen. Vor drei Jahren wurden die berühmten Bilder vom Kriegsschauplatz der Balkanhalbinsel, diese bluttriefenden und das Herz erzittern machenden Predigten gegen die furchtbaren Schrecken des Schlachtenlebens, diese Darstellung der Kehrseite der Kriegsbegeisterung und des Siegesjubels bekanntlich der Gegenstand einer heftigen Polemik, bei der Neid und Mißgunst und Aerger darüber, daß Wereschtschagin nicht die breitgetretenen, mit Paragraphen gepflasterten und bureaukratischen Meilenzeigern versehenen akademischen Pfade wandelte, sondern seine eigenen Wege suchte, die ihn auf eine einsame, aber stolz behauptete Höhe führen sollten — bei denen Tendenziösität, künstlerische Beschränktheit und persönliche Rancune eine gewaltige Rolle spielten. Die Freunde des eigenartigen Künstlers fürchteten damals, er werde nie mehr nach St. Petersburg zurückkehren, das es verstanden, sich ihm so ziemlich unangenehm zu machen . . . . Aber man lebt hier gar schnell und vergißt sehr leicht und der Ruhm, der dem russischen Maler in Wien und Brüssel, in Paris und Berlin und Hamburg und Pest zu Theil ward und seine Bezeichnung seitens der ausländischen Kritik als „Apostel der Humanität“ und als „Reformator“ und „Genius“ thaten dann ein Uebriges. Und als Wereschtschagin nun auf seiner Rückreise aus Indien in Moskau eine Ausstellung der neuesten Bilder veranstaltete, da streckte man auch von hier aus die Arme nach ihm aus, und er kam wieder.

Und gleich wie Rubinstein ein ganzes Concertprogramm auf seinen gewaltigen Schultern davonträgt, so vermag auch Wereschtschagin ganz allein eine Ausstellung zu veranstalten, der die „Gesellschaft zur Förderung der Künste“ nahezu zehn Säle ihres Museums eingeräumt hat.

Freilich begegnet der Besucher manchem bekannten Bilde. Die sensationellen Tafeln „Auf Schipka ist alles ruhig“, die „Straße der Gefangenen“, der „Transport der Verwundeten“, „Seelenmesse auf dem Todtenfelde“ — Bilder, die 1880 ein so ungeheures Aufsehen erregten, weil sie mit einem raffinirten Realismus und einer unbarmherzigen Wahrheitsliebe die düstersten Seiten aus dem Kriegsbuche aufschlagen: sie blicken auch jetzt wieder so ungeheuer beredt auf uns herab. Neben ihnen fesseln aber zwei neue große Gemälde die Aufmerksamkeit: „Ein türkisches Hospital“ und „Auf dem Verbandplatz“. Was jenes betrifft, so ist seine Wirkung eine einfach unästhetische:

„Schwarz wimmelt es da; in grausem Gemisch,
Zu scheußlichen Klumpen geballt —“

liegen röchelnde, stöhnende, meistens aber schon im Tode erstarrte Türken und Baschibozouks da, unter stinkenden Lumpen, auf faulem Stroh, und ein pestilenzialischer Verwesungsgeruch, vermischt mit Ausdünstungen des Moders und schmutziger Lappen weht uns aus diesem halbdunklen Raume entgegen, — ein

furchtbares Bild, vor dem manchem ſenſitiven Beſchauer buchſtäblich übel geworden iſt . . . Doch wir wollen den alten Streit nicht wieder beginnen, ob der Maler ſolche Vorwürfe wählen darf; wir können uns bei dieſer Ausſtellung überhaupt nicht lange aufhalten, da ja in dieſem Hefte der „Nordiſchen Rundſchau“ eine eingehende Studie über den Autor all' dieſer Bilder geboten wird und ich fürchten muß, den Leſer zu ermüden, wenn auch ich ihn von dem Genie und ſo eigenartigen Talente, den mangelhaften und glänzenden Seiten der Technik und Kunſtrichtung Wereſchtſchagins unterhalten wollte. . . . Was das zweite der beiden neuen Bilder betrifft: „Auf dem Verbandplatz“, ſo macht es im Ganzen einen unruhigen Eindruck, nirgends findet das Auge eine Gruppe, bei der es ausruhen kann; auch vermiſſen wir hier die ſaftige Pinſelführung, die Waſſili Waſſiljitſch ſonſt ſo auszeichnet, und den Eindruck des Plaſtiſchen; das Ganze erinnert an einen Gobelin-Teppich und nur rechts, im Vordergrunde, da ſteht ein Krieger mit zerſchoſſenem Unterkiefer — die meiſten weiſen auf dieſem und anderen Bildern Kopfwunden auf, denn bekanntlich ſchoſſen die Türken häufig zu hoch — und der iſt nun wirklich lebendig und da ſeine Sprachwerkzeuge verſtümmelt ſind, ſo erzählen ſeine Augen uns von der blutigen Attake, die er mitgemacht, und ſeinen perſönlichen Erfahrungen dabei. . . .

Als glänzender Coloriſt und namentlich als vorzüglicher Zeichner tritt uns Wereſchtſchagin aber wieder in der ſtattlichen Reihe der indiſchen Bilder entgegen, der reichen Ausbeute ſeiner letzten Reiſe nach dem Lande des Ganges. „Vor dem Fenſter der Todtengruft“ iſt als ein „Triumph des Weißen“ zu bezeichnen, als eine „Orgie des Blanc du Zink, des Kremſer Weiß und Jaune brillant“. Dieſes Weiß-in-Weiß-Malen mache ihm doch ein Anderer nach! Freilich hat der Künſtler dabei zu ſonderbaren Mitteln gegriffen. Die Gewänder der auf der Stufe vor dem weißen Grabmal ſitzenden weißgekleideten Inder ſind durch faſt zolldickes Auftragen von Farbenklumpen im wahren Sinne des Wortes plaſtiſch ausgearbeitet — aber der Effect iſt ein überraſchender und packender. Und dann die prächtigen Studien indiſcher Mädchenköpfe und tibetaniſcher Mönche, mongoliſcher Bettler, muſelmänniſcher Beamten und vieler anderer Typen; die ſtimmungsvollen Lichteffectſkizzen aus der Schneeregion des Himalaya; die eben ſo ſauber als virtuos gemalten Interieurs aus den Moſcheen von Delhi und den Paläſten indiſcher Großen mit ihrer wunderbaren Behandlung der Farbenperſpective, worin ſie an die beſten Werke der Münchener Schule erinnern; und die herrlichen Anſichten des märchenhaften Tadſh bei Tagesanbruch und bei Sonnenuntergang und bei ſengender Mittagsſonne. . . . Ja, wer nur Alles beſchreiben und aufzählen könnte, eben ſo wie die zahlloſen Schätze der höchſt intereſſanten ethnographiſchen Collection von Waffen, Teppichen, Hausgeräth, Stoffen, Schmuck u. ſ. w., die Wereſchtſchagin auf allen ſeinen Orientreiſen zuſammengeſtellt und die hier zum Theil in dem in ein zwei Stockwerke hohes Zelt voll orientaliſcher Pracht verwandelten Veſtibul des Muſeums und in zwei großen Sälen aufgeſtellt worden iſt. . . .

Wereschtschagin läßt uns aber nicht so bald wieder los: ein einmaliger Rundgang durch diese seltsame Ausstellung genügt nur, um sich zu orientiren; um sie erschöpfend kennen zu lernen, muß man wieder und immer wieder zu ihr zurückkehren.

* * *

Doch in Einem bleibt das Resultat dasselbe: wenn wir dann wieder hinaustreten aus dieser phantastischen Welt, die aber doch Wirklichkeit ist, und uns das nüchterne Tageslicht umfängt — auch diese Ausstellung ist elektrisch beleuchtet — da merken wir jedes Mal, daß es die Kriegsbilder sind, die am dauerndsten in der Erinnerung unseres Vorstellungsvermögens haften und mit ihnen ein Gefühl dumpfen Schmerzes und Unbehagens. Es fehlt das erlösende Bewußtsein von dem Walten einer höheren Gerechtigkeit, wie wir es z. B. aus dem Gerichtssaale davontragen, wenn wir der Verhandlung eines in seinen Einzelheiten empörenden Processes beigewohnt, zum Schlusse aber den gerechten Urtheilsspruch vernommen haben.

Und — sonderbar! Fast gleichzeitig mit der Ausstellung der Wereschtschaginschen Kriegsbilder wurde dort, in derselben Straße, im Palais des Militär-Bezirksgerichts eine andere Ausstellung eröffnet, auf der wir auch Bilder von der Kehrseite des Kriegslebens auf der Balkanhalbinsel zu sehen bekommen: der Proceß, der dem einstigen Ober-Feldintendanten General Rossizki und Consorten gemacht wird.

Der russisch-türkische Feldzug hat bekanntlich einem ganzen Rattenkönig verzwickter Intendanturprocesse das Leben gegeben, von denen einer immer ungeheuerlicher ist, als der andere. Aber finis coronat opus heißt es auch hier, und all' die anderen bereits verhandelten Processe, mit dem des Generals Maktschejew an der Spitze, verblassen vor diesem letzten, dessen Actenfascikel allein 1375 Folioseiten zählt. Von wie viel Lüge und Betrug und Veruntreuung und Gaunerei erzählen diese Bogen! Welch' einen Commentar liefern sie zu den Scenen hungernder, frierender, elend in Unthätigkeit umkommender Soldaten auf den Bildern Wereschtschagins! Betragen doch die durch die Rossizkische Mißwirthschaft der Krone erwachsenen Verluste nach den Berechnungen der Procuratur Hunderttausende monatlich, und man kann sagen, daß das zweifelhafte Vergnügen, diesen Namen auf die Seiten der Kriegschronik Rußlands eingetragen zu haben, der Regierung Millionen gekostet hat. Stolz auf dieses Bewußtsein wohl, seinem Vaterlande so „theuer" zu sein, behauptet der kleine, corpulente Sechziger, dessen Brust ein Stern ziert, vor Gericht nunmehr eine bewunderungswürdige Ruhe, trägt er ein phänomenales Selbstvertrauen zur Schau.

Sechs Sitzungen allein waren erforderlich, um das Ungethüm von Anklageacte zu verlesen, und vermuthlich wird die Verhandlung des Riesenprocesses bis zum neuen Jahre sich hinziehen, also sechs — sieben Wochen währen. In der

Geſchichte der Proceſſe nach modernen Maximen wird dieſer dieſelbe Rolle ſpielen, wie unter den Kriegen der dreißigjährige.

Und wenn er dann endlich ſeinen Abſchluß erreicht haben wird — werden wir dann das Militär-Juſtizpalais an der Moika leichteren Herzens verlaſſen können, als jetzt die Wereſchtſchagin-Ausſtellung?

Wir wollen's hoffen, daß dieſe Bildergallerie und Illuſtrationenſammlung zu der Geſchichte des Krieges 1877—1878 ein vom Alpdruck, der uns bei ihrer Betrachtung quält, befreiendes Nachwort erhalten wird, ein beruhigend wirkendes: «Mene, mene tekel upharsin!» . . .

Fehlt ein ſolches doch oft genug in den Hallen unſeres öffentlichen Gewiſſengerichts. Da haben kürzlich noch unſere Geſchworenen Frl. Julie Oſtrowlew, die unter der Anklage des Raubüberfalles ſtand, zum zweiten Male freigeſprochen. Der Fall iſt ein durch die Perſon der Angeklagten ungemein ſenſationeller, und im Januar dieſes Jahres beſchäftigten ſich Preſſe und Publicum mit ihm auf's Eingehendſte. In Julie Oſtrowlew trat uns ein ſonderbarer Auswuchs unſeres ſocialen Organismus entgegen: ſie führte ein Doppelleben, dieſes Mannweib. Es führte ein Iswoſſchtſchik-Leben, und dann wieder ſchrieb es jungen Freundinnen glühende Liebesbriefe, las es franzöſiſche Romane, ſprach es ſehr geiſtreich über alles Mögliche „à la Schtſchedrin", den berühmten Satyriker, wie eine Zeugin ausſagte. Heute zog ſie den Armjak an, ſchwang ſich auf den Kutſcherbock und fuhr als Iswoſchtſchik auf die Straßen hinaus, und morgen giebt ſie, nach der neueſten Mode gekleidet, in gebildetem Kreiſe ein Champagnergelage. . . .

Die Expertiſe antwortete auf die Frage, „ob ſie verrückt ſei", nach halbjähriger Beobachtung nicht „ja", nicht „nein" und conſtatirte nur Erſcheinungen pſychopathologiſcher Natur, die aber ihre Zurechnungsfähigkeit nicht ausſchließen ſollten. Einer glänzenden Vertheidigung gelang es, das Urtheil der Expertiſe umzuſtoßen und eine Freiſprechung zu bewirken. Zugleich mit ihr wurde auch ihr Complice, der Fuhrmann Chudin, der nun thatſächlich einen Berufsgenoſſen auf offener Straße halb todt geprügelt und beraubt hatte, freigeſprochen. Die Procuratur proteſtirte, der Senat caſſirte das Urtheil und nun, nach faſt einem Jahre, wurde die Sache zum zweiten Male verhandelt. Das Reſultat war für die Oſtrowlew, die nunmehr ſogar ganz in Abrede ſtellte, jene verhängnißvolle Fahrt mitgemacht zu haben, dasſelbe. Chudin aber wurde jetzt zu Rechtsverluſt und zwei Jahren Arreſtanten-Compagnie verurtheilt.

Die zweitägige Verhandlung war eine höchſt intereſſante: der Saal der Aſſiſen glich einem Auditorium der mediciniſchen Facultät. Die Experten trieben Pſychiatrie und die Vertheidigung erſt recht; die Procuratur befaßte ſich mit abnormen Geiſteszuſtänden und der Obmann der Geſchworenen desgleichen. Es war das reine Colleg über „pſycho-pathologiſche Erſcheinungen". Und zum Schluſſe hielt Dame Oſtrowlew eine fulminante Rede, die alle zu Thränen rührte, Damen in hyſteriſche Krämpfe fallen ließ und ſchließlich das Publicum zu begeiſterten Acclamationen hinriß, als das Verdict „nicht ſchuldig" verkündet wurde.

Wir wollen übrigens mit dem Spruch nicht rechten. Ist doch wirklich Vieles dunkel in der ganzen Affaire und in dem Wesen der Ostrowlew, die beispielsweise während der Untersuchungshaft allen Ernstes ein Project ausgearbeitet hatte, das die Ersetzung der Pferde im Fuhrwesen durch — Menschen befürwortete! . . .

Da hört allerdings Manches auf und — auch diese Plauderei. . . .

J. Norden.

Vom Büchertiſch.

Neue Märchen von **Lilli Baronin Bietinghoff.** Dorpat, Reval und Fellin bei C. J. Karow.

Kleine Schelme oder Glückliche Kinder. Luſtige Geſchichten aus dem Familienleben der baltiſchen Lande. Von **Tante Alice.** Dorpat-Riga, Schnakenburgs Verlag.

Kuriſche Volksgeſchichten von **Ernſt Klinge.** Riga bei R. Kymmel.

Verwehte Spuren. Drei epiſche Dichtungen von **E. Heldt.** Frankfurt am Main bei Heinrich Grobel.

Die Eroberung von Konſtantinopel. Trauerſpiel in 5 Acten von **Alexander Petrik.** St. Petersburg bei H. Schmitzdorff.

Schneeflocken. Eine Erzählung von **Nicolai von Cramer.** Mitau bei Victor Felsko (Fr. Lucasſche Buchhandlung).

Iwan Krylows ſämmtliche Fabeln. Nach Versmaß und Reimfolge aus dem Ruſſiſchen überſetzt von **E. von Gernet.** Leipzig bei Otto Wigand.

Spärlicher, als ſonſt wohl in den letzten Jahren, iſt der baltiſche Büchertiſch zu Weihnachten 1883 von unſeren einheimiſchen Dichtern und Schriftſtellern beſchickt worden. Alte, wohlbewährte Namen fehlen und größtentheils neu auftauchende oder kürzlich erſt in die Oeffentlichkeit getretene Talente haben das Wagniß unternommen, den Ausfall zu erſetzen. Um ſo mehr freut es uns conſtatiren zu können, daß die Qualität des Gebotenen mit der Quantität nicht gleichen Schritt gehalten hat und unſer einheimiſcher Büchertiſch eine Reihe von ſchriftſtelleriſchen Leiſtungen aufweiſen kann, die ſich würdig dem zur Seite ſtellen, was im entſprechenden Genre aus der großen Zahl der Producte des Weihnachtsbüchermarktes Deutſchlands Werthvolles geliefert worden iſt. Und daß das der Fall — iſt es nicht ein Beweis dafür, daß die literariſche Production bei uns nicht ſtockt? Iſt es nicht vielmehr ein Zeichen, daß ſie im Aufblühen begriffen iſt, wenn trotz der Abweſenheit der Namen, die ſeit Jahren uns das Beſte auf dieſem Gebiete geſchenkt, das neu Erſchienene uns mit Freude und guter Hoffnung für die Zukunft erfüllt? Th. Panthenius, Leonhard Marholm, Guido Eckardt, Mia Holm, Victor von Andrejanoff ꝛc. — ſie ſind nicht die Einzigen geblieben, die wir unſere Dichter nennen: das abgelaufene Jahr hat ihnen Andere zur Seite

geſtellt, deren erſte Leiſtungen mindeſtens die Gewähr bieten, daß es mit der Dichtkunſt bei uns nicht bergab gehe und die Perſpective in die Zukunft keine troſtloſe ſei.

Es iſt ein ſchöner, wenn auch kein alter Gebrauch, daß die Poeten ihre beſten Werke kurz vor dem Feſte der Oeffentlichkeit übergeben, das wie kein zweites vom Hauche echter Poeſie umweht iſt, — dem Weihnachtsfeſte, deſſen Kerzenglanz und Tannenduft dem Menſchenherzen jene kindliche Empfänglichkeit für das Gute und Schöne, jene köſtliche Naivetät auf Stunden wiedergeben, die nur zu oft durch des Lebens rauhe Stürme weggeweht und durch des Daſeins harte Mühen erſtickt worden. So möge denn auch unſer erſter Gruß, den wir an dieſer Stelle Denjenigen bieten, deren Poeſie uns die Hand reicht, um uns auf ihren Schwingen in's Reich der Ideale hinaufzuheben, den heimiſchen Dichtern gelten, die, dem Gebrauche folgend, unſer Chriſtfeſt verſchönt.

Man ſagt wohl, das Weihnachtsfeſt ſei ein Feſt der Kinder; in ihrer Freude verjünge ſich das alternde Geſchlecht und in der Empfänglichkeit ihrer Gemüther fände das gereifte Seelenleben die Fähigkeit wieder, rein und einfältig zu genießen. Und in der That — wem angeſichts der glänzenden Kinderaugen dieſe Wirkung verſagt bleibt, dem iſt für immer das Gefühlsleben verſchloſſen, das — ſelbſt ein Stück Poeſie — ſeine ſchönſte Weihe im Mitgenießen der harmloſen poetiſchen Gaben findet, welche in erſter Linie unſeren Kleinen zu gute kommen ſollen. Unſere baltiſche deutſche Familie hat ſich aber im Großen und Ganzen nicht nur den Sinn für dieſe Beurtheilung der literariſchen Erzeugniſſe zur Weihnachtsfeier bewahrt, ſondern iſt auch hierzu öfters durch die Gaben ihrer beſten Dichter erzogen und angehalten worden, — und auch dieſes Mal nehmen den vornehmſten Platz auf unſerem Weihnachts-Büchertiſche zwei Werke ein, die in großer Vollendung jene Poeſie darbieten, an denen Alt und Jung in ſinniger Feſtzeit gleiche Freude haben!

Den vor etwa einem Jahre erſchienenen „Märchen“, einem farbenreichen Strauße duftiger Kinderpoeſie-Blüthen, hat die Baronin Lilly von Vietinghoff ein Bändchen „Neuer Märchen“ folgen laſſen, die, eben ſo reich an Phantaſie und poetiſcher Geſtaltungsgabe, wie ihre Vorgängerinnen, dieſelben an Formvollendung und Gedankenreichthum übertreffen. Zum Theil reizende Erzählungen, ſo recht dazu geſchaffen, von der Mutter den Kleinen im trauten Familienkreiſe vorgeleſen zu werden — wir nennen nur „Der Schmiedegeſell“ (ein Kalendermärchen), „Die Schwalben“, „Dreikönigstag“, „Vom kranken Kind und wer ihm was erzählte“ u. ſ. w. — zum Theil höchſt ſinnige Allegorien in Märchenform, wie „König Mai“, „Die Sehnſucht“, „Das Kleinod“ u. ſ. w., überwiegt in allen Märchen dieſer Sammlung eine moraliſirende Tendenz. Die ſchönſten und erhabenſten Gefühle des Menſchenherzens, die reinſten Lehren menſchlicher und chriſtlicher Moral werden, in ergreifende Poeſie umgeſetzt, dem Leſer ſo feſſelnd zu Herzen geführt, daß ihre Wirkung packend iſt und ihrem ideellen Gehalt, ihrer Keuſchheit und ihrem Reichthum an edler Geſinnung gleichkommt. Zur Charakteriſtik der ganzen Sammlung, deren ſchwächſtes

Glied das Märchen „Erika“, eine etwas dunkle Verherrlichung der Liebe zur Heimath und der Volkskraft, die, wenn auch zeitweilig unterjocht, dennoch in der Erinnerung an frühere Herrlichkeit die Kraft zu neuer nationaler Blüthe findet, iſt — greifen wir nur zwei dieſer „Dichtungen in Proſa“ heraus, die wir für die gelungenſten halten. Das ſchon erwähnte allegoriſche Märchen „Die Sehnſucht“ behandelt in neuer Form ein Thema, das einſt den ruſſiſchen Dichter Lermontow zu einem ſeiner ſchönſten Gedichte, „Der Engel“, begeiſtert hat: die Erinnerung an die urſprüngliche Gottesnähe, aus der die Seele zum irdiſchen Leben herabgekommen und die als unbezwingbares Sehnen nach Gott zurück im Herzen lebt. Iſt das Thema auch nicht neu, ſo iſt es die Form um ſo mehr, und gerade die anſchauliche, auch dem kindlichen Gemüthe verſtändliche Art und Weiſe der Behandlung der Idee iſt es, die uns dieſes Märchen ganz beſonders ſchätzen läßt. Von ergreifender Tragik iſt das andere Märchen „Die Laſt auf dem Herzen“, ſeine Löſung von erhebender Wirkung, das Ganze ein Weihnachtsmärchen, wie wir uns ein ſolches nicht ſchöner vorſtellen können. Die Thränen der Mutter ſind es, die ein Jüngling in verſtocktem Jugendübermuthe harten Herzens hervorgelockt hat, ſie ſind es, die ſeine Seele belaſten und ihn raſt- und ruhelos umhertreiben, auf daß er ein Mittel ſuche, ſich von der entſetzlichen Laſt zu befreien, — und die Thränen der Mutter ſind es wiederum, die Freudenthränen, die ſie weint, als der Jüngling, an Rettung verzweifelnd, durch den Anblick reinſten Glückes unter Kindern und Eltern, der ihm nahe der Heimath am Chriſtabend gewährt worden, reuevoll zurückgetrieben vor der Mutter niederſinkt, — ſie ſind es, die ihn von der „Laſt auf dem Herzen“ befreien.

Doch nicht nur die Saiten tiefſten Gefühles tönen in den Märchen wieder, auch ein glücklicher Humor zeichnet einen Theil derſelben aus. Außer den bereits angeführten Erzählungen gehört hierher das Märchen vom „alten Wappen“, das in hübſch ſkizzirten Bildern die lehrreiche Geſchichte vorführt, wie aus einem ruhmreichen Adelsgeſchlechte der Vorzeit — eine brave Schuſterfamilie entſtanden, — ein Miniatur-Pendant zu Freytags Ahnen.

Wir verdanken den „Neuen Märchen“ der Baronin Vietinghoff nicht nur genußreiche, ſondern auch glückliche Stunden und empfehlen ihre Lectüre Jedem, der den ſeligen Traum ſeiner Kindheit, wenn auch nur für Augenblicke, in die Erinnerung zurückrufen will. Freilich wird nur der ſie voll genießen, der *das* vermag.

Andere nicht minder reizende Bilder, und zwar ſolche von local baltiſcher Färbung, bringen uns die „Luſtigen Geſchichten aus dem Familienleben“ von *Tante Alice*: „*Kleine Schelme*“ oder „*Glückliche Kinder*“. Die Verfaſſerin, unter deren Pſeudonym ſich — einer Mittheilung der Verlagsbuchhandlung zufolge — die Gemahlin des Profeſſors Dr. *Boettcher* in Dorpat verbirgt, hat ſich bereits früher als meiſterhafte Schriftſtellerin bewährt: den Leſern des „Daheim“ wird ihre Kindergeſchichte „Aus Aennis erſtem Lehrjahr“ in beſter Erinnerung ſtehen. Und was ſie in dieſer Erſtlingsarbeit ver-

ſprochen, hält ſie in reichem Maße in den „Kleinen Schelmen“. Glückliche Kinder ſind es, deren fröhliche Jugendzeit, verſchönt durch vortreffliche Eltern und namentlich die liebenswürdige Tante, in von urwüchſigem, herzerwärmendem Humor durchwobener, formvollendeter und gehaltvoller Darſtellung Capitel auf Capitel vor uns entrollen. Die kleinen Leiden und großen Freuden der Kinderzeit — wie reizvoll werden ſie uns geſchildert! Mit welch' drolligem Ernſte werden die den Kindern außerordentlich wichtigen Ereigniſſe ihres kleinen Lebens dargeſtellt, mit welch' feiner pſychologiſcher Erforſchung der Kinderſeele wird ihre allmähliche Entwickelung zur Reife verfolgt! Und dann der heimathliche Rahmen, der alle Einzelheiten der Bilder uns ſo vertraut erſcheinen läßt, — wie trefflich iſt er der Verfaſſerin gelungen, wie anheimelnd tritt er uns von Capitel zu Capitel entgegen! Dorpat, unſere alte Muſenſtadt, mit ihrer Poeſie des Studentenlebens, Ehſtland (Choudleigh) und ſein Strand mit dem ſchroffen Glint, dem duftigen Tannen- und Birkenwald und dem weiten Meere, die Dampferfahrt nach Pleskau, Riga, die ſtolze Hanſaſtadt, und Kurland mit ſeinen Forſten und dem herrlichen Sommerferienleben „bei Großmama“, — wie bekannt muthet uns Alles, trotz der wenigen Striche, mit denen es gezeichnet iſt, an! „Kleine Schelme“ iſt ein Buch, das uns bisher gefehlt: von einer echten, feingeſinnten Kinderfreundin verfaßt, iſt es ein Werkchen, das voll und ganz verdient, das Lieblingsbuch unſerer baltiſchen kleinen Welt zu werden. — — —

Ein ganz anderes Gebiet poetiſcher Darſtellung, als die vorſtehend beſprochenen Bücher betritt Ernſt Klinge (Pſeudonym) in den „Kuriſchen Volks-Geſchichten“, der dritten bemerkenswerthen Gabe für den diesjährigen einheimiſchen Weihnachts-Büchertiſch. Die Lectüre derſelben erſchließt uns eine bis dahin völlig unbekannte Welt uns nahe gelegenen realen Lebens und erregt vor Allem unſer culturhiſtoriſches Intereſſe in hohem Grade. Zum erſten Male begegnen wir dem Leben des lettiſchen Landvolkes in Kurland, das kennen zu lernen die Geſtalt eines Janſche Kalning in Ernſt Dorns „Aebtiſſin von Herford“ ein weitgehendes Intereſſe in uns wachgerufen hat, in anziehender Schilderung, und wir bedauern ſehr, darüber kein Urtheil zu haben, wie ſehr dem Verfaſſer dieſe Schilderung gelungen. Von competenter Seite iſt übrigens in der Tagespreſſe mit großer Einſtimmigkeit die Naturwahrheit der Zeichnung von Land und Leuten hervorgehoben worden, ſo daß wir, die Bedeutung der „Volks-Geſchichten“ in dieſer Richtung a priori zugeſtehend, uns der Aufgabe zuwenden, dieſelben in ihrer Eigenſchaft als Dichtungen vom äſthetiſch-kritiſchen Standpunkte aus zu betrachten. Es iſt uns das eine überaus angenehme Aufgabe, denn die „Kuriſchen Volks-Geſchichten“ von Ernſt Klinge gehören entſchieden zum Beſten, was wir in dieſem Genre überhaupt in deutſcher Sprache angetroffen haben, und verdienen aufmerkſame Beachtung weit über die Grenzen unſerer Heimath hinaus.

Frei von der ſüßlichen Barfüßele-Manier Auerbachs und ſeiner Epigonen, entwirft der Verfaſſer, den wir nicht mit Unrecht als eines jener Talente begrüßen zu dürfen glauben, deren urſprüngliche Kraft und Originalität ſie weit

über die sich immer mehr häufenden schablonenhaften literarischen Durchschnittsexistenzen erheben, in drei Erzählungen und einer Skizze à la Turgenew, Bilder aus dem Volksleben des „Gottesländchen", die — jedes ein Cabinetstück feiner psychologischer Charakteristik — den Leser nicht nur während der Lectüre fesseln und spannen, sondern noch lange, nachdem er das Buch zugeschlagen, zu ernstem Nachdenken anregen und zu wiederholter Lectüre reizen. In einer Sprache geschrieben, die, kurz und treffend, alles rhetorische Beiwerk verschmäht und in ihrer Knappheit dennoch das zu Sagende völlig erschöpft, hier und da vielleicht, doch nur vereinzelt, an unbewußten Härten der schriftstellerischen Anfängerschaft laborirend, geben die „Volks-Geschichten" einfache, dem Leben abgelauschte Erzählungen, welche große und erschütternde Conflicte nicht kennen, eine dramatische Spannung vermeiden, dafür aber eine Entwickelung so voller tiefsinniger psychologischer Beobachtung und von so harmonisch ausklingender Lösung aufweisen, daß ihr innerer Werth reichlich — überreichlich die fehlenden romanhaft-spannenden Combinationen ersetzt. Schriftstellerische Effectmittel fehlen zum Glück vollständig, — die ganze Anlage und Ausführung beweisen eine Reife, ein so sicheres Gewachsensein der gestellten Aufgabe, daß den weiteren Leistungen des Verfassers mit hohen Erwartungen entgegengesehen werden darf.

Alle vier Volks-Geschichten, von denen ein Theil bereits früher im Feuilleton der „Rigaschen Zeitung" erschienen ist, behandeln ein in gewissem Sinne gleiches Grundthema: die durch äußere Einflüsse herbeigeführte Entwickelung, resp. Umgestaltung des Gefühls- und Gedankenlebens der handelnden Hauptpersonen. In der ersten Geschichte „Im Wihtohl-Gesinde" ist es die im Vordergrunde stehende markige Gestalt des Wihtohl-Bauern, einer prächtig gezeichneten Figur, an der in ungemein feinsinniger Charakteristik das Erwachen wirklicher Liebe geschildert wird, ein Gefühl, das bei dieser in harter Arbeit und dem Einerlei täglicher Gewöhnung äußerst schwerfällig gewordenen Natur Jahre braucht, ehe es sich offenbart — und wir wüßten dieser Gestalt kaum eine ähnliche dichterische Schöpfung an die Seite zu stellen, bei der uns der Gleichmuth des Hergebrachten, der ihn veranlaßt, zwei Frauen nach einander zu nehmen, ohne sich klar zu sein, ob er für sie mehr Gefühl empfinde, als für irgend ein ihm lieb gewordenes Stück seines Besitzthums, und die endliche Wandlung im Innern so naturwahr, so psychologisch richtig erschienen wären, als beim Wihtohl-Bauern. Neben ihm ist es seine zweite Frau, Madleen, die uns am meisten interessirt. In ihr löst der Verfasser dasselbe psychologische Problem, das auch das Thema der dritten und vierten Erzählung, „Anneliihse" und „Der junge Straigan", bildet — das Erwachen des Gemüths und die Entwickelung desselben zu bewußter Thätigkeit — hier wie in den genannten Erzählungen gleich vortrefflich durchführt. Wir lernen das junge Mädchen in seiner ganzen kindlichen Unbefangenheit und Tändelei kennen, sehen, wie sie ihren Verse voll wahrer Liebe recitirenden Liebhaber Georg leichten Herzens vergißt, um die reiche Wihtohl-Bäuerin zu werden, und verfolgen Schritt für Schritt das Erwachen des Bewußtseins für ihre

Stellung, für ihre Pflichten als Weib und endlich das Aufflammen heißer Liebe für ihren Mann. Er kann dieſelbe nicht erwidern und ſie verfällt dem Geſchicke derer vom Stamme Aſra, „welche ſterben, wenn ſie lieben“. Ein tragiſches, in ſeiner Einfachheit und Schmuckloſigkeit doppelt tragiſches Geſchick. Der Conception der Geſchichte „Im Wihtohl-Geſinde“ könnte und iſt wohl auch der Vorwurf gemacht worden, die Geſtalt des Liebhabers Georg ſei zwecklos und verſchwinde unmotivirt. Wir verſtehen dieſen Vorwurf nicht: die Geſtalt des Georg iſt eine Nothwendigkeit zur Charakteriſtik Madleens; weiter hat ſie keinen Zweck und ihr Verſchwinden iſt — ſo ſehr es der Schablone widerſprechen mag — deshalb berechtigt, weil ſie nie beſtimmend in den inneren Entwickelungsgang Madleens eingreifen ſoll und kann. — Die kurze Skizze „Leenihte“, eine überraſchend naturwahre Schilderung der Abnormitäten der kindlichen Phantaſie, die auch heißen könnte „Wie Leenihte zu Vater und Mutter kam“, iſt ein Meiſterſtück pſychologiſcher Dichtung, würdig — wie wir ſchon angedeutet — den beſten Skizzen Turgenews an die Seite geſtellt zu werden.

Die ganze Sammlung hat, ſo bedeutend ſie als dichteriſche Schöpfung an und für ſich iſt, den unſchätzbaren Werth, daß ſie uns mit Kennerhand in das Geiſtes- und Gefühlsleben eines der beiden Stämme unſerer Landbevölkerung einführt. Wir ſchließen mit dem Ausdruck der Hoffnung, daß das Beiſpiel nicht ohne Wirkung auf die dazu Berufenen bleiben und auch für die Darſtellung des Lebens und Weſens der Ehſten ein gleich gediegenes Talent erziehen möge! — —

Wie überall in der Welt, wo die Dichtkunſt gepflegt wird und die Poeten willige Ohren für ihre Weiſen finden, iſt auch bei uns in den letzten Jahrzehnten die Lyrik das poetiſche Gebiet geweſen, das ſich Berufene und Unberufene zum Tummelplatz ihres Pegaſus vorzugsweiſe ausgeſucht haben. Meiſtens ſind es die Unberufenen geweſen, welche die Producte ihrer Muſe in zierlichem Druck und zierlichen Bändchen dem ahnungsloſen Publicum mehr oder minder ſchüchtern dargebracht haben, und kaum ein frohes Feſt iſt vergangen, das nicht durch den Anblick von Erzeugniſſen jener Verbindung von Gefühl, Metrik und Buchbinderkunſt getrübt wurde, die unter den verſchiedenſten Titeln ſich dem Tiſche des Kritikers als Sammlung lyriſcher Gedichte nahte und freundlich um einen Geleitsbrief in die Oeffentlichkeit bat. Ach, — meiſtens waren es Datteln, deren ſüße Hülle den ungenießbaren Kern nicht ahnen ließ, und ſchrecklich war die Erkenntniß, nachdem das Auge die Ausſtattung bewundert und den Inhalt zu erfaſſen ſtrebte. Dieſes Mal nun hat unſer Weihnachtsbüchertiſch glücklicherweiſe keine derartigen Gaben gebracht. Statt deſſen hat er uns zwei Dichtungen aus poetiſchen Gebieten beſcheert, die bei uns ſehr ſelten cultivirt worden ſind: aus der Epik und Dramatik, und wir begrüßen mit Freuden die Abwechſelung. Variatio delectat — ob aber immer, werden wir ſofort ſehen.

Unter dem Geſammttitel „Verwehte Spuren“ hat E. Heldt (Pſeudonym) in Riga drei epiſche Dichtungen noch in letzter Stunde veröffentlicht, die uns die Abwechſelung nicht bedauern laſſen. Erheben ſich dieſe Dichtungen

auch nicht zu jener Höhe, zu der die Staubgeborenen bewundernd hinaufſchauen, ſo bieten ſie doch eine anmuthige Unterhaltung. Noch mehr — es durchweht ſie ein Hauch von Poeſie, kein Sturm, der den Leſer athemlos mit ſich fortreißt, ſondern ein leichter Zephyr, der zum Weilen auffordert und den Raſtenden durch freundliches Koſen lohnt. In meiſtentheils glatten, hübſchen Verſen erzählt die erſte Dichtung „Guntram“ eine Rheinſage, wie ein kühner und edler Recke durch die Zaubermacht der Leidenſchaft in den Armen eines zu ruheloſer ſündiger Minne verdammten Weibes der holden Braut die Treue brach und ſeine ſterbende Seele durch die Verzeihung der Geliebten dem Himmel rettete, während diejenige, die der Anlaß ſeiner Sünde geweſen, gleichfalls durch den Edelmuth der Jungfrau, der ſie das Liebſte geraubt, erlöſt wird. Die Erzählung iſt fließend, hier und da lebendig-feſſelnd und ſchwungvoll, und eingeflochtene lyriſche Gedichte erhöhen den Reiz derſelben. — Bedeutender an Gehalt und in der Form iſt die Novelle in Jamben „Ein Epheublatt“, — die Geſchichte eines Frauenherzens, voll ſchöner Gedanken und edler Geſinnung, die allein ſchon dem Büchlein Freundinnen erwerben wird. — Das dritte Gedicht, „Nornegaſt“, das, durchflochten von Bildern der altnordiſchen Sage den Kämpen für Odhin und ſein Götterreich, den letzten Sänger altnordiſcher Götterherrlichkeit, Nornegaſt, beſingt und ſchildert, wie die Wunder Walhalla's vor den Lehren Chriſti in Staub ſinken, hat uns ſchon deshalb angemuthet, weil es in der Nibelungenſtrophe gedichtet iſt. Es lebt eine Kraft in dieſer alten Form, ſie eignet ſich ſo vortrefflich zu epiſcher Darſtellung, daß wir der Erzählung mit großem Genuß gefolgt ſind, um ſo mehr als E. Heldt die Form recht gewandt beherrſcht und ihr den poetiſchen Inhalt vortrefflich anzupaſſen weiß. Alles in Allem ſind die „Verwehten Spuren“ eine empfehlenswerthe Feſtgabe, der wir Glück auf den Weg wünſchen.

Anders verhält es ſich mit der dramatiſchen Dichtergabe, die das ſich neigende Jahr uns gebracht. Alexander Petrik in St. Petersburg hat den Drang in ſich gefühlt, die Idee gewiſſer Kreiſe, daß eine von Gott geſandte Macht den Fall des chriſtlichen Konſtantinopel an ſeinen heidniſchen Bezwingern rächen und ein „Nordſtern“ einſt dort ſtrahlen werde, wo Muhamed II. den Halbmond aufgepflanzt, in einem fünfactigen Trauerſpiel „Die Eroberung von Konſtantinopel“ zu verwerthen. Der „dunkle Drang“ iſt da, doch iſt der Dichter ſich „des rechten Weges“ nicht bewußt, ihn zu entladen. Hätte er ein Feuilleton darüber geſchrieben und bei der Gelegenheit das, was er über die Eroberung von Byzanz im Hammer-Purgſtall geleſen, verwerthet, — vielleicht hätte ihm kein Menſch dieſe That verdacht. Ein Drama nimmt ſich aber ſtattlicher aus als ein Feuilleton, — und ſo iſt denn „Die Eroberung von Konſtantinopel“ entſtanden, — ein Machwerk, das ernſt zu nehmen uns ſchwer fällt. Es treten eine Menge von Perſonen auf, aber kein einziger Charakter iſt unter ihnen. Die Paläologen ſind alle edel und namentlich Kaiſer Konſtantin ſpricht ungeheuer viel ſchöne Gedanken aus, — nur ſchade, daß ſie alle nicht neu ſind. Die Verräther

und Böſewichter ſind gleichfalls da, vor Allem ein Tomaſo, der gleich im erſten Monologe — nach Abgang des anderen Böſewichts Lucas — verräth, weß Geiſtes Kind er iſt:

„Wenn ich verrathe, hab' ich meine Gründe,
„Höchſt bittere aus alter Zeit, ich räche,
„Was uns das Kaiſerhaus hat zugefügt,
„Und ſo iſt keine ſo gemeine Maske
„Mir allzu niedrig, denn ich haſſe ſie!
„Doch jener will verrathen nicht und meint,
„Gar ſorgliches Verdienſt ſich zu erringen,
„Daß mit dem Sultan er geheim verhandelt,
„Und ſo im Voraus der Vertheid'gung Arm
„Halb lähmt, die Sehnen ihm durchſchneidend, ha!"

Ha! Der Leſer weiß, mit wem er es zu thun hat. — Eine merkwürdige Perſon iſt Muhamed II., halb Alchymiſt, halb Wütherich, und mit allen Faſern ſeiner ſcheußlichen Seele darauf erpicht, Byzanz zu erobern:

„Zweihunderttauſend wären ſchon gefallen.
„Mein ſoll es ſein, ſonſt werde ich noch krank" —

Nun, — die Geſchichte iſt ja bekannt. Muhamed wurde nicht krank und Konſtantinopel fiel theils durch Verrath, theils durch die Feigheit der Einwohner. Daß bei ſolch' einer Eroberung auch ein Blutbad nicht zu vermeiden iſt, iſt unleugbar, — und die Mehrzahl der handelnden Perſonen ſtirbt folgerichtig. Selbſt ein edler Spanier, Toledo, der höchſtens von Konſtantin an Edelmuth übertroffen wird, ſtirbt zum Schluß, doch bringt der Thor ſich ſelbſt um, obgleich Muhamed ihn leben laſſen will, allerdings um ihn zunächſt an ſeinen Siegeswagen zu feſſeln. Muhamed „ſchaut ſtarr in die Ferne" und der Vorhang fällt. Von Handlung iſt im Stücke keine Spur vorhanden; das ganze 143 Seiten lange Drama in 8° iſt in fünffüßigen Jamben geſchrieben: von welcher Qualität dieſelben ſind, beweiſen zur Genüge obige Citate. Daß das Stück den Bühnen gegenüber auch ohne ausdrücklichen Vorbehalt Manuſcript bleiben wird, iſt klar: wir bedauern nur, daß es nicht überhaupt Manuſcript geblieben iſt. — —

Um nicht mit einem Mißton abzuſchließen, ſei uns geſtattet, an dieſer Stelle zum Schluß noch auf zwei Werke aufmerkſam zu machen, die, bereits vor Jahresfriſt erſchienen, doch nicht die Aufmerkſamkeit erregt haben, die ſie beanſpruchen dürfen, — das eine um ſeiner Wunderlichkeit willen, das andere ſeiner hohen Bedeutung wegen. Unter dem Titel „Schneeflocken" iſt von Nicolai von Cramer eine Novelle erſchienen, die unter der Form einer Erzählung eines ruſſiſchen Officiers am Herdfeuer im Türkenkriege das pſychologiſche Problem eines ſonderbaren ruſſiſchen Mädchenherzens zu ergründen ſucht und als äußere Staffage ein naturwahres Bild aus dem Leben der ruſſiſchen Geſellſchaft entrollt. Ein ruſſiſches Märchen erzählt, daß einſt ein Mädchen im Schnee gefunden wurde, das Schneeflock genannt worden ſei, zu prächtiger Schönheit heranwuchs und

alle Herzen durch ſeine Liebenswürdigkeit und muntere Laune bezauberte. „Nur wenn die Zeit kam, wo der Sonnengott Jarilo der Erde ſich zuneigte und der weiße, kalte Winter dem grünen warmen Frühling wich, wurde Schneeflöckchen ſtill und nachdenklich.“ Kam aber der Winter mit Eis und Schnee wieder, dann lebte es auf und war bezaubernder als je. Alle Eigenſchaften zierten das Mädchen, — nur eines ſchien ihm verſagt — die Liebe. Und die Leute ſagten, ſie habe ſtatt des warmen Herzens ein Eisſtück in der Bruſt. . . . Ein ſolches Mädchen mit einem kalten Herzen und dennoch liebebedürftig iſt die Heldin der Erzählung, Wera Alexandrowna. Sie liebt einen Offizier (den Erzähler) und er liebt ſie wieder, — ſie will aber nicht ſein eigen ſein, weil ſie fürchtet, es käme einſt die Zeit, wo ſie ihn nicht mehr lieben könne. Sie geſtattet ihrem Geliebten eine Annäherung, wie ſie ſonſt unter wohlerzogenen jungen Damen nicht Sitte iſt, — aber ſie verweigert die ſtürmiſch verlangte Heirath. Der Krieg macht ihrem Zuſammenſein, ihrem Verhältniß, in welches der durch die andauernde Zurückweiſung verletzte Geliebte durch freiwilliges Sichfernhalten bereits eine Erkaltung gebracht hat, ein Ende. Das Räthſel dieſes Mädchencharakters bleibt ungelöſt, — aber die detaillirte pſychologiſche Zerlegung desſelben durch den Verfaſſer regt den Leſer an, noch lange nach der Beendigung der Lectüre dem problematiſchen Weſen der Heldin nachzugrübeln. Die Erzählung iſt lebhaft geſchrieben und feſſelt trotz der hier und da zu lang ausgeſponnenen Dialoge. Vor Allem aber ſcheint ſie aus dem Leben gegriffen zu ſein, und es lohnt ſich wohl einem ſo abſonderlichen Charakter, wie Wera Alexandrowna, deſſen Exiſtenz in der ruſſiſchen Frauenwelt nicht beſtritten werden kann, nachzuſinnen. . . .

Das zweite der oben erwähnten Bücher gehört der Ueberſetzungsliteratur aus dem Ruſſiſchen an und zählt mit zu dem Vollendetſten, was uns auf dieſem Gebiete ſeit Langem begegnet iſt. Es iſt eine Wiedergabe von „Iwan Krylow's ſämmtlichen Fabeln“, die C. von Gernet (in Ehſtland) zur Verfaſſerin hat. Welche Bedeutung Krylow für die ruſſiſche Literatur hat, iſt ſo allgemein bekannt, daß es keiner weiteren Erörterung bedarf. Was Lafontaine den Franzoſen, was Gellert und Leſſing den Deutſchen, das iſt Krylow den Ruſſen, — und wenn die Leiſtungen Erſterer bereits ſeit langer Zeit Gemeingut aller civiliſirten Völker geworden ſind, ſo verdient Krylow gleichfalls in reichem Maße es zu werden. Seine Fabeln ſind bereits häufig in's Deutſche übertragen worden (u. A. von Löw, Leipzig 1874), doch genügten dieſe Ueberſetzungen keineswegs, da theils der Inhalt auf Koſten der Form wiedergegeben, theils die Form auf Koſten des Inhalts einzuhalten geſucht worden iſt. Beides zu vereinigen und Inhalt, Versmaß und Reimfolge, welch' letztere oft ſonderlich genug ſind, in gleicher Vortrefflichkeit dem Deutſchen zugänglich zu machen, — dieſer überaus ſchwierigen Aufgabe hat ſich C. v. Gernet mit außerordentlich großem Geſchicke unterzogen, ſo daß ihre Ueberſetzung den ruſſiſchen Dichter — wir ſind davon überzeugt — bald genug in Deutſchland und vor Allem bei uns einbürgern wird.

Statt allen Eingehens auf die Details der Arbeit der Verfaſſerin ſei uns

geſtattet, ein Urtheil des größten ruſſiſchen Dichters über dieſelbe zu reproduciren, von dem es bekannt iſt, daß er das Deutſche wie ſeine Mutterſprache beherrſchte. Kein Geringerer als Iwan Turgenew iſt es, der — eine kurze Spanne Zeit vor ſeinem Tode — die Zuſendung eines Exemplars der Ueberſetzung mit einer kurzen, aber treffenden Kritik derſelben an die Verfaſſerin beantwortet hat, die, wie wir dem uns freundlichſt zur Dispoſition geſtellten Originale entnehmen, folgendermaßen lautet:

Paris, 50 rue de Douai le 7 Juin 1882.

Madame,

Une maladie grave, dont je relève à peine, m'a empêché de répondre plutôt à votre aimable envoi, dont je vous remercie sincèrement. Votre traduction des fables de Kryloff est excellente de tous points: vous connaissez le Russe aussi parfaitement que l'Allemand et vous avez rendu avec un grand bonheur — ce qui était particulièrement difficile — le ton, le style et l'humour de notre immortel «дѣдушка Крыловъ».

Agréez, Madame, avec mes remercîments l'hommage de mes sentiments les plus distingués.

Iwan Tourguéneff.

Me. Catherine de Gernet.

So Turgenew. Als Probe der Ueberſetzung greifen wir eine beliebige Fabel heraus:

Triſchka's Rock.

Des Triſchka Rock an beiden Ellenbogen
Iſt ganz zerfetzt; der Zwirn wird ſchnell durch's Oehr gezogen,
Die Aermel kürzt er ein um ihren vierten Theil,
Und mit dem Flick macht er die Ellenbogen heil.
Dem Rock fehlt nichts; jedoch die Arme ſind entblößet.
Als ob man ſich an ſo was ſtößet!
Allein, wer unſern Triſchka ſieht, der lacht.
Doch Triſchka hat ſich ſchnell was Schlaues ausgedacht.
„Jetzt ſoll man erſt erfahren,
Wie klug ich bin! Ich mach' viel länger, als ſie waren,
Die Aermel." Triſchka! Schlaukopf du!
Er ſchneidet Falten ab und Schöße,
D'rauf macht er aus dem Zeug die Aermel lang im Nu.
Trägt luſtig ſeinen Rock dazu,
Den doch ein Jäckchen übertrifft an Größe.

Recht häufig treffen wir auch noch zu unſ'rer Zeit
Gar manche kluge Leut',
Geſchäfte ordnend; doch, wenn wir nicht irren,
Sieht man dergleichen ſtets in Triſchka's Rock ſtolziren.

Turgenew hat Recht — der Ton, der Stil und vor Allem der Humor Krylows iſt von der Ueberſetzerin ausgezeichnet getroffen, und nicht nur in „Triſchka's Rock", ſondern durchweg im ganzen Buche. . . .

Erwin Bauer.

* * *

Außer den oben beſprochenen Büchern ſind der Redaction von den reſp. Verlegern oder Verfaſſern noch nachſtehende Werke eingeſandt worden, über die je nach Gelegenheit referirt werden ſoll:

Beiträge zur Kunde Ehſt-, Liv- und Kurlands. Band III. H. 2. Reval, Franz Kluge.

Dr. Th. Schiemann: Die Reformation Alt-Livlands. Reval, Fr. Kluge.

Carl Bergbohm: Die bewaffnete Neutralität 1780—1783. Berlin Puttkammer und Mühlbrecht.

Max v. Oettingen und Victor Zwingmann: Die Friedensrichter-Geſetze, überſetzt nach dem Codex der Reichsgeſetze. Zweite Auflage. Riga, Mellin und Neldner.

Woldemar Donner und Carl Grube: Elementarcurſus der deutſchen Grammatik. Riga, Mellin und Neldner.

Carl Ehrmann: Practiſche Anleitung zur doppelten Buchführung. Mit Beilagen. Riga, Mellin und Neldner.

H. W. A. Kellner: Das Meiſterſchaftsſyſtem zur praktiſchen Erlernung der ruſſiſchen Sprache. Lection I. Leipzig, C. A. Koch. (J. Sengbuſch.)

Bibliographiſcher Anzeiger.

Mitgetheilt von **F. v. Szczepanski** in Reval.

Vom 1. October 1883 bis zum 1. December 1883 u. St. ſind erſchienen:

Archiv f. d. Geſchichte Liv-, Ehſt- und Kurlands. Hrsg. v. C. Schirren. N. F. 9. Bd. 8°. Auch unter dem Titel: Neue Quellen zur Geſchichte des Untergangs livländiſcher Selbſtändigkeit. Kluge, Reval. Rbl. 2,40.

Baedeker, K. Rußland. Geb. 8°. Mk. 9. Mit ruſſ. Sprachf. K. Baedeker, Leipzig. Mk. 10.

Baumbach, M. Nordiſche Melodien. Gedichte. Erickſon & Co., St. Petersburg. Geb. 6 Mk., br. 4 Mk.

Beiträge zur Kunde Ehſt-, Liv- und Kurlands. Hrsg. v. d. Ehſtländ. Literär. Geſellſchaft. Bd. III. H. 2. Kluge, Reval. 90 Kop.

Beiträge zur Statiſtik des Handels von Reval und Baltiſchport. Hrsg. v. handelsſtatiſt. Bureau d. Revaler Börſen-Comités. Jahrg. 1882. Waſſermann, Reval. Rbl. 2.

Besobrasow, W. Etudes sur l'économie nationale de la Russie. Région (centrale) industrielle de Moscou. Tome I. St. Pétersbourg 1883. 8° IV. 249 u. Anh. 159 pp. Mk. 5,30.

Bienemann, Fr. Aus Livlands Luthertagen. 8°. Kluge, Reval. 60 Kop.

Bonwetſch, N. Unſer Reformator Martin Luther. 8°. Karow, Dorpat. 40 K.

Booch-Arkoſſy, F., u. S. B. **Mandelkern.** Ausführl. Lehr- u. Leſebuch zum fertigen Sprechen und Schreiben d. ruſſ. Sprache. 2. Courſ. 2. Aufl. 8°. Breitkopf & Haertel, Leipzig. Cart. Mk. 3.

Booch, F. u. A. **Frey.** Handwörterbuch d. ruſſ. u. deutſch. Sprache. Deutſch-ruſſ. Wörterbuch. 3. Aufl. 8°. Häſſel. Leipzig. Mk. 6.

Böttcher. Kleine Schelme oder Glückliche Kinder. Luſtige Geſchichten a. d. Familienleben der baltiſchen Lande. Für Kinder u. Kinderfreunde von Tante Alice. Gr. 8°. Schnakenburg, Dorpat. Br. Mk. 2,60, cart. 3.

Brückner, Dr. A. Katharina die Zweite. 40 Bogen. 8°. Grote, Berlin.

Cardonne, C. de. L'empereur Alexandre II. Vingt-six ans de règne. (1855—1881.) Paris 1883. 8°. 868 pp. M. Portr. Mk. 20.

Cotteau, Edm. De Paris au Japon à travers la Sibérie. 1 volume contenant 28 gravures et 5 cartes. Hachette, Paris. Br. 4 Fr. geb. 5,30.

Dalton, Herm. Reiſebilder aus Griechenland und Kleinaſien. Randzeichnungen zu einigen Stellen des neuen Teſtamentes. Müller, Bremen. Mk. 4,50.

Eckers, Oberl. Die ältesten Bewohner der Bernsteinküste in Ehst-, Liv-, Kurland, Lithauen und Preußen. Eine Skizze. V. Felsko, Mitau. 40 Kop.

Fabricius, M. P. Le Kremlin de Moscou. Esquisses et tableaux autrefois et aujourd'hui. 1 vol. 70 grav. et 14 photograv. Gautier. Moscou. Br. 20 fr., rel. 25 fr.

Freytag, G. General- und Straßenkarte von West-Rußland und den angrenzenden Ländern bis Wien u. Budapest. 1 : 1,500,000. Artaria & Co. W. In Carton Mk. 2,60.

Gallenga, A. Un viaggio estivo in Russia. Grieb & Co. Milano. Mk. 3,50.

General-Nivellement von Livland. Hrsg. v. d. kaiserl. ökonomischen u. gemeinnützigen Societät. M. e. hypsometr. Karte v. Ehst- u. Livland u. d. Bildniß d. wirkl. Staatsraths Ritter Dr. C. J. v. Seydlitz. gr. 4°. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. Mk. 26.

Gilder, Will. H. Im Eis und Schnee. Die Aufsuchung der Jeanette-Expedition und eine Schlittenfahrt durch Sibirien. Mit 46 Abb. in Holzsch. u. 3 Karten. 8°. Brockhaus, Leipzig. Geh. Mk. 8, geb. 9,50.

De **Grival,** M. Voyage sur les bords de la Néva. 12°. III., 325 pp. Le Soudier, Paris, 3 fr.

Handelscorrespondenz, deutsch-russische — russisch-deutsche. Hrsg. v. Prof. Dr. P. Alexejew, Dr. H. Hoffmann und B. Manassewitsch. Morgenstern, Leipzig. Br. 12, geb. 15 Mk.

Hauptziel des österreichisch-russischen Krieges der Zukunft. Strategische Studie v. J. P. 4 Bogen 8°. Kasprowicz, Leipzig. Mk. 1.

Hins, E. La Russie dévoilée au moyen de sa littérature populaire. L'épopée animale. 12°. Paris. 2 Fr. 50 c.

Joukowsky, Ahasver der ewige Jude. Dichtung. Aus dem Russischen übersetzt. 2. Aufl. Franck, Oppeln. 2 Mk.

Katalog Nr. 163. Inhalt: Rußland u. Polen. Scheible, Stuttgart.

Katalog Nr. 76, 77. Inhalt: Slavische Geschichte u. Literatur. Joseph Jolowicz, Posen.

Kawelin, K. D. Die Bauern-Emancipation und Herr von Samson-Himmelstjerna. A. d. Russ. übersetzt v. E. Bauer. 8°. 67 S. Lindfors, Reval. 80 K.

Kiprijanow, W. Studien über die fossilen Reptilien Rußlands. Thl. 3/4. geb. 4°. St. Petersburg. Mk. 10,50.

Klinge, Ernst. Kurische Volksgeschichten. Kymmel, Riga. Mk. 4.

Knorr, Emil. Das russische Heeres-Sanitätswesen während des Feldzuges 1877—78. 8°. VII, 227 pp. Helwing's Verlag, Hannover, Mk. 8.

Kraszewski, J. J. Oulana. Nouvelle polésienne, traduite du polenais par Ladislas Mickiewicz. 12°. C. Levy, Paris. . . . . 3 Fr. 50.

Kraszewsky, J. J. Auf Irrwegen. (Szalona). Einzig autorisirte Uebersetzung von M. Loewenfeld. Kl. 8°. Steinitz, Berlin. Mk. 6.

Kraus, Eberhard. Der Dorpater Chargirten-Convent von seiner Gründung bis 1880. Eine historische Skizze. Mattiesen, Dorpat. 40 Kop.

Kriegsschauplatz, Der polnische. Militär-geograph. Studie von Sarmaticus. H. I. Der nordpoln. Kriegsschauplatz. H. II. Der südpoln. Kriegsschauplatz. Helwing'sche Verlhdlg., Hannover. à Mk. 1,50.

Kunst-Gewerbe-Ausstellung, russische, in Moskau 1882. (85 innere u. äußere Ansichten d. Ausstellung in Photogravuren v. Scherer, Nabholz und Co. in Moskau nebst Textheft, deutsch., franz., engl. (26 S.) qu. Fol. Th. Hagen in Moskau; Gerhard, Leipzig. In Leinwandmappe 50 Mk.

Lenz, R. Etudes électrométéorologiques. I. des résistences du mercure épuré de différentes manières, gr. 8°. St. Pétersbourg. 80 Pf.

Leroy-Beaulieu. Das Reich der Zaren und die Russen. Autoris. deutsche Ausg. v. L. Pezold. Bd. 1. Deubner, Berlin. 10 Mk., geb. 12 Mk.

Long, G. W. de, The voyage of the Jeanette. 2 vol. 8°. K. Paul, Trench & Co., London. 36 sh.

Löwenfeld, Ralph, Lukasz Gornicki. Sein Leben und seine Werke. Ein Beitrag zur Geschichte des Humanismus in Polen. Köbner, Breslau. Mk. 5.

Luther, R. Genealogia Lutherorum rediviva od. Nachrichten üb. die Familie Luther in Ehst- und Rußland. Ergänzt u. m. Anmerk. versehen v. C. Rußwurm. Gr. 8°. Kluge in Reval. Mk. 2.

Martens, F. v. Völkerrecht. Das internationale Recht der civilisirten Nationen, systemat. dargestellt. Deutsche Ausgabe von C. Bergbohm. I. Bd. Berlin, 1883. Weidmann. 8°. XIII. 430 pp. 8 Mk.

Materialien z. Kenntniß d. livländ. Bauernverhältnisse. Deubner, Riga. H. 2.

Matthäi, J. Die wichtigsten Hülfsquellen Rußlands und deren Benutzung f. d. Gegenwart u. Zukunft. W. Baensch, Dresden.

Mémoires de l'académie des sciences de St. Pétersbourg. 7. Série. Tome 31. No. 5—8. geb. 4°. St. Pétersbourg. Mk. 19,80.

Mertens, Oscar. Das Zufuhrgebiet Rigas für Getreide, Mehl und Grütze. C. Bruhns in Riga. SR. 1,75.

Mollerup, W. Dänemarks Beziehungen zu Livland vom Verkauf Ehstlands bis zur Auflösung d. Ordensstaats. (1346—1561.) Aut. Ausg. a. d. Dän. v. W. Ruberg. Frz. Siemenroth, Berlin.

Müller, J., und Modrach, K. Deutsch-russ. militär-technisches Lexikon. c. 10—12 Lfg. Hoenniger, St. Petersburg. à Mk. 2,00.

Nationalbibliothek, deutsche, f. Russen. Red. v. F. Booch-Arkoßy und F. A. Stroganow. 10 Hefte. gr. 8°. à Heft Mk. 1.

Oehrn, C. Biostatik dreier Landkirchspiele Livlands in d. Jahren 1834—1881. 8°. Karow, Dorpat.

St. Petersburger Kalender f. d. Jahr 1884. Mit d. Bilde Sr. Kaiserlichen Hoheit des Großfürsten Thronfolger Cäsarewitsch in Stahlstich. 156. Jahrg. Schmitzdorff, St. Petersburg. Br. Rbl. 1,10, cart. 1,30, 1/1 Call. 175, Velinsausg. 3, mit Goldschn. 4,50.

Petrick, A. Die Eroberung von Constantinopel. Trauerspiel. Gr. 8°. H. Schmitzdorff, St. Petersburg. Mk. 3.

Petroff's J. A. Neuer russischer Dolmetscher für Deutsche. 5. Aufl. Berndt, Odessa. Geb. Rbl. 1.

Pfizmaier, A. Die neuere Lehre der russischen Gottesmenschen. 8°. C. Geralds Sohn, Wien.

Recke, C. Baron. Die baltische Agrarreform und Herr Professor Kawelin. Kluge, Reval. 40 Kop.

Reinholdt, Alex. von. Geschichte der russischen Literatur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit. 40 Bogen gr. 8°. W. Friedrich, Leipzig. A. i. Lfg. à Mk. 1. Brosch. Mk. 10, geb. 11,50.

Ripke, J. N. Die Einführung der Reformation in den baltischen Provinzen u. Dr. Martin Luthers Beziehungen zu derselben. Selbstverlag, Reval. 50 K.

Roskoschny, H. Rußland, Land u. Leute. 2 Bde. 4°. Geb. m. G. Greßner & Schramm, Leipzig. Mk. 60.

Roskoſchny, H. Ruſſiſch-Aſien. Mit c. 200 Illuſtr. u. 10 gr. Kunſtbeilagen. 4°. Greßner & Schramm, Leipzig. Ca. 30 Lfg. à 2 Bogen f. Mk. 1.

Rücker, C. G. General-Karte der ruſſiſchen Oſtſeeprovinzen Liv-, Ehſt- und Kurland. 1 : 605,000. 4. Aufl. Kpfrſt. u. color. Kluge, Reval. Fol. aufgez. Rbl. 5.

Samſon, H. von. An K. D. Kawelin. Entgegnung. Karow, Dorpat. 50 Kop.

Schiemann, Dr. Th. Die Reformation Alt-Livlands. gr. 8°. 32 S. Kluge, Reval. 40 Kop.

Schilling, J. Fr. Die Unterſcheidungslehren der chriſtlichen Confeſſionen. 8°. 31 S. Deubner, Riga. 30 Kop.

Sinn, J. de. Xenia. Roman russe. 12°. IV, 271 pp. Paris. Mk. 3.

Sollohub, Graf W. A. Erinnerungen an Gogol, Puſchkin und Lermontow. 8°. Schnakenburg, Dorpat. 40 Kop.

Turgéniew, J. Gedichte in Proſa. Ueberſ. von K. Löwenfeld. 3. Aufl. 8°. Trewendt, Breslau. Mk. 1,50.

Turgéniew, Iwan. Die vier letzten Dichtungen. Mit Autoriſation des Verfaſſers überſetzt von Conſtantin Jürgens. V. Felsko, Mitau. Mk. 3, geb. Mk. 4.

Vietinghoff, Lilly Baronin von. Neue Märchen. 8°. 230 S. Karow, Dorpat. Geh. Mk. 2,80, geb. Mk. 4.

Weſten, W. Vier Wochen in Rußland. Skizzen aus Reval, Petersburg, Moskau, Niſhni-Nowgorod. 8°. 64 S. Pollner, München. Mk. 1.

Zabel, Eugen. Iwan Turgenjew. Eine literariſche Studie. M. e. Portrait. O. Wigand, Leipzig. Geb. Mk. 4.

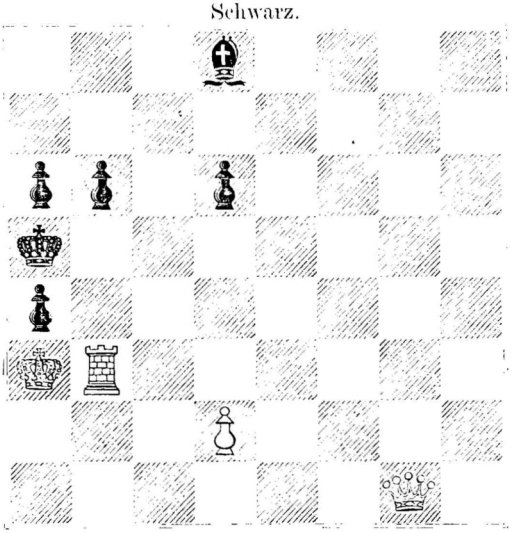
Schach.

Problem Nr. 1.*)

Von **F. Amelung** in Reval.

Aus «Deutsche Schachzeitung», 1860, Nr. 1165.

Schwarz.



Weiss.

Weiss zieht und setzt in 3 Zügen Mat.

Endspiel-Aufgabe Nr. 1.*) — Von **F. Amelung** in Reval.

Weiss: Kf5 — Lc1 — Sg3 — Bb2, d4, e5, f6, h5, h2.

Schwarz: Kh6 — Dh4 — Bd7, f7, g5, h7.

Weiss zieht an. — Wer gewinnt?

*) Die Lösungen des Problems und der Endspiel-Aufgabe Nr. 1 werden schon im Februar-Heft angegeben und dabei die Namen derjenigen Löser, welche uns die richtige Lösung eingesendet haben, genannt werden. — Da die Schachspalte der «Nordischen Rundschau» vorzugsweise das baltische Schachleben zu befördern strebt, ohne indess in diesem Bestreben durch principielle Ausschliessung ausländischer Leistungen einseitig werden zu wollen, richten wir vornehmlich an alle baltischen Schachspieler die Bitte, uns mit Beiträgen zu unterstützen und uns namentlich gespielte Partien und Probleme eigener Composition zuzusenden. Auch sind uns Mittheilungen über die Schachzustände in allen kleineren baltischen Ortschaften sehr erwünscht.

Die Redaction der «Nordischen Rundschau».

1. Spanische Partie*).

Gespielt zu Berlin am 28. Mai 1862.

F. Amelung.	Prof. A. Anderssen.	F. Amelung.	Prof. A. Anderssen.
Weiss.	Schwarz.	Weiss.	Schwarz.
1. e2—e4	c7—e5	14. L b5—d3[5]	D e4—d4:
2. S g1—f3	S b8—c6	15. K g1—h1!	K g8—h8
3. L f1—b5	S g8—f6[1]	16. f2—f4	T f8—g8
4. d2—d3	L f8—e5	17. D d1—c2	L c8—d7
5. 0—0	S c6—d4	18. T a1—d1	L d7—c6
6. S f3—d4:	L e5—d4:	19. T d1—d2	D d4—d5
7. e2—c3	L d4—b6	20. D c2—b2[6]	T g8—g2:[7]
8. L c1—g5	0—0	21. T d2—g2:[8]	L b6—d4
9. d3—d4[2]	e5—d4:	22. D b2—c2!	T a8—g8
10. c3—d4:	d7—d6	23. T f1—g1	L d4—g1:
11. S b1—a3[3]	D d8—e7	24. L d3—f1	T g8—g2:
12. b2—b3?[4]:	D e7—e4:	25. L f1—g2:	D d5—g2:†
13. L g5—f6:	g7—f6:	26. D c2—g2:	L c6—g2:†

Weiss giebt auf.

[1] Der Zug S g8—f6 ist der beste nach der Theorie.

[2] Es geschah d3—d4, um dem Läufer b5 freie Linien zu schaffen, aber richtiger war 9. K g1—h1 nebst 10. f2—f4.

[3] Weiss zog S b1—a3 und nicht S b1—c3, um später durch S a3—c2 den Bauer d4 zu decken und dann die Dame disponibel zu haben.

[4] Ein reiner Tempoverlust, der nur die verfehlte Lockung sein sollte, um im Falle von 12. d6—d5 durch 13. e4—e5 in Vortheil zu gelangen. Richtiger wäre hier statt dessen 12. D d1—d3 nebst L b5—a4 und L a4—c2 gewesen.

[5] Der Zug L b5—d3 bot den einzig noch möglichen Gegenangriff. Doch wäre durch den besseren Zug S a3—c2 die Partie noch zu halten und theoretisch betrachtet ausgeglichen gewesen, denn 14. L c8—f5 nützt dem Schwarzen zu nichts. Nach L b5—d3 ist Weiss verloren, dieser Zug war somit der entscheidende Fehlzug in dieser Partie.

[6] Auch auf 20. L d3—h7: würde folgen T g8—g2: 21. T d2—g2:!, D e6—g2:† und nach völligem Abtausch gewinnt Schwarz durch seine Freibauern.

[7] Der entscheidende und vernichtende Schlag!

[8] Bei D b2—f6:† folgte natürlich Mat in 3 Zügen durch 21. T g2—g7† u. s. w.

*) Diese Partie des berühmten deutschen Schachspielers Prof. Anderssen ist bisher noch nicht veröffentlicht worden. Die Red.

Von der Censur gestattet. — Reval, den 28. December 1883.
Gedruckt bei Lindfors' Erben in Reval.

Familienglück.

Roman von Graf **Leo Tolstoi.**

Autoriſirte Ueberſetzung aus dem Ruſſiſchen von **W. Stein** in St. Petersburg.

Erſter Theil.

I.

Wir waren in Trauer um die Mutter, welche im Herbſt geſtorben war, und lebten den ganzen Winter allein auf dem Lande, Katja, Sonja und ich. Katja war eine alte Freundin des Hauſes, die Gouvernante, die uns Alle erzogen hatte, und deren ich mich erinnerte und die ich liebte, ſeit ich denken konnte. Sonja war meine jüngſte Schweſter. Wir verbrachten einen traurigen, trüben Winter in unſerem alten Gutshauſe in Pokrowka. Das Wetter war kalt und windig und der an das Haus gewehte Schnee reichte bis über die Fenſterbrüſtungen hinauf; die Fenſter waren faſt immer zugefroren und trübe, und faſt den ganzen Winter hindurch fuhren wir nirgends hin. Selten beſuchte uns Jemand, und wenn das geſchah, ſo brachte der Beſuch nicht Fröhlichkeit und Freude in's Haus. Alle machten traurige Geſichter, Alle ſprachen leiſe, als fürchteten ſie, Jemand aufzuwecken; ſie lachten nicht, ſeufzten nur und weinten häufig, wenn ſie uns anſahen und namentlich wenn ihre Blicke meine kleine Schweſter Sonja in ihrem ſchwarzen Kleidchen ſtreiften. Im Hauſe war gleichſam der Tod noch fühlbar. Die Trauer und der Schrecken des Todes erfüllten die Luft. Das Zimmer der Mutter war verſchloſſen, und mir ward jedesmal beklommen zu Muthe und doch zog es mich mit unwiderſtehlichem Verlangen, einen Blick in dieſes kalte leere Zimmer zu werfen, wenn ich am Abend vorüberging, um in mein Schlafzimmer zu gelangen.

Ich war damals ſiebzehn Jahre alt, und meine Mutter hatte, bevor ſie ſtarb, in die Stadt ziehen wollen, um mich in die Welt einzuführen. Der Verluſt der Mutter war für mich ein ſchwerer Kummer, aber ich muß bekennen, daß ſich zu dieſem Kummer noch das Bewußtſein geſellte, ich ſei jung und, wie mir Alle ſagten, hübſch und verliere nun ſchon den zweiten Winter nutzlos auf dem Lande. Gegen Ende des Winters nahm dieſe trübe Stimmung, das Gefühl der Einſamkeit und der Langenweile ſo überhand, daß ich mein Zimmer nicht mehr verließ,

den Flügel nicht öffnete und kein Buch in die Hand nahm. Wenn Katja mich überredete, diese oder jene Beschäftigung vorzunehmen, antwortete ich, ich hätte keine Lust, ich könne nicht; aber in meinem Herzen sagte ich mir: „Wozu? Wozu etwas thun, wenn die schönste Zeit meines Lebens doch ungenutzt verfliegt? Wozu?“ Und auf dieses Wozu? gab es keine andere Antwort als Thränen.

Man sagte mir, daß ich in dieser Zeit mager und weniger hübsch geworden sei; aber auch das machte keinen Eindruck auf mich. Wozu, für wen hübsch sein? Mir schien, mein ganzes Leben müsse in dieser einsamen Oede, in dieser trostlosen Langenweile vergehen, aus welcher mich aufzuraffen ich selbst weder die Kraft noch den Trieb fühlte. Katja ward am Schluß des Winters meinetwegen besorgt und beschloß, es koste, was es wolle, mich ins Ausland zu bringen. Aber dazu war viel Geld nöthig, und wir wußten kaum, was uns nach dem Tode der Mutter geblieben war. Jeden Tag erwarteten wir den Vormund, welcher kommen und unsere Angelegenheiten prüfen und ordnen sollte.

Im März kam der Vormund.

„Nun, Gott sei Dank,“ sagte mir eines Tages Katja, als ich wie ein Schatten, ohne Beschäftigung, ohne Gedanken, ohne Wünsche von einem Zimmer in's andere schlenderte, „Sergei Michailitsch ist wieder da und hat sich nach uns erkundigen und sich zu Mittag anmelden lassen Raffe dich auf, mein Mariechen,“ fügte sie hinzu, „was soll er sonst von dir denken? Er hat euch Alle immer so lieb gehabt.“

Sergei Michailitsch war ein naher Nachbar von uns und ein Freund unseres verstorbenen Vaters, obgleich viel jünger als dieser. Ich war von Kindheit an daran gewöhnt, ihn zu lieben und zu achten; überdies versprach seine Ankunft unsere Lebensweise zu verändern und uns die Möglichkeit zu geben, das Landhaus zu verlassen, und als Katja mir rieth, mich aufzuraffen, setzte sie ganz richtig voraus, daß es mir unter allen Bekannten gerade Sergei Michailitsch gegenüber am unangenehmsten gewesen wäre, in einem unvortheilhaften Lichte zu erscheinen. Außer dem Umstande, daß ich ihn, wie Alle im Hause, von Katja und Sonja an, welche, die eine seine Taufgevatterin, die andere seine Taufpathin waren, bis zum letzten Kutscher hinab, aus Gewohnheit liebte, hatte er für mich noch eine besondere Bedeutung in Folge eines Ausspruchs, den die Mutter einmal in meinem Beisein gethan hatte. Sie sagte, sie wünsche mir einst einen solchen Mann, wie Sergei Michailowitsch. Damals fiel mir das auf und berührte mich sogar unangenehm; mein Ideal von einem Manne war ganz anders. Ich dachte ihn mir schlank, mager, bleich und traurig. Sergei Michailitsch dagegen war nicht mehr jung, er war groß und stark und, wie mir vorkam, immer fröhlich. Aber trotzdem waren diese Worte der Mutter in meiner Einbildung haften geblieben, und schon vor sechs Jahren, als ich elf Jahre alt war und er zu mir noch „Du“ sagte, mit mir spielte und mich „das Veilchen“ nannte, fragte ich mich nicht selten voller Angst, was ich thun würde, wenn er mich plötzlich heirathen wollte.

Kurz vor dem Mittagsessen, dessen gewöhnliches Menu Katja durch eine

Schüſſel Spinat und eine Crême vervollſtändigt hatte, kam Sſergei Michailitſch. Ich ſah aus dem Fenſter, wie er in einem kleinen Schlitten heranfuhr, aber ſo bald er um die Ecke bog, eilte ich in's Gaſtzimmer und wollte mich ſtellen, als habe ich ihn gar nicht erwartet. Als ich jedoch im Vorzimmer das Scharren ſeiner Füße, ſeine vollklingende Stimme und Katjas Schritte hörte, hielt ich mich nicht länger und ging ihm entgegen. Er hatte Katjas Hand gefaßt, ſprach laut und lächelte. Als er mich bemerkte, hielt er inne und ſah mich einige Augenblicke ohne zu grüßen an. Ich ward verlegen und fühlte, daß ich roth wurde.

„Ah! Sind Sie das wirklich!“ ſagte er in ſeiner entſchiedenen, einfachen Art und kam mit ausgeſtreckten Armen auf mich zu. „Iſt es möglich, ſich ſo zu verändern! Wie Sie gewachſen ſind! Und das iſt das Veilchen?! Aus einem Veilchen iſt ja eine Roſe geworden!“

Er reichte mir ſeine große Hand und drückte die meine ſo feſt, ſo herzhaft, daß es mir faſt wehe that. Ich dachte, er würde mir die Hand küſſen und beugte mich ſchon vor, um ihn auf die Stirn zu küſſen; er aber drückte mir nur noch einmal die Hand und ſah mir feſten Blickes gerade in die Augen.

Ich hatte ihn ſechs Jahre nicht geſehen. Er hatte ſich ſehr verändert, war älter, dunkler im Geſicht geworden und trug einen buſchigen Backenbart, was ihn gar nicht kleidete; im Uebrigen aber trug er dieſelbe Art und Weiſe zur Schau; das offene, ehrliche Geſicht mit den ausdrucksvollen Zügen, die klugen, glänzenden Augen und das freundliche, faſt kindliche Lächeln waren die alten geblieben.

Nach fünf Minuten war er ſchon kein Gaſt mehr, ſondern uns Allen vertraut wie ein Hausgenoſſe; ſogar die Leute, die, nach ihrer Dienſtfertigkeit zu urtheilen, ſich ganz beſonders über ſeine Ankunft freuten, kamen ihm wie einem Hausgenoſſen entgegen.

Er benahm ſich gar nicht ſo, wie die Nachbarn, welche uns nach dem Tode der Mutter beſucht und es für ihre Pflicht gehalten hatten, zu ſchweigen und zu weinen, ſo lange ſie bei uns waren; er war im Gegentheil geſprächig und heiter und gedachte mit keinem Worte der Mutter, ſo daß mir anfangs dieſe ſcheinbare Gleichgiltigkeit ſonderbar und faſt ungeziemend von Seiten eines uns ſo nahe ſtehenden Menſchen vorkam. Später begriff ich, daß dies nicht Gleichgiltigkeit, ſondern inniges Verſtändniß ſei und war ihm dankbar dafür. Am Abend nahm Katja, wie zu Mamas Zeiten, ihren alten Platz im Speiſezimmer am Theetiſch ein, Sonja und ich ſetzten uns ihr zur Seite; der alte Gregor brachte Sſergei Michailitſch eine der von Papa hinterlaſſenen Pfeifen, und dieſer ging, wie er es ehemals gethan, im Zimmer auf und ab.

„Wie viel traurige Veränderungen ſind in dieſem Hauſe vorgegangen, wenn man es recht bedenkt!“ ſagte er plötzlich, ſtehen bleibend.

„Ja,“ antwortete Katja ſeufzend, bedeckte die Theemaſchine mit dem Deckel und ſah ihn an, bereit, in Thränen auszubrechen.

„Sie erinnern ſich wol noch Ihres Vaters?“ wandte er ſich an mich.

„Sehr wenig,“ antwortete ich.

„Wie gut wäre es für Sie, wenn er jetzt noch lebte!“ fuhr er fort, indem er seinen Blick sanft und nachdenklich auf meinem Gesicht, auf meiner Stirn ruhen ließ. „Ich habe Ihren Vater sehr geliebt,“ fügte er leise hinzu, und mir schien, als glänzten Thränen in seinen Augen.

„Und nun hat Gott auch sie genommen!“ sagte Katja, bedeckte rasch die Theekanne mit der Serviette, zog ihr Taschentuch hervor und begann zu weinen.

„Ja, das sind traurige Veränderungen,“ wiederholte er und wandte sich ab. — „Sonja, zeige mir Deine Spielsachen,“ fügte er nach einer Weile hinzu und ging in den Saal. Als er fort war, sah ich Katja an und auch meine Augen standen voll Thränen.

„Welch' herrlicher Freund!“ sagte sie.

Und wahrhaftig, es ward auch mir warm und wohl um's Herz bei dem Mitgefühl dieses fremden so guten Menschen.

Aus dem Gastzimmer vernahmen wir Sonjas Jauchzen, mit der Sergei Michailowitsch sich tummelte; ich schickte ihnen den Thee, und bald darauf hörten wir, wie er sich an's Klavier setzte und mit Sonjas Händen auf den Tasten herumschlug.

„Marja Alexandrowna!“ erscholl seine Stimme. „Kommen Sie her, spielen Sie uns etwas vor!“

Mir war es angenehm, daß er so einfach und freundlich befehlend mit mir umging; ich stand auf und ging zu ihm.

„Spielen Sie das,“ sagte er, Beethovens Sonate quasi una fantasia bei dem Adagio aufschlagend. „Ich will doch sehen, wie Sie spielen,“ fügte er hinzu und setzte sich mit seinem Theeglase in eine Ecke des Saales.

Ich fühlte ihm gegenüber weder den Muth mich zu weigern, noch wollte ich mich damit entschuldigen, daß' ich schlecht spiele; ich setzte mich gehorsam an's Klavier und fing an zu spielen, so gut ich konnte, obgleich ich seine Kritik fürchtete. Denn ich wußte, daß er nicht nur Musikfreund war sondern auch Kenner. Das Adagio entsprach dem Gefühl wehmüthiger Erinnerung, welches durch unser Gespräch am Theetisch wachgerufen worden war, und ich glaube, ich spielte es ziemlich gut. Aber das Scherzo ließ er mich nicht vortragen. „Nein, das werden Sie schlecht machen,“ sagte er und trat an den Flügel, „lassen Sie das; aber das Erste war nicht schlecht. Sie haben Verständniß für Musik, wie es scheint.“ Dieses mäßige Lob freute mich so sehr, daß ich erröthete. Es war mir neu und angenehm, daß er, ein Freund und fast Zeitgenosse meines Vaters mich auch unter vier Augen als Erwachsene behandelte und nicht wie die Anderen als Kind. Katja ging hinauf, um Sonja zu Bett zu bringen, und wir blieben allein im Saale.

Er erzählte mir von meinem Vater: wie sie sich kennen gelernt, wie sie einst lustig miteinander gelebt hatten, als ich noch hinter meinen Büchern und Spielsachen saß, und in seinen Erzählungen erschien mir mein Vater zum ersten Mal als ein treuherziger, lieber Mensch, als den ich ihn bisher nicht gekannt hatte. Er fragte mich auch über das aus, was ich liebe, was ich lese, was ich zu thun

gedenke und gab mir gute Rathſchläge. Er war mir gegenüber nicht mehr der Spaßmacher, der mich geneckt und mir luſtige Poſſen vorgemacht hatte, ſondern ein ernſter, einfacher und liebevoller Mann, für den ich unwillkürlich Achtung und Sympathie empfand. Mir war leicht und angenehm um's Herz, und doch befand ſich mein ganzes Weſen in einer gewiſſen Spannung. Ich fürchtete mich vor jedem meiner Worte und wünſchte ſo ſehr, durch irgend etwas ſeine Liebe zu verdienen, die mir bisher nur als der Tochter meines Vaters zu Theil geworden war.

Nachdem Sonja zu Bette gebracht worden, geſellte ſich Katja wieder zu uns und klagte über meine Apathie in letzter Zeit, von der ich mit ihm noch nicht geſprochen hatte.

„Von der Hauptſache hat ſie mir nichts erzählt," meinte er lächelnd und ſchüttelte vorwurfsvoll das Haupt.

„Was iſt davon zu erzählen," verſetzte ich, „das iſt ſehr langweilig und wird vergehen." ... Mir kam es wirklich jetzt ſo vor, als ob meine trübe Stimmung nicht nur vergehen würde, ſondern ſchon vergangen ſei, ja als ob ſie nie exiſtirt habe.

„Es iſt ſchlimm, Einſamkeit nicht ertragen zu können," ſagte er, „Sie ſind doch nicht gar ein ſogenanntes „vornehmes" Fräulein?"

„Natürlich ein vornehmes Fräulein!" antwortete ich lachend.

„Nein, das iſt ein ſchlechtes Fräulein, welches nur lebt, ſo lange man es bewundert, und zuſammenfällt, ſobald es allein bleibt und dann an nichts mehr Freude hat, Alles nur zum Schein, nichts um der Sache willen treibt."

„Sie haben eine ſchöne Meinung von mir!" ſagte ich, um etwas zu ſagen.

„Nein," fuhr er nach kurzem Schweigen fort, „nicht umſonſt ſehen Sie Ihrem Vater ſo ähnlich; es ſteckt etwas in Ihnen," — und ſein freundlicher Blick ſtreifte mich wieder liebreich und verſetzte mich in freudige Verwirrung.

Jetzt erſt bemerkte ich in ſeinem nach dem erſten Eindruck nur heiteren Geſichte einen ihm eigenen, anfangs klaren, dann mehr und mehr aufmerkſamer werdenden faſt traurigen Blick. „Sie dürfen und ſollen nicht mehr ſchwermüthig ſein," ſagte er, „Sie haben ſo viele Beſchäftigungen, die Muſik, wofür Sie Talent beſitzen, und Bücher. Sie haben was gelernt, Ihr ganzes Leben liegt noch vor Ihnen, und gerade jetzt iſt der Augenblick da, ſich für dasſelbe vorzubereiten, um ſich nachher nichts vorwerfen zu müſſen. Nach einem Jahre wäre es ſchon zu ſpät."

Er ſprach zu mir wie ein Vater oder ein Onkel und ich fühlte, daß er ſich beſtändig Mühe gab, ſich mir gleich zu ſtellen; es kränkte mich, daß er mich, als verſtände es ſich von ſelbſt, ſich unterordnete, und doch war es mir angenehm, daß er ſich für mich ganz allein ein Anderer zu ſein bemühte.

Den Reſt des Abends ſprach er mit Katja von Geſchäften.

„Nun lebt wohl, theure Freunde," ſagte er, ſtand auf, trat zu mir und faßte meine Hand.

„Wann ſehen wir Sie wieder?" fragte Katja.

„Im Frühjahr," antwortete er, noch immer meine Hand haltend; „jetzt

fahre ich nach Danilowka (unser zweites Landgut); ich werde dort nach Allem sehen und ordnen, was sich ordnen läßt. Dann reise ich nach Moskau in eigenen Angelegenheiten, und im Sommer sehen wir uns wieder."

„Warum erst dann?" fragte ich ganz niedergeschlagen, und wirklich, ich hatte schon gehofft, ihn alle Tage zu sehen. Mir wurde plötzlich so betrübt zu Muthe und es beschlich mich ein unheimliches Gefühl, wenn ich mir vorstellte, meine frühere Stimmung könne wiederkehren. Das muß sich in meinem Blicke und Tone ausgesprochen haben.

„Ja, beschäftigen Sie sich fleißiger und fangen sie keine Grillen," sagte er etwas zerstreut und kühl; „im Frühjahr werde ich Sie examiniren," fügte er hinzu, indem er meine Hand fahren ließ und mich anblickte.

Wir standen im Vorzimmer, wohin wir ihn begleitet hatten; er eilte sehr, zog seinen Pelz an und überflog mich wieder mit einem Blicke. „Er giebt sich vergebliche Mühe," dachte ich; „glaubt er wirklich, daß es mir so angenehm ist, wenn er nicht ansieht? Er ist ein guter Mensch, sehr gut — aber weiter nichts."

An diesem Abende schliefen Katja und ich erst spät ein; denn wir sprachen viel, nicht von ihm, aber davon, wie wir den Sommer verbringen, wo und wie wir im Winter leben würden. Die schreckliche Frage: Wozu? ertönte schon nicht mehr in mir. Es schien mir ganz klar und einfach, daß man leben müsse, um glücklich zu sein, und in den Gedanken an die Zukunft lag viel Glück! Es schien, als habe unser altes, düsteres Haus in Pokrowka sich plötzlich mit Licht und Leben gefüllt.

II.

Es war Frühling geworden. Meine Schwermuth war geschwunden und hatte einer frühjahrsmäßigen, träumerischen Sehnsucht Platz gemacht. Obgleich ich ein anderes Leben führte, als im Anfange des Winters, mich mit Sonja beschäftigte, Musik trieb und las, so flüchtete ich doch oft in den Garten und wanderte lange, lange in den Alleen umher, oder saß in Gedanken versunken auf einer Bank und wünschte und hoffte, Gott weiß was. Oft auch saß ich ganze Nächte hindurch, besonders die mondhellen, bis zum Morgen am Fenster in meinem Zimmer, schlüpfte auch zuweilen heimlich, damit Katja es nicht bemerke, im leichten Nachtkleide in den Garten hinab und lief über das thaufrische Gras bis zum Teiche, einmal sogar bis auf's Feld und ein anderes Mal rund um den ganzen Garten.

Ich erinnere mich jetzt nur noch mit Mühe all' der Träume, die damals meine Phantasie erfüllten, und verstehe sie kaum. Ja, wenn ich daran denke, so kann ich kaum glauben, daß das *meine* Phantasien waren, so eigenthümlich und dem Leben fremd scheinen sie.

Gegen Ende Mai kehrte Sergei Michailitsch, wie er es versprochen hatte, von seinen Fahrten zurück.

Das erste Mal besuchte er uns am Abend, ganz unerwartet. Wir saßen

auf der Terraſſe und wollten eben den Thee trinken. Der Garten war ſchon ganz grün, und in den dichten Lauben hatten ſich in ganz Pokrowka ſchon die Nachtigallen eingefunden; die lockigen Fliederſträucher waren ſtellenweiſe an den oberen Spitzen von den aufſpringenden Knospen mit einem weißen und lila Schimmer bezogen und das Laubwerk der Birkenalleen ſchien, von der untergehenden Sonne beleuchtet, ganz durchſichtig. Die Terraſſe lag in erfriſchendem Schatten; ein ſtarker Abendthau ſenkte ſich auf das Gras. Aus dem Hofe hinter dem Garten erſchollen die letzten Laute der Tagesarbeit und das Stampfen der heimkehrenden Heerde; der ſchwachſinnige Nikon fuhr mit einem Tönnchen auf den Wegen vor der Terraſſe umher, und ein kalter Waſſerſtrahl aus der Gießkanne färbte die um die Georginenſtämme und Blumenſtöcke aufgegrabene Erde ſchwarz. Bei uns auf der Terraſſe glänzte und kochte auf dem weißen Tiſchtuche die hellpolirte Theemaſchine, um welche herum Sahne, Kringel und verſchiedenes Gebäck ſtanden. Katja überwuſch mit ihren runden Händen ganz hausmütterlich die Taſſen. Ich war nach dem Bade hungrig geworden, hatte keine Geduld mehr auf den Thee zu warten und aß Brot mit friſcher, ſüßer Sahne. Ich war in eine Leinewandblouſe mit offenen Aermeln gekleidet und hatte um meinen Kopf über die naſſen Haare ein Tuch geſchlungen.

Katja ſah ihn zuerſt durch das Fenſter.

„Ah, Sſergei Michailitſch,“ rief ſie, „wir ſprachen eben von Ihnen.“

Ich ſtand auf und wollte gehen, um mich umzukleiden, aber er erreichte mich, als ich noch in der Thür ſtand.

„Ei, was ſind das für Ceremonien auf dem Lande,“ ſagte er lächelnd, auf meinen verbundenen Kopf ſehend, — „Sie geniren ſich doch nicht vor Gregor, und ich bin ja für Sie nicht mehr als Gregor.“ Aber gerade jetzt kam es mir vor, als ſähe er mich gar nicht ſo an, wie Gregor mich wohl anſehen würde, und ich wurde verlegen.

„Ich bin ſogleich zurück,“ ſagte ich und ging.

„Warum iſt es denn ſchlecht ſo?“ rief er mir nach, „Sie ſehen wie ein friſches Landmädchen aus.“

„Wie er mich ſonderbar anblickte!“ dachte ich, während ich mich eilig umkleidete. — „Gott ſei Dank, daß er da iſt! Nun wird es luſtiger werden!“ Noch einen Blick in den Spiegel, und ich lief fröhlich die Treppe hinunter und trat ganz außer Athem auf die Terraſſe, gar kein Hehl daraus machend, daß ich mich beeilt hatte. Er ſaß am Tiſche und erzählte Katja, wie unſere pecuniären Angelegenheiten ſtanden. Er warf mir einen Blick zu, lächelte und fuhr in ſeinem Geſpräche fort. Unſere Geldangelegenheiten ſtanden, ſeinem Berichte nach, ausgezeichnet. Wir brauchten jetzt nur noch den Sommer auf dem Lande zu bleiben und konnten dann zum Winter entweder Sonjas Erziehung wegen nach St. Petersburg gehen, oder in's Ausland reiſen.

„Wie ſchön wäre es, wenn Sie uns in's Ausland begleiten könnten!“ ſagte Katja, — „auf uns allein angewieſen, würden wir dort wie verloren ſein.“

„Ach ja, ſchön wäre es, wenn ich mit Ihnen um die Welt reiſen könnte!“ erwiderte er halb ernſt, halb ſcherzend.

„Warum könnten Sie das nicht?“ ſagte ich. „Reiſen wir um die Welt!“

Er lächelte und ſchüttelte den Kopf.

„Und meine Mutter? Und meine Geſchäfte?“ fragte er. „Nein, davon kann nicht die Rede ſein. Erzählen Sie mir lieber, wie Sie die Zeit verbracht haben? Wieder Grillen gefangen — wie?“

Als ich ihm erzählte, daß ich mich viel beſchäftigt und nicht gelangweilt hätte, und Katja meine Worte beſtätigte, lobte er mich und blickte mich liebevoll und freundlich an, wie man ein Kind anblickt; er that es, als habe er ein Recht dazu. Ich fühlte mich gedrungen, ihm ausführlich und völlig aufrichtig Alles mitzutheilen, was ich Gutes gethan hatte, ſowie Alles zu beichten, womit ich hätte unzufrieden ſein können. Der Abend war ſo ſchön, daß wir, nachdem der Tiſch abgeräumt war, auf der Terraſſe ſitzen blieben. Die Unterhaltung intereſſirte mich ſo, daß ich nicht bemerkte, wie allmählich alle menſchlichen Laute um uns her verſtummten. Die Blumen dufteten ſtärker, ein reichlicher Thau netzte das Gras, eine Nachtigall ſchlug in der Nähe in einem Fliederſtrauche und ſchwieg wieder, wenn der Laut unſerer Stimmen zu ihr drang. Der geſtirnte Himmel ſenkte ſich gleichſam auf uns herab.

Ich wurde die Dämmerung erſt gewahr, als eine Fledermaus plötzlich geräuſchlos unter das Leinewandzelt der Terraſſe ſich verirrte und ängſtlich in der Nähe meines weißen Kleides umherflatterte. Ich drückte mich an die Wand und war im Begriff aufzuſchreien, als die Fledermaus eben ſo geräuſchlos und raſch wieder unter der Leinewand fortſchlüpfte und im Halbdunkel des Gartens verſchwand.

„Wie ich Ihr Pokrowka liebe!“ rief Sſergei Michailowitſch, das Geſpräch unterbrechend, aus; „ich könnte mein ganzes Leben hindurch hier auf der Terraſſe ſo wie heute ſitzen!“

„Wer hindert Sie daran?“ ſagte Katja.

„Wer mich daran hindert?“ wiederholte er, „das Leben erlaubt Einem nicht beſtändig zu ſitzen.“

„Warum heirathen Sie nicht?“ fragte Katja plötzlich. „Sie würden ein ausgezeichneter Ehemann ſein.“

„Ich? Weil ich zu ſitzen liebe?“ lachte er. — „Nein, Katharina Karlowna; für uns Beide, Sie und mich, iſt es mit dem Heirathen vorbei; mich hat man ſchon längſt von der Liſte der Ehecandidaten geſtrichen, und ich ſelbſt habe mir ſchon früher die Gedanken an's Heirathen aus dem Sinn geſchlagen, — und wahrlich, ſeit der Zeit fühle ich mich erſt friſch und frei.“

„Ei, ſieh' doch! Erſt ſechsunddreißig Jahre alt und ſchon mit dem Leben zu Ende!“ ſagte Katja.

„Und wie — —!“ fuhr er fort, — „ich möchte nur noch ſtill ſitzen. Zum Heirathen aber iſt doch wohl noch Anderes erforderlich. Fragen Sie einmal die da,“

fügte er, auf mich weiſend, hinzu. „Die Jugend muß heirathen, und wir Beide wollen uns an ihrem Glücke freuen.“

In ſeinem Tone lag ein verhaltener Kummer und eine Geſpanntheit, die mir nicht entgingen. Er ſchwieg eine Weile. Weder Katja noch ich ſagten etwas.

„Stellen Sie ſich zum Beiſpiel vor,“ hob er wieder an, indem er ſich mit dem Stuhle umdrehte — „daß ich plötzlich, durch irgend einen unglücklichen Zufall genöthigt, ein ſiebzehnjähriges Mädchen heirathen müßte, wie etwa Maſch . . . . Marja Alexandrowna. Ja, das iſt ein vortreffliches Beiſpiel, ich freue mich, daß es mir entſchlüpfte . . . es iſt das allerbeſte Beiſpiel.“

Ich lachte, denn ich begriff durchaus nicht, warum er ſich darüber freute und was ihm „entſchlüpft“ war.

„Nun, antworten Sie offen, die Hand auf's Herz,“ ſagte er und wandte ſich ſcherzend zu mir, „wäre es nicht ein Unglück für Sie, Ihr Leben mit dem eines alten verlebten Mannes zu vereinigen, welcher gern ſtill ſitzt, während in Ihnen noch der Himmel weiß was gährt und ſich Wünſche in Ihrem Herzen regen?“

Ich ward verlegen und ſchwieg, denn ich wußte nicht, was ich antworten ſollte.

„Ich mache Ihnen ja keinen Heirathsantrag,“ ſagte er lachend, „aber, nicht wahr — von einem ſolchen Manne träumen Sie nicht, wenn Sie des Abends allein im Garten ſpazieren gehen? Und ſollte es der Fall ſein, wäre das nicht ein Unglück für Sie?“

„Kein Unglück,“ begann ich.

„Aber auch nicht ein Glück,“ ſetzte er fort.

„Ja, aber ich kann mich ja ir . . .“

Wieder unterbrach er mich:

„Nun, ſehen Sie, ſie hat ganz recht und ich bin ihr dankbar für die Aufrichtigkeit und ſehr froh, daß wir das Geſpräch gehabt haben. Und nicht genug damit, — für mich wäre es das größte Unglück,“ fügte er hinzu.

„Was ſind Sie für ein wunderlicher Kauz; Sie haben ſich gar nicht verändert,“ ſagte Katja und verließ die Terraſſe, um das Abendeſſen zu beſtellen.

Wir ſchwiegen, und um uns herum war Alles ſtill. Nur die Nachtigall flötete ihr Lied durch den Garten, nicht mehr abgebrochene, unſichere Laute, wie am Abend, ſondern ruhig in ſchmelzenden Tönen, wie ſie in der Nacht zu ſchlagen pflegt, und eine zweite Nachtigall antwortete ihr zum erſten Mal heute Abend weit unten aus der Schlucht. Die unſere ſchwieg einen Augenblick, als horche ſie, und flötete dann noch angeſtrengter, noch reiner ihren wunderbar kunſtvollen Triller. Und majeſtätiſch ruhig tönten dieſe beiden Stimmen in der geheimnißvollen nächtlichen Stille. Der Gärtner begab ſich zur Nachtruhe in die Orangerie. Seine ſchweren Tritte verhallten allmählich in der Ferne. Zweimal erſcholl ein durchdringender Pfiff unten am Berge und wieder ward Alles ſtill. Kaum hörbar rauſchte ein Blatt, bewegte ſich die Leinewand der Terraſſe und ein duftiger Hauch, der ſich in der Luft regte, drang bis zu unſerem Aufenthalt und durchſtrömte ihn. Mir

kam es ungeschickt vor, nach dem, was gesprochen worden war, zu schweigen, und doch wußte ich nicht, was ich sagen sollte. Ich sah ihn an, seine im Halbdunkel glänzenden Augen blickten auf mich.

„In der Welt ist es schön!" rief er.

Ich seufzte.

„Wie?"

„Ja, in der Welt ist es schön!" wiederholte ich leise.

Wieder schwiegen wir und wieder wurde ich verlegen. Es kam mir so vor, als habe ich ihm weh gethan, als ich so bereitwillig zugestand, daß er alt sei, und ich wollte ihn trösten, aber ich wußte nicht wie.

Da erhob er sich. „Leben Sie wohl," sagte er, „die Mutter erwartet mich zum Abendessen. Ich habe sie in letzter Zeit fast gar nicht gesehen."

„Und ich wollte Ihnen so gern eine neue Sonate vorspielen," sagte ich bedauernd.

„Ein anderes Mal," antwortete er, wie es schien, kühl. „Leben Sie wohl!"

Mehr noch als vorhin war ich überzeugt, daß ich ihm wehe gethan hatte, und es that mir leid. Katja und ich begleiteten ihn die Treppe hinab und blieben im Hofe stehen; wir blickten ihm nach, den Weg entlang, auf dem er fortgeritten war. Als der Hufschlag seines Pferdes verhallt war, ging ich um das Haus auf die Terrasse und blickte wieder in den Garten; und in dem thauigen Nebel, in welchem alle nächtlichen Laute gleichsam unbeweglich zu schweben schienen, sah ich noch lange die Traumgebilde meiner Phantasie und hörte, was mein Herz mir zuflüsterte. . . .

Er kam ein zweites, ein drittes Mal, und die Verlegenheit, welche infolge des eigenthümlichen Gespräches zwischen uns entstanden war, verlor sich ganz und kehrte nicht wieder. Während des ganzen Sommers besuchte er uns zwei, dreimal wöchentlich; mir schien bald das Leben ohne ihn leer, und ich ärgerte mich und fand es unrecht von ihm, wenn er mich allein ließ. Er behandelte mich wie einen jüngeren Lieblingskameraden, fragte mich aus, ermunterte mich zu rückhaltslosester Offenheit, ertheilte mir gute Rathschläge, flößte mir Muth ein, wenn ich niedergeschlagen war, und schalt und berief mich zuweilen. Aber trotz seiner fortwährenden Bemühungen — sich auf gleiche Stufe mit mir zu stellen, fühlte ich doch, daß nur ein Theil seines Wesens meinem Verständnisse zugänglich geworden war und sich ein Etwas in seinem Inneren vor mir verbarg, in das mich blicken zu lassen er nicht für nöthig hielt. Diese unbekannte Seite seiner Seele zog mich zu ihm hin und flößte mir eine achtungsvolle Scheu ein. Ich wußte durch Katja und die Nachbarn, daß er außer der Sorge um seine alte Mutter, mit welcher er zusammen lebte, außer seiner Wirthschaft und unserer Vormundschaft noch gewisse allgemeine Interessen des Adels zu vertreten hatte und daß ihm daraus viel Unannehmlichkeiten erwuchsen. Aber wie er dazu stand, was seine Ueberzeugungen, Pläne, Hoffnungen waren, hatte ich nie erfahren können. Sobald ich das Gespräch auf seine Angelegenheiten lenkte, runzelte er auf eine ihm eigene Art die Stirn, als wollte er sagen: „Aber, ich bitte Sie, was geht Sie das an?"

und brachte die Unterhaltung auf andere Gegenſtände. Im Anfange kränkte mich das, aber ſpäter gewöhnte ich mich ſo daran, daß es mir ganz natürlich erſchien, wenn wir immer nur von Dingen ſprachen, die mich betrafen.

Was mich anfangs gleichfalls unangenehm berührte, mir ſpäter aber ſehr gefiel, war ſeine völlige Gleichgiltigkeit gegen mein Aeußeres. Er ſpielte nie, weder mit einem Blicke noch mit einem Worte, darauf an, daß ich hübſch ſei; im Gegentheil, wenn man in ſeiner Gegenwart dergleichen Bemerkungen über mich machte, ſo runzelte er die Stirn und machte ſich darüber luſtig. Ja, er ſuchte ſogar äußere Mängel an mir auf und neckte mich mit ihnen. Moderne Kleider und Friſuren, mit denen mich Katja bei feierlichen Gelegenheiten gern aufputzte, riefen ſeinen Spott hervor, betrübten die arme Katja und machten mich irre an mir ſelbſt. Katja, die feſt davon überzeugt war, daß ich ihm gefalle, konnte nicht begreifen, wie man das Weſen, das Einem vor Allen gefällt, nicht im vortheilhafteſten Lichte ſehen wolle. Ich verſtand aber ſehr bald was er wünſchte: er wollte glauben, daß ich nicht kokett ſei, und ſobald mir das klar geworden, verſchwand auch in mir jede Spur von der Sucht, ihm durch Kleider, Schmuck und Bewegungen gefallen zu wollen. Dafür ſtellte ſich jedoch die um ſo anſpruchsvollere Koketterei der Einfachheit ein, zu einer Zeit, wo ich noch nicht aus Ueberzeugung einfach ſein konnte. Ich wußte, daß er mich liebte, ob das Kind oder das Weib, hatte ich mich noch nicht gefragt, aber dieſe Liebe war mir ſehr theuer. Da ich fühlte, daß er mich auch für das beſte Mädchen der Welt hielt, ſo konnte ich nur wünſchen, daß er in dieſem Selbſtbetruge verharren möge. Ich beſtärkte ihn unwillkürlich darin, aber ich wurde beſſer dadurch. Ich fühlte, wie viel würdiger und verdienſtvoller es ſei, die beſten Seiten meiner Seele vor ihm zu entfalten, als die beſten Seiten meines Körpers. Mein Haar, meine Hände, mein Geſicht, meine Manieren, ob ſie ſchön ob häßlich, konnte er ſehen und darum richtig ſchätzen; zu meinem Aeußeren hätte ich alſo nichts als den Wunſch der Täuſchung hinzufügen können. Meine Seele jedoch kannte er nicht; er liebte ſie aber; und weil ſie damals gerade reifte und ſich bildete, ſo konnte ich ihn damit täuſchen, indem ich ſie ihm ſo zeigte, wie er ſie haben wollte. Und ich that es, und dennoch — wie unbefangen blieb ich ihm gegenüber, als ich das eingeſehen hatte! Die unbegründete Blödigkeit und Unfreiheit der Bewegungen verſchwanden ganz. Ich wußte ja, daß er mich in jeder Stellung, in jedem Koſtüme gern ſah und daß er mich ſo, wie ich ging und ſtand, lieb hatte. Ich glaubte ſogar, daß, wenn er mir gegen ſeine Gewohnheit, wie mancher Andere, geſagt hätte, ich ſei ſchön, mich das von ihm nicht gefreut hätte. Dagegen, wie fröhlich und ſelig war mir um's Herz, wenn er nach irgend einem Ausſpruche von mir, mich aufmerkſam anſehend, mit bewegter Stimme, der er vergebens einen ſcherzhaften Klang zu geben verſuchte, ſprach:

„Ja, ja, in Ihnen ſteckt was. Sie ſind ein prächtiges Mädchen, das muß ich ſagen!“

Und wofür wurde mir dieſes Lob, das mein Herz mit Stolz und Freude

erfüllte, zu Theil? Dafür, daß ich ſagte, ich verſtände die Liebe des alten Gregor zu ſeiner Enkelin, oder daß ich bis zu Thränen durch ein Gedicht oder einen Roman gerührt war, oder daß ich Mozart Schulhoff vorzog. Es iſt unglaublich, mit welch' wunderbarem Inſtinkte ich damals errieth, was gut und liebenswerth war, denn mit Ueberzeugung wußte ich es noch nicht. Die meiſten meiner Gewohnheiten und Liebhabereien hatten nicht ſeinen Beifall, und es bedurfte nur eines Zuckens der Augenbrauen, eines Blickes, eines ihm eigenen halb verächtlichen Geſichtsausdruckes, damit ich auf der Stelle wußte, daß ihm etwas an mir nicht gefallen habe, und damit es mir ſelbſt nicht mehr gefiele. Es kam vor, daß ich, was er mir zu ſagen im Begriff ſtand, errieth, ehe er es ausgeſprochen. Wenn er z. B. eine Frage an mich ſtellte und mich dabei anſah, ſo rief ſein Blick oft den Gedanken in mir hervor, den er haben wollte. Alle meine damaligen Gedanken und Gefühle waren überhaupt nicht eigentlich meine eigenen; ſie gehörten ihm, gingen durch ihn in mein geiſtiges Leben über und erleuchteten und erwärmten es. Mir ſelbſt unbewußt, ſah ich Alles mit anderen Augen an: Katja, unſere Leute, Sonja, mich ſelbſt, meine Beſchäftigungen. Die Bücher, welche ich früher geleſen hatte, nur um die Zeit todtzuſchlagen, wurden jetzt meine liebſten Freunde, und das nur, weil wir ſie zuſammen laſen, darüber ſprachen, er ſie mir brachte. Früher war mir der Unterricht, den ich Sonja ertheilte, eine ſchwere Aufgabe geweſen, der ich mich mit Ueberwindung und nur aus Pflichtgefühl unterzog; er wohnte den Stunden bei, um Sonjas Fortſchritte zu beobachten, und ſie wurden mir zu einer Freude. Ein ganzes Muſikſtück zu überwältigen, ſchien mir früher unmöglich; jetzt, wo ich wußte, daß er es anhören, mich vielleicht loben würde, konnte ich vierzig Mal nach der Reihe eine Paſſage üben, ohne ihrer überdrüſſig zu werden, ſo daß die arme Katja ſich die Ohren mit Watte verſtopfte. Die alten Sonaten ſpielte ich jetzt ganz anders. Sogar Katja, die ich liebte und kannte, wie mich ſelbſt, kam mir anders vor als ſonſt. Ich verſtand die Selbſtaufopferung und Hingebung dieſes liebevollen Geſchöpfes, verſtand, wie viel Dank ich ihr ſchuldig ſei, und liebte ſie nur noch mehr. Durch ihn auch lernte ich unſere Leute, unſere Bauern, Hofsknechte, Mägde, ganz anders anſehen, als früher. Es iſt lächerlich, aber bis zu meinem ſiebzehnten Jahre hatte ich unter dieſen Leuten gelebt und war ihnen fremder geblieben, als Leuten, die ich ſelten ſah. Es war mir nie eingefallen, daß alle dieſe Menſchen empfanden wie ich, daß ſie auch Wünſche hatten, Liebe und Trauer fühlten, wie ich. Unſer Garten, unſere Wälder, unſere Felder, die ich ſchon ſo lange kannte, erſchienen mir neu und ſchöner als ſonſt. Er hatte Recht, wenn er ſagte, daß es im Leben nur ein einziges wahres Glück gäbe: für Andere zu leben. Mir ſchien das damals ſonderbar, und ich verſtand es nicht; aber jetzt war mir dieſe Ueberzeugung in's Herz gedrungen, ohne daß ſie den Weg durch den Verſtand genommen hätte. Er enthüllte mir ein ganzes Leben voller Freude, obgleich ſich in meiner Lebensweiſe nichts änderte, nichts zu meinem Seelenleben hinzutrat, als er ſelbſt. Alles um mich her war eben ſo unverändert geblieben, wie es ſeit meiner Kindheit geweſen, und ſeine Gegen-

wart hatte genügt, daß all' dieſes Längſtgewohnte Leben und Bedeutung gewann, ſich mir in die Seele drängte und ſie mit Glück und Wonne erfüllte.

Oft ging ich in dieſem Sommer in mein Zimmer hinauf und ſetzte mich auf's Bett, und ſtatt der früheren Frühlingsſehnſucht und Hoffnung auf die Zukunft ergriff mich in wonnevoller Erregung das Glück der Gegenwart. Ich konnte oft nicht einſchlafen, ſtand auf, ſetzte mich auf Katjas Bett und ſagte ihr, daß ich völlig glücklich ſei, was ich gar nicht nöthig gehabt hätte, denn ſie konnte es ſehen, und ſie ſagte mir mich küſſend, daß auch ihr nichts fehle, daß auch ſie ganz zufrieden ſei. Ich glaubte ihr, denn es ſchien mir ſo recht und natürlich, daß alle Menſchen das Leben ſchön fänden. Aber Katja konnte dabei doch an den Schlaf denken und trieb mich zuweilen, ſcheinbar böſe, von ihrem Bette fort und ſchlief ein, während ich noch lange darüber nachdachte, warum ich ſo froh erregt ſei; zuweilen ſtand ich auch wieder auf, betete noch einmal und dankte Gott für das Glück, das er mir gegeben.

Und dann wurde es ſtill im Zimmer, nur Katjas gleichmäßige Athemzüge im Schlafe und das Ticken der Uhr neben ihrem Bette waren hörbar. Ich wandte mich um, murmelte noch einzelne Worte oder bekreuzigte mich und küßte das Kreuz, das ich auf der Bruſt trug. Und ich wünſchte, nie dieſes Stübchen verlaſſen zu müſſen, wünſchte, daß der Morgen nie käme, wünſchte, daß die meine Seele erfüllende Stimmung nie weichen möge. Meine Träume, Gedanken und Gebete waren wie lebende Weſen, welche im Dunkel um mein Bett und über mir ſchwebten. Und jeder Gedanke, jedes Gefühl gehörte ihm. Ich wußte damals nicht, daß das Liebe ſei; ich dachte, es käme bisweilen als eine unerbetene Gabe Gottes ſolch' eine Stimmung über den Menſchen.

III.

Eines Tages, zur Zeit der Ernte, ging ich mit Katja und Sonja nach dem Mittageſſen in den Garten zu unſerer Lieblingsbank, die im Schatten einer Linde am Rande der Schlucht ſtand, — an einem Platze, von dem aus man die Ausſicht über den Wald und die Felder hatte. Sſergei Michailowitſch war ſchon drei Tage nicht bei uns geweſen, und heute erwarteten wir ihn um ſo mehr, als unſer Verwalter uns geſagt hatte, er habe verſprochen, auf's Feld zu kommen. Gegen zwei Uhr bemerkten wir ihn auf das Roggenfeld zureiten. Katja befahl Pfirſiche und Kirſchen aufzutragen, die er ſehr gern aß; dann ſah ſie mich lächelnd an, legte ſich auf die Bank und ſchlummerte ein. Ich brach einen krummen, flachen Lindenzweig mit ſaftigen Blättern und ſo ſaftiger Rinde ab, daß mir die Hand davon naß wurde, und fing an die Fliegen von Katja abzuwehren; dann verſuchte ich zu leſen, unterbrach mich jedoch fortwährend, um auf den Feldweg zu ſehen, von wo er kommen mußte. Sonja baute am Stamme einer alten Linde eine Laube für ihre Puppen. Es war ein ſchwüler, ganz ſtiller Tag; ein heißer Dampf lag über der Erde, dunkle Wolken ballten ſich zuſammen, und ſeit dem Morgen drohte ein Gewitter. Ich fühlte mich aufgeregt, wie immer vor einem Gewitter.

Aber nach Mittag vertheilten ſich die Wolken, die Sonne ſtieg glänzend am reinen Himmel empor, und nur aus einer ſchweren Wolke am Horizonte, welche ſich mit den Feldern zu vereinigen ſchien, zuckten von Zeit zu Zeit blaſſe Blitze auf und ertönte ein leiſes Donnern. Jetzt war es klar, daß das Gewitter heute nicht mehr losbrechen würde, wenigſtens bei uns nicht. Auf dem ſtellenweiſe ſichtbaren Wege hinter dem Garten zogen unaufhörlich hoch mit Garben beladene, knarrende Fuhren vorüber, oder es kamen ihnen in ſchnellem Trabe leere raſſelnde Wagen, geſchäftige Füße und wehende Kittel entgegen. Ein dichter Staub, von keinem Luftzug zertheilt, ſtand wie ein gelber Dunſt unbeweglich hinter dem Flechtwerk des Zaunes und dem Laubwerk der Bäume. Weiterhin auf der Tenne hörte man dieſelben Stimmen, dasſelbe Rädergeknarre und ſah dieſelben gelben Garben, welche langſam vor dem Zaune vorübergeſchwebt waren, dort durch die Luft fliegen, um vor meinen Augen zu oval zugeſpitzten rieſigen Häuſern aufzuwachſen, an denen die Geſtalten der Bauern wie die Ameiſen umherkrochen. Vor uns, auf dem ſtaubigen Felde, fuhren auch Wagen hin und her, ſtanden auch goldene Garben, und das Knarren der Räder, ein Gewirr von Stimmen und Geſängen tönte aus der Ferne herüber. Von einer Seite wurde das Stoppelfeld immer freier, immer deutlicher ſah man die von Wermuth bewachſenen Grenzen desſelben. Rechts unten auf dem häßlich zerzausten abgemähten Felde leuchteten in grellen Farben die Kleider der garbenbindenden Weiber, welche ſich eifrig bückten, mit den Händen emſig ſchafften und dem zerzausten Felde bald ein ordentliches Ausſehen gaben, indem ſie die ſchönen Garben in dichten Büſcheln auf ihm in Reih und Glied aufſtellten. Es war, als hätte ſich vor meinen Augen der Sommer plötzlich in den Herbſt verwandelt. Staub und ſchwüle Hitze lagerten überall außer auf unſerem Lieblingsplätzchen im Garten. Von allen Seiten redete und lärmte, überall bewegte ſich das arbeitende Volk in dieſem Staube und in dieſer Hitze.

Und Katja ſchlummerte ſo ſüß unter ihrem weißen Batiſttüchlein auf unſerer kühlen Bank, die dunklen Kirſchen glänzten ſo ſaftig auf dem Teller, unſere Kleider waren ſo rein, ſo friſch, das Waſſer im Kruge ſpielte in Regenbogenfarben in der Sonne, und ich war ſo froh. „Was kann ich dafür!“ dachte ich, „meine Schuld iſt es nicht, daß ich ſo glücklich bin! Aber mit wem ſoll ich meine Wonne theilen? Wie und wem mich ſelbſt und mein Glück hingeben?“

Die Sonne war ſchon hinter die Wipfel der Birkenallee geſunken, der Staub hatte ſich auf das Feld geſenkt. Die Ferne ward heller und deutlicher in der Beleuchtung der ſchrägfallenden Sonnenſtrahlen und die Wolken hatten ſich ganz vertheilt. Auf der Tenne hinter den Bäumen erhoben ſich drei neue Kornſchober und die Bauern kletterten von denſelben herab, die leeren Wagen mit ihren helljauchzenden Inſaſſen raſſelten zum letzten Mal über die Stoppeln, Weiber mit Harken auf den Schultern und Sicheln am Gürtel zogen unter lautem Singen nach Hauſe. Sſergei Michailitſch aber kam noch immer nicht, obgleich ich ſchon längſt geſehen, daß er den Berg herabgeritten war. Plötzlich zeigte ſich ſeine Geſtalt in der Allee, von einer Seite her, wo ich ihn gar nicht erwartete. Er hatte die

Schlucht umgangen. Mit fröhlichem, ſtrahlendem Geſichte grüßte er uns ſchon von Weitem und kam mit raſchen Schritten auf mich zu. Als er ſah, daß Katja ſchlief, biß er ſich auf die Lippen, ſchloß die Augen und kam auf den Fußſpitzen näher. Ich ſah ſogleich, daß er ſich in der durch keine beſondere Veranlaſſung begründeten fröhlichen Stimmung befand, die ich ſo gern an ihm hatte und die wir „wildes Entzücken" benannt hatten. Er war wie ein Schüler, der dem Schulzwang entſprungen iſt; ſein ganzes Weſen, ſeine ganze Erſcheinung drückte Freude, Glück und kindlichen Muthwillen aus.

„Nun, guten Tag, liebes Veilchen! Wie geht es? Gut?" fragte er flüſternd, indem er mir die Hand drückte. — „Mir geht es ausgezeichnet," antwortete er auf meine Gegenfrage, — „ich fühle mich heute zehn Jahre alt und möchte Pferdchen ſpielen und auf die Bäume klettern."

„In wildem Entzücken?" fragte ich, ihn mit lachenden Augen anſehend und fühlte, daß dieſes wilde Entzücken ſich mir mittheilte.

„Ja," antwortete er, mit einem Auge zwinkernd und ſein Lächeln unterdrückend. „Aber warum ſchlagen Sie denn Katherina Karlowna auf die Naſe?"

Ich hatte nicht bemerkt, daß ich, indem ich ihn anſah und mechaniſch mit dem Zweige weiter fächelte, das Tuch herabgefegt hatte und ihr mit den Blättern über's Geſicht gefahren war. Ich lachte. „Sie wird ſagen, daß ſie nicht geſchlafen habe", flüſterte ich leiſe, als fürchtete ich Katja aufzuwecken; aber eigentlich ſprach ich gar nicht deswegen ſo leiſe; es war mir nur überhaupt angenehm, mit ihm zu flüſtern.

Er ahmte mir nach, indem er die Lippen bewegte, ohne etwas zu ſagen, als hätte ich ſo leiſe geſprochen, daß man nichts verſtehen könne. Darauf ergriff er, gleichſam verſtohlen, den Teller mit Kirſchen, ging zu Sſonja unter die Linde und ſetzte ſich auf ihre Puppen. Sſonja war anfangs böſe; aber er ſchloß bald Frieden mit ihr, indem er ihr vorſchlug, die Kirſchen mit ihm um die Wette zu verzehren.

„Ich werde noch Kirſchen holen laſſen, wollen Sie?" fragte ich, „oder ſollen wir ſie ſelbſt holen?"

Er nahm den Teller, ſetzte die Puppen darauf, und wir gingen alle drei zum Kirſchengehege. Sſonja lief lachend hinter uns her und zupfte ihn am Paletot und bat, daß er ihr die Puppen zurückgebe. Er gab ſie ihr und wandte ſich dann ernſthaft zu mir.

„Und Sie ſollen kein Veilchen ſein!" ſagte er immer noch leiſe, obgleich wir Niemand mehr aufzuwecken fürchten mußten. „Als ich nach all' dem Staube, der Hitze und der Arbeit in Ihre Nähe kam, duftete es nach Veilchen, aber nicht nach den wohlriechenden des Sommers, ſondern nach den erſten beſcheidenen Veilchen des Jahres, die aus geſchmolzenem Schnee und dem Frühlingsgraſe duftig emporſprießen!"

„Geht Alles gut in der Wirthſchaft?" fragte ich ausweichend, um die freudige Verwirrung, welche ſeine Worte in mir hervorgerufen hatten, zu verbergen.

„Ausgezeichnet! Das Landvolk ist überall gut; je mehr man es kennen lernt, desto mehr lernt man es lieben."

„Ja," sagte ich; „heute, bevor Sie kamen, sah ich vom Garten aus der Arbeit zu und schämte mich, daß jene sich so abmühen, während ich so glücklich bin, daß . . ."

„Kokettiren Sie nicht damit, meine Liebe," unterbrach er mich plötzlich ernst, indem er mir freundlich in die Augen schaute. „Das innere Glück ist eine heilige Empfindung; Gott bewahre Sie davor, mit ihm zu prahlen."

„Ich sage es ja nur Ihnen!"

„Nun ja, ich weiß es. Und die Kirschen?"

Das Kirschengehege war verschlossen und keiner der Gärtner war da; er hatte sie alle auf's Feld zur Arbeit geschickt. Sonja lief fort, um den Schlüssel zu holen, er aber kletterte unterdeß auf eine Ecke der Umzäunung, hob das die Kirschbäumchen bedeckende Netz auf und sprang hinein.

„Reichen Sie mir gefälligst den Teller!" erklang von drüben seine Stimme.

„Nein", sagte ich, „ich will selbst pflücken. Ich werde nach dem Schlüssel gehen, Sonja wird ihn nicht finden."

So sprach ich; aber ich hätte gern gewußt, was er unterdessen dort that, wie er aussah und sich bewegte, wenn er wußte, daß ihn Niemand beobachtete. Ich konnte mich in diesem Augenblicke nicht entschließen, ihn auch nur auf einen Moment aus dem Gesichte zu verlieren. Auf den Fußspitzen lief ich durch die Nesseln um die Einfriedigung auf die andere Seite, wo sie niedriger war und kletterte auf eine leere Wassertonne, so daß die Bretterwand mir nur bis zur Brust reichte; dann beugte ich mich vor und sah in das Gehege hinab. Ich überflog mit den Augen das Innere desselben, die alten krummen Bäume mit ihren ausgezackten breiten Blättern, zwischen denen steif und schwer die schwarzen, saftigen Früchte hingen, steckte den Kopf unter das Netz und erblickte, unter dem gekrümmten Aste eines alten Kirschbaumes hindurchsehend, Sergej Michailitsch. Er glaubte gewiß, daß ich fortgegangen sei, daß ihn Niemand sehe. Mit unbedecktem Haupte und geschlossenen Augen saß er auf dem Stumpfe eines alten Kirschbaumes und knetete sorgfältig eine Kugel aus einem Stücke Kirschharz. Plötzlich zuckte er die Achseln, öffnete die Augen, flüsterte einige Worte und lächelte. Diese Worte, dieses Lächeln sahen ihm so wenig ähnlich, daß ich mich schämte, ihn belauscht zu haben. Es war mir, als habe ich „Mascha!" gehört. Nicht möglich! dachte ich. „Liebe Mascha!" wiederholte er noch leiser und zärtlicher. Diese zwei Worte hörte ich ganz deutlich. Das Herz klopfte mir so heftig, ein so überwältigendes, gleichsam unerlaubtes Entzücken bemächtigte sich meiner plötzlich, daß ich mit den Händen nach der Bretterwand faßte, um nicht zu fallen und mich zu verrathen. Er hatte meine Bewegung dennoch gehört, sah sich erschrocken um, schlug die Augen nieder und wurde purpurroth wie ein Kind. Er wollte mir etwas sagen, war aber keines Wortes mächtig und wieder und wieder übergoß sein Antlitz flammende Röthe. Und doch lächelte er, während er mich

anſah. Ich lächelte gleichfalls und ſein Geſicht erſtrahlte vor Freude. Das war ſchon nicht mehr der alte, zärtliche, belehrende Onkel, das war ein mir gleichſtehender Mann, der mich liebte und fürchtete und für den ich dasſelbe empfand. Wir ſprachen nicht und ſchauten uns unverwandt an. Aber plötzlich runzelte er die Stirn, das Lächeln und der Glanz in den Augen verſchwanden und kühl und wieder väterlich ruhig wandte er ſich zu mir, als hätten wir etwas Schlechtes gethan, als ſei er zur Beſinnung gekommen und wünſchte, ich thäte dasſelbe.

„Steigen Sie mal herab, Sie werden ſich Schaden thun," ſagte er, „und ſtreichen Sie Ihr Haar zurecht; wie Sie ausſehen!"

Warum verſtellt er ſich, warum will er mir weh thun? dachte ich ärgerlich, und dann kam mir der unwiderſtehliche Wunſch, ihn noch einmal zu erſchrecken und meine Macht über ihn zu erproben.

„Nein, ich will ſelbſt Kirſchen pflücken," ſagte ich, und ſprang, indem ich mit den Händen den nächſten Zweig erfaßte, mit den Füßen auf den Zaun. Ehe er Zeit hatte, mich aufzufangen, war ich auf die Erde in das Gehege hinabgeſprungen.

„Was Sie für Dummheiten machen!" ſagte er wieder erröthend und ſeine Bewegung unter erheucheltem Aerger zu verbergen ſuchend. Sie hätten Schaden nehmen können; — und wie wollen Sie wieder herauskommen?"

Er war noch mehr verwirrt als vorhin, aber jetzt freute mich dieſe Verwirrung nicht mehr, ſie erſchreckte mich und theilte ſich mir mit; ich wurde roth und wußte nicht, was ich ſagen ſollte. Um ihm auszuweichen, fing ich an Kirſchen abzureißen, ohne zu wiſſen, wohin ich ſie legen ſollte. Ich machte mir Vorwürfe, ich bereute meine Dummheit, ich fürchtete mich und glaubte, durch dieſen Schritt auf ewig ſeine gute Meinung eingebüßt zu haben. Wir ſchwiegen Beide und Beiden war es ſchwer ums Herz. Sonja, die den Schlüſſel brachte, erlöſte uns aus dieſer peinlichen Lage. Noch lange nachher ſprachen wir nicht mit einander, ſondern wandten uns beide nur an Sonja. Als wir zu Katja zurückkamen, welche uns natürlich verſicherte, ſie habe nicht geſchlafen, ſondern Alles gehört, wurde ich ruhiger, und er bemühte ſich, wieder ſeinen gönnerhaft väterlichen Ton anzunehmen; aber es gelang ihm nicht mehr, und er täuſchte mich nicht mehr damit. Ich erinnerte mich jetzt lebhaft eines Geſpräches, das wir vor einigen Tagen gehabt hatten.

Katja ſprach davon, wie viel leichter Männer es haben, zu lieben und ihrer Liebe Ausdruck zu geben, als Frauen.

„Ein Mann kann ſagen, daß er liebt, und eine Frau darf es nicht," ſagte ſie.

„Meiner Ueberzeugung nach darf und kann ein Mann nicht ſagen, daß er liebt," entgegnete er.

„Weshalb nicht?" fragte ich.

„Deshalb, weil es immer eine Unwahrheit wäre. Iſt es denn wirklich eine plötzliche Offenbarung, daß ein Mann liebt? Entſteht denn, ſobald er ſagt, er liebe, etwas Neues; klapp! er liebt!? Muß denn etwas Ungewöhnliches vor ſich gehen,

irgend ein Wunder geschehen, — müssen Worte fallen, die eine Wirkung erwarten, als habe man plötzlich eine ganze Batterie Kanonen abgeschossen? Mir scheint, daß Leute, die plötzlich feierlich die Worte: „Ich liebe Dich!" aussprechen, entweder sich selbst, oder was noch schlimmer ist, Andere täuschen."

„Wie soll denn aber eine Frau wissen, daß man sie liebt, wenn man es ihr nicht sagen soll?" fragte Katja.

„Das weiß ich nicht," antwortete er, — „jeder Mensch hat seine eigene Art zu reden. Ist das Gefühl der Liebe da, so wird es sich schon auf irgend eine Weise Ausdruck verschaffen. Wenn ich Romane lese, so stelle ich mir immer vor, welch' albernes Gesicht der Lieutenant Strelsky oder Alfred machen müssen, wenn sie sagen: „Ich liebe Dich, Eleonore!" und dabei erwarten, daß etwas Unerhörtes geschehen werde. Es geschieht gemeinhin nichts Besonderes weder an ihm noch an ihr: Augen und Nasen bleiben dieselben, — Alles bleibt, wie es war!"

Ich fühlte schon damals, daß hinter diesem Scherze ein Ernst sich verberge, daß er sich auf mich bezöge, aber Katja nahm den Scherz selbst ernst, denn sie duldete es nie, wenn man ihre Romanhelden angriff.

„Immer Paradoxa!" eiferte sie. „Sagen Sie aufrichtig, haben Sie nie einer Frau gestanden, daß Sie sie liebten?"

„Nie habe ich das gesagt und mich nie auch nur auf ein Knie niedergelassen, — und nie werde ich es thun," antwortete er lachend.

Er hatte Recht: er braucht es mir nicht zu sagen, daß er mich liebt, dachte ich jetzt, mich dieses Gespräches lebhaft erinnernd. Er liebt mich, ich weiß es, und all sein Bemühen, gleichgiltig zu scheinen, wird ihm nichts helfen.

An diesem Abende sprach er wenig mit mir, aber in jedem seiner an Katja oder Sonja gerichteten Worte, in jeder Bewegung, in jedem Blicke fühlte ich seine Liebe, zweifellos und klar. Es kränkte mich nur und that mir seinetwegen weh, daß er es für nöthig hielt, sie geheim zu halten und sich gleichgiltig zu stellen, — jetzt, wo doch Alles so klar zwischen uns war und es so leicht und einfach gewesen wäre, unaussprechlich glücklich zu sein. Und doch — wie ein Verbrechen brannte es mir zugleich auf der Seele, daß ich zu ihm in's Kirschengehege gesprungen war. Mir schien, er wäre mir darum böse und ich hätte seine Achtung dadurch verloren.

Nach dem Thee ging ich zum Klavier und er folgte mir.

„Spielen Sie etwas, ich habe Sie lange nicht gehört," sagte er, als er mich im Gastzimmer einholte.

„Ich war im Begriff, es zu thun. — Sfergei Michailitsch", sagte ich plötzlich, ihm gerade in die Augen sehend. „Sind Sie mir böse?"

„Weshalb?" fragte er.

„Weil ich am Nachmittage ungehorsam war," antwortete ich erröthend.

Er verstand mich, schüttelte den Kopf und lachte. Sein Blick aber sprach, daß er wohl hätte böse sein müssen, daß er aber nicht die Kraft dazu fände.

„Es ist also nichts zwischen uns getreten, wir sind wieder gute Freunde," sagte ich und setzte mich an's Klavier.

„Das wollte ich meinen!“ antwortete er.

Im großen Saale brannten nur zwei Lichte auf dem Klavier, der übrige Raum war halbdunkel. Durch das offene Fenſter ſah die helle Sommernacht herein. Alles war ſtill, nur Katjas knarrende Schritte ſchallten von Zeit zu Zeit aus dem Gaſtzimmer herüber, und ſein Pferd, welches in der Nähe des Fenſters angebunden war, zerſtampfte ungeduldig ſchnaubend den Raſen mit den Hufen. Er ſaß hinter mir, ſo daß ich ihn nicht ſehen konnte, aber überall im Halbdunkel des Zimmers, in den Tönen, in mir ſelbſt fühlte ich ſeine Gegenwart. Jeder Blick, jede ſeiner Bewegungen, wenn ich ſie auch nicht ſah, fanden einen Widerhall in meinem Herzen. Ich ſpielte die Sonata Fantasia von Mozart, die er mir gebracht und die ich unter ſeiner Leitung und für ihn eingeübt hatte. Ich dachte gar nicht an mein Spiel und muß meine Sache doch gut gemacht haben, wenigſtens ſchien er Gefallen daran zu finden. Ich fühlte ihm den Genuß nach, den er empfand, und fühlte, obgleich ich ihn nicht ſah, ſeinen auf mich gerichteten Blick. Ganz unwillkürlich ſah ich mich nach ihm um, indem ich unbewußt die Finger weiter bewegte. Sein Kopf zeichnete ſich ſcharf auf dem hellen Nachthimmel ab. Er hatte ihn in die Hand geſtützt und ſah mich unverwandt mit glänzenden Augen an. Ich lächelte, als mein Auge ſeinem Blicke begegnete und hörte auf zu ſpielen. Er lächelte auch und ſchüttelte, auf die Noten weiſend, vorwurfsvoll den Kopf, damit ich weiter ſpielen ſolle. Als ich aufhörte, ſtand der Mond ſchon hoch am Himmel, und in's Zimmer fiel neben dem ſchwachen Licht der Kerzen ein anderes ſilberhelles Licht, das durch das Fenſter drang und auf die Diele ſeine Streifen zog. Katja, die in's Zimmer getreten war, ſagte, es ſei unerlaubt, an der ſchönſten Stelle ſtehen zu bleiben, und ich habe ſchlecht geſpielt; er aber fand im Gegentheil, ich habe nie ſo gut geſpielt, und fing an in den Zimmern auf und ab zu gehen, durch den Saal in das dunkle Gaſtzimmer und wieder in den Saal zurück; und jedes Mal, wenn er an mir vorüberkam, ſah er mich an und lächelte und auch ich lächelte und hätte gern ohne allen Grund hell aufgelacht, ſo froh war ich. Sobald er in der Thür des anderen Zimmers verſchwunden war, umarmte ich Katja, die neben mir am Klavier ſtand, und küßte ſie, wie ich am liebſten that, auf den vollen Hals unter dem Kinn; ſobald er zurückkehrte, machte ich ein ernſtes Geſicht und enthielt mich mit Mühe des Lachens.

„Was iſt ihr heute?“ fragte Katja.

Aber er antwortete nicht, er lachte mich nur an; er wußte ſehr gut, was mir war.

„Sehen Sie, was für eine Nacht!“ rief er uns zu, indem er vor der offenen Balconthür des Gaſtzimmers ſtehen blieb.

Wir traten zu ihm, und wirklich, es war eine Nacht, wie ich ſpäter nie mehr eine geſehen habe. Der volle Mond ſtand über dem Hauſe, jedoch hinter uns, ſo daß er nicht zu ſehen war, und warf die Hälfte vom Schatten des Daches, der Pfeiler und der Leinwandbedachung der Terraſſe ſchräg verkürzt auf den ſandigen Weg und das Raſenrondel. Alles Uebrige war hell und mit dem Silberſchimmer

des Thaues und des Mondlichtes übergoſſen. Der breite mit Blumen eingefaßte Weg, auf welchen von einer Seite ſchräg der Schatten der Georginenſtöcke fiel, verlor ſich hell und kalt mit ſeinem glitzernden Kies in nebelige Ferne. Hinter den Bäumen glänzte das helle Dach der Orangerie und aus der Schlucht ſtieg ein dichter Nebel auf. Einige dünnbelaubte Fliederſträuche waren bis auf den Stamm durchleuchtet. Die Blumen, ſchwer vom Thau benetzt, konnte man deutlich von einander unterſcheiden. In den Alleen floſſen Schatten und Licht ſo in einander, daß ſie nicht mehr wie von Bäumen eingefaßte Wege, ſondern wie durchſichtige, ſchwankende, zitternde Häuſer ausſahen. Rechts im Schatten des Hauſes war es unheimlich ſchwarz, formlos finſter; aber um ſo heller erhob ſich aus dieſem Dunkel der prächtige, ſchlank aufſtrebende Wipfel einer in der Nähe des Hauſes ſtehenden Pappel, ſchwamm gleichſam in hellem Lichte und ſchwebte doch nicht fort, weitweg in den endloſen dunkelblauen Himmel.

„Laßt uns ſpazieren gehen!“ ſchlug ich vor.

Katja war damit einverſtanden, aber ſagte, ich ſolle Galloſchen anziehen.

„Es iſt nicht nöthig, Katja,“ ſagte ich, „Sſergei Michailitſch wird mir den Arm geben.“

Als würde mich das vor naſſen Füßen bewahrt haben! Aber es ſchien uns Allen einleuchtend und durchaus nicht widerſinnig. Er hatte mir nie den Arm gereicht, aber jetzt nahm ich ihn ſelbſt, und er fand nichts Auffallendes daran. Wir verließen alle drei zuſammen die Terraſſe. Die ganze Welt, der Garten, die Luft ſchienen nicht dieſelben, wie ich ſie ſchon ſo lange kannte.

Wenn ich gerade vor mich hin die Allee entlang ſah, in der wir gingen, ſo ſchien mir, daß wir bald nicht mehr weiter kommen würden, daß die Welt des Möglichen ein Ende nehmen und, in ihrer wunderbaren Schönheit verzaubert, auf ewig ſo fortbeſtehen müſſe. Aber wir ſchritten vorwärts und die ſchöne Zauberwand wich zurück und ließ uns durch, und immer weiter öffnete ſich unſer bekannter Garten mit ſeinen Bäumen, Wegen und trockenen Blättern. Und wir gingen wirklich auf dieſen Wegen, traten auf die Licht- und Schattenſtellen, ein trockenes Blatt raſchelte unter meinem Fuße, ein friſcher Zweig ſtreifte mein Geſicht. Und es war wirklich er, der, gleichmäßigen Schrittes, langſam neben mir wandelte und ſorgſam meinen Arm hielt, es war wirklich Katja, die mit knarrenden Tritten neben uns herging. Und es war wohl auch der Mond am Himmel, der zwiſchen den unbeweglichen Zweigen auf uns herabſah. Und mit jedem Schritte erweiterte ſich von Neuem vor uns und ſchloß ſich hinter uns die Zauberwand; ſie hielt meine Seele wie im Traume befangen und entrückte mich immer mehr der Wirklichkeit.

„Ach, ein Froſch!“ ſchrie Katja.

„Wer rief das, und weshalb?“ dachte ich. Dann aber erinnerte ich mich, daß es Katja ſei, und daß ſie ſich vor Fröſchen fürchte. Ich ſah auf den Weg. Ein kleiner Froſch hüpfte ängſtlich vor meinen Füßen einher und ſein kleiner Schatten fiel auf den hellen Lehmboden des Weges.

„Fürchten Sie ſich nicht?“ fragte er.

Ich ſah ihn an. Eine Linde fehlte an der Stelle der Allee, wo wir eben einhergeſchritten, und ſein Geſicht ward hell vom Monde beleuchtet. Er ſah ſo ſchön, ſo glücklich aus. Er ſagte: „Fürchten Sie ſich nicht?“ und ich hörte in dieſen Worten: „Ich liebe dich, liebes Mädchen!“ Ich liebe dich! Ich liebe dich! beſtätigte ſein Blick, ſein Händedruck, und Licht und Luft und Schatten, Alles wiederholte dieſelben Worte.

Wir gingen um den Garten. Katja trippelte immer neben uns her mit ihren kleinen Schritten, und keuchte vor Müdigkeit. Sie meinte, es ſei Zeit umzukehren; die Aermſte that mir ſo leid. „Warum fühlt ſie nicht, was wir fühlen?“ dachte ich. „Warum ſind nicht Alle jung und glücklich, wie wir beide in dieſer ſchönen Nacht?!“

Wir gingen in's Haus zurück, aber er ritt noch lange nicht fort, trotzdem die Hähne ſchon krähten, Alle im Hauſe ſchliefen und ſein Pferd immer ungeduldiger ſchnaubend unter dem Fenſter mit den Hufen ſcharrte. Katja erinnerte uns nicht daran, daß es ſpät ſei, und ſo ſaßen wir, ohne es zu bemerken, bis nach zwei Uhr Morgens zuſammen, und ſprachen doch nur von den allergewöhnlichſten Dingen. Zum dritten Mal ſchon krähten die Hähne, und im Oſten dämmerte es, als er fortritt. Er nahm Abſchied, wie immer, ſagte nichts Beſonderes, aber ich wußte, daß er vom heutigen Tage an mein ſei und daß ich ihn nicht mehr verlieren werde. Sobald ich mir klar bewußt war, daß ich ihn liebte, erzählte ich Katja Alles. Sie freute ſich und war durch meine Worte gerührt, aber die Aermſte konnte trotzdem in dieſer Nacht noch einſchlafen, während ich noch lange, lange auf der Terraſſe umherwandelte, in den Garten hinunterging und, indem ich mir jedes Wort, jede Bewegung zurückrief, noch einmal durch alle die Alleen ging, die wir zuſammen durchwandert waren. Ich konnte in dieſer Nacht nicht ſchlafen, und ſah zum erſten Mal den Aufgang der Sonne und den frühen Morgen. Eine ſolche Nacht, einen ſolchen Morgen habe ich ſpäter nicht mehr erlebt.

„Warum nur geſteht er mir nicht, daß er mich liebt?“ dachte ich. „Warum denkt er ſich Hinderniſſe aus, nennt ſich einen alten Mann, da doch Alles ſo klar und ſchön vor ihm liegt? Warum verliert er die goldene Zeit, welche vielleicht nie mehr wiederkehrt? Er ſoll ſagen: ich liebe dich, er ſoll es mit Worten ſagen; er ſoll meine Hand faſſen, ſein Haupt zum Kuſſe darauf niederbeugen, und ſagen: ich liebe dich! Er ſoll vor mir erröthen und die Augen niederſchlagen und dann ſage ich ihm Alles. Nein, ich werde ihm Nichts ſagen, ſondern werde ihm nur um den Hals fallen, mich an ihn ſchmiegen und weinen. Aber wenn ich mich täuſchte, wenn er mich nicht liebt?“ fuhr es mir plötzlich durch den Sinn.

Ich erſchrak über die Heftigkeit meines Gefühls; Gott weiß, wohin es mich hätte führen können. . . . Ich ſtellte mir wieder lebhaft unſer Beider Verwirrung vor, als ich zu ihm in's Kirſchengehege geſprungen war. — Mir ward ſchwer, ſo ſchwer um's Herz, die Thränen ſtürzten mir aus den Augen, und ich fing an zu beten. Da kam mir ein merkwürdiger, beruhigender Einfall und ich hoffte wieder:

Ich beschloß, vom heutigen Tage an mich zum Abendmahle vorzubereiten, an meinem Geburtstage zu communiciren und an demselben Tage seine Braut zu werden. Weshalb? Warum? Wie konnte das geschehen? Ich wußte es nicht, aber von dem Augenblicke an glaubte ich es, und wußte, daß es so sein würde. — Es war schon ganz hell, und die Leute standen von ihrer Nachtruhe auf, als ich in mein Zimmer ging.

IV.

Es war die Zeit der Fasten vor Mariä Himmelfahrt und daher setzte meine Absicht, jetzt zu communiciren, Niemand in Verwunderung.

Eine ganze Woche hindurch besuchte er uns nicht ein Mal, doch wunderte ich mich darüber nicht nur nicht, sondern ärgerte mich auch nicht über ihn. Ich war im Gegentheil froh, daß er nicht kam, und erwartete ihn erst zu meinem Geburtstage. Während der ganzen Woche stand ich jeden Tag früh auf und ging, während die Pferde zur Fahrt in die Kirche angespannt wurden, allein im Garten umher, nahm alle meine Sünden des verflossenen Tages durch und bedachte, was ich am heutigen zu thun habe, um mit meinem Tage zufrieden sein zu können und keine Sünde zu begehen. Es schien mir damals so leicht, ganz sündenfrei zu sein; es gehöre, dachte ich, dazu nur ein wenig guter Wille. Die Pferde fuhren vor, ich setzte mich mit Katja oder der Magd in die Liniendroschke, und wir fuhren in die drei Werst entfernte Kirche. Beim Eintreten in das Gotteshaus dachte ich jedesmal daran, daß für Alle „mit wahrer Gottesfurcht Eintretenden" gebetet werde, und gab mir Mühe, mit dem Gefühle wahrer Gottesfurcht die beiden mit Gras bewachsenen Stufen zur Vorhalle hinaufzusteigen. In der Kirche befanden sich zu der Zeit meist nicht mehr als etwa zehn gleichfalls sich zum Abendmahle vorbereitende Bauern und Hofsknechte; ich versuchte mit aufrichtiger Demuth ihre Grüße zu erwidern, was mir wie ein Fortschritt vorkam, trat zum Lichtkasten, nahm selbst beim alten Kirchenältesten, einem früheren Soldaten, Kerzen und stellte sie auf. Durch die Thür des Allerheiligsten sah man die Altardecke, welche meine Mutter gestickt hatte; über dem Ikonostas schwebten zwei Engel, die, als ich klein war, mir größer, als sie waren, erschienen waren, und eine Taube mit einem goldenen Heiligenschein, die mich gleichfalls in meiner Kindheit sehr beschäftigt hatte. Hinter dem Chor sah man das verbogene Taufbecken, über welchem ich so manches Mal die Kinder unserer Hofsleute zur Taufe gehalten und über dem ich selbst getauft worden war. Der alte Priester trat hervor in einem aus der Sargdecke meines seligen Vaters genähten Ornate und verrichtete den Gottesdienst mit derselben Stimme, die ich, so lange ich mich erinnern konnte, bei jeder Gelegenheit in unserem Hause gehört hatte, bei Sonjas Taufe, bei des Vaters Todtenmesse, bei der Mutter Beerdigung. Dieselbe zitternde Stimme des Küsters sang im Chor, dasselbe Mütterchen, das bei jedem Gottesdienste zugegen war, stand gebückt an der Wand, sah mit thränenden Augen auf das Heiligenbild im Chor, drückte mit gefaltenen Händen ein verblichenes Tuch und murmelte mit zahnlosem Munde

unverſtändliche Worte. Und dieſes Alles war mir nicht nur intereſſant, nicht nur der Erinnerung wegen lieb, ſondern es erſchien mir jetzt außerdem heilig und erhaben und voll tiefer Bedeutung. Ich nahm die Worte der vorgeleſenen Gebete in mein Herz auf, verſuchte mein Gefühl ihnen gleich zu ſtimmen und bat Gott, mich zu erleuchten, wenn ich etwas nicht verſtand, oder ſetzte meine eigenen Worte an Stelle des unverſtandenen Gebets. Während des Beichtgebets überdachte ich meine Vergangenheit, und dieſe kindliche unſchuldige Vergangenheit kam mir ſo ſündenſchwarz im Vergleich zu meiner jetzigen klaren Seelenſtimmung vor, daß ich mich über mich ſelbſt entſetzte und bittere Thränen vergoß; zugleich fühlte ich jedoch, daß mir das Alles vergeben würde, und daß, wenn ich noch mehr Sünden begangen hätte, die Reue noch ſüßer geweſen wäre. Als der Prieſter am Schluſſe des Gottesdienſtes ſprach: „Der Herr ſegne und behüte euch!“ war es, als theilte ſich mir in dieſem Augenblicke ein Gefühl phyſiſchen Wohlſeins mit, als ſeien plötzlich Licht und Wärme in mein Herz gedrungen. Der Gottesdienſt war zu Ende, der Prieſter kam zu mir heraus und fragte, ob wir ihn brauchten, wann er kommen ſolle, die Abendmeſſe zu verrichten; ich aber dankte ihm gerührt für das, was er, wie ich glaubte, für mich thun wollte, und ſagte, ich würde ſelbſt zu ihm kommen.

„Sie wollen ſich ſelbſt herbemühen?“ fragte er. Und ich wußte nicht, was ich antworten ſollte, um nicht durch Stolz zu ſündigen.

Ich ſchickte gewöhnlich, wenn ich zum Morgengottesdienſt ohne Katja gekommen war, die Pferde ſogleich zurück und ging allein zu Fuß nach Hauſe, erwiderte dann allen mir begegnenden Leuten demüthig ihre Grüße und ſah mich nach einer Gelegenheit um, Hülfe zu leiſten, Rath zu ertheilen, irgend Jemandem mit meiner Perſon ein Opfer zu bringen, indem ich eine umgeworfene Fuhre aufrichten half oder ein ſchreiendes Kind beruhigte oder Jemandem auf dem Wege Platz machte und ſelbſt in den Schmutz trat. Eines Tages hörte ich, wie der Verwalter Katja meldete, der Bauer Sſimeon ſei gekommen, um Bretter zum Sarge für ſeine Tochter und einen Rubel zur Todtenfeier zu bitten. — „Sind ſie denn ſo arm?“ fragte ich. — „Sehr arm, gnädiges Fräulein, ſie hatten nicht einmal Salz zum Brode,“ antwortete der Verwalter.

Das ſchnürte mir das Herz zuſammen, und doch freute ich mich, als ich das hörte. Ich ſagte Katja, ich wolle ſpazieren gehen, lief hinauf, nahm all mein Geld (es war leider nur wenig) und ging, nachdem ich mich bekreuzigt hatte, über die Terraſſe durch den Garten in das Dorf, geraden Wegs zu Sſimeons Hütte. Sie lag ganz am Ende des Dorfes, und ich konnte ungeſehen an's Fenſter gelangen. Ich legte das Geld auf das Geſims und klopfte an die Scheiben. Die Thür knarrte, Jemand trat heraus und rief mich an, ich aber lief ſtarr vor Schrecken und zitternd wie eine Verbrecherin nach Hauſe. Katja fragte mich, wo ich geweſen ſei, was mir fehle? — aber ich verſtand kaum, was ſie mich fragte, und antwortete nicht; was ich gethan, kam mir jetzt plötzlich unbedeutend und unwichtig vor. Ich ſchloß mich in mein Zimmer ein und ging lange auf und nieder,

außer Stande, etwas zu thun, zu denken, oder mir von meinen Gefühlen Rechenschaft zu geben. Ich stellte mir die Freude der ganzen Familie vor, die Worte, mit denen sie der Person gedenken würden, die das Geld gebracht, und bedauerte, es ihnen nicht selbst abgegeben zu haben. Ich dachte daran, was wohl Sergei Michailitsch von diesem meinem Schritte, wenn er davon erführe, gesagt haben würde und freute mich, daß Niemand je darum wissen würde. Und die Freude in mir ward so übermächtig, und es kamen mir Alle, ich selbst zumeist, so vollkommen vor, ich war in so sanfter Stimmung mir selbst und allen Menschen gegenüber, daß der Gedanke an den Tod mir wie ein Traum des Glückes vorschwebte. Ich lächelte, ich betete, ich weinte, ich liebte mich selbst und die ganze Welt inbrünstig in diesem Augenblicke. Zwischen der Morgen- und Abendmesse las ich in den Evangelien, und immer klarer ward mir die heilige Schrift, immer einfacher und ergreifender die Geschichte des göttlichen Lebens Jesu und immer ehrfurchtgebietender und unergründlicher die Tiefe des Gefühls und der Gedanken, welche die christliche Lehre enthält. Aber wie klar und einfach schien mir dann wieder Alles, wenn ich das mich umgebende Leben ansah und nachdachte. Es schien mir schwer, nicht recht zu leben, und so einfach, Alle zu lieben und von Allen geliebt zu werden. Alle waren so gut, so zart gegen mich; selbst Sonja, mit der ich den Unterricht fortsetzte, gab sich Mühe mich zufrieden zu stellen und nicht zu betrüben. Meine Umgebung gab mir meine eigene Gemüthsstimmung zurück. Als ich mich auf diejenigen besann, welche auf mich böse sein könnten und die ich vor der Beichte um Verzeihung bitten müßte, fiel mir nur ein junges Mädchen, eine Nachbarin, ein, über die ich mich vor einem Jahre in Gegenwart von Gästen lustig gemacht hatte und die uns seit der Zeit nicht mehr besuchte. Ich schrieb ihr, gestand meine Schuld ein und bat sie um Verzeihung. Sie antwortete mir schriftlich, entschuldigte sich ihrerseits ebenfalls und ertheilte mir gern die gewünschte Vergebung. Ich weinte vor Freude, als ich die einfachen Zeilen las, die mir damals voll tiefen und ergreifenden Gefühls schienen. Die alte Wärterin weinte vor Rührung, als ich sie um Verzeihung bat. Warum waren Alle so gut gegen mich? Wodurch hatte ich so viel Liebe verdient? fragte ich mich. Und ich dachte unwillkürlich an Sergei Michailitsch, dachte lange an ihn; ich konnte nicht anders und hielt es auch für keine Sünde. Aber ich dachte an ihn nicht mehr wie in jener Nacht, wo ich mir zum ersten Male bewußt geworden war, daß ich ihn liebe; ich dachte an ihn als an mein zweites Ich und schloß ihn in jeden meiner Gedanken an die Zukunft ein. Das drückende Gefühl seiner Ueberlegenheit, das ich in seiner Gegenwart immer gehabt, war in meiner Einbildung ganz geschwunden. Ich fühlte mich ihm gleich und in meiner damaligen gehobenen Seelenstimmung verstand ich ihn ganz; Vieles war mir jetzt klar, was mir früher sonderbar erschienen. Jetzt erst verstand ich seinen Ausspruch, daß das wahre Glück darin bestehe, für Andere zu leben, und war vollkommen mit ihm einverstanden. Ich glaubte, wir würden Beide zusammen tief und unendlich glücklich sein und dachte dabei weder an Reisen in's Ausland, noch an Glanz und Gesellschaften, sondern

an ein ſtilles Familienleben auf dem Lande, mit fortwährender Selbſtaufopferung, mit ewiger Liebe zu einander, mit ununterbrochener Erkenntniß der ſich in Allem offenbarenden, milden, hülfreichen Vorſehung.

Ich communicirte, wie ich es mir vorgenommen, an meinem Geburtstage. Meine Bruſt war ſo voll unausſprechlicher Seligkeit, als ich an dieſem Tage aus der Kirche zurückkehrte, daß ich die Wiederkehr in's gewöhnliche Leben, jeden äußeren Eindruck, Alles, was dieſe Seligkeit ſtören könnte, fürchtete. Aber kaum waren wir vor der Terraſſe aus der Liniendroſchke geſtiegen, als über die Brücke das bekannte Cabriolet rollte und Sſergei Michailitſch erſchien. Er wünſchte mir Glück und wir traten zuſammen in's Gaſtzimmer. Noch nie, ſo lange ich ihn kannte, hatte ich mich ihm gegenüber ſo ruhig und ſelbſtändig gefühlt als an dieſem Morgen. Ich fühlte, wie eine neue Welt in mir erſtanden war, die er nicht begriff und die ſchöner als die ſeine war. Ich empfand nicht die geringſte Verlegenheit mehr ihm gegenüber. Er ahnte wahrſcheinlich, woher dieſes Gefühl kam, und war gegen mich beſonders ſanft, zärtlich und ehrfurchtsvoll. Ich trat an's Klavier, aber er ſchloß es zu und ſteckte den Schlüſſel zu ſich in die Taſche.

„Verderben Sie ſich ihre Stimmung nicht," ſagte er, „in Ihrer Seele klingt jetzt eine Muſik, die ſchöner iſt als jede irdiſche."

Ich war ihm dankbar für dieſe Worte und doch verſtimmte es mich, daß er ſo leicht und deutlich errieth, was in meiner Seele vorging und was Allen hätte verborgen bleiben müſſen. Bei Tiſche ſagte er, er ſei gekommen, mir zu gratuliren und zugleich Abſchied zu nehmen, da er morgen nach Moskau reiſe. Er ſah dabei Katja an und warf auf mich nur einen flüchtigen Blick, als fürchte er, auf meinem Geſichte Spuren der Erregung zu bemerken. Aber ich war weder verwundert noch aufgeregt und fragte nicht einmal, auf wie lange er verreiſe; ich wußte, daß er nicht reiſen würde. Wie ich das wußte? Ich kann es mir jetzt nicht erklären, aber an dieſem denkwürdigen Tage glaubte ich Alles zu wiſſen, was geweſen war und was ſein würde. Ich befand mich wie in einem glücklichen Traume, wo es Einem vorkommt, als ſei Alles, was geſchieht, ſchon einmal dageweſen und ich wüßte es lange, wüßte auch beſtimmt, es würde noch einmal geſchehen. Er wollte gleich nach Tiſch fort, aber Katja, die von der Meſſe müde heimgekehrt war, hatte ſich zur Ruhe begeben, und er mußte warten, bis ſie aufſtand, um Abſchied von ihr zu nehmen. In den Saal ſchien die Sonne, wir gingen daher auf die Terraſſe. Sobald wir uns geſetzt hatten, begann ich ruhig von dem zu ſprechen, was das Schickſal meiner Liebe entſcheiden ſollte, und gerade in dem Augenblicke, als wir uns ſetzten und noch nichts geſagt, dem Geſpräch noch keine Richtung gegeben worden war, die mich in dem, was ich ſagen wollte, hätte ſtören können. Ich begreife ſelbſt nicht, woher mir die Ruhe, die Entſchiedenheit, die klare Ausdrucksweiſe kam; es war, als ſpräche nicht ich, ſondern eine von meinem Willen unabhängige Macht in mir. Er ſaß mir gegenüber, an das Geländer gelehnt, und pflückte von einem nahen Fliederzweige die Blätter. Als ich zu ſprechen begann, ließ er den Zweig fahren und ſtützte den Kopf in die

Hand. Das konnte die Stellung eines Menschen sein, der entweder vollkommen ruhig oder sehr aufgeregt war.

„Warum reisen Sie?“ fragte ich mit Nachdruck und bedeutungsvoll, indem ich ihn gerade anschaute.

Er antwortete nicht sofort. „Geschäfte rufen mich!“ sagte er nach einer Weile und senkte den Blick.

Ich verstand, wie schwer es ihm war, auf eine so entschiedene Frage mit einer Unwahrheit zu antworten.

„Sfergei Michailowitsch,“ sagte ich, „Sie wissen, was heute für ein Tag für mich ist; er ist in vieler Beziehung wichtig. Wenn ich Sie frage, so geschieht es nicht, um Ihnen Theilnahme zu beweisen — Sie wissen, daß ich mich an Sie gewöhnt habe und Sie liebe — ich frage, weil ich es wissen muß. Warum reisen Sie?“

„Es fällt mir schwer, Ihnen der Wahrheit gemäß auf diese Frage zu antworten. Ich habe in dieser Woche viel über Sie und über mich nachgedacht und beschlossen, daß ich reisen muß. Sie verstehen, warum? Und wenn Sie mich lieb haben, so fragen Sie nicht mehr.“ — Er strich sich mit der Hand über die Stirn und schloß die Augen. „Es fällt mir schwer . . . und Sie verstehen mich.“

Das Herz fing an mir heftig zu schlagen. „Ich kann es nicht verstehen,“ sagte ich, „*kann nicht*, sagen *Sie* es mir, um Gotteswillen, um des heutigen Tages willen, sagen Sie es mir. . . . Ich kann Alles ruhig anhören,“ fügte ich hinzu.

Er veränderte seine Stellung, blickte mich an und zog den Fliederzweig wieder an sich. „Gut,“ sagte er nach kurzem Schweigen und mit einer Stimme, der er vergebens bemüht war Festigkeit zu verleihen — „obgleich es einfältig und fast unmöglich ist, in Worte zu kleiden, was ich zu sagen hätte und obgleich es mir sehr schwer wird, werde ich mir dennoch Mühe geben, Ihnen Aufklärung zu geben.“ Und er runzelte die Stirn wie in körperlichem Schmerze.

„Nun?“ fragte ich.

„Stellen Sie sich vor, es habe einmal einen Herrn — sagen wir A. — gegeben, der alt war und die beste Zeit seines Lebens hinter sich hatte, und eine Dame B., die jung und glücklich war und weder das Leben noch die Menschen kannte. In Folge von verschiedenen Familienbeziehungen gewann er sie lieb wie eine Tochter und glaubte nicht, sie je anders lieben zu können.“

Er schwieg, und ich unterbrach ihn nicht.

Da fuhr er plötzlich rasch und entschieden fort, ohne mich anzusehen:

„A. jedoch vergaß, daß B. jung war, daß das Leben ihr nicht mehr als ein Spiel sein mochte, daß man sie leicht anders lieben könne, als er es gethan, und daß ihr das Vergnügen machen würde. Er gewahrte, daß er sich in sich selbst getäuscht hatte, und fühlte plötzlich, daß ein anderes Gefühl, schwer wie die Reue, sich in sein Herz geschlichen, — — und er erschrak. Er erschrak davor, daß ihre früheren, freundschaftlichen Beziehungen zu einander gestört werden könnten, und

beſchloß zu verreiſen, ehe dieſe Beziehungen geſtört wären.“ Er hielt inne, ſtrich ſich wieder nachläſſig mit der Hand über die Augen und ſchloß ſie dann.

„Weshalb fürchtete er ſich, ſie anders zu lieben?“ fragte ich, meine Erregung gewaltſam unterdrückend mit ruhiger Stimme. Ihm klang ſie vielleicht ſpöttiſch, denn er antwortete in gleichſam beleidigtem Tone:

„Sie ſind jung — ich bin es nicht. Sie wollen ſpielen, ich darf es nicht. Spielen Sie, nur nicht mit mir; ich könnte das Spiel ernſt nehmen, und das bekäme mir ſchlecht und Sie würden ſich Vorwürfe machen . . . das ſagte ſich A.“, fügte er ruhiger hinzu. „Uebrigens iſt ja Alles das Unſinn, aber Sie verſtehen jetzt, warum ich reiſe. Und nun ſprechen wir nicht mehr davon. Ich bitte Sie!“

„Nein! nein! gerade davon wollen wir ſprechen!“ rief ich und Thränen zitterten in meiner Stimme. „Liebte er ſie oder nicht?“

Er antwortete nicht.

„Wenn er ſie nicht liebte, warum ſpielte er mit ihr wie mit einem Kinde?“ fragte ich.

„Ja, ja, A. war ſchuldig,“ fiel er haſtig ein, — „aber Alles ging glücklich zu Ende und ſie trennten ſich . . . als Freunde.“

„Das iſt ſchrecklich! Und giebt es kein anderes Ende?“ brachte ich mit Mühe hervor und erſchrak über das, was ich geſagt.

„Ja, es giebt eines,“ ſagte er, indem er mir ſein aufgeregtes Geſicht zuwandte und mich gerade anſah. „Es giebt ſogar zwei verſchiedene Ausgänge. Nur, um Gottes willen unterbrechen Sie mich nicht und verſtehen Sie mich richtig. Die Einen ſagen,“ ſprach er mit mühſamem, ſchmerzlichem Lächeln und erhob ſich, „daß A. den Verſtand verloren, ſich bis zum Wahnſinn in B. verliebt und es ihr eingeſtanden habe. Sie aber habe ihn ausgelacht. Für ſie war es ein Scherz, für ihn eine Lebensfrage.“

Es überfiel mich ein heftiges Zittern, ich wollte ihn unterbrechen, ihm ſagen, daß er ſo von mir nicht ſprechen dürfe, aber er legte ſeine Hand auf die meine und ließ mich nicht reden.

„Warten Sie,“ ſagte er mit zitternder Stimme; „die Anderen ſagen, ſie habe Mitleid mit ihm gehabt, habe ſich eingebildet, die Aermſte, die nie unter Menſchen geweſen, ſie könne ihn wieder lieben, und habe eingewilligt, ſein Weib zu werden. Und er, der Wahnſinnige, habe ihr geglaubt, habe geglaubt, daß ſein Leben von Neuem beginnen könne; ſie ſelbſt aber habe bald eingeſehen, daß ſie ihn, daß er ſie getäuſcht. . . . Wir wollen nicht mehr darüber ſprechen,“ ſchloß er, augenſcheinlich nicht im Stande, weiter zu reden, und ging ſchweigend vor mir auf und nieder.

Er ſagte: „Wir wollen nicht mehr darüber ſprechen,“ und ich ſah, daß er mit der ganzen Spannung ſeiner Seele auf ein Wort von mir wartete. Ich wollte antworten und konnte es nicht; ein Etwas ſchnürte mir die Bruſt zuſammen. Ich ſah ihn an; er war bleich und ſeine Unterlippe zitterte. Er that mir leid.

Ich nahm meine ganze Kraft zusammen und mit Gewalt das Schweigen, das wie ein Krampf meine Zunge lähmte, unterbrechend, sagte ich mit leiser, dumpfklingender Stimme, die jeden Augenblick zu brechen drohte:

„Und der dritte Ausgang . . .“ Ich hielt inne, aber er schwieg, — „der dritte Ausgang ist, daß er sie nicht liebte, daß er ihr nur wehe, sehr wehe that und dachte, er sei im Recht, daß er sie verließe und sich dessen noch dazu rühme. Für Sie, nicht für mich, ist es ein Scherz; ich habe vom ersten Tage an geliebt, — Sie geliebt!“ wiederholte ich, und bei dem Worte „geliebt“ ging meine leise, gleichsam nach Innen gekehrte Stimme in einen wilden Schrei über, der mich selbst erschreckte.

Er stand mir gegenüber; seine Lippen zitterten immer heftiger und zwei Thränen rollten über seine Wangen. „Das ist schlecht von Ihnen!“ schrie ich fast, und Thränen des Zornes erstickten meine Stimme. „Warum thaten Sie mir das?“ schloß ich, mich erhebend, um fortzugehen.

Aber er ließ mich nicht fort. Sein Kopf lag auf meinen Knieen, seine Lippen küßten meine noch zitternden Hände, seine Thränen benetzten sie. „Mein Gott! wenn ich das gewußt hätte!“ flüsterte er.

„Warum? Warum?“ wiederholte ich noch immer, aber meine Seele war voll Glückes, voll unaussprechlichen, in dem Maße nie wieder empfundenen Glückes.

Nach fünf Minuten lief Sonja zu Katja hinauf und rief dann durch das ganze Haus, Maſcha werde Sſergei Michailitſch heirathen.

V.

Es war kein Grund vorhanden, die Hochzeit aufzuſchieben, und weder er noch ich wünſchten es. Katja wäre freilich gern nach Moskau gereist, um die Aussteuer einzukaufen und zu bestellen, und seine Mutter wünſchte, daß er, bevor er heirathe, sich einen neuen Wagen und neue Möbel anſchaffe und das Haus frisch tapezieren lasse. Wir Beide aber bestanden darauf, dies Alles, wenn es durchaus nöthig sei, später zu thun, um vierzehn Tage nach meinem Geburtstage uns trauen zu lassen, ganz still, ohne Aussteuer, ohne Gäste, ohne Schaffer, ohne Abendessen, Champagner und alle hergebrachten Hochzeitszuthaten. Er erzählte mir, wie unzufrieden seine Mutter damit sei, daß die Hochzeit ohne Musik, ohne eine Fuhre von Koffern, ohne Renovirung des Hauses stattfinden solle, so ganz anders, wie ihre eigene Hochzeit, die dreißigtausend Rubel gekostet habe; und wie sie höchst ernsthaft und im Geheimen, damit er es nicht merke, ihre Koffer in der Handkammer durchgesehen und mit der Wirthschafterin Marjuſchka über die Auswahl einiger zu unserem Glücke durchaus unentbehrlichen Teppiche, Gardinen und Theebretter sich berathſchlagt habe. Von meiner Seite that Katja mit der Wärterin Kusminiſchna dasſelbe. Sie war fest davon überzeugt, daß wir beide, wenn wir zuſammen über unsere Zukunft sprächen, nur mit einander zärtlich seien und Kindereien trieben, wie das Leute in unserer Lage thäten, und daß das Weſentliche unseres zukünftigen Glückes von dem regelrechten Schnitte und der

tadelloſen Naht von Hemden, Tiſchtüchern und Servietten abhinge. Zwiſchen Pokrowka und Nikolſki gingen mehrmals täglich Botſchaften wegen der Vorbereitungen hin und her, und obgleich zwiſchen Katja und ſeiner Mutter ſcheinbar die zärtlichſten Beziehungen beſtanden, merkte man dieſen Beziehungen doch eine gewiſſe feindſelige Diplomatie an.

Tatjana Sſemeonowna, ſeine Mutter, die ich jetzt näher kennen lernte, war eine pedantiſch genaue, ſtrenge Wirthin und eine Frau von altem Schlage. Er liebte ſie nicht nur aus Pflichtgefühl, wie ein Sohn ſeine Mutter liebt, ſondern auch aus perſönlicher Sympathie und hielt ſie für die beſte, klügſte, gütigſte und liebevollſte Frau der Welt. Tatjana Sſemeonowna war immer gütig gegen uns und namentlich gegen mich; ſie freute ſich, daß ihr Sohn heirathete, aber als ich ſie als Braut beſuchte, war es mir doch, als wolle ſie mir zu verſtehen geben, daß ihr Sohn auch eine beſſere Partie hätte machen können, und es nichts ſchaden könne, wenn ich das nicht vergäße. Mir ſchien das einleuchtend, und ich war ganz mit ihr einverſtanden.

In den beiden letzten Wochen ſah ich ihn alle Tage. Er kam zu Mittag und blieb bis Mitternacht; aber obgleich er ſagte — und ich wußte, es ſei wahr — er könne ohne mich nicht leben, verbrachte er doch nie den ganzen Tag mit mir, ſondern gab ſich Mühe, ſeinen Geſchäften wie ſonſt nachzugehen. Unſere äußeren Beziehungen blieben bis zur Hochzeit dieſelben, wie früher: wir ſagten uns nach wie vor „Sie“, er küßte mir nicht einmal die Hand, und anſtatt ſie zu ſuchen, vermied er im Gegentheil jede Gelegenheit, mit mir allein zu bleiben. Es war, als fürchte er, ſich ſeiner gar zu großen, gefährlichen Zärtlichkeit hinzugeben. Ich weiß nicht, ob er ſich verändert hatte oder ich, aber ich fühlte mich jetzt ihm ganz gleich. Ich fand an ihm nicht mehr die affectirte Einfachheit, die mir früher ſo mißfallen, und ſah ihn oft mit Genugthuung vor mir nicht als den Achtung und Furcht einflößenden Mann, ſondern als ein ſanftes, von Seligkeit beherrſchtes Kind. „Weiter ſteckte alſo nichts in ihm?“ dachte ich, „er iſt gerade ſo ein Menſch wie ich und nichts mehr.“ Jetzt glaubte ich ihn durch und durch zu kennen, und Alles, was ich in ihm fand, war ſo einfach, ſtimmte ſo mit mir überein; ſogar ſeine Pläne über unſer zukünftiges Leben waren dieſelben wie die meinigen, nur klarer und beſſer in Worten ausgedrückt.

Das Wetter war in dieſen Tagen ſchlecht, und wir verbrachten die meiſte Zeit im Zimmer. Unſere beſten, gemüthlichſten Unterhaltungen fanden in der Ecke zwiſchen dem Klavier und dem Fenſter ſtatt. In dem ſchwarzen Fenſter ſpiegelte ſich das Licht der Kerzen, an den glänzenden Scheiben floß das Waſſer nieder, das in großen Tropfen an ſie ſchlug. Auf das Dach rauſchte, in die Pfütze unter der Eiche klatſchte der Regen nieder und vom Fenſter wehte ein feuchter Luftzug in's Zimmer, — und heller, wärmer, gemüthlicher kam uns unſer Winkel vor.

„Wiſſen Sie, ich habe Ihnen ſchon lange etwas eingeſtehen wollen,“ ſagte er einmal, als wir allein bis zum ſpäten Abend in unſerer Ecke geſeſſen hatten. „Während Sie ſpielten, mußte ich immer daran denken.“

„Sagen Sie nichts, ich weiß Alles," erwiderte ich.

„Schön, wir wollen nicht davon sprechen."

„Nein, sagen Sie, was ist es?" fragte ich.

„Gut denn. Erinnern Sie sich des Momentes, als ich Ihnen die Geschichte von A. und B. erzählte?"

„Wie sollte ich mich dieser dummen Geschichte nicht erinnern. Schön, daß sie solch ein Ende nahm."

„Ja; es fehlte nicht viel, so hätte ich durch meine eigene Schuld mein ganzes Glück verscherzt. Sie haben mich gerettet. Aber die Hauptsache ist, daß ich damals die Unwahrheit sagte, und ich schäme mich dessen und muß die Sache jetzt aufklären."

„Ach, bitte, lassen Sie das!"

„Fürchten Sie nichts," sagte er lächelnd, „ich will mich nur rechtfertigen. Als ich damals zu sprechen anfing, wollte ich nur vernünftig sein."

„Ach, die leidige Vernunft!" rief ich. „Doch wozu das?"

„Ja, die Vernunft ließ mich im Stiche. Als ich nach vielen Enttäuschungen und Versehen im Leben in diesem Jahre auf's Land kam, hatte ich mir fest vorgenommen, die Liebe solle für mich ein abgeschlossenes Capitel sein; es sollten für mich nur noch die Plichten existiren, die mir das Leben auferlegt hatte. Ich hatte mich in diesen Vorsatz so hineingedacht, daß ich mir im Anfange nicht Rechenschaft darüber geben konnte, welcher Art mein Gefühl für Sie sei und wohin es führen könne. Bald hoffte ich, bald zweifelte ich, bald schien mir, Sie kokettirten nur mit mir, bald glaubte ich Ihnen und wußte selbst nicht, was ich thun sollte. Aber nach jenem Abende, Sie erinnern sich doch! als wir im Mondscheine spazieren gingen, erschrak ich; mein jetziges Glück schien mir zu groß und unmöglich. Was wäre z. B. geschehen, wenn ich mir erlaubt hätte zu hoffen und am Ende diese Hoffnung vergebens gewesen wäre? Aber natürlich dachte ich nur an mich, ich häßlicher Egoist, der ich bin."

Er schwieg und sah mich an.

„Uebrigens war es doch nicht nur Unsinn, was ich damals sprach. Ich durfte und mußte doch fürchten? Ich empfange so viel von Ihnen, und kann Ihnen so wenig wiedergeben. Sie sind noch ein Kind, eine Knospe, die des Aufblühens harrt; Sie lieben zum ersten Mal, und ich . . ."

„Ja, ja, sagen Sie mir aufrichtig . . ." fing ich an; aber mir bangte plötzlich vor seiner Antwort. „Nein, es ist nicht nöthig," fügte ich hinzu.

„Ob ich früher geliebt habe? Nicht wahr?" fragte er, meine Gedanken errathend. „Darauf kann ich Ihnen ruhig antworten. Nein, ich habe nie geliebt, niemals diesem Gefühle Aehnliches . . ." er hielt inne, als tauche eine trübe Erinnerung in ihm auf. „Nein, und auch jetzt muß ich Ihres Herzens gewiß sein, um das Recht zu haben, Sie zu lieben," fügte er traurig hinzu. „Hatte ich etwa nicht Recht, ernsthaft mit mir zu Rathe zu gehen, ehe ich Ihnen meine Liebe gestand? Was gebe ich Ihnen? Meine Liebe — das ist wahr."

„Und iſt das nicht genug?“ fragte ich und blickte ihm in die Augen.

„Nein, Liebſte, für Sie nicht genug,“ fuhr er fort. „Sie ſind jung und ſchön! Ich ſchlafe jetzt oft des Nachts nicht vor Glück und denke immer daran, wie wir zuſammen leben werden. Ich habe viel erlebt und glaube endlich gefunden zu haben, was zu wahrem Glücke gehört. Ein ſtilles, einſames Leben in unſerer ländlichen Abgeſchiedenheit, die Möglichkeit, Leuten Gutes zu thun, die daran nicht gewöhnt ſind und daher das geringſte Gute dankbar aufnehmen; dann: Arbeit, Mühe, die hoffentlich Nutzen bringt, darauf Erholung in der Natur, bei Büchern, bei Muſik, Liebe zu meinem Nächſten, — das iſt mein Glück, wie ich es mir ſchöner nie erträumt habe. Dazu eine Freundin wie Sie, ſpäter vielleicht Familie, — iſt das nicht Alles, was ein Menſch wünſchen kann?“

„Ja,“ ſagte ich.

„Für mich, der ich meine Jugend hinter mir habe, ja, nicht aber für Sie,“ ſprach er weiter. „Sie haben noch nicht gelebt. Sie werden möglicherweiſe noch in etwas Anderem Ihr Glück ſuchen und es dort vielleicht finden. Sie glauben es jetzt zu beſitzen, weil Sie mich lieben.“

„Nein, ich habe immer ein ſtilles Familienleben geliebt und mir gewünſcht,“ ſagte ich, „und Sie haben nur meine Gedanken ausgeſprochen.“

Er lächelte. „Das kommt Ihnen jetzt ſo vor, Geliebte; Alles das wird Ihnen aber auf die Dauer nicht genügen. Sie ſind jung und ſchön!“ wiederholte er nachdenklich.

Ich ärgerte mich, daß er mir nicht glaubte und mir gleichſam meine Jugend und Schönheit zum Vorwurf machte.

„Warum lieben Sie mich denn?“ fragte ich ärgerlich. „Um meiner Jugend oder um meiner ſelbſt willen?“

„Ich weiß es nicht, aber ich liebe Sie,“ antwortete er, indem er mich mit ſeinem aufmerkſamen, feſſelnden Blicke anſah.

Ich antwortete nichts und ſchaute ihm nur unwillkürlich in die Augen. Plötzlich ward mir ganz eigen zu Muthe. Anfangs ſah ich nichts mehr von dem, was mich umgab, dann verſchwand auch ſein Geſicht, nur ſeine Augen leuchteten, wie mir ſchien, dicht vor mir; dann war es, als drängen dieſe Augen in mich hinein; dann wurde Alles dunkel, ich ſah nichts mehr und mußte die Augen ſchließen, um das Gefühl des Wohlbehagens und der Furcht, welches dieſer Blick zugleich in mir hervorrief, abzuſchütteln . . . . .

Am Tage vor unſerer Hochzeit klärte ſich das Wetter am Nachmittage auf. Nach dem vielen Regen des Sommers hatten wir den erſten kalten, klaren Herbſtabend. Alles war feucht, kalt, hell, und im Garten machte ſich zum erſten Mal die herbſtliche Geräumigkeit, Buntfarbigkeit und Leere bemerkbar. Der Himmel war klar, kalt und blaß. Ich ging zu Bette, glücklich bei dem Gedanken, daß morgen, am Tage meiner Hochzeit, das Wetter ſchön ſein werde. An jenem Tage wachte ich mit der Sonne auf, und der Gedanke, daß es ſchon „heute“ ſei, erſchreckte und entzückte mich zugleich. Ich trat in den Garten hinaus; die Sonne

war eben aufgegangen und warf ihre glänzenden Strahlen schräg durch die entblätterten, gelbgewordenen Linden der Allee; der Weg war mit trockenen Blättern besäet; die runzeligen, rothen Ebereschenbüschel leuchteten an den mit vom Frost gekrümmten, spärlichen Blättern bekleideten Zweigen, die Georginen waren zusammengeschrumpft und schwarz geworden. Der Frost lag zum ersten Mal silberglänzend auf dem blassen, grünen Grase und dem zertretenen Rasen. Am klaren, kalten Himmel war keine Wolke zu sehen und konnte, durfte auch keine sein.

Ist es wirklich schon heute? fragte ich mich und konnte an mein Glück nicht glauben. Werde ich wirklich morgen schon nicht mehr hier erwachen, sondern in dem fremden, von Säulen getragenen Hause in Nikolski? Ihn nicht mehr erwarten und ihm nicht entgegen gehen, und während der langen Nächte mit Katja von ihm nicht sprechen? Nicht mehr mit ihm am Klavier in unserem Saale sitzen? Ihn nicht mehr ein Stück Weges begleiten und in dunklen Nächten mich um ihn ängstigen? Und ich erinnerte mich, daß er gestern gesagt, er sei zum letzten Mal gekommen, und daß Katja mir mein Hochzeitskleid anprobirt und dabei gesagt habe: zu morgen! Und ich glaubte es in diesem Augenblick, um im nächsten wieder daran zu zweifeln. Von heute an also werde ich dort mit der Schwiegermutter leben, ohne Nadeshda, ohne Gregor, ohne Katja? Werde nicht mehr der alten Wärterin den Gutenachtkuß geben und hören, wie sie nach alter Gewohnheit, mich bekreuzigend, sagt: „Gute Nacht, Fräulein!“ Werde Sonja nicht mehr unterrichten und mit ihr spielen, und des Morgens an die Wand ihres Zimmers klopfen und ihr helles Lachen hören? Werde ich wirklich von heute an eine andere werden als bisher, und wird die Verwirklichung meiner Hoffnungen und Wünsche ein neues Leben vor mir erschließen? Und trete ich wirklich für immer in dieses neue Leben ein? Ich erwartete ihn mit Ungeduld; das Herz war mir schwer so allein mit allen diesen Gedanken. Er kam früh, und seine Gegenwart überzeugte mich vollständig davon, daß ich heute seine Frau werden würde, und dieser Gedanke verlor das Beängstigende, das er für mich gehabt hatte.

Vor dem Mittagessen wohnten wir in unserer Kirche einer Seelenmesse für meinen Vater bei.

„Wenn er doch jetzt lebte!“ dachte ich, als wir nach Hause zurückkehrten, und ich mich fest auf den Arm des Mannes stützte, der sein bester Freund gewesen war. Während des Gebets, als ich mit der Stirn die kalte Steindiele der Kapelle berührte, stellte ich mir meinen Vater so lebhaft vor, war so fest davon überzeugt, daß er mich verstehen und meine Wahl billigen würde, daß mir schien, sein Geist umschwebe uns in diesem Augenblicke und ich fühle seinen Segen über meinem Haupte. Und Erinnerung, Hoffnung, Glück und Trauer brachten vereint die weihevolle, ruhige Stimmung hervor, mit der die frische, unbewegliche Luft, die Stille in der Natur, die Nacktheit der Felder und der klare, blasse Himmel harmonirten, von dem herab die Sonne ihre glänzenden, machtlosen Strahlen über die ganze Fläche herabwarf und vergebens meine Wangen zu erwärmen suchte. Und der, welcher neben mir ging, verstand und theilte mein

Gefühl. Er ſchritt langſam, ſchweigend neben mir her, und ſein Geſicht, auf das ich von Zeit zu Zeit einen verſtohlenen Blick warf, trug denſelben feierlichen Ausdruck mit Trauer gemiſchter Freude, die in der Natur und in meinem Herzen ſich wiederſpiegelte.

Er wandte ſich zu mir, und ich ſah, daß er etwas ſagen wollte. „Wenn er nun etwas mit meiner Stimmung nicht Uebereinſtimmendes ſagt?“ fuhr es mir plötzlich durch den Sinn. Doch nein, — er ſprach vom Vater, ohne ihn zu nennen: „Er ſagte einſt ſcherzend zu mir: Du ſollteſt meine Maſcha heirathen!“

„Wie wäre er jetzt glücklich,“ ſagte ich und drückte den Arm, auf welchen meine Hand ſich ſtützte, ſtärker an mich.

„Ja, Sie waren noch ein Kind,“ fuhr er fort, indem er mir in die Augen ſah, — „damals küßte ich dieſe Augen und liebte ſie nur, weil ſie den ſeinigen ähnlich ſahen; ich dachte nicht daran, daß ſie mir einſt um ihrer ſelbſt willen ſo theuer ſein würden. Damals nannte ich Sie Maſcha.“

„Sagen Sie „Du“ zu mir,“ bat ich.

„Ich hätte es Dir eben beinahe geſagt,“ ſprach er — „jetzt erſt fühle ich, daß Du mein biſt!“ und ſein ruhiger, glücklicher, anziehender Blick blieb auf mir haften.

Und wir gingen langſam längs dem holperigen Feldwege durch das zerſtampfte, zerzauſte Stoppelfeld, und unſere eigenen Stimmen und Schritte waren die einzigen Laute, die wir hörten. Von der einen Seite jenſeits der Schlucht bis zum weit gelegenen entblätterten Wäldchen dehnte ſich ein braunes Stoppelfeld aus, auf welchem ſeitwärts von uns ein Bauer mit ſeiner Egge geräuſchlos einen immer breiteren Streifen ſchwarzer Erde aufwarf. Die Luft war ſo klar, daß das fern unter dem Berge weidende Rudel Pferde ganz nahe zu ſein ſchien. Auf der anderen Seite und vor uns bis zu unſerem Garten und Hauſe und ſogar hinter demſelben lag ein ſchwarzes, ſtreifenweiſe vom aufgehenden Winterkorn ſchon grün gefärbtes, halbgefrorenes Feld. Ueber Allem glänzte die kühle, helle Sonne, lagen lange, faſerige Spinngewebe. Sie flogen in der Luft umher, legten ſich auf das vom Froſt weiß angehauchte Stoppelfeld, flogen uns in die Augen, ſetzten ſich uns in die Haare, an die Kleider. Wenn wir ſprachen, ſo blieb der Laut unſerer Stimmen in der unbeweglichen Luft gleichſam über uns ſchweben. Es war, als wären wir allein auf der ganzen Welt da, allein unter dem blauen Himmelsgewölbe, an welchem ſanft, mit zitternden Strahlen die kaltleuchtende Sonne glänzte.

Ich wollte ihn ſo gern auch einmal mit „Du“ anreden, konnte mich aber nicht dazu entſchließen.

„Warum gehſt Du ſo ſchnell?“ fragte ich endlich raſch, kaum hörbar und erröthete unwillkürlich dabei.

Er mäßigte ſeinen Schritt und ſah mich noch liebevoller, noch freudiger und glücklicher an.

Als wir zu Hauſe anlangten, fanden wir ſeine Mutter und einige Gäſte,

die wir hatten einladen müſſen, ſchon vor, und ich war bis zu dem Augenblicke, wo wir uns in den Wagen ſetzten, um direct aus der Kirche nach Nikolſki zu fahren, nicht einen Augenblick mit ihm allein.

Die Kirche war faſt leer; ich ſah nur flüchtig ſeine Mutter, die mitten auf dem Teppiche vor dem Chore ſtand, Katja in einer Haube mit lila Bändern und mit Thränen auf den Wangen und einige Hofsleute, die mich neugierig anſtaunten. Ihn ſah ich nicht an, aber fühlte ſeine Gegenwart an meiner Seite. Ich vertiefte mich in die Worte des Gebets, ſprach ſie nach, aber meine Seele empfand nichts dabei. Ich konnte nicht beten, überflog nur mit ſtumpfem Blicke die Heiligenbilder, die Lichter, das auf dem Rücken des Prieſterornats aufgenähte Kreuz, das Ikonoſtas, das Kirchenfenſter und verſtand nicht, was um mich her vorging; ich fühlte nur, daß es etwas Ungewöhnliches war. Als der Prieſter mit dem Kreuze in der Hand auf uns zutrat, uns Glück wünſchte und ſagte, er habe mich getauft, und Gott habe es gefügt, daß er mich auch habe trauen können, als Katja und ſeine Mutter uns küßten und Gregors Stimme nach dem Wagen rief, war ich verwundert und erſchreckt, daß ſchon Alles vorüber ſei und nichts Außergewöhnliches, der an mir vollzogenen heiligen Handlung Entſprechendes in meiner Seele vorging. Wir küßten uns zum erſten Mal, und dieſer Kuß war ſo ſonderbar, unſerem Gefühle ſo fremd. „Weiter nichts!“ dachte ich. Wir traten in die Vorhalle. Das Rollen der Räder ſchallte dumpf in dem Gewölbe der Kirche wieder; ein friſcher Luftzug ſchlug uns ins Geſicht; er ſetzte ſeinen Hut auf, reichte mir die Hand und half mir in den Wagen. Aus dem Wagenfenſter ſah ich den froſtigen von einem Hofe umgebenen Mond. Sſergei ſetzte ſich neben mich und ſchloß den Wagenſchlag. Ich fühlte einen Stich im Herzen. Das Selbſtvertrauen mit dem er das that, kam mir beleidigend vor. Katjas Stimme rief mir zu, ich möchte mir den Kopf bedecken, die Räder raſſelten über die Steine, rollten dann leiſe über den weichen Weg, und wir fuhren davon. Ich drückte mich in die Wagenecke und ſah durch das Fenſter auf die weiten hellen Felder, die, vom kalten Mondlichte begoſſen, an uns vorüberflogen. Ich fühlte ihn dicht neben mir, obwohl ich ihn nicht anſah. „Und das iſt Alles, was mir dieſer Augenblick, von dem ich ſo viel erwartete, gebracht hat?“ dachte ich, und es ſchien mir entwürdigend und unſchicklich, allein ſo nahe neben ihm zu ſitzen. Ich wandte mich zu ihm mit der Abſicht, ihm etwas zu ſagen; aber die Worte blieben mir in der Kehle ſtecken, als wäre die frühere Zärtlichkeit in mir erloſchen und habe einem Gefühle der Furcht und des Gekränktſeins Platz gemacht.

„Ich habe es bis zu dieſem Augenblicke nicht für möglich gehalten,“ ſagte er leiſe, als Antwort auf meinen Blick.

„Ja, aber mir iſt bange, ich weiß nicht, wovor,“ ſagte ich.

„Vor mir, Geliebte?“ fragte er, faßte meine Hand und neigte ſein Haupt zum Kuſſe auf dieſelbe nieder.

Meine Hand lag leblos in der ſeinen, und das Herz that mir weh vor Erſtarrung.

„Ja,“ flüſterte ich.

Aber da fing mein Herz plötzlich heftig an zu ſchlagen, meine Hand zitterte und umklammerte feſt die ſeine, es ward mir heiß, mein Blick ſuchte im Halbdunkel ſein Auge, und ich fühlte, daß ich ihn nicht fürchtete, ſondern daß dieſe Furcht — Liebe war, eine andere, noch zärtlichere und ſtärkere Liebe, als die frühere. Ich fühlte, daß ich ganz ſein eigen ſei, und daß mich ſeine Gewalt über mich glücklich machte!

(Schluß im nächſten Hefte.)

Selbſterlebtes und Nacherzähltes

aus der Entwickelungsgeſchichte Ehſtlands und der Ehſten.

Von **W. F. Eichhorn** in Baltiſchport.

Wollten und könnten wir die Geſchichte der letzten fünfzig Jahre, die über unſer liebes Heimathland dahingegangen ſind, kartographiſch darſtellen, ſo ergäben ſich drei deutlich unterſchiedene Flächen, wenn auch mehrfach mit verſchwommenen Grenzen. Dieſe Flächen entſprächen den drei Perioden unſerer Zeitgeſchichte, die einander raſch, zuletzt ſogar ſtürmiſch abgelöſt haben:

I. Die Periode der Ruhe nach dem Sturm.

II. Die Periode bewußter, thätiger Arbeit an der Entwickelung des Landes und dem ſittlichen und intellectuellen Fortſchritt des Volkes.

III. Die Periode der Expanſion roher Kräfte und des Erſcheinens reiner und unreiner Schwarmgeiſter.

Wollten und könnten wir unſere Karte der Zeitgeſchichte coloriren, ſo erhielten wir ein graues, ein grünes und ein rothes Feld.

I.

Es war eine gar ſtille und friedliche Zeit in unſerem Heimathlande, als das jetzt alternde Geſchlecht zum Bewußtſein erwachte und zur mittelbaren oder unmittelbaren, zur unbewußten oder bewußten Theilnahme an dem „Bau der Ewigkeiten“ berufen wurde. Es erſchien das geſellſchaftliche, das culturelle, das geſchäftliche, ſtändiſche und politiſche Leben — ſo viel hier damals von einem politiſchen Leben die Rede ſein konnte — in feſtgefügte, auf die Ewigkeit berechnete Formen geſtellt. Jeder Stand, jede Berufsklaſſe ging ihren Weg und erfüllte ihre Aufgabe nach hergebrachter Schablone, wartete des überkommenen Amtes freiwillig und bewußt, oder durch den Druck der Tradition in Gang gebracht und im Gange erhalten. Die Tradition ſelbſt war engbegrenzt, wenigſtens bei der Maſſe des Volkes, und bezog ſich faſt nur auf die alltäglichen Lebens- und Arbeitsformen, ſie drückte ſich mehr in der continuirlichen That als im Worte aus. Es war wie in einem wohlberechneten und von geſchickter Hand zuſammengeſtellten

Uhrwerke. Geräuschlos und präcise griffen die Räder in einander und thaten ihre Schuldigkeit.

Dem gewaltig vorwärtsstürmenden Geist unserer Tage mag diese Periode als Erstarrung erscheinen, sie mag in mancher Beziehung auch erstarrt gewesen sein, aber sie war nothwendig, und diese Lebensform half dem zur unmittelbaren Arbeit berufenen Stande über manche Härten hinüber, die dem gegenwärtigen Geschlechte unerträglich wären, die vielleicht aber nicht zu vermeiden waren, wenn Land und Volk aus dem tiefen Elend gerettet werden sollten, in das sie die rauhe Vergangenheit gestürzt hatte. Jedenfalls ist es ein müßiges, in vielen Fällen wohl gar ein freves Beginnen, wenn wir die Weltgeschichte vor unseren Richterstuhl fordern. — Es war die Zeit der Ruhe, gewissermaßen der Erschlaffung nach den Stürmen, und diese Stürme waren gewaltig gewesen, und ihr letzter Ausbruch, der Nordische Krieg mit seinen grausigen Begleitern, Pest und Hungersnoth, hatten das durch und durch erschütterte Schiff unseres Heimathlandes mit einem gewaltigen Krach in den Hafen des Friedens geworfen. Es war in den Dock gebracht, es mußte ausgebessert werden; zu dieser Ausbesserung mußten alle vorhandenen Kräfte herangezogen werden zur emsigen Arbeit, ohne Störung durch Reflexionen und Vergleiche von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, von Gelingen oder Mißlingen des mühsamen Werkes.

Und es war dafür gesorgt, daß keine geschichtliche Reflexion den Landmann, den Bauer und den Frohnknecht bei seiner Arbeit störte. Der Nordische Krieg mit seinen unheimlichen Gefährten hatte alle Erinnerungen an die Vorzeit verwischt, hatte sogar alle Sagen, bis auf geringe Fragmente, verschlungen. Es ist dies so erklärlich, wenn man die furchtbaren Drangsale jener Zeit bedenkt und im Auge behält, wie Wenige mit dem Leben diesen Drangsalen entgingen. Beispielsweise sei bemerkt, daß nach den bezüglichen Urkunden im volkreichen Gebiete Kotzum nur drei Bauern übrig geblieben waren. Und diese wenigen der Ueberlebenden mußten später ihr ganzes Denken auf die möglichste Wiederaufrichtung des Zerstörten und Verfallenen richten, für die Pflege der Erinnerung blieb kein Raum in ihren Herzen. Selbst tief eingreifende weltgeschichtliche Vorgänge, die relativ kurz vor dem Nordischen Kriege hier stattgefunden, haben im Volksgedächtniß nicht gehaftet. Wir finden im Landvolk keine Erinnerung an die Einführung der Reformation, noch weniger an den früheren katholischen Cultus. Schreiber dieses ist zwar erinnerlich, in seiner Kindheit im Volksmunde das Fragment eines halb geistlichen Liedes gehört zu haben, das an katholische Denkweise gemahnt; doch war den Bewahrern wohl nur die Diction im Gedächtniß geblieben, der Zusammenhang mit der verschollenen confessionellen Form aber entschwunden. Jetzt wird wohl auch dieses Fragment verklungen sein, darum mag es hier aufbewahrt werden:

„Maarja kõndis mööda maada,
Otsis ainust poega lasta:
Poeg, kus, poeg, kus oled sa,
Kas magad sa või walwad sa?“

„Maria wallet auf der Erden,
Sucht ihr einzig Söhnlein, Kindlein:
Sohn, wo, Sohn, wo weileſt Du,
Schläfſt Du, oder wacheſt Du?“

Fragmente alter Volkslieder ſind in Gegenden geſammelt worden, wohin die Drangſale des Krieges, der Peſt und des Hungers nicht mit voller Wucht drangen, aber auch von dieſen Fragmenten ſind viele hinſichtlich der Zeit ihrer Entſtehung fraglich; ſie können recht wohl nachpeſtlicher Zeit entſtammen. Im Allgemeinen ſind den Ehſten keine geſchichtlichen Erinnerungen geblieben, die über die letzte Peſtzeit hinausreichen. „Katku aeg“ — die Zeit der Peſt — ſpielte im Volksmunde der jetzt ausgeſtorbenen Generation in den vierziger Jahren die Rolle eines Vorhanges, hinter dem das Alte vergraben lag und vergeſſen war. Jetzt tauchen allerdings im Volke Traditionen aus der Vorzeit, ja ſogar aus der Urzeit auf, aber dieſe ſind mit der äußerſten Vorſicht aufzunehmen. Sie haben meiſt ihren Urſprung in „begeiſterten“ Reden, die in gewiſſen Volksvereinen gehalten wurden und ſind faſt nur aus C. R. Jacobſon's „Drei vaterländiſchen Reden“ geſchöpft und in das Volk hinein getragen worden. Auf wie wenig ſicheren hiſtoriſchen Grundlagen dieſe „Drei vaterländiſchen Reden“ aber ſtehen, das dürfte ziemlich allgemein bekannt ſein.

Wollte das Landvolk jener Periode, in der wir unſere Erinnerungen beginnen, Etwas als recht alt, als Etwas bezeichnen, das von jeher da geweſen, ſo ſagte es: „katku aegne“ — peſtzeitig. Dieſe Zeit ſchloß eben alle Traditionen ab. Das Wort „katk“ — Peſt —, abgeleitet von „katkuma“ — ausrupfen — ſpielt eine große Rolle in den Ortsnamen und kommt da in den verſchiedenſten Zuſammenſetzungen vor. Es liegt darin wohl ein Beweis, daß in den Zeiten der großen Drangſale ſogar die alten Ortsnamen zum Theil vergeſſen und durch neue erſetzt wurden, die ſich an die Alles verſchlingende Erinnerung anknüpften. Außer den Ortsnamen ſprechen noch jetzt verſchiedene Bezeichnungen factiſch beſtehender Dinge von der grauſigen Zeit. Durch Sümpfe geführte Fußſtege werden noch jetzt „katkud“ genannt. Sie hießen wohl urſprünglich „katku teed“ — Peſtwege — und waren angelegt, um eine Flucht vor inficirten Mitmenſchen und vor umherſchwärmenden Feinden auf iſolirte und verſteckte Anhöhen in Sümpfen und Wäldern zu ermöglichen. Erinnerungen aus der Peſtzeit und Volkslieder auf die Peſtzeit waren zur Zeit der Kindheit des jetzt alternden Geſchlechtes häufig. Jetzt hat die moderne Strömung wohl auch dieſe Lieder fortgeſchwemmt, daher möge auch von ihnen eins hier fixirt werden:

„Oh ſina ſurma ja ſõgeda,
Oh ſina katku ja kalwala:
Pingiſt wiib pere pidaja,
Laualt laste tallitaja.“
„O du Tod, du unverſtänd'ger,
O du Peſt, du ränkevolle:

Führſt den Hausherrn fort vom Seſſel,
Fort die Mutter von dem Tiſche."

In der damals noch ſo lebendigen und doch ſagenhaften Erinnerung trat die Peſt perſonificirt als Knabe auf. Derſelbe trug einen breiten rothen Hut, wanderte Nachts verderbenbringend, auf einem durchlöcherten Wetzſtein blaſend, von Ort zu Ort und verſteckte ſich am Morgen im Korn. Zu dieſer Zeit und in dieſer Geſtalt hat man den Peſtknaben geſehen; aber auch Nachts iſt man ihm begegnet und hat gehört, wie er die vermuthlich noch verſchonten, aber nächſtens heimzuſuchenden Ortſchaften und Gebiete memorirte, und zwar in Alliterationen, der volksthümlichen Dichtungsart, z. B.:

„Pituswere, Patuswere,
Snur-Luik ja Lustiwere."

Es iſt überhaupt eine Eigenthümlichkeit der ehſtniſchen Volksſage, daß ſie ihre ſchauerlichen Erſcheinungen gern in Kindergeſtalten kleidet und ſie das lallende Kauderwälſch der Kinder ſprechen läßt, das das Volk mit ſeinen Kleinen bis zu einem gewiſſen Alter zu ſprechen liebt. So iſt es mit „kodukäijad" — Heimgängern — umgehenden Todten —, mit den „näkid" — Waſſergeiſtern — und Anderen. Vielleicht unterhielten nur Mütterchen kleine Kinder damit und bedienten ſich der den Kindern geläufigen Ausdrucksweiſe, theils um verſtändlicher zu ſein, theils wohl nur, um das allzu Grauſige etwas abzuſchwächen.

Von den drei Uebeln, Krieg, Hunger und Peſt, die unſer Heimathland zugleich verwüſteten, hatte ſich hauptſächlich oder gar faſt allein die Peſt in der Volkserinnerung feſtgeſetzt. Im Gegenſatz zum König David muß das Volk alſo die Peſt für das grauſigſte Uebel angeſehen haben, vielleicht in Folge angeborener perſönlicher Tapferkeit, die den ſichtbaren Feind bekämpft, aber nicht fürchtet. Dieſes Uebel hatte aber ſo einſchneidend auf alle Vorſtellungen des Volkes gewirkt, daß dadurch jedes andere Intereſſe zurückgedrängt und jede andere Erinnerung bleibend ausgeſchloſſen wurde. Darin finden wir wohl auch die Erklärung der ſonſt ſo befremdlichen Thatſache, daß von der Einführung der Reformation keine Erinnerung im Volke zurückblieb. Damit mag auch der hier und dort aufgetauchte Vorwurf zurückgewieſen ſein, als hätten die geiſtlichen Führer des Volkes damaliger Zeit dieſes verſtändnißlos aus einer unverſtandenen kirchlichen Disciplin in die andere übergeführt. — Es lebte im Volke auch keine Erinnerung daran, in welchem Verhältniſſe die Bauern vor dem Nordiſchen Kriege, beziehungsweiſe vor der Peſt, zum Gutsherrn geſtanden, in welchen Vermögensverhältniſſen ſie gelebt u. ſ. w. Nach einigen abſichtslos entſchlüpften Bemerkungen Chriſtian Kelchs, der offenbar mit der ſchwediſchen Regierung Partei gegen den Adel nimmt, war das Verhältniß zur Zeit des Verfalles der Ordensherrſchaft ein ziemlich cordiales, wenn auch rohes. Der Ackerbau ſcheint räumlich ziemlich entwickelt geweſen zu ſein, denn man findet Stapel aufgeleſener Steine und andere Spuren einſtigen Ackerbodens in tiefen Wäldern und Einöden. Freilich müſſen dieſe Ackerflächen ſchon vor und während der Schwedenherrſchaft verödet

ſein, denn in den Karten aus den letzten Jahren des 17. Jahrhunderts, die zur Betreibung der Reduction und zur Anbahnung einer gewiſſen Agrarverordnung aufgenommen wurden, ſind ſie nicht mehr als Culturland verzeichnet. Ohne Vermögen und ohne Selbſtgefühl mag der Bauer jener Zeit auch nicht geweſen ſein, davon zeugt namentlich ein Spottlied auf einen reichen Bauernſohn, der ſeinen Stand nicht gehörig achtet, ein Mädchen aus der Stadt heirathet und dadurch zu Grunde geht. Das Lied ſtammt jedenfalls aus der vorruſſiſchen Zeit, denn mit dieſer trat bekanntlich die ſchärfſte Form der Leibeigenſchaft ein, die hier überhaupt beſtanden hat, und ein ſolches Heirathsexperiment war dann wohl ausgeſchloſſen. Schreiber dieſes ſind aus ſeiner Kindheit nur einige Verſe dieſes Liedes im Gedächtniß geblieben, ſie lauten:

„Hans oli wana Hanſu poeg,
Täis adramees ja aidad täis.
— — — — — — — —
— — — — — — — —
Ta wõttis naeſe linna ſeeſt
Ja ſiis ta oli uhke mees“ —*)
— — — — — — — —
— — — — — — — —

Davon zeugen auch zahlreiche ſteinerne Kreuze auf alten Kirchhöfen, theils ohne Inſchriften, theils mit verwitterten Inſchriften aus dem 16. und 17. Jahrhundert, die Bauern geſetzt ſind. Ein ſolches Kreuz aus dem 16. Jahrhundert mit dem Namen Proſa Hans ſteht z. B. in der verfallenen Kirche auf dem Felde des Gutes Saage, Kirchſpiel Jegelecht.

Der Krieg und die Peſt hatten den Wohlſtand vernichtet, nicht allein der Bauern, ſondern auch des Adels. Inventarien der Rittergüter aus der unmittelbar nachfolgenden Zeit zählen mit ängſtlicher Sorgfalt jedes Stückchen eingebauten und ſonſt vorhandenen Eiſens auf, das jetzt kaum Beachtung finden dürfte, bringen aber kaum ſo viel zuſammen, als jetzt das Inventarium eines mittleren Bauernhofes beträgt. — Der Krieg und die gemeinſame Noth hatte aber auch die verſchiedenen Stammes- und Standesgruppen des Landes an einander geſchloſſen, hatte ein gegenſeitiges Bewußtſein der Zuſammengehörigkeit geſchaffen, das trotz der faſt unbeſchränkten Berechtigung auf der einen Seite und der faſt unbegrenzten Verpflichtung auf der anderen Seite durch mehr als vier Generationen beſtand. Nur wo die verpflichtete Gruppe ſich von der berechtigten in ihrem gewohnten Wohlſein thatſächlich geſtört glaubte, wo ihr Leiſtungen zugemuthet wurden, die wirkliche Ueberanſtrengung bedeuteten, nur da entſtanden dazumal Reibungen. Aus der ganzen Zeit der eigentlichen Leibeigenſchaft, d. h. von 1710 bis 1816, weiß man nur von einem einzigen ernſteren Conflicte, der indeſſen auch eines ge-

*) Hans war des alten Hanſen Sohn, — Vollhakenwirth, die Speicher voll. — —
Er holt ein Weib ſich aus der Stadt Und meint, er ſei ein ſtolzer Mann — —

wiſſen Anſtriches von Humor nicht entbehrt. Es iſt der ſogenannte „Neuenhofſche Krieg“ — „Uuemõisa sõda“ — in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts, der in den vierziger Jahren noch recht lebhaft die Erinnerung des Volkes beſchäftigte. Wir benutzen hier kein Actenmaterial, da wir eben nur „Selbſterlebtes und Nacherzähltes“ vorführen wollen und berichten auch darüber nur nach dem Volksmunde. Nach der Erzählung der Leute hatte die Gutsverwaltung von Neuenhof den nächtlichen Dreſchern keine längere Ruhe am Morgen gewähren wollen, die nun ihrerſeits den damals und auch ſpäter üblichen nächtlichen Riegendruſch überhaupt nicht leiſten wollten. Zur Herſtellung der Ordnung war aus Reval ein Bataillon Soldaten geſchickt worden, beſonders weil die Renitenz ſich auch auf die Bauern der benachbarten Güter auszudehnen begann. Bei der Nachricht, daß Militair ausgerückt ſei, hatte ſich eine kriegeriſche Begeiſterung des Volkes bemächtigt; aus der ganzen Umgegend hatten ſich die Leute unter ordentlicher Anführung eines gewiſſen Ewert vom Gute Alt-Harm nach Neuenhof verfügt, um ſich eine Stunde Morgenruhe in aller Form zu erkämpfen. Aus ſeiner Kindheit erinnert ſich Schreiber dieſes des hochbejahrten Tagelöhners Moruski Tõnu vom Gute Neu-Harm, der den „Krieg“ ſelbſt mitgemacht hatte und nicht wenig ſtolz darauf war, daß die Bauern ſich die Stunde Morgenſchlafes redlich erkämpft hätten. Leider hat das Kind auf die Erzählung nicht recht Acht gegeben, doch ſo viel iſt gewiß, daß das Militair dem anrückenden Haufen entgegengeſchickt war und daß die beiden „Heere“ auf dem Neuenhofſchen Felde zuſammentrafen. Der Anführer Ewert hatte ſeine wichtige Perſon hinter einem Stein in Sicherheit gebracht und hatte von dort „Laiali, laiali, mehed!“ — „Schwärmt aus, ſchwärmt aus, Männer!“ — commandirt. Um den Leuten einen heilſamen Schreck einzujagen, hatte das Militair über ihre Köpfe weggeſchoſſen, was aber zur Folge hatte, daß jene ſich für gefeit hielten und mit um ſo größerem Muth vordrangen. Dem Bataillons-Commandeur war es trotzdem gelungen, den Anführer Ewert zur friedlichen Verſtändigung heranzurufen, er war aber von dieſem meuchlings erſchoſſen worden. Ewert ward nun auf der Stelle niedergeſchlagen; es wurde ſcharf auf den Haufen geſchoſſen, mehrere fielen, die Uebrigen flohen und der „Krieg“ war zu Ende.

Es ſcheint, daß der ganzen tragikomiſchen Affaire keine eingehende Unterſuchung gefolgt iſt. Der verlängerte Morgenſchlaf nach nächtlichem Riegendruſch wurde unbeanſtandet gewährt, wie es früher damit geweſen und den vielleicht auch nur eine vereinzelte, vorübergehende Laune kürzen wollte. Mehr hatten die Bauern nicht verlangt, und das Recht des Gutsherrn an der hergebrachten Frohne hatten ſie nicht beſtritten. — Von anderen offenen Widerſetzlichkeiten iſt aus der Zeit von 1710 bis 1816 nichts bekannt.

In der darauf folgenden Zeit lag tiefer Friede über Ehſtland, in der Zeit, die wir durch das graue Feld andeuten möchten. Die Zeit der eigentlichen Leibeigenſchaft hat das jetzt alternde Geſchlecht, haben unſere Altersgenoſſen nicht mehr erlebt, denn dieſe wurde bekanntlich bereits im Jahre 1816 aufgehoben.

In das graue Feld war das Samenkorn der Freiheit bereits eingesenkt worden, es keimte aber nur erst im Verborgenen. Die Lebensformen waren im Wesentlichen dieselben geblieben, wie vorher. Das Landvolk hatte eine bedingte Freizügigkeit erhalten, ein Jeder konnte nach vorhergegangener rechtzeitiger gesetzlicher Kündigung seine Gemeinde verlassen, sich auf einem anderen Gute des ehstländischen Gouvernements niederlassen und Glied der Gemeinde seines neuen Wohnortes werden. Das Niederlassen in den Städten und die Uebersiedelung in andere Gouvernements des Reiches waren ausgeschlossen, bis die Zahl des Landvolkes eine im Gesetz vorgesehene Höhe erreicht haben würde. Von dieser Beschränkung, der Landpflichtigkeit, konnten einzelne Glieder der Landgemeinden nur durch einen Landtagsbeschluß dispensirt werden. Im Ganzen sind zur Zeit des Ueberganges, die etwa 40 Jahre dauerte, nur wenige Dispensationsgesuche eingegangen. Daß ein solches Gesuch jemals zurückgewiesen sei, haben wir nicht gehört.

Von der Freizügigkeit innerhalb des Gouvernements haben meist nur sog. „lose Leute", Knechte und Arbeiter, Gebrauch gemacht. Der bessere Stamm der eigentlichen Bauern, der „Wirthe", blieb in seiner angestammten Gemeinde, blieb auf dem Großgrundbesitze, zu dem er traditionell gehörte. Den Wenigen, die im Drange der jungen Freiheit ihre Bauernstellen verließen, war es meist nicht zum Glück ausgeschlagen. Es hatten sich gegen die zu große Beweglichkeit im Volke rasch zwei geflügelte Worte gebildet: „Ega weerewa kiwi peal sammalt kaswa" — „Auf dem rollenden Stein wächst kein Moos" —, und „Kuhu sa lähed, igal poolel karu kahe pojaga ees" —„Wo du auch hin gehst, überall findest du den Bären mit zwei Jungen vor". Gegen das übermäßige Wandern war der zuverlässigere Theil des Landvolkes auch durch seinen angestammten, unausgesprochen in Fleisch und Blut übergegangenen Patriotismus geschützt.

Ja, es gab hier einen pietätvollen Patriotismus des Landvolkes, eine Liebe zu dem Gute, in dessen Grenzen es geboren war und das es als sein engeres Vaterland ansah; es gab eine pietätvolle Anhänglichkeit zu der angestammten Gutsherrschaft — nicht Leibherrschaft, die hier zwar durch eine heillose Verwirrung der Begriffe und Verhältnisse eine relativ kurze Zeit bestanden haben mag, immer aber etwas allen Theilen Fremdes blieb, weil sie außerhalb der historischen Entwickelung stand. In den baltischen Provinzen hat es eigentlich niemals Volk in dem Sinne gegeben, der in den altrussischen Theilen des Reiches mit diesem Wort verbunden wird, und das jetzt durch ungesunde Zustände in den Ländern der Großindustrie herangezogen worden ist. Es gab hier das Feudalsystem in ausgesprochenster Form, und in diesem System hat naturgemäß weder das Volk noch auch die eigentliche Leibeigenschaft Raum. Einen Tschortapchanow, den Aelteren, der seine „Leute" numerirte*), hat es hier nie gegeben und konnte es nie geben. Es gab nach der historischen Entwickelung und nach der unausgesprochenen, aber tief empfundenen Tradition eben keine Leute, son-

*) Turgenew „Aus dem Tagebuch eines Jägers".

dern es gab nur Stände. Wenn der Gutsherr ſpäter durch die Wucht der allgemeinen Ordnung des großen Reiches, zu dem Ehſtland ſeit 1710 gehört, und durch die Macht des Beiſpiels von ſeiner Feudalherrlichkeit zum bloßen *Gutsbeſitzer* herabgedrückt wurde, ſo entſchädigte er ſich unwillkürlich an dem Rechte ſeiner Unterſaſſen. So wurden aus den einſtigen Erbunterthanen eines Feudalgutes Leibeigene des Gutsbeſitzers, ſchon um das Verhältniß der Stände zu einander nicht zu verſchieben.

Es iſt oben bemerkt worden, wie ſehr der Nordiſche Krieg und die Peſt im Landvolke jede Erinnerung an die Vergangenheit ausgelöſcht hatten. Bei dem Adel mag dieſes nicht in demſelben Maße der Fall geweſen ſein, aber bei dieſem wirkten andere Factoren, um die früheren Lebensformen zunächſt in den Hintergrund zu drängen. Die ruſſiſche Regierung hatte die von der ſchwediſchen dem Privatbeſitz entzogenen — reducirten — Güter ihren früheren Eigenthümern oder deren Erben zurückgegeben, ſie hatte dem Lande alle Abgaben und alle obligatoriſchen Kriegsdienſte erlaſſen. Sowohl perſönlich wie auch in ſeiner Eigenſchaft als Repräſentation des Landes fühlte ſich der Adel der ruſſiſchen Krone tief verpflichtet. Eine Folge davon war der lebhafte Militair- und Civildienſt, eine vielfache Befreundung mit den Gliedern ruſſiſcher Adelsfamilien und ein unwillkürliches Einrücken in ruſſiſche Lebensformen, auch hinſichtlich des Verhältniſſes der Gutsherren zu den Bauern. Trotzdem hat hier die eigentliche Leibeigenſchaft nie rechte Geſtalt gewinnen können, ſie iſt Beiden, den Berechtigten und den Verpflichteten, im Großen und Ganzen fremd geblieben, wenn ihre rauhen Formen auch hier und da zeitweilig in Anwendung gebracht worden ſind.

Sie hatte eben hier keine hiſtoriſche Begründung, und wenn auch die Erinnerungen an die Vorzeit zum größten Theil ausgelöſcht waren, ſo konnten ſie es in dieſem Fall nicht ſo ſehr ſein, denn hier ging das praktiſche Leben eben continuirlich weiter. Im tiefſten Grunde hatte der Gutsherr das Bewußtſein ſeiner Feudalherrlichkeit und der Pflicht nicht verloren, die von jedem Recht, beſonders aber von einem ſolchen unzertrennlich iſt, und dem Bauern war das Bewußtſein ſeiner Erbunterthänigkeit, d. h. ſeines Gutsbürgerthums nicht völlig entſchwunden, wenn es leider auch zeitweilig durch die halb octroyirten, halb adoptirten großruſſiſchen Lebensformen überwuchert oder verſchüttet war.

Der Gutsherr war dem Bauern gegenüber der Lehnsherr, war der Gerichtsherr und waltete auf ſeinem Gut — in ſeinem *Gebiet* — unbeſchränkt innerhalb der von der Staatsregierung gezogenen Grenzen. Das Gut war gleichſam ein Staat unter der Suzeränität des Landesherrn. Und der Bauer war Bürger dieſes Staates, und war es oft mit ganzer Seele — *er war Patriot*. Das Gut, das Gebiet nannte er „meie möis“, „meie wald“ — *unſer Gut*, *unſer Gebiet*. Die Gutsherrſchaft nannte er „meie ſakſad“ oder „omad ſalſad“ — *unſere Herrſchaft* oder *eigene Herrſchaft*. Und er trat gelegentlich unaufgefordert mit vollem Eifer für die Gerechtſame dieſes ſeines engſten Vaterlandes ein. Bei den vielfachen Grenzſtreitigkeiten, die ſich bei den

etwa seit 1820 in progressiver Steigerung gemachten Vermessungen ergaben, traten die Bauern oft oder gar meist mit viel größerem Eifer, ja mit Leidenschaftlichkeit für die häufig sagenhaften Grenzen des Gutes ein, dessen Bürger sie waren. Und diese Bestandtheile des Gutes, wofür die Bauern stritten und kämpften, waren nicht etwa Aecker und Wiesen in ökonomischer Nutzung der Bauern. Nein, es waren oft abgelegene Wälder und Wüsteneien, von denen der Bauer keinen Nutzen zog. Er trat eben für die Integrität seines engen Vaterlandes ein, und er scheute keine Mühe, Volkssagen einzusammeln und Beweismittel zu schaffen, die die Ansprüche von „meie mõis“ unterstützen konnten oder sollten. Diese Sagen und Beweismittel waren freilich oft der wunderlichsten Art und konnten nur selten praktisch verwerthet werden; aber wenn der Gutsherr sich mit seinem Nachbarn verglichen hatte, wenn die neugelegte Grenze gesetzlich geworden war, so konnte sich der Bauer noch lange nicht beruhigen und machte wiederholt fruchtlose Versuche, das vermeintliche Unrecht zu bekämpfen, das seinem unmittelbarsten Vaterlande widerfahren war.

Nun, dieser pietätvolle Patriotismus im engsten, aber auch im unmittelbarsten Lebensbezirk, der sich außerdem noch in vielfacher Art äußerte und bethätigte, diese Poesie der patriarchalischen Lebensweise und der verlästerten Feudalzeit, die bis in die Jugendzeit des jetzt alternden Geschlechtes hinüberreichte, er ist verschwunden, ist weggeschwemmt von den hochgehenden Wogen neuer Lebensanschauungen und neuer Lebensformen. An dem Abbruch des Ueberkommenen ist von Oben und von Unten, von berufener und von unberufener Hand, vom Idealismus und vom Realismus gearbeitet worden. Sehr viele Güter haben keine historische Herrschaft mehr, fast alle haben den poetischen Nimbus verloren, der sie noch in unserer Jugend umkleidete, viele sind gleich gewöhnlicher Budenwaare behandelt und sind mitunter in profane Hände übergegangen, deren Inhaber kein Verständniß für historische Berechtigungen und historische Verpflichtungen haben.

„Das Alte stirbt, es ändert sich die Zeit
Und neues Leben blühlt aus den Ruinen.“

Und das ist der einzige Trost dabei, denn wir alle fühlen und begreifen das Wehen des neuen Geistes, und wir freuen uns des neuen Lebens, so weit der Geist ein reiner und das Leben ein förderſames ist. Ein Unrecht aber bleibt es immer, den unter die Reactionäre zu zählen und ihm das Verständniß für erweiterte und verallgemeinerte Freiheit abzusprechen, der die schöne Blume bedauert, die aus einem gleichfalls strebsamen und ehrenhaften, wenn auch andersgestaltigen Geist vergangener Zeiten hervorwuchs, und die nun mit dem Schutt des Unhaltbaren zugleich fortgeräumt wurde, vielleicht fortgeräumt werden mußte!

* * *

Einförmig sahen die Wirthschaften damals in Ehstland aus. Dreifelder-System bei den Bauern, Dreifelder-System an den Höfen. Von letzteren hatten sich einige allerdings schon zwischen 1830 und 1840 zum Futterbau und zur

Schafzucht, mit den dazu gehörigen Weideſchlägen entſchloſſen, doch dieſe waren Ausnahmen. Den meiſten Gutsherren fehlte es nicht allein an den Mitteln und an dem Willen zu Neuerungen, ſondern es fehlte den Hofsfeldern oft auch die Abrundung, die zur Betreibung der Wechſelwirthſchaft erforderlich iſt. Oft griffen die Hofsfelder und die Dorfsfelder in unregelmäßigen Zacken in einander und beide waren dadurch, hinſichtlich des Wirthſchaftsſyſtems, von einander abhängig. — Die Theilung der Fruchtwechſelſchläge: Brache, Winterkorn, Sommerkorn, ſtammte vom Anfang der Dinge — „katku aeaſt“. Sie ſchien für die Ewigkeit beſchloſſen und die Schläge — die „Lotten“ — waren durch feſte Zäune, oft Steinzäune von bedeutender Schwere abgeſchieden. Dieſe Steinzäune innerhalb der Ackerfelder haben ſpäter, bei der Umlage der Fruchtwechſelſchläge und bei der Streulegung der Bauerſtellen, bedeutende Schwierigkeit und Koſten verurſacht. Daß die Dreifelder-Wirthſchaft, die der Sage nach eine Einrichtung Karls des Großen ſein ſoll, einſt abgeändert werden könnte, das war bis auf Thaer Niemandem eingefallen.

Die Grenze zwiſchen den Wirthſchaftsländereien des Hofes und der Bauern war gleichfalls eine überkommene, an deren Verſchiebung oder Regulirung kein Menſch gedacht hatte, bis das Eindringen rationeller Wirthſchaft eine rationelle Abrundung des Feldplanes zur Lebensfrage machte. — Der Gutsherr bezog ſeine Einkünfte aus den Erträgen der Hofsfelder, die Bauern und das Bauerland waren für ihn nur da, um das Hofsland zu bearbeiten, das Vieh zu beſchicken, das Korn einzuernten, zu dreſchen, zu reinigen, in die Scheuern zu ſammeln und zu Markt zu führen. Daß dabei die Belaſtung der Bauern in den verſchiedenen Gebieten eine verſchiedene ſein mußte, das iſt ſelbſtverſtändlich. Es gab große Gebiete mit verhältnißmäßig kleinen Hofsländereien, und es gab kleine Gebiete mit verhältnißmäßig großen Hofsländereien. Bei den letzteren mußten die Hofsländereien vom Gebiete beſtellt und mußten die übrigen Wirthſchaftsarbeiten vom Gebiete beſchafft werden; bei den erſteren war der etwaige Ueberſchuß auch nicht anders zu verwerthen. Hinſichtlich der Arbeitsleiſtung — der Frohne — jeder einzelnen Bauerſtelle — nicht der Bauern, denn ein Leibdienſt hat hier nie beſtanden — war nach der Aufhebung der Leibeigenſchaft freie Vereinbarung zwiſchen dem Gutsherrn und den Inhabern der Bauerſtellen geſetzlich. Dieſe Vereinbarung iſt aber während der Frohnpachtzeit eigentlich nie zum praktiſchen Ausdruck gelangt. Im Jahre 1804 waren die aus ſchwediſcher Zeit ſtammenden ſogenannten Wackenbücher eingeführt worden und behielten ihre geſetzliche Kraft bis zur Aufhebung der Leibeigenſchaft, in Ehſtland alſo bis 1816. Nach dieſen Wackenbüchern hatte der Inhaber einer Bauerſtelle für jede Tonnſtelle (1377 Quadrat-Faden) Ackerland in jeder der drei Lotten und 15 Saden (75 Pud) Heu-Ertrag wöchentlich einen Anſpanntag und einen Fußtag nebſt einigen beſtimmten Arbeiten zur Erntezeit und einigen kleinen Naturalabgaben (Wackenparzellen) zu leiſten. Dieſe Norm blieb auch nach 1816 ſtillſchweigend in Kraft und wurde ſpäteren Berechnungen zu Grunde gelegt. In der That blieb aber dieſe Norm in den

meisten Fällen nur eine theoretische, die zu Gunsten der Bauern überschritten war und blieb, besonders im Binnenlande. Man bemühte sich eben, die Bauern so zu stellen, daß sie leben und gedeihen konnten, so weit es bei den damaligen Verhältnissen und Gewohnheiten möglich war.

Bis in die vierziger Jahre waren die wenigsten Güter vermessen; die Größe der einzelnen Bauerstellen — Gesinde — und des ganzen Bauerlandes war nur schätzungsweise bekannt. Die factisch geleistete Frohne war mehr eine traditionelle als eine berechnete. Es bestanden sehr bedeutende Unterschiede zwischen Land und Leistung, nicht allein auf den verschiedenen Gütern, sondern auch zwischen den einzelnen Bauerstellen eines und desselben Gutes. Die Dorfsfelder waren zwar, wahrscheinlich von den Bauern selbst, in sogenannten Schnurstücken, langen schmalen Landstreifen, auf die einzelnen Gesinde vertheilt, und es war dabei eine gewisse Gleichmäßigkeit des Areals nach Quantität und Qualität hergestellt worden, die aber nicht immer zutraf, weil bei der Vertheilung ohne Karte fast nur die Breite der Schnurstücke, nicht auch ihre Länge berücksichtigt werden konnte. Die Vertheilung nach Qualität, d. h. die Zuweisung eines Stückes an jedes Gesinde in jeder Bodenart, wie diese durch die Natur des Bodens und durch die Lage im freien Felde, an Wäldern und längs Zäunen geschaffen war, hatte zu einer so großen Zerstückelung geführt, daß zu einem Gesinde gelegentlich an die 150 Stücke Ackerland gehörten. Im Verlaufe der Zeiten waren die Raine zwischen den einzelnen Schnurstücken vielfach aus- und eingebuchtet worden und zum Theil ganz unregelmäßig geworden, indem der stärkere und rücksichtslosere Nachbar mit seinem Pfluge allmählich auf das Schnurstück des schwächeren und friedlicheren eindrang, und so war schließlich auch hier die Controle schwer, zum Theil unmöglich geworden. Flache Wiesen an Bächen und am Meeresstrande waren gleichfalls meist derartig in Schnurstücke zerlegt, in bewachsenen — Waldheuschlägen — war dagegen das Chaos vollständig. Hier gehörte zu jedem Gesinde das Stück, das einst von diesem Gesinde ausgerodet oder nach der großen Katastrophe neu gereinigt worden war. Diese Stücke lagen in den unregelmäßigsten Figuren und in den verschiedensten Größen da, ihre Grenzen waren durch zusammengedrehte Zweige an den Bäumen bestimmt, und ihre Abschätzung war ohne geometrische Aufnahme unmöglich. — Es gab somit innerhalb eines Gebietes schwächer belastete — gute Gesinde, und es gab stärker belastete — schlechte Gesinde. Und es gab Gebiete mit stärkerer und mit schwächerer Frohne, je nachdem die verhältnißmäßig große oder verhältnißmäßig kleine Hofswirthschaft es bestimmt und bedingt hatte. Eine Erhöhung der Frohne konnte dem Gutsherrn zu damaliger Zeit keinen Nutzen bringen, denn er konnte damit doch nichts Anderes thun, als eben seine Wirthschaft betreiben, sie bedeutete nur eine Arbeitserleichterung für den Frohnknecht, und eine Ermäßigung der Frohne bedeutete im Grunde nur eine stärkere Anspannung des Frohnknechts, denn dieser war der eigentliche *Fröhner*, nicht der Bauer, der „Wirth".

Wie viele Arbeitskräfte während der Frohnpachtzeit nutzlos verschleudert oder

lahmgelegt wurden, davon mögen hier ein paar Beiſpiele Raum finden. Dicht beim Hofe des Gutes H. beſtand ein Dorf von 18 Sechstagsgeſinden, und die Hofswirthſchaft wurde von den Frohnknechten und Frohnmägden dieſer 18 Sechstagsgeſinde beſorgt. In einer Oſternacht brannten Hof und Dorf vollſtändig ab. Bei dieſer Gelegenheit wurde der nähergelegene Theil der Dorfsfelder zum Hofe gezogen und von den Bauerſtellen wurden zehn als Viertagsgeſinde auf den entfernteren Feldern angebaut. Dieſe zehn Viertäger bearbeiteten nun in der Folgezeit die früheren Hofsfelder mit dem bedeutenden Theil der Dorfsfelder, der zum Hofe gezogen war, und ihre Knechte waren nicht überlaſtet. Es entſteht nun wohl billig die Frage, was die Knechte und Mägde der vormaligen achtzehn Sechstäger auf den vormaligen Hofsfeldern getrieben haben, die etwa halb ſo groß waren, als die ſpäteren? — Nach der wirthſchaftlichen Berechnung damaliger Zeit gehörte zu einer Tonne Winteraus ſaat der Hofswirthſchaft, mit dem entſprechenden Zubehör an Heuſchlag, Viehſtand u. ſ. w., ein wöchentlicher Anſpanntag mit dem entſprechenden Fußtag. Das vormalige Kronsgut S. in Ehſtland hatte 40 Tonnſtellen in jeder Lotte, alſo 40 Tonnen Winteraus ſaat. Vom Gebiete des Gutes wurden wöchentlich 120 Anſpanntage und 120 Fußtage geleiſtet. Dieſe Tage ſind von den Arrendatoren einverlangt und zur Wirthſchaft verwendet worden, d. h. dreimal ſo viel, als ordnungsmäßig zur Wirthſchaft nöthig war. Dabei waren alle Zäune verfallen, die Felder waren auf's Entſetzlichſte verwahrloſt, zum Theil ſogar wüſt liegen geblieben. Was hat man während der ganzen langen Zeit mit dieſem ungeheuren Ueberſchuß der Arbeitskraft gemacht? — — —

Nach dem beſtehenden Geſetze bildete das Landvolk, d. h. die Okladiſten der Gutsgemeinden, nur einen Stand, im wirklichen Leben — dem Leben im Dorfe und im Hauſe — war es anders. Da zerfiel das Landvolk in drei ſcharf abgegrenzte Gruppen, obgleich das Uebertreten aus der einen Gruppe in die andere weder geſetzlich noch landesüblich erſchwert war und häufig vorkam. In der erſten Gruppe ſtanden die eigentlichen Bauern — „Wirthe“ und „Wirthinnen“ — „peremehed“ und „perenaesed“. Obgleich dieſen geſetzlich keine perſönlichen Standes-Vorrechte zukamen, obgleich ſie gleich den übrigen Gliedern der Bauergemeinde der Gutspolizei unterſtanden und ſogar der Leibesſtrafe unterworfen waren, von der erſt ein beeidigtes Gemeindeamt eximirte, ſo haben ſie doch nie aufgehört die Dorfariſtokratie zu bilden. Dieſer ihrer Stellung ſind ſie immer voll bewußt geweſen, namentlich diejenigen unter ihnen, die von unvordenklichen Zeiten her von Glied zu Glied auf ihrem angeſtammten Grundbeſitze ſaßen. Und gegen dieſe ihre bevorzugte Stellung opponirten die beiden anderen Gruppen, die Knechte und die Lostreiber, auch nie. Der Wirth, „peremees“, eine Bezeichnung, die genau dem lateiniſchen dominus entſpricht, herrſchte unumſchränkt im Hauſe, und der Einfluß der Wirthe leitete unumſchränkt die inneren Angelegenheiten des Dorfes und der Gemeinde, während der Gutsherr ſich in die erſteren nie, in die letzteren nur ſo weit einmiſchte, als es das Gemeinde-Vermögen, das

aus der Initiative der Gutsherren hervorgegangen war, und die Wahl des wichtigsten Gemeindebeamten, des Gemeinde-Aeltesten — „Tallitaja“ — betraf.

Er war ein ernster Mann, der „peremees“; an den Spielen der Jugend, der Knechte und Mägde betheiligte er sich nicht. Seinen Anordnungen folgten Kinder und Gesinde unbedingt, ein Fall von Widersetzlichkeit gegen den „peremees“ war eine äußerste Seltenheit und wurde vom Gutsherrn, wie von der Obrigkeit überhaupt scharf gerügt als schweres Vergehen gegen die Obrigkeit. Eine Klage des Gesindes — der Knechte und Mägde — gegen den Wirth ist auch kaum vorgekommen. Die ständische Ordnung und Unterordnung war tief mit dem Leben des Volkes verwachsen. Das Leben der Bauern damaliger Zeit war sehr einfach, in den meisten Fällen ärmlich. Vor dem Einlenken in neue Bahnen hatte unsere heimathliche Landwirthschaft überhaupt einige sehr schwere Jahre durchzumachen; viele Güter waren unter den Hammer gekommen und für das sehr geringe Darlehn der Credit-Kasse losgeschlagen worden. Es gab hier eine Zeit, wo man Güter ohne jede Zahlung, nur gegen Uebernahme der Kreditkassen-Schuld erwerben konnte. Dieser allgemeine Nothstand des Landes war selbstverständlich nicht ohne Wirkung auf den Bauer geblieben, hatte diesen vielmehr meist am schwersten getroffen, wenn seine Noth auch weniger in die Oeffentlichkeit drang. Der ganze Reichthum des Bauern der alten Zeit bestand in Kornvorräthen; waren diese einmal durch Mißwachs-Jahre erschöpft, waren seine Schulden im Kornvorraths-Magazin gewachsen, so war sein völliger Ruin schwer aufzuhalten. Geld besaßen zu damaliger Zeit nur einzelne wenige Bauern, und auch dieses Geld war in der Regel nicht erworben und erspart, sondern es war aus alter Zeit — „latka acast“ — auf das Gesinde gekommen und blieb bei dem Gesinde, der Bauerstelle, oft unverzinst in Rubelstücken. Geld verstand der damalige Bauer sich überhaupt nicht zu machen. Das Korn verbrauchte er selbst mit seinem großen Haus- und Dienstpersonal, zu dem ja auch Frohnknecht und Frohnmagd gehörten, er speicherte es jahrelang auf und war stolz darauf, gefüllte Kleten zu haben, wenn sich dieses Capital auch nicht nur nicht verzinste, sondern durch Mäusefraß und durch natürliches Verderben jährlich Einbuße erlitt. Wenn vom Korn etwas veräußert wurde, so geschah es auf dem Wege des primitivsten und unvortheilhaftesten Tauschhandels. Der Bauer brachte einiges Korn zur Stadt und zwar direct zum „befreundeten“ vorstädtischen Kaufmann, der ihn beherbergte, während seiner Anwesenheit in der Stadt wohl gar beköstigte und mit der nothwendigen Waare — Eisen, Salz, Heringen, Strömlingen und dergleichen — versorgte. Das Korn wurde von dem „Freunde“ mit „gutem Maß“ empfangen und gegen die Waare verrechnet. Diese „Freunde“ und die Fleischer damaliger Zeit haben die Bauern arg exploitirt und haben ihre Popularität dadurch erhalten und befestigt, daß sie weidlich auf den Gutsherrn schimpften. Ja, sie waren so gründlich in das Schimpfen hineingerathen, daß sie selbst schließlich den Gutsherrn für den Exploitator und sich für die Wohlthäter der Bauern hielten. Ferner vertauschte der Bauer sein Korn gegen Strömlinge

am Strande, zur Zeit der Frühlingsfiſcherei und an Finnländer, die geſalzene Strömlinge an den Strand brachten oder mit dieſen auch im Lande umherfuhren, wie auch die ländlichen Handwerker, Schmiede und Schneider, und alle Dienſtboten mit Korn bezahlt und abgelohnt wurden. Bei dem Tauſchhandel ſpielte das „gute Maß“, d. h. der Haufen auf dem Maßgefäß, dem „Külmit“, eine gar gefährliche Rolle, und dieſes Gefäß hatte leider auch die auf ſolchen Handel berechnete Form; es war breit und niedrig, und bei jedem Schimpfwort auf den Gutsherrn und bei jeder theilnahmvollen Klage über die gedrückte Lage der Bauern glitt ein Handvoll Korn zu dem „Haufen“. — Aus ſeinem Viehbeſtande, der zu damaliger Zeit recht erbärmlich war, verkaufte der Bauer nur etwas Butter, die Schlachtkälber zu 20—40 Kopeken, dann allenfalls noch gemäſtete Schweine zu Preiſen, die das verfutterte Korn lange nicht erſetzten, und Eier. Das Vieh ſelbſt, ſoweit es an den Fleiſcher zum Verkauf gelangte, war ſehr niedrig im Preiſe und auch da wurde der Bauer ſchmählich betrogen. Man erzählt ſich, daß zu damaliger Zeit ein Bauer ſeine ausgemerzte Kuh zur Stadt brachte, dem Fleiſcher verkaufte, ſpäter ein Paſtelfell*) wünſchte und für den Erlös — die Haut ſeiner inzwiſchen geſchlachteten Kuh wieder einhandelte. Auch mit ſeinem allenfalls erſparten wenigen Gelde wußte der Bauer nichts anzufangen. O. W. Maſing erzählt in ſeinem „Nädali Leht“**), der in den zwanziger Jahren gegründeten und aus Mangel an Theilnahme leider bald wieder eingegangenen erſten ehſtniſchen Zeitung, wie er einen Bauer angetroffen, der ſeinem „befreundeten“ Kaufmann Butter und Eier „meele heaks“ — zur Aufmunterung, zum Dank — dafür zuſchleppte, daß dieſer ſein Geld „aufbewahrte“. — Verbunden mit einigen ſchlechten Jahren, iſt dieſe Unerfahrenheit der Bauern, ihre Producte in Geld umzuſetzen, und in Geldangelegenheiten überhaupt, die hervorragendſte Urſache der großen Verarmung geweſen, die wir in den vierziger Jahren faſt durchgängig in Ehſtland antrafen. Dieſelbe Unerfahrenheit war auch das Haupthinderniß bei der Umwandelung der Frohnpacht oder richtiger Arbeitspacht in Geldpacht, die nicht von den Bauern angeſtrebt wurde, wie Blagoweſchtſchenski in ſeinem „Der Ehſte und ſein Herr“ behauptet, auch nicht von der Staatsregierung anbefohlen worden iſt, wie unſere jetzigen „Volksmänner“ declamiren. Von dieſer Angelegenheit wird in dem zweiten Abſchnitt dieſer Erinnerungen die Rede ſein; hier ſei nur bemerkt, daß die von den Gutsherren angeſtrebte und oft faſt aufgezwungene Geldpacht, mit wenigen Ausnahmen in beſonders wohlhabenden und verhältnißmäßig entwickelten Gebieten, zunächſt auf den größten Widerſtand von Seiten der Bauern ſtieß, und daß dieſer Widerſtand von den „Volksmännern“ damaliger Zeit nach Kräften geſtärkt wurde. Es iſt ein wahres Glück, daß dieſen „Volksmännern“ damals noch keine feile und böswillige Preſſe zu Gebote ſtand und daß die Landesobrigkeit mit vollem Nachdrucke gegen die mündliche Propaganda einſchreiten konnte; ſonſt wären den heilſamen Reformen Hinderniſſe in den Weg getragen worden, die ihre Ausführung unendlich erſchwert hätten. Schreiber dieſes, der lange Jahre als Mittels-

*) Paſtel gleich Sandale. **) Wochenblatt.

mann und beiderseitiger Vertrauensmann thätig war, der mehr als 4000 Bauerstellen organisirt hat und durch dessen Hände mehr als 4000 Pachtcontracte gegangen sind, weiß, mit welchen Schwierigkeiten die Gutsherren bei ihren Reformen zu kämpfen hatten. Die Pacht war anfänglich sehr niedrig gestellt, höchstens 15 Rubel für den regulären wöchentlichen Anspanntag, was mit dem dazu gehörigen Fußtag, auf Fußtage reducirt, jährlich 150 derselben, also 10 Kopeken für den Arbeitstag ohne Anspann ergab. Zu diesem Preise sind den Bauern anfänglich langjährige Pachtcontracte angetragen worden; es ist aber nicht möglich gewesen, sie zur Annahme zu bewegen. Uebrigens war es ein Glück für beide Theile, wie im zweiten Abschnitt dargethan werden soll.

Das Leben der Bauern war in den vierziger Jahren also sehr einfach, ärmlich und relativ erbärmlich. Dieses bekundete schon sein Haus, das nach einem urväterlichen Plane gebaut war. Durch einen engen, dunklen Vorraum, nach Außen mit einer breiten Thür abgeschlossen, gelangte man an eine etwa zwei Fuß hohe Schwelle. Ueber dieser Schwelle befand sich eine Schiebethür mit einem quadratischen Loch in der Mitte. Wenn man über die Schwelle geklettert, so gelangte man in einen größeren Raum, der in der Regel Alles war, was das Haus für Menschen an Gelaß bot, als Wohn-, Arbeits- und Schlafzimmer und als Trockenriege diente, oft aber auch Ferkeln, Schafen und Hühnern Herberge bieten mußte. An der Hinterwand lag der mächtige Ofen, der oben mit mäßiggroßen Geröllsteinen zugedeckt war — der „keris“. Durch die Zwischenräume der Steine des „keris“ zog sich der Rauch in die Höhe, senkte sich und fluthete durch die offene Thür hinaus. Die Steine des „keris“ erwärmten sich und strömten bis zur nächsten Heizung Wärme aus. Ueber dem „keris“ wurden Schinken, Speckseiten und Hälften geschlachteter Schafe geräuchert, und zu Festzeiten wurden Würste und Speckseiten auf dem „keris“ gebraten, der übrigens auch in etwas abgekühltem Zustande zur bevorzugten Schlafstätte diente. Vor dem Ofen, der tiefer als der Estrich eingebaut war, befand sich eine Vertiefung „lee auk“ und zwischen dieser und dem eigentlichen Ofen eine Art von Heerd mit Vorrichtungen, um Kochkessel — Grapen — aufzuhängen. Hier wurde gekocht, namentlich in den Wintermonaten, während für die Sommermonate meist eine besondere Küche vorhanden war, die im Hof lag und aus kegelförmig zusammengestellten gespaltenen Stangen bestand. In dieser Küche wurde gewaschen, oft aber auch im allgemeinen Zimmer. Fenster waren in dem Wohnhause nicht vorhanden, das Licht fand Zugang durch das Loch in der Schiebethür, die übrigens meist völlig offen gehalten wurde. Durch eine Thür in der Hinterwand gelangte man in die Dreschtenne, die im Winter zugleich zum Stall für bevorzugtes Vieh diente, wie es übrigens noch jetzt bei den verbesserten und mit rauchfreien Zimmern versehenen Bauernhäusern gehalten wird. An einem solchen Bauernhause war kein Pfund Eisen; Hängen und Verschluß, Alles war von Holz. Die Lage und die Wände des Wohnraumes waren mit einer dicken Rußschicht überzogen, namentlich die erstere, die wie polirt aussah. Im Sommer, wo nicht geheizt wurde, war die

Luft in dieſem Wohnraume dumpf, im Winter von einem kräftigen Creoſotgeruch durchzogen, der jede Unreinlichkeit abſorbirte, und der Aufenthalt darin war im Grunde weniger läſtig, als man denken ſollte. Selbſtverſtändlich war ein ſolcher Raum zur Zeit des Heizens nur Leuten bewohnbar, die von Jugend auf ſich daran hatten gewöhnen müſſen. Ein großer Luxus wurde und wird auch noch jetzt mit Nebengebäuden — Kleeten, Ställen, Scheuern und Schuppen — getrieben. Es giebt Bauerhöfe, beſonders ſogenannte Streugeſinde — „mets pered“ — die an 14 Dächer auf dem Hof haben. Holz und Arbeitskraft wurden eben nicht veranſchlagt. — Einfach im höchſten Grade war auch das ganze Hausgeräth: ein paar Tiſche, wenn's hoch kam, einige Stühle mit Sitzen von Strohgeflecht, einige Bänke, Schüſſeln und Löffel, alles von Holz und alles ſelbſtgemacht. Aus Holz und immer Holz beſtand auch das Gefährt und das Feldgeräth, ſoweit es nicht ſchneidend ſein mußte. Ohne eiſerne Reifen waren die Wagenräder, ohne eiſerne Schienen die Schlittenſohlen. Eiſen und reſp. Stahl wurde nur zum Pferdebeſchlag, zu Pflugſcharen, Sicheln, Senſen, Beilen und Meſſern gebraucht. Alles das war vom ländlichen Schmied gemacht, der öfter eine kleine Freiſtelle im Dorf hatte und deſſen Arbeiten — wie ſchon bemerkt — mit Korn bezahlt wurden. Das einzige gekaufte ſchneidende Geräth war ein Einſchlagemeſſer, das vornehmlich als Tiſchmeſſer und als Gabel diente und in beſonderen Ehren gehalten wurde. — Die Kleidung war meiſt beſſer als jetzt. Alles war echt, Wolle und Lein, von fleißigen Frauenhänden gekratzt reſp. gehechelt, geſponnen, gewebt und, ſo weit es von der Frauenkleidung gilt, meiſt auch von den Frauen ſelbſt zugeſchnitten und genäht. Das Wollenzeug zu Frauenröcken — „ſeelik“ — war in lebhaften Farben geſtreift. Das Tuch zu den Ueberröcken der Männer und Frauen — je nach den einzelnen Kreiſen, Kirchſpielen und ſogar Gutsgemeinden, bald ſchwarz, braun oder grau — war ſelbſtgeſponnen, ſelbſtgewebt und ſelbſtgewalkt, ohne Beihilfe von Walkmühlen und Maſchinerien, die ſich erſt ſeit etwa 10—15 Jahren eingebürgert haben. Die Männerkleidung war vom Dorfſchneider — einer halbamtlichen Perſon, gleich dem Dorfſchmied — gemacht. Gekauft waren zur Männerkleidung der Hut und für den Winter die Fellmütze, zur Frauenkleidung das Zeug zu den hohen, pickelhaubenartigen Mützen der verheiratheten Frauen und zu den Kränzen — „pärg, pärjad“ — der Mädchen, nebſt den dazu gehörigen Bändern, mit denen Luxus getrieben wurde, indem ſie bei Wohlhabenderen oft vom koſtbarſten Stoffe waren, dafür aber auch nur in der Kirche und bei feſtlichſten Gelegenheiten getragen wurden, das Leben der Beſitzerin überdauerten und ſich nicht ſelten auf die Töchter vererbten. Die Frauen trugen wohl auch ſeidene oder halbſeidene Knüpftücher. — Das Silbergeſchmeide aus alter Zeit war damals ſchon meiſt verſchwunden. Durch die Herrnhuter, die auch in Ehſtland Eingang gefunden, war neben manchem Guten auch viel Pietismus unter dem Landvolk verbreitet worden; dieſer hatte gegen das Geſchmeide geeifert und ſtrebſame Schacherjuden hatten es dem Volk pfundweiſe, gegen ſchlechteſte Waare, abgeſchwindelt. Dieſes Silbergeſchmeide der Frauen beſtand als Halsſchmuck

aus großen runden Silberperlen, mit später angehängten Thaler- und Rubelstücken, oft vergoldet, und als Bruſtgeſchmeide aus großen runden Broſchen — „prees, preesid“ — bis zu vier Zoll Durchmeſſer. Es ſoll dieſes Geſchmeide mitunter ſo reichlich vorhanden geweſen ſein, daß die Mütter es pfundweiſe ihren Töchtern vertheilten. Von dieſen Koſtbarkeiten, die in ihrem Grundſtock wohl noch aus den Ordenszeiten und aus den erſten Zeiten der ſchwediſchen Regierung ſtammten, ſah man in den vierziger Jahren nur noch wenig, das wohl auch jetzt erhalten ſein wird. Getragen wird das alte Geſchmeide aber wohl kaum, denn in der Tracht des Landvolkes iſt eine heilloſe Corruption eingeriſſen, zu der das Alte und Gediegene nicht mehr paßt.

Die Alltagskoſt ehſtniſcher Bauern iſt immer ſehr einfach und einförmig geweſen. Im Sommer Brod, Milch und Strömlinge; im Winter Kartoffeln, einfache Suppen, Kohl, Erbſen, Bohnen oder Grütze, meiſt mit Fett. Sehr ſchlecht war in vielen Gegenden und Gemeinden das liebe tägliche Brod. Die Nothjahre hatten den Bauer vielfach veranlaßt, ſein Korn mit einer Beimiſchung von ſogenanntem Kaff (Beſtandtheile der Kornähre) vermahlen zu laſſen und aus dieſem grauſigen Gemiſch ein Brod herzuſtellen, das weder den primitivſten Anforderungen des Geſchmackes noch der Nährungsfähigkeit entſprach. Dieſe Sitte oder Unſitte dauerte auch noch fort, wo ſie nicht mehr von der Noth geboten war. Jetzt dürfte ſolches Brod ſelbſt in der ärmlichſten Loſtreiber-Hütte nicht mehr zu finden ſein, und unſer gegenwärtiges Geſchlecht würde es wohl kaum eſſen, auch die älteren Leute nicht, die in ihrer Kindheit und Jugend damit genährt ſein mögen. Dieſes ungenießbare Brod war rauh und ſo leicht, daß man ſich damals erzählte, es ſeien ganze Gebäcke verbrannt, in die zufällig eine Funke gerieth. Es mag dieſes Uebertreibung ſein, charakteriſirt aber doch das damalige Brod mancher Gegenden, Gemeinden und Haushaltungen. Uebrigens gab es immerhin auch ganze Gemeinden, wo das Kaffbrod unbekannt oder wenigſtens nicht im Gebrauch war. Des Sonntags hat der ehſtniſche Bauer, und wohl auch faſt jeder Loſtreiber, wenn auch nicht ein Huhn, ſo doch ein Stück Schweinefleiſch oder Schaffleiſch im Topfe gehabt, während Rindfleiſch nicht oder kaum gegeſſen wurde, wie denn der Ehſte auch jetzt noch einen ſehr engbegrenzten Küchenzettel hat, und Jeder unbarmherzig dem Spott verfiel, der darin freier zu denken wagte. Zu den Feiertagen, den drei Hauptfeſten des Jahres, wurde Bier gebraut, und namentlich im Weihnachts-Cyklus, beſonders aber am Weihnachtsabend, wurden Würſte und wurde Schweinefleiſch in unendlichen Quantitäten aufgetiſcht, wie zu dieſen Feſten in der Regel auch Weißbrod gebacken ward. Auch Derjenige, der ſonſt mehr oder weniger darben mußte, hatte namentlich zu Weihnachten ſich ein mehrtägiges Feſtmahl beſorgt, erſpart und erdarbt. „Jõulud, Jõulu pühad“, urſprünglich wohl „Juulu pühad“ — Julfeſte — iſt das höchſte Kirchenfeſt und zugleich Volksfeſt der Ehſten. Die Sitte der Feſteſſen mag wohl von alten Opferfeſten der Winterſonnenwende ſtammen. Es heißt, daß bei den Alt-Ehſten der Tiſch während der ganzen Feſtzeit gedeckt oder vielmehr beſetzt war und die Thür

offen stand, damit jeder Fremdling unbehindert eintreten und unaufgefordert zulangen konnte. Das Freuden- und Friedensfest der Christenheit, das Fest der wiederum aufwärts strebenden Sonne, wurde außerdem im altehstnischen Bauerhause mit besonderen, einfachen und wahrscheinlich sehr alten Gebräuchen begangen. In das wohlgeheizte, vom Fettgeruch bratender Würste und Speckseiten reichlich durchdrungene Gemach wurde Stroh gebracht und in dicker Schicht auf der Diele ausgebreitet. Nach wohlgenossenen Speis und Trank flocht sich die liebe Jugend, die mitunter wohl auch schon recht stark bei Jahren war, aus dem Stroh kurze Stricke, „pasfid“, und hieb, auf dem Stroh sich wälzend, tapfer auf einander los. In vielen Häusern, namentlich solchen, die reichlicher mit jungen Mädchen versorgt waren, wurden zu diesen höchsten Festtagen Kronleuchter von Stroh gewunden und mit ausgeblasenen Eiern, Quasten von rothgefärbtem Wollengarn u. s. w. verziert — Kronleuchter, die außerdem noch bei Hochzeiten in Anwendung kamen und die man auch noch jetzt antrifft. Das frohe und wildbewegte Leben in der heiligen Nacht währte unberechnete Zeit, bis eben Einer nach dem Anderen ermüdete und auf dem Stroh einschlief. Am Morgen des Weihnachtstages, d. h. etwa um fünf Uhr, wurde ein Frühstück von versüßtem Warmbier, Weißbrod und obligatem Schweinefleisch verzehrt; dann rüstete sich die Jugend zum Kirchgange oder zur Kirchenfahrt. Am ersten Feiertage besuchte gewohnheitsgemäß meist die Jugend die Kirche, der zweite Feiertag war für das Alter, und an beiden Festtagen waren die Kirchen immer überfüllt, ja, es konnten nicht Alle Raum finden, denn oft war der ganze Kirchenhof mit Leuten besetzt. Uebrigens fehlten weder am Weihnachts-Abend noch am Morgen geistliche Lieder, das Volk sang, so gut es damals eben singen konnte, und es wurden die entsprechenden Capitel aus der Bibel und die bestimmten Gebete aus dem Anhang des Gesangbuches vorgelesen. Daß die Leute lesen konnten, dafür sorgten damals die Mütter, die Visitationen durch den Pastor und endlich die Confirmandenlehre. Analphabeten waren schon damals eine seltene Ausnahme.

Außer den Weihnachtsfeiertagen gab es Würste und so reichliches ja wohl noch reichlicheres Schweinefleisch nur noch bei Hochzeiten. Schreiber dieses hat bei solchen Gelegenheiten in wohlhabenderen Bauerhäusern ganze Collectionen von Schweinsköpfen auf den Tischen gesehen. Selbstgebrautes Bier, ein unendlich trübes Getränk, war reichlich vorhanden, wurde gelegentlich auch mit Honig versüßt und mit Schnaps gestärkt. Es gab ja unter den Hochzeitsgästen und unter den Festgenossen so Manchen, der sich des Guten zu viel that, in Schwelgereien arteten die Festlichkeiten aber nie aus, wenigstens nicht bei den eigentlichen Bauern. Ueberhaupt ist das Trinken nie ein Volkslaster der Ehsten gewesen. In den Zeiten der vielen Krüge gab es wohl häufige Besucher derselben, die sich gelegentlich auch zu Gewohnheitstrinkern ausbildeten, aber diese waren dann auch gezeichnet und vernehmt. Im Großen und Ganzen ist der Ehste ein mäßiger und nüchterner Mann, und jetzt, wo etwa die Hälfte der Krüge geschlossen ist, die ohnehin mehr von Knechten und sogenannten losen Leuten fre-

quentirt wurden, ist ein Trinker auf dem Lande verhältnißmäßig eine Seltenheit. Die Tiraden über das „Krugsleben“, denen wir wunderlicher Weise so oft in der nationalistischen Presse begegnen, während dieselbe Presse denselben Ehsten sonst als Ideal par excellence hinstellt, diese Tiraden haben einen politischen Hintergrund, sind meist erfunden und sind eine ungerechtfertigte Verlästerung des Volkes.

Es herrschte eifrige Kirchlichkeit, tiefe Religiosität und Gottesfurcht bei den Ehsten damaliger Zeit. Ein freches oder auch nur leichtfertiges Wort gegen die Kirche und gegen den Glauben, namentlich ein gedrucktes Wort dieser Art, wie wir solchen jetzt so oft in der nationalistischen Presse und in anderen Producten wüster Geister begegnen, wäre damals entweder nicht verstanden worden, oder es hätte einen allgemeinen Sturm tiefster Entrüstung erregt. Fast alles Gedruckte damaliger Zeit war religiösen oder, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, halbreligiösen Inhalts. Viele Jahre hindurch herrschte in dem, was man ehstnische Literatur nennen konnte, eine entschieden pietistische Richtung vor, und die Ehsten wurden mit einer Fluth von Tractätchen überschwemmt, deren abstracten Geist das Volk schwerlich begriff; trotzdem wurden sie von ihm eifrig gelesen und gelobt. Die Achtung vor allem Gedruckten war so groß, daß der Ehste sein Haupt entblößte, wo Gedrucktes gelesen wurde oder wo er selbst ein gedrucktes Buch aufschlug. Es war hierin sicher viel Einseitiges und Uebertriebenes, und der geistige Druck, den diese einseitige Art der Geistesnahrung unwillkürlich ausübte, mag mitgewirkt haben, eine Reaction hervorzurufen und dem Schmutz die Wege zu ebnen, der sich jetzt in der ehstnischen Literatur breit macht. Trotz mancher Ausartung und trotz vielfacher, wir möchten sagen, unbewußter Heuchelei, hat aber die eifrige Kirchlichkeit und die tiefe Religiosität dem Volk in schweren Zeiten seinen ergebenen Lebensmuth, seine Sittenreinheit, seine Ruhe und seinen Frieden bewahrt. Wenn das heute vielleicht in vielen Fällen auch nicht mehr der Fall ist, so waren diese Kirchlichkeit und diese Religiosität doch eine *feine äußere Zucht*, und sie sind nicht ohne wohlthätigen Einfluß auf das praktische Leben gewesen. Eine weltliche Literatur fehlte den Ehsten fast ganz, und es ist sehr zu bedauern, daß sich eine solche nicht aus der im Volk herrschenden gläubigen Richtung heraus entwickelte, pietistische Ausartungen unausgesprochen bekämpfte und sich lebensfrisch, lebenskräftig und volksthümlich an den christlichen Geist anschloß, der thatsächlich Volksgeist geworden war. Der von O. W. Masing und Dr. Fählmann genommene Anlauf fand leider zu wenig Nachfolge, vermochte die Masse des Volkes nicht zu bewegen, und ihre Schriften waren in den vierziger Jahren dem eigentlichen Volk kaum mehr bekannt. Zu dieser Zeit erschien „Aeawiide peeru walgusel“ — „Zeitvertreib bei Pergellicht“*) — von Peter Graf Manteuffel auf Mecks, eine Erzählung aus dem Bauerleben, die trotz ihres anspruchslosen Titels und ihres geringen Umfanges wohl das Beste ist, was bisher in dieser Art in ehstnischer Sprache erschienen ist. Unmittelbar aus dem Volksleben

*) Pergel gleich Kienspahn.

geschöpft, die tägliche Beschäftigung, die Freude und die Sorge, das Gute und das Böse des ländlichen Lebens unter den damals herrschenden Verhältnissen berührend, verwandelt das Werkchen unser Bauerleben ohne hervortretende Absicht in eine Idylle. Der einfachen Erzählung folgend, lernen wir den Bauer achten und den Ehsten lieben. Gleichfalls von dem Grafen Manteuffel erschien bald darauf: „Willem Nawi elupääwad"*) und von Dr. Kreutzwald „Wiina katk" **), zwei für die damalige Zeit formvollendete und lebenswarme Arbeiten. Beide hatten einen bestimmten Zweck, sie waren gegen die sporadisch auftretende Trunksucht gerichtet, die vielleicht gerade damals in unserem Heimathlande ihren Höhenpunkt erreicht hatte. Sie mögen beide zweckentsprechend gewirkt haben, aber ihr ästhetischer Werth ist durch ausgesprochen hervortretende Tendenz selbstverständlich mehr oder weniger beeinträchtigt.

Es erschienen noch einige Bücher weltlichen Inhalts, sie wurden wohl auch gelesen, aber sie wurden meist vergessen. Wer von den Ehsten damaliger Zeit überhaupt las, der gehörte schon zu den Wohlhabenderen, und diese neigten sich mehr oder weniger der Brüdergemeinde der Herrnhuter zu und zeigten mehr oder weniger eine Verachtung alles Weltlichen; was aber von dem übrigen Volk überhaupt zum Lesen kam, das folgte seinen wohlhabenderen Stammesgenossen. Das Volk war überhaupt mehr geistlich als geistig entwickelt und kehrte stets zur geistlichen Lectüre, zu religiösen Schriften und Erbauungsbüchern zurück. In diesem ungleichen Ausbau geistlicher und geistiger Entwickelung liegt vielleicht auch eine der Ursachen, daß sich das geistliche Leben des Volkes nicht so vertiefte, wie es schon an und für sich sein soll, wie es aber gegenüber den bald hereinbrechenden Stürmen besonders erforderlich war. Darum vielleicht fielen bei dem ersten Anprall in den vierziger Jahren in Livland so viele vom Baume ihrer Stammkirche ab. Die evangelische Freiheit war gegeben, hatte nicht den geringsten Kampf zu bestehen gehabt, war nicht erkämpft und darum nicht bewußtes, eigenstes Gut des Volkes geworden. —

Die Verbreitung der wenigen weltlichen Literatur fand auch wohl darin ein Hinderniß, daß in dieser Richtung den Ehsten jeder geistige Mittelpunkt zur gegenseitigen Anregung fehlte. Es gab nur zwei Vereinigungspunkte im Guten und einen Vereinigungspunkt im Bösen: die Kirche, das Bethaus der Brüdergemeinde und — den Krug. Daß alle diese ihrer Natur gemäß die weltliche Literatur nicht fördern und verbreiten konnten, das ist selbstverständlich. Es gab keine Vereine für gesellige und literärische Zwecke, von denen aus die gegebene Anregung sich hätte verbreiten und verallgemeinern können; es gab keine ehstnische Zeitung, die für eine allgemeine geistige Regung hätte eintreten und diese verbreiten können. Noch spielte sich das ehstnische Leben, namentlich das Leben des Landmannes mit äußerstem Particularismus innerhalb des engsten Kreises der

*) Wilhelm Naw's Lebenslauf

**) Die Branntweins-Pest.

eigenen Dorfſchaft und der eigenen Gemeinde ab. Das Volksleben war ſtrömungslos, bewegungslos und ſtreblos, es war das graue Feld, aber nicht das des Herbſtes, ſondern das des Frühlings. Das Samenkorn der Freiheit war eingeſenkt, es keimte im Verborgenen, um zu ſeiner Zeit als Zeichen einer neuen Aera unſeres Heimathlandes aufzugehen.

Werfen wir noch einen kurzen Blick auf die beiden unteren Gruppen des Landvolkes, die Knechte und die Lostreiber. Unter den Knechten damaliger Zeit ſind hauptſächlich Frohnknechte, d. h. diejenigen Arbeiter zu verſtehen, die der Bauer annahm, auf ſeine Koſten unterhielt und mit ſeinem Anſpann und ſeinem Fuhr- und Ackergeräth zur Ableiſtung der beſtimmten oder vereinbarten Frohntage an den Hof ſchickte. Knechte zur Aushilfe bei der eigenen Feldarbeit hielten die Bauern ſelten, und natürlich nur die Bauern oder Wirthe der größten Geſinde, die Halbhäkner und die einzelnen wenigen Bauerſtellen, die darüber waren. Zur Hilfe bei der eigenen Wirthſchaftsbeſtellung genügte meiſt die Familie, die erwachſenen Söhne, die jüngeren Brüder u. ſ. w. Eigene Familienglieder leiſteten zwar gleichfalls Frohnknechtdienſte, in der Regel rekrutirte ſich dieſer Stand aber aus den Söhnen der Lostreiber. — Wie ſchon früher bemerkt, war der Frohnknecht der eigentliche Fröhner; der Bauer hatte die Stelle unter der Bedingung übernommen, gepachtet, oder er hatte ſie unter Einwilligung des Gutsherrn unter der Vorausſetzung von ſeinen Vorfahren überkommen, daß er die contrahirte oder gewohnheitsmäßige Leiſtung dem Hofe durch einen qualificirten Arbeiter mit Anſpann und Geräth ableiſten ließ.

Dieſe Gruppe des Bauernſtandes war die rechtloſeſte; man konnte ſie bis zur Aufhebung der Frohne und Landpflichtigkeit faſt zu den Leibeigenen rechnen, wenn auch nicht des Gutsherrn, ſo doch der Gemeinde. Nach Martini (10. November) jeden Jahres wurden die Knechte und die ſogenannten - loſen Leute des Gebietes zuſammengezählt, es wurde der Bedarf an Frohnknechten und ſonſtigen Knechten berechnet, und dann zunächſt den Bauern überlaſſen, ſich aus dieſer Maſſe mit dem erforderlichen Dienſtperſonal zu verſorgen. Der Knechtslohn war geſetzlich normirt, wobei es den Bauern natürlich unbenommen blieb, eine höhere Bewilligung zu machen. Den arbeitsfähigen loſen Leuten, d. h. Leuten, die innerhalb der Gemeinde keine anderweitige Anſtellung oder Erwerbsart nachweiſen konnten, war es nicht erlaubt, ſich dem Knechtsdienſte zu entziehen. Hatten ſie ſich zu einer beſtimmten Zeit nicht freiwillig mit den Wirthen vereinbart und fehlte es einigen von dieſen an Knechten, ſo wurden die annoch freien loſen Leute von Seiten der Gemeindeverwaltung gegen den geſetzlichen oder üblichen Lohn dort eingeſtellt, wo ſie eben nöthig waren. Die Knechte hatten das Recht, zu Martini zu kündigen und in eine andere Gemeinde überzugehen, ſie unterlagen aber überall dem Geſetze der Repartition. Hatten ſie bis Lichtmeß keinen Aufnahmeſchein aus einer fremden Gemeinde beigebracht, ſo blieben ſie in der alten. Die Kündigungsſcheine und die Aufnahmeſcheine wurden bis zum Jahre 1866 von der Gutsverwaltung ausgeſtellt, d. h. vom Gutsherrn oder von derjenigen Perſönlichkeit, die

er mit der Gutsverwaltung betraut und bei den Landesbehörden als Vertreter der Gutsverwaltung legitimirt hatte.

Am Sonntag Abend empfing der Frohnknecht der Sechstagsſtelle, des Halbhäkners, ſeine Koſt auf drei Tage, ein Brod, eine Schachtel — „karp“ — mit Strömlingen, bei guten Bauern wohl auch eine ſolche mit Butter und etwa 4—6 Stof ſaurer Milch in einem beſonderen Geſchirr — „lähker“ genannt. Am Mittwoch Abend kam er wieder nach Hauſe, erneuerte ſeine Vorräthe, mußte am Donnerstag Morgen rechtzeitig bei der Arbeit ſein und kam am Sonnabend Abend wieder nach Hauſe, um am Sonntag frei von ſeinem ſchweren Dienſt zu ſein. Frohnknechten aus entfernten Dörfern und Geſinden wurde wohl auch eine Mahlzeit — ein Drittel vom Sommertage und die Hälfte vom Wintertage — für dieſe Gänge berechnet. Am Hofe trat der Frohnknecht voll unter die Botmäßigkeit der Gutsverwaltung, ohne daß ſein eigentlicher Dienſtherr — der Bauer — über ihn verfügen konnte. Sein nächſter Vorgeſetzter war der Frohnvogt — „kubjas“ — eine ſehr gefürchtete und oft ſehr gehaßte Perſönlichkeit. Gewohnheitsrechtlich konnte der Kubjas ſäumigen, nachläſſigen oder unbotmäßigen Arbeitern bis drei Stockſchläge geben; es mögen aber wohl auch manche Schläge außeretatmäßig gefallen ſein, wenn der Mann, der in der Regel früher ſelbſt Frohnknecht geweſen, nun nach Unten hin ſeine Machtvollkommenheit zeigen wollte. Die folgenden Autoritäten waren der „aidamees“ — Kleetenkerl, eine Art von Unterverwalter, und der „opmann“ — Verwalter, wo der Gutsherr nicht ſelbſt dieſen Poſten verſah, wie es bei kleineren Gütern üblich war. Dieſen Vorgeſetzten gegenüber ſtand der Frohnknecht im Verhältniß des Soldaten zum Unteroffizier und zum Oberoffizier: eine Klage war zuläſſig, aber ſie war nicht opportun. — Die Arbeit, die Tagesleiſtung des Frohnknechtes, war geſetzlich normirt, und ſie ließ ſich leicht bewältigen, wenn der Anſpann und das Geräth gut waren, was freilich nicht überall zutraf.

Es war ein einförmiges Leben voll Mühe und Entbehrung, das der Frohnknecht führte. Selten wurde ihm eine aufmunternde Anerkennung zu Theil, ſelten eröffnete ſich ihm eine freundliche Perſpective in die Zukunft. Wollte man daraus aber ſchließen, daß dieſe geplagteſte Gruppe der Landleute ſtets in gedrückter oder gar verbiſſener Stimmung war, ſo würde man ſich ſehr irren. Es war ein munteres Völkchen voll Lebenskraft und neckiſchen Uebermuths, das Volk der Frohnknechte, der „teumeheb“, das ſelten einen Vorübergehenden ungeneckt paſſiren ließ, wenn dieſer nicht zu den bekannten Autoritäten und Reſpectsperſonen gehörte. Der „teumees“ iſt ſogar als Repräſentant des neckiſchen Uebermuthes in die Volksmärchen übergegangen, vor deſſen loſem Witz ſogar der Teufel ſich fürchtete, als er noch in Begleitung ſeines Sohnes die Erde durchſtreifte. Dieſe Leute ſchienen die Fertigkeit zu haben, in den langen Winternächten in Vorrath ſchlafen zu können, um während der angeſtrengteſten Arbeitszeit, der Heuzeit, davon zehren zu können. Die Heuarbeit vereinte die Frohnknechte und Frohnmägde vorübergehend auf einem Arbeitsfelde, und dieſe Zeit wurde zur jugendfrohen Tändelei

voll ausgenutzt. Nach gethaner Tagesarbeit vereinten sich die beiden Lager am Feuer oder in einer Scheune, und es wurde fast die ganze Nacht hindurch gesungen und Muthwillen getrieben, wobei Ungehörigkeiten schon durch die große Zeugenschaft ausgeschlossen waren. — Zum Verständniß für Nichteingeweihte sei hier nachgetragen, daß der Bauer neben dem Frohnknecht auch eine Frohnmagd — „waim“ — auf dieselbe Zeitdauer an die Hofsarbeit stellte. Diese Frohnmägde hatten zum unmittelbaren Vorgesetzten einen besonderen Vogt — „kilter“ — der sie zur Arbeit führte und diese leitete.

So aussichtslos das Leben der Frohnknechte im Allgemeinen war und so wenig sie im Stande waren, Etwas für ihre alten Tage zurückzulegen, so gab es unter ihnen doch so manchen strebsamen Mann, der von seinem Brodherrn ein Stückchen Feld und ein Stückchen Heuschlag als Beigabe zu seinem kargen Lohn erhielt und der sich von den Erträgen dieser Landstücke — „kasu maa“ — ein Pferd oder ein Stück Rindvieh oder auch beide erzog und in dieser Art seine Einkünfte zu vermehren wußte. Weide für die Sommermonate hatte er frei, da diese in der Regel bei jeder Dorfschaft überflüssig vorhanden war und auch meist unbegrenzt in den Hofswald ausgedehnt wurde. Zur Bearbeitung des Feldstückchens fand er Zeit, wenn er zu Mittwoch und Sonnabend mit seiner Stückarbeit am Hofe in Vorrath gekommen war und daher früher nach Hause kommen konnte, oder sein Brodherr gab ihm auch ein paar Tage frei und ersetzte sie am Hofe durch andere Leute. So schaffte er sich Winterfutter für seine Pfleglinge, und im Uebrigen mußte auch gelegentlich die Hofs-Riege aushelfen, indem beim nächtlichen Drusch manches Säckchen ungereinigten Korns bei Seite wanderte. Solche kleine Diebereien wurden kaum für ein Unrecht, geschweige denn für eine Sünde angesehen. Der Mann sah sich mit dem Hofe für solidarisch an: „Senna meie köik teeme, sealt peame köik saama“ — „Dahin schaffen wir Alle, von da müssen wir Alle bekommen“ — sagte er und beruhigte sich, namentlich wenn es nur für sein Frohnpferd oder für sein eigenes junges Pferd, sein „fälg“, bestimmt war. Und auch der Aufseher sah wohl bei solchen Diebereien durch die Finger. Es gab freilich auch größere, wo das gestohlene Korn in den Krug oder sonst zum Verkauf gebracht wurde, aber das galt immer für Diebstahl und wurde nur von Frohnknechten begangen, die auf abschüssige Bahnen gerathen waren und auch keine Zukunft vor sich hatten. Von den sorgsamen und ordentlichen Frohnknechten ist mancher in der Folge wohlhabender Bauer geworden, der noch selbst oder dessen Nachkommen als Pächter oder gar als Eigenthümer auf der Bauerstelle sitzen. Mancher Frohnknecht ist Aufseher, Unterverwalter oder sonstiger Beamter des Hofes geworden, und es sind Fälle vorgekommen, wo sich einzelne Frohnknechte zu geachteten Arrendatoren ganzer Güter hinaufgearbeitet haben. In der Regel verfielen die Frohnknechte für ihre alten Tage aber dem Stande oder der Gruppe der Lostreiber.

Lostreiber — „wabadik“ — hieß und heißt zum Theil noch jetzt Alles, was nicht Wirth oder Wirthin, Knecht oder Magd war und ist. Das

Wort „wabadik“ bezeichnet einen Freien, und das legt die Vermuthung nahe, daß wir in dieſer Gruppe, dem Urſtamme nach, die heruntergekommenen Reſte der einſtigen Landfreien zu ſuchen haben, von denen die ſpärliche Geſchichte der Ordenszeiten berichtet. In den Kriegszeiten, in denen ſie ſich wahrſcheinlich thätig an den Kämpfen betheiligten, waren ihre Ländereien abhanden gekommen, von den unfreien Bauern eingezogen und ſie ſelbſt dem Landbau entwöhnt und entfremdet worden. Müde und invalid lebten ſie vielleicht von etwaiger Beute, die ſie nach damaliger Sitte im Kriege gemacht, oder ſie erhielten ihren nothdürftigen Unterhalt von ihrem unmittelbaren Kriegsherrn, dem ſie Heeresfolge geleiſtet. Sie begnügten ſich damit, wenn ſie auf ihrer vormaligen Freiſtelle Obdach fanden. Das genügte für ihre eigene Lebenszeit, nicht aber für ihre etwaigen Nachkommen. Dieſe verkamen auf den ihnen verbliebenen Landfetzen, trotz ihrer Freiheit oder vielleicht gerade wegen ihrer Freiheit, die ſie veranlaßte, Bauerarbeit verächtlich zu finden. Unter ſchwediſcher Herrſchaft, wo die Gutsherren ihre Feudalherrlichkeit einbüßten, verloren die vormaligen Landfreien auch ihre Vorzüge und fielen dem Standesrechte nach mit dem übrigen Landvolk zuſammen. Es gab allerdings noch ſpäter einen Stand der Altfreien, die nicht bei den Landgemeinden ſondern im Cameralhof angeſchrieben waren, aber dieſe waren, ſo viel wir wiſſen, nicht ehſtniſchen, ſondern ſchwediſchen Stammes. Den vormaligen ehſtniſchen Landfreien war von ihrer Freiheit nichts übriggeblieben, als der Name „wabadik“, um deſſen Etymologie ſich niemand kümmerte und der jetzt mehr einen niedrigeren als höheren Stand bezeichnet.

Im Verlaufe der Zeiten war die Gruppe der Lostreiber ſehr buntſcheckig geworden. Zu den urſprünglichen Lostreibern geſellte ſich Alles, was ſonſt keine feſte Beſchäftigung und keinen Dienſt hatte oder was ſich unter irgend einem Vorwande, als Kränklichkeit und dergleichen, vom obligatoriſchen Dienſt losmachen konnte. Alte Frohnknechte und andere Knechte, die nicht mehr dienen konnten oder dienen mochten, bankerotte Bauern, ausgediente Soldaten, Wittwen und alte Mädchen, Alles baute ſich ein Häuschen, machte ſich in der Dorfweide, auf Anhöhen in Heuſchlägen und Wäldern ein Stückchen Ackerland nutzbar, rodete Waldniederungen zu Heuſchlag und wurde Lostreiber. Um das Bauholz war man nicht verlegen, es wurde mit oder ohne Erlaubniß aus dem Walde des Gutes, zu deſſen Gemeinde der Anſiedler gehörte, oder aus dem Walde des Nachbargutes genommen. Die Leute ſammelten Windbruch und Windwurf, erwarben ſich gelegentlich auch die geſunderen Balken einer verfallenen Scheune oder eines anderen Nebengebäudes einer Bauerſtelle, die zum Neubau neues Holz erhielt, und bald war das Bauholz beiſammen. Zu den ärmlichſten Lostreiberhäuſern gehörte auch gar nicht viel Holz. Die Leute gruben ſich in Sandhügel Löcher, fütterten dieſe nothdürftig aus, ſetzten einen primitiven Ofen hinein, fügten auf die Ränder der Grube ein paar Schichten Balken, um dem Dach eine Unterlage zu ſchaffen, bettelten ſich das wenige Stroh zum Dach zuſammen, nahmen dazu gelegentlich wohl gar Fichtenzweige, und das Haus war

bald erbaut. Jämmerlich genug sahen diese Häuser auswendig und inwendig aus, und Philanthropen verschiedener Färbung haben dieselben oft zur schweren Anklage gegen das Land und speciell gegen die Gutsherren benutzt. Wir vermeinen, daß die Philanthropen ohne Kenntniß der einschlägigen Verhältnisse geurtheilt haben. Unser Landvolk hat eine große Vorliebe für Einzelwohnungen, es behilft sich lieber in der jämmerlichsten Hütte, als daß es mit Leuten in einem Hause zusammen wohnt, die nicht speciell zur Familie gehören. Wer es irgend konnte, der schaffte sich eben die Einzelwohnung, wie es seine Mittel, seine Kräfte und sein Geschmack erlaubten und zuließen. Diese Hütten entstanden zu der Zeit, als die Güter noch nicht vermessen waren und nicht jedem Landstück speciell ein Herr gegeben war, meist ohne Erlaubniß und ohne Vorwissen des Gutsherrn. Diesem blieben also nur zwei Mittel, seinen Boden vor solchen Ansiedelungen zu schützen oder von denselben zu reinigen. Entweder mußte er die Hütten abreißen lassen, was noch weniger philanthropischen Doctrinen entsprechen dürfte, oder er mußte den Leuten auf eigene Kosten neue Häuser bauen, was ihm nicht gut zugemuthet werden konnte, um so weniger, als er in vielen oder den meisten Fällen keinen Vortheil von solchen Ansiedlern hatte.

Nach altem Gebrauch, oder sagen wir lieber *nach alter Sage*, die auch in die erste Bauerverordnung übergegangen war, mußte jeder Lostreiber, d. h. mußten alle dienstlosen Leute, sogar die Knechtsweiber eingeschlossen, dem Hofe von St. Georg bis Michaelis wöchentlich je zwei Tage Arbeit leisten. Diese zwei Tage, die gewissermaßen an Leibdienst erinnern, waren damit motivirt, daß auch diese Leute Vieh hatten, das auf dem gutsherrlichen Grund und Boden geweidet wurde und daß sie selbst ihre Heizung dem gutsherrlichen Boden entnahmen. Diese beiden Arbeitstage sind aber kaum jemals von landlosen Leuten verlangt, noch weniger geleistet worden, vielmehr lebten viele Lostreiber in eigenen Häusern auf angeeignetem Lande, oft ohne jede Leistung. Auf größeren Gütern hat die Vermessung oft Dutzende von regelrechten Lostreiberstellen an's Licht gebracht, von deren Existenz die Gutsverwaltung bis dahin keine Ahnung hatte, die entstanden waren, ohne daß man recht wußte, wann und wie. Beim Anfertigen der Lagerbücher wurden die Häuser solcher Stellen von den Inhabern als Eigenthum reclamirt. Nach dem Landesgesetz gehörte das Gebäude dem, der das Material dazu gegeben hatte. *Gegeben* hatte es der Gutsherr nun meist nicht, es wurde von den Inhabern als „korjatud" — gesammelt — aufgegeben und denselben das Eigenthumsrecht zugestanden. Solche Häuser wurden zur Zeit der Organisation ihren Inhabern meist abgekauft und zum Grund und Boden verschrieben, um allerlei Unzuträglichkeiten zu vermeiden. Viele sind aber auch Eigenthum der Insassen geblieben und als solches in den Lagerbüchern eingetragen.

Vielleicht mit einigen wenigen Ausnahmen ist immer nur von Lostreibern mit Land eine Leistung verlangt worden, und es wurde auch schon vor der Vermessung die Größe und Güte des Landes der Lostreiber berücksichtigt, soweit sich dieses ohne technische Nachweise thun ließ. Es gab immer Lostreiber mit einer

wöchentlichen Leiſtung von zwei Tagen und von einem Tage, und die Leiſtungszeit dauerte bei den Einen bis Michaelis, bei den Anderen bis Martini, je nachdem die Tradition oder die öffentliche Meinung der Gemeinde ihre Stellen als ſtark oder ſchwach, als gut oder ſchlecht bezeichnete. Die ſpätere Vermeſſung hat in dieſer Beziehung oft ungeahnte Dinge zu Tage gefördert. Es gab alte Lostreiberſtellen, die ſich im Verlaufe der Zeiten viel Land angeeignet hatten, namentlich hatten einige mehr Heuſchlag, als reguläre Bauerſtellen. Die neueren Anſiedelungen, die auf manchen Gütern in unglaublicher Menge entſtanden waren, hatten in der Regel nur ſehr wenig Land, ihre Inhaber lebten aber meiſt doch davon, und es iſt unbegreiflich, wie ſie dieſes machten, da ſie in keinem regelrechten Dienſt ſtanden, nur wenig Tagelöhnerarbeit thaten und überhaupt keine nachweisbaren Exiſtenzmittel hatten. Bei manchen Dörfern hatten ſich Lostreiber-Colonien gebildet, die an Wohnungszahl die Bauerſtellen bei Weitem überſtiegen, viele Dorfsweiden waren mit Lostreiberhäuſern einzeln und in größeren oder kleineren Gruppen durchſpickt, und da ſie alle einiges Vieh hielten, ſo wuchs die Unzufriedenheit der Bauern über die unbegrenzte und uncontrolirte Vermehrung dieſer Anſiedler, die mit ihrem Vieh die Weide der Bauern beengten, die gelegentlich die Zäune als Depots für Heizmaterial anſahen und auch ſonſt der bäuerlichen Wirthſchaft mehrfach hinderlich und gefährlich wurden, während ſie ſich in keiner Art an öffentlichen Laſten betheiligten, am förderlichen Gemeindeleben nicht Theil nahmen und in ihrem höheren Alter oft dem Gemeindevermögen, dem Magazin, zur Laſt fielen. — —

So ſah es in Ehſtland in den vierziger Jahren aus. Anſcheinend lag Alles im tiefſten Frieden und lebte in den ſtarren Formen, wie ſie uns die Zeit der Leibeigenſchaft überliefert hatte. Der Gutsherr übte thatſächlich eine Macht über Land und Leute aus, die vielfach an die formell verſchwundene Feudalherrlichkeit erinnerte. Der Bauer fühlte ſich unausgeſprochen als Vollbürger des Feudalſtaates und hatte als ſolcher ſeinen Patriotismus neben dem noch nicht erloſchenen Bewußtſein der Erbunterthänigkeit. Die Knechte arbeiteten, gehorſam der Tradition, meiſt ohne an ihre Zukunft zu denken und erhaſchten und benutzten die Lebensfreuden in der Form und in dem Maße, wie ſie ihnen verſtändlich und zugänglich waren. Die Lostreiber, die „wabadikud“ — Freie — machten ſich möglichſt los von allem formalen Lebenszwang, verfielen dafür aber oft dem thatſächlichen Zwang der Lebensnoth. Die Großwirthſchaften wurden zum größten Theil, die Kleinwirthſchaften alle nach alter Schablone betrieben. Das Lebensfeld war grau, aber in den Boden war das Samenkorn der Freiheit gefallen, hatte meiſt unſichtbar, wohl aber ſchon hin und wieder ſichtbar gekeimt und zeigte Triebe, die den überkommenen ſtarren Lebensformen nicht entſprachen. In den Nachbarländern hatte die neue Zeit ſchon gewaltig an dem ſchablonenhaften Betriebe der Landwirthſchaft gerüttelt und zwang durch die bereits eingetretene wirthſchaftliche Nothlage, die von jedem Zurückbleiben unzertrennlich iſt, zur Nachfolge. Schon hatten manche Gutsherren bei ſich neue Wirthſchaftsmethoden ein-

geführt, die aber bei der vorgefundenen Gestaltung der Feldflächen und mit der vorgefundenen Frohnarbeit nicht gut durchführbar waren. Schon hatten manche Gutsherren den Versuch gemacht, neben die leibliche Freiheit der Bauern auch die wirthschaftliche zu setzen, indem sie Frohnpacht für einzelne Bauerstellen durch Geld- und Naturalpacht ersetzten. Die Versuche waren mehr oder weniger mißglückt, weil der Bauer in Geldangelegenheiten ungeübt war, weil die Versuche eben vereinzelt waren und weil weder bei den Gutshöfen noch bei den Bauerhöfen die Wirthschaftsfelder zum freieren Betriebe eingerichtet und vorbereitet waren. Diese Versuche hatten aber doch die Idee geweckt und verbreitet, daß auch eine andere Form des Pachtverhältnisses möglich sei, als die Form der Frohne. Vor Allem hatte aber die Aufhebung der Leibeigenschaft ihre Wirkung gethan, wenn den meisten Nächstbetheiligten auch unbewußt, so doch dem aufmerksamen Beschauer unverkennbar. Aus dem transitorischen Zustande und dem transitorischen Gesetz waren neue Lebensbedürfnisse hervorgewachsen, die nun auch ihre Sanction in positiver gesetzlicher Form und in wirthschaftlicher Organisation verlangten. Durch das Land ging ein Ahnen neuer Zeit und ein meist unausgesprochenes Verlangen nach neuen Lebensformen.

Aus ruſſiſchen Dichtern.

I.

Gedichte von A. W. Kolzow*).

Im Versmaß der Originale überſetzt von **Friedrich Fiedler** in St. Petersburg.

1.

Die junge Schnitterin.

Hoch am Himmelszelt
Flammt der Sonnenball,
Dörrt der Erde Bruſt
Mit der Strahlen Gluth.

Ach, der Maid im Feld
Iſt's ſo weh, ſo ſchwül,
Freudlos ſchneidet ſie
Aehrenreiches Korn.

Die erhitzte Flur
Hat ſie ganz verbrannt;
Ihr Geſicht ſo weiß
Flammt in hoher Gluth.

Auf die Bruſt ſinkt matt
Ihr das Haupt herab,
Und der Hand entſinkt
Der geſchnitt'ne Halm.

Holde Schnitterin,
Langſam ſchneidet ſie,
Blickt zur Seite hin,
Steht gedankenvoll.

*) Alexei Waſſiljewitſch Kolzow, der Dichter „inniger, dem Volksherzen entſprungener Lieder, die zum Theil vom Volke geſungen werden, ohne daß es den Verfaſſer kennt", wurde 1809 in Woroneſh geboren und ſtarb bereits im Jahre 1842.

Ach, das arme Herz
Thut ihr weh, ſo weh;
Nie Empfundenes
Keimt im Seelengrund!

Geſtern ging ſie aus —
An dem Feiertag —
Streifte durch den Wald,
Suchte Beeren dort.

Trat entgegen da
Ihr ein ſchmucker Burſch:
Nicht zum erſten Mal
Trat er auf ſie zu!

Er begegnet ihr
Wie von ungefähr,
Steht und ſchaut ſie an
Mit umflortem Blick . . . .

Seufzte tief und ſang
Ein gar trübes Lied —
Langen Widerhall
Fand das Lied im Wald;

In des Mädchens Bruſt
Fand es Widerhall,
Tönte fort und fort
Ihr im Herzen nach . . . .

Ach, der Maid im Feld
Iſt's ſo weh, ſo ſchwül,
Freudlos ſchneidet ſie
Aehrenreiches Korn . . . .

2.

Der Landmann.

Setze mich zu Tiſch,
Sinne trübgemuth,
Was das Leben beut,
Wenn man einſam iſt.

Nicht beſitzt der Burſch
Eine junge Frau,
Nicht beſitzt der Burſch
Einen treuen Freund;

Hat nicht Goldesſchatz,
Hat kein warmes Heim;
Egge fehlt und Pflug,
Fehlt ein Ackergaul.

Mit der Armuth gab
Mir das Väterchen
Nur das eine Gut:
Meines Leibes Kraft.

Doch auch dieſe hat
Der Entbehrung Laſt
Bald im Fremdendienſt
Völlig aufgezehrt . . . .

Setze mich zu Tiſch,
Sinne trübgemuth,
Was das Leben beut,
Wenn man einſam iſt.

3.

Lied.

Du mein gülden Ringelein,
Augenluſt und Reichthum mein,
Liebespfand — blick' hell und klar
Mir in's ſchwarze Augenpaar!

Wenn ſie Seelenkummer hat —
Werde trübe, blinke matt;
Iſt ſie frohgemuth — alsdann
Nimm des Demants Gluthen an!

Wenn ſie meiner nicht mehr denkt,
And'ren ihre Gunſt verſchenkt —
Dann mein Ring, ſo güldenklar,
Werde ſchwarz für immerdar!

4.

Der Schnitter.

Ich begreif' es nicht,
Ich verſteh' es nicht . . . .
Und wie kommt es nur
Daß ich's nicht verſteh'?
Ach, zu böſer Stund'
Ward am Unglückstag
Ohne Glückshemd ich
Auf die Welt gebracht!
Breit von Schultern, bin
Ich dem Ahnen gleich,
Von der Mutter hab'
Ich die hohe Bruſt.
Meines Vaters Blut
Hat im Antlitz mir
Milch und Blut entfacht;
Schwarzes Lockenhaar
Wallt vom Kopfe mir,
Jede Arbeit geht
Von der Hand mir leicht; —
Doch zu böſer Stund'
Ward am Unglückstag
Ohne Glückshemd ich
Auf die Welt gebracht!

Ward verwich'nen Herbſt
Um ſchön Grunchens Hand,
Unſ'res Schulzen Kind;
Doch der Graukopf blieb
Seinem Starrſinn treu!
Wen beglückt er wohl
Mit ſchön Grunchens Hand? . . . .
Ich begreif' es nicht,
Ich verſteh' es nicht!

Kümmert's etwa mich,
Daß ihr Vater gilt
Für den reichſten Mann?
Mag doch übervoll
Seine Schüſſel ſein!

Sie allein will ich,
Sie nur ſchafft mir Leid:
Ihr Geſicht iſt weiß
Und wie Morgenroth
Glüht der Wangen Rund;
Ihrer Augen Nacht
Hat mir jungem Blut
Den Verſtand geraubt . . . .
Ach, wie weinteſt Du
Geſtern heiß um mich!
Geſtern wies mich ja
Schroff der Alte ab . . . .
O, mich tödtet noch
Dieſer Seelenſchmerz! . . . .

Nun, ich kaufe mir
Eine Senſe, neu;
Schleife ſie mit Fleiß,
Mach' ſie ſchneidend ſcharf.
Dann fahr' wohl, ade,
Trautes Heimathdorf!
Weine nicht, mein Lieb:
Mit der Senſe thu'
Ich kein Leid mir an . . . .
Fahre wohl, mein Dorf,
Schulze, lebe wohl!
In die Ferne zieht
Weit der brave Burſch.
An dem breiten Don,
An den Ufern prangt
Manches Kirchdorf ſtolz!
Ringsum breitet ſich,
Mit dem Pfriemengras
Weit und breit geſchmückt,
Dort die Steppe aus.
Ach, du Steppe, du,
Schöne Steppe mein!
Weithin haſt du dich,
Steppe, ausgeſtreckt,
Haſt dich ausgedehnt
Bis an's Schwarze Meer!
Nicht allein komm' ich

Jetzt als Gaſt zu dir:
Eine Senſe kommt,
Eine ſcharfe, mit;
Längſt gedacht' ich ſchon
Kreuz und quer mit ihr
Durch das hohe Gras
Zu durchſtreifen dich . . . .

Reck' dich, Schulter! Arm,
Hol' gewaltig aus!
Wehe, Mittagswind,
Mir in's Angeſicht!
Kühle mir das Gras,
Wühl' die Steppe auf!
Senſe, ſauſe laut,
Blitze hell ringsum!
Abgemähtes Gras,
Rauſche dumpf im Fall;
Und ihr Blumen all,
Neigt das Blüthenhaupt!
Ihr verdorrt zugleich
Mit dem Steppengras,
Wie um Gruna ich
Welke hin vor Leid!

Schober häuf' ich nun,
Schwaden haushoch auf.
Die Koſakin zahlt
Geld die Hände voll.
Ich bewahr' es mir,
Näh' es ein im Gurt, —
Kehr' in's Dorf zurück,
Eil' zum Schulzen hin!
Rührte nicht ſein Herz
Meiner Armuth Fleh'n —
Nun, ſo rühr' ich ihn
Mit dem rothen Gold! . . . .

5.

Lied.

Jugend und Geſundheit
Wandeln Leid in Freude,
Spenden ungebeten
Glück von allen Seiten.

Bei des Sturmes Wüthen
Sitzt der Hut im Nacken:
Pfaff und Herr — geht ruhig,
Will kein Haar euch krümmen!

Eins nur ſinnt und ſorget
Majeſtät, das Köpfchen:
Durch die Welt zu ſtreifen,
Frank und froh zu leben;

Meine Kraft an Menſchen
Kühnlich zu erproben:
Daß ich meiner Jugend
Ohne Scham gedenke!

6.

Des Mädchens Kummer.

Sichel, meine Luſt,
Thu mir kund — warum
Biſt geſchwärzt du, wie
Meines Haars Geflecht?

Netzte etwa dich
Bei des Herzens Harm
Um den Seelenfreund
Meine Thränenfluth? . . .

In dem Steppenreich,
An dem ſtillen Don
Iſt das grüne Gras
Längſt ſchon abgemäht.

Hochzeit hielt im Dorf
Jeder Schnitter längſt, —
Ach, nur er iſt fern,
Er, mein lichter Falk!

Ließ er Haus und Hof?
Ward er untreu mir
Und kehrt nimmermehr
Zu der Herzensmaid?

Ach, kein Vogel fliegt
Dort am Himmelszelt:
Trübe Kunde iſt's
Von dem Herzensfreund!

Nicht umſonſt preßt Gram
Mir die weiße Bruſt, —
Ach, nicht Freude iſt's,
Die mich weinen macht!

7.

Lied.

Lebe wohl! Leb' wohl,
Feuchter, düſt'rer Wald
Mit der Sommerpracht
Und dem Winterſturm!

Hab es ſchließlich ſatt,
Hier zu leben, — ſatt,
Zu durchſtreifen dich
Bis zum Morgenroth.

Mach' mich auf, geh' ſtracks
Meiner Hütte zu,
Daß ich gründe mir
Einen eig'nen Herd.

Und darauf nehm' ich
Mir ein junges Weib
Und leb' froh mit ihr
Unter Sang und Klang!

8.

Lied.

Kommſt entgegen Du mir
Oder trifft Dich mein Blick —
Dann entflammt ſich mein Herz
Und erzittert vor Luſt!

Weilt Dein Auge auf mir —
So erbeb' ich, erglüh',
Und bewußtlos vor Dir
Steh' ich ſtumm, o mein Lieb!

Wenn Du redeſt zu mir
Mit dem freundlichen Wort,
Mit dem Gruß — weiß ich nicht,
Was erwidern darauf!

Für Dein Küſſen, o Lieb,
Für die ſelige Luſt
Hat kein einziger Menſch
Hier auf Erden ein Wort:

Das iſt Leben, mein Lieb, —
Und wir leben! — So lang'
Ich auf Erden, erwünſch'
Ich kein anderes mir!

9.

Das letzte Ringen.

Stürme heulten, Donner rollten
Mir zu Häupten wild dahin;
Schauder faßte meine Seele,
Schickſalsfurcht den zagen Sinn.

Doch nicht fiel ich in dem Kampfe,
Trug mit Stolz des Schlages Schmerz;
Wünſche wahrte feſt mein Buſen,
Kraft der Körper, Gluth das Herz.

Was iſt Untergang, was Rettung?!
Komme, was zu kommen dräut!
Auf des Himmels reiche Güte
Baut mein Herz wie einſt — ſo heut'!

Dieſer Glaube kennt nicht Zweifel,
Er erfüllt mich lebenslang;
Frieden beut er, beut mir Ruhe,
Unermeßlich iſt ſein Drang.

Drohe nicht mit Unheil, Schickſal,
Ruf' mich nicht zum Kampf heraus:
Bin bereit, mit dir zu ſtreiten,
Und beſiege dich im Strauß!

Rieſenkraft hegt meine Seele,
Blut mein Herz! — Was geht mir ab?
An dem Kreuz hängt meine Liebe,
Unterm Kreuz ſei einſt mein Grab!

Der Dichter.

Von **A. Borowikowſki***).

In's Deutſche übertragen von **Alexander von Reinholdt** in St. Petersburg.

In Tagen der Trauer und Luſt
Erklangen, gleich himmliſchen Tönen,
Die Lieder des Sängers — ein Echo dem Sehnen,
Das ſchlummerte tief in der Bruſt. . . .

Wie freudig das Herz in uns ſchlug,
Dem Sang der Begeiſt'rung zu lauſchen!
Der Becher der Hoffnung, er ſollte berauſchen,
Und leicht ſchien das Kreuz, das man trug. . .

Wo iſt nun Dein Lied, o Prophet,
Das Troſt uns im Kleinmuth geſpendet?
Du haſt Deiner Leier den Rücken gewendet:
Nun trauert ſie, ſtaubüberweht.

O nimm ſie doch wieder zur Hand
Und ſing' uns, wie eh'mals, vom Glücke!
Du ſangſt ja die Hoffnung mit Sehergeſchicke —
Uns ſind Deine Hymnen bekannt. —

Doch er darauf: „Wißt, daß ſchon lang'
Die Welt meinen Glauben zertreten.
Ich war der Betrog'ne: glaubt nicht dem Propheten,
O glaubet nicht ſeinem Geſang!

Dumpf preßt meine Seele der Schmerz,
Und traurig ſind Thema und Lieder!
Nein, lieber verſtumm' ich und ſinge nie wieder —
Ich hab' für die Leier kein Herz. . .

*) Das neueſte Gedicht eines der ſympathiſchſten unter den heutigen ruſſiſchen Dichtern. Er iſt, wie die meiſten von ihnen, Peſſimiſt. A. v. R.

O, ſäng' ich nur, wie mir's behagt,
Ihr wär't wie von Nattern gebiſſen. . .
Ihr kennet den Sang, den an Babylon's Flüſſen
Die ſchmachtenden Juden geklagt?" . . .

So hatten umſonſt wir gefleht,
Nach Tröſtung im Kleinmuth uns ſehnend . . .
Da lag ſeine Leier, einſt wunderbar tönend,
Jetzt tonlos und ſtaubüberweht. . .

Der Waſſerfall.

Von **Kuſkow.**

In's Deutſche übertragen von **Alexander von Reinholdt** in St. Petersburg.

Stille Nacht. Die Waldesruhe
Stört kein Rauſchen eines Blattes;
Alles ſchläft im weichen Zwielicht . . .
Und nur laut am Waldesrande
Rollt der Waſſerfall die Fluthen
Seiner Rede unaufhaltſam . . .
Ewig unverändert weiß er
Sich im Traum entſchwund'ner Zeiten,
Raſtlos eilend um zu enden
Dieſes Stöhnen, dieſes Klagen . . .
Und nun grollt er, grimmig lärmend,
Weil er machtlos, es zu enden,
Und erzählt die Mär' mit Brauſen
Und mit donnernder Verachtung,
Steine rund herum beſpritzend,
Die Jahrhunderte geſtanden
Und mit ihrem Nachbar Wald
Zuſeh'n, wie mit dem unnöth'gen
Ewig plätſchernden Getöſe
Er von Urbeginn erfüllet
Jemandes geheimnißvollen
Urtheilsſpruch. . . .

Warum?

Gedicht von **Andreas Aſcharin** in Riga.

1. Der Jäger.

Ich wandle durch den düſtern Tann,
Im Blauen kreiſt der Weih;
Mein Herz, es lieget wie im Bann,
Sonſt ſchlug es frank und frei.
Sonſt jagte ich das flücht'ge Thier
Bis an des Waldes Saum,
Jetzt irr' ich raſtlos durch's Revier
Als wie im wachen Traum.

Was zerreſt Du an meinem Kleid,
Mein treuer Pürſchgenoß?
Es giebt kein friſches Jagen heut
Mit tödtlichem Geſchoß.
Du ſiehſt mich klugen Blickes an,
Als frügeſt Du mich ſtumm . . . .
Ich ſchweife ziellos durch den Tann,
Weiß ſelber nicht, warum?

Die Felſenmühle, — ei, ſieh da!
Wo hatten wir den Sinn?
Sieht uns hier Jemand, heißt's: ja, ja,
Die ſchöne Müllerin!
Ach die! Wie ihrer Mühle Grund,
Iſt auch ihr Herz von Stein,
Ein And'rer heb' den ſelt'nen Fund,
Laßt mich in Frieden ſein!

2. Die Müllerin.

Das Mühlrad drehet ſich in Haſt,
Von Tropfen rings umſprüht;
Mein Herz, es hat nicht Ruh' noch Raſt
Und pocht im Tacte mit.
Den Doctor fragte ich um Rath,
Er wurde mir alsbald,
Denn ſieh! der loſe Spötter hat
Verſchrieben mir den Wald.

Der Wald . . . . wie trägt auf lauem Hauch
Er lieben Gruß mir zu,

Als fänd' in ſeinem Schatten auch
Ich wieder Fried' und Ruh'.
Es lockt der Amſel ſüßes Lied,
Es lauſcht mit feinem Ohr
Dort, wo die wilde Roſe blüht,
Das ſchlanke Reh hervor.

Ja, lief' mir nur am Ende nicht
Der Jäger in die Quer!
So hochmüthig blickt ſein Geſicht,
Als wär' er Wunder wer.
Er glaubt am End', um ihn zu ſehn,
Lief ſporuſtreichs ich zum Tann; —
Laßt die Gedanken Euch vergeh'n,
Vieledler Jägersmann!

3. Der Hochzeitszug.

Im nächtlich-dunklen Walde glüht's
Von rothem Feuerſchein,
Die Flammenbrände ſchwingend zieht's
Einher im Hochzeitsreihn.
Das Horn ertönt, die Büchſe knallt
Zu manchem Freudenſchuß,
Daß laut das Echo widerhallt
Des Waidmanns Ehrengruß.

Den Waldbewohnern dünket neu
Solch' toller Saus und Braus,
Der Vogel duckt das Köpfchen ſcheu
Im grünen Blätterhaus.
Das Häschen ſpringt vom Lager auf,
Es träumt von Flucht und Jagd
Und ſucht in furchtbeſchwingtem Lauf
Den Schutz der Waldesnacht.

Und vor dem luſtberauſchten Schwarm
Die jungen Brautleut' ziehn:
Der Jäger iſt's, er führt am Arm
Die ſchöne Müllerin.
Die Hochzeitgäſte jubeltoll,
Sie ſelber ſelig-ſtumm,
Die Herzen glück- und ſehnſuchtvoll . . . .
Sie wußten wohl, warum?

Die Gründung des ruſſiſchen Staates durch Germanen.

Dr. Wilh. Thomſen: Der Urſprung des ruſſiſchen Staates. Drei Vorleſungen. Deutſch von L. Bornemann. Gotha, 1879.

Im Mai 1876 hielt der Profeſſor der vergleichenden Sprachforſchung in Kopenhagen, Wilh. Thomſen, der durch ſein gelehrtes und ſcharfſinniges Werk „Ueber den Einfluß der germaniſchen Sprachen auf die finniſch-lappiſchen“ (A. d. Dän. überſ. von Ed. Sievers, Halle, 1870.) ſchon früher die Aufmerkſamkeit weiteſter Kreiſe auf ſich gezogen hatte, zufolge einer Aufforderung ſeitens der Ilcheſter-Stiftung zur Förderung des Studiums der ſlaviſchen Sprache, Literatur und Geſchichte zu Oxford eine Reihe von Vorleſungen über die Beziehungen zwiſchen Altrußland und Skandinavien wie über den Urſprung des ruſſiſchen Staates. Dieſe Vorleſungen, auf Koſten der genannten Stiftung im folgenden Jahre in engliſcher Sprache gedruckt, haben alsbald in England, Frankreich und dem ſkandinaviſchen Norden die verdiente Aufmerkſamkeit gefunden. In Deutſchland und bei uns in den baltiſchen Provinzen werben ſie noch um dieſelbe. Denn obgleich hier zum erſten Mal, unterſtützt durch gründliche ſelbſtändige Forſchung, das Material einer weitſchichtigen Literatur, vorzüglich der eben ſo ſchwierigen und weitläufigen, wie gelehrten Arbeiten des Petersburger Akademikers Kunik, dem Verſtändniß der gebildeten nicht fachmänniſchen Leſer in klarer, anziehender Darſtellung erſchloſſen wurde und trotz einer ehrenvollen Beſprechung durch Prof. Maurer in der Jen. Lit.-Zeitung vom J. 1873 blieben die von Thomſen vorgetragenen Reſultate eigener und fremder Forſchung in Deutſchland faſt unbeachtet, bis auf Anregung K. Höhlbaums Dr. L. Bornemann in Hamburg, von Thomſen bereitwillig durch werthvolle neue Mittheilungen gefördert und durch die Schiemann'ſche Ueberſetzung von Beſtuſchew-Rjumins Geſchichte Rußlands (Bd. I. Mitau, 1877) zu bedeutſamen Erweiterungen befähigt, bei Perthes in Gotha 1879 eine deutſche Bearbeitung erſcheinen ließ, die dort endlich der hiſtoriſch und ſprachlich gleich intereſſanten Frage die gebührende Beachtung verſchafft hat, während bei uns dieſelbe noch immer ausſteht. Unſere Beſprechung möchte dieſen Mangel ausgleichen und hofft dafür bei Vielen, denen das zu beſprechende Werk bisher fremd geblieben iſt, auf Dank rechnen zu dürfen.

Die erſte der drei Vorleſungen: „Die Bewohner Altrußlands und die Gründung des ruſſiſchen Staates“ beſchäftigt ſich mit dem Nachweis, wie im Weſentlichen dieſelben Nationalitäten, welche heute den Grundſtock von Rußlands Bevölkerung ausmachen, ſlaviſche, finniſche und tatariſche Stämme, auch das alte Rußland bewohnten, doch ſo, daß das erdrückende numeriſche und politiſche Uebergewicht des ſlaviſchen Elements erſt das Werk verhältnißmäßig junger Zeiten und die Gründung eines ruſſiſchen Staates das Werk keines dieſer Stämme iſt.

In Europa ſo lange wohnend, wie irgend eins ihrer indogermaniſchen Brudervölker, erſchienen die den Brennpunkten antiker Cultur weit entrückten, friedliebenden Slaven, von Litauern und Letten abgeſehen, erſt ſpät auf der Bühne der Geſchichte. Die Venedi des älteren Plinius, die Veneti des Tacitus, die Οὐενέδαι der Griechen — die altdeutſche Bezeichnung war Wineda, d. i. Wenda, Winde, wie ſie in der Lauſitz, in Kärnthen, Krain und Iſtrien noch lautet; die angelſächſ. Form Winedas, Weonodas, die nordiſche Vindr, Vendr, welcher die finniſchen Anwohner der Oſtſee die bei Finnländern und Ehſten noch geltenden Namen Venäjä, Venät, Wene entlehnten, während der Name Slowenen, Slaven geſchichtlich nie als Geſammtbezeichnung, ſondern nur als Name verſchiedener Einzelſtämme auftritt — die Träger dieſer Namen dehnten ſich von der Weichſel als Oſtgrenze weſtwärts bis zum Dnjepr, im Süden bis zu den Karpathen, im Norden vielleicht über die Düna in das ſpätere Nowgorod aus. In dieſen Erdſtrichen, allermeiſt ausgedehnten Waldungen und Sümpfen, haben ſie, auf die Befriedigung ihrer einfachen Bedürfniſſe ohne Beläſtigung ihrer Nachbarn bedacht und von den zur Zeit das übrige Europa erſchütternden Ereigniſſen unberührt, getheilt in eine Anzahl kleinerer Sippen, während der erſten Jahrhunderte nach Chr. Geb. in Ruhe gelebt. Im 3. oder 4. Jahrhundert unſerer Zeitrechnung brachen die Gothen von den Südküſten der Oſtſee gen Oſten auf, ihr Führer Ermanerich gründet im Weſten des heutigen Rußland ein kurzlebiges mächtiges Königreich, unter deſſen Joch er auch die Slaven zwingt. Es war das die Zeit, in welche uns die im J. 1858 bei Kowel in Wolhynien gefundene Lanzenſpitze führt, die in älterer Runenſchrift den Namen Elarids trägt. Aber bald wandten ſich die Eroberer ſüdwärts, wo Nachkommen derſelben ſich noch lange hielten, und die Beziehungen zwiſchen Gothen und den Slaven Rußlands hatten ſo ziemlich ihr Ende erreicht. Und wieder nicht lange, da wurde den Slaven ihre urſprüngliche Heimath zu eng. Auf zwei getrennten Wegen brachen ſie in hellen Haufen von Oſten nach Weſten vor, dahin, wo die großen Wanderungen des 4. und 5. Jahrhunderts für die neuen Einwanderer Raum geſchaffen hatten. Auf der einen Seite überſchreiten ſie die Weichſel und ergießen ſich über die Landſtriche zwiſchen Karpathen, Oſtſee und Elbe, wie die Polen, d. i. Feldbewohner, Bewohner von Flachland (Falen in Oſt- und Weſtfalen, ahd. fálaho und ſlav. pole ſind gleichen Stammes), und die Tſchechen Böhmens und Mährens (Böhmen, ahd. Bêheim als Wohnſitz des keltiſchen Volksſtammes der Bojen, deren Name auf die ſie vertreibenden deutſchen Bajoaren, Baiern, überging), die ſeitdem

dort feſten Fuß faſſen. Der andere Weg, auf dem die Slaven vorrückten, führte ſüdweſtwärts die Donau entlang. Da begegnen uns die ſ. g. Südſlaven, die Bulgaren, Kroaten, Slowenen. Bis tief in die türkiſch-griechiſche Halbinſel finden ſich jetzt ſlaviſche Colonien, und nordwärts umfaßte ihr Gebiet noch ein großes Stück des alten Daciens und Pannoniens, die Gegend, in welcher etwas ſpäter die Ungarn ſich heimiſch machten.

Dieſe Südſlaven bildeten fortan das Bindeglied zwiſchen chriſtlicher Civiliſation und den noch heidniſchen Bruderſtämmen. Unter ihnen predigten Kyrill und Methodius das Evangelium in der Mutterſprache und begründeten eine blühende Literatur, die mit Verbreitung des Chriſtenthums unter den übrigen Süd- und Oſtſlaven auch ihre Schriftſprache, die altſloweniſche, den neubekehrten Stämmen vermittelte. Von den in ihrer alten Heimath, dem heutigen Weſtrußland, zurückgebliebenen Slaven iſt es noch einige Jahrhunderte ganz ſtill. Als älteſtes Schriftſtück berichtet uns von ihnen die bekannte alte ruſſiſche Chronik, die den Namen des Mönches Neſtor trägt, in ihren früheren Beſtandtheilen aber jedenfalls ältere Aufzeichnungen benutzt.

Nach der von ihr gegebenen Skizze der alten Geſchichte Rußlands bis um's J. 1110 zerfielen die ruſſiſchen Slaven jener Zeit in eine Anzahl unabhängiger Stämme, die durchgehends ſich keiner allzu großen Ordnung ihrer geſellſchaftlichen Zuſtände rühmen konnten, von Norden beginnend die Slowenen des Ilmenſees, die Kriwitſchen, Polotſchanen, Dregowitſchen, Drewlänen, die Poläner (ſprachlich gleich Polen) mit ihrer Hauptſtadt Kijew, ihnen gegenüber die Sſeweränen, ſüdlich von Smolensk die Radimitſchen und am öſtlichſten von allen, in der Gegend der Oka, der urſprünglich allen Slaven gemeinſamen Wiege, die Wätitſchen. Der Name *Ruſſen* findet noch auf keinen der von Neſtor erwähnten Slavenſtämme Anwendung.

Weitaus den größeren Theil des heutigen Rußland finden wir noch mit finniſchen und barbariſchen Stämmen bevölkert. Der breite, im Alterthum von den Skythen bewohnte Steppengürtel des Südens bildete den Staat des chaſariſchen „Chagan", deſſen Hauptſtadt Itil an der Wolga ſelbſt die Aufmerkſamkeit der Griechen auf ſich zog. Eine Tochter des Chaganhauſes wurde die Mutter des Griechenkaiſers Leo IV., der von ihr ſelbſt den Beinamen „Chaſar" erhielt. Auch die Slavenſtämme an den Grenzen, Poläner, Sſeweränen, Wätitſchen, wurden tributpflichtig gemacht, bis es dem Fürſten Swätoſlaw gelang, die ſtolze Feſte Sarkel einzunehmen, und vier Jahre ſpäter, 969, durch Eroberung und Zerſtörung der Hauptſtadt die Chaſarenmacht endgültig gebrochen wurde.

Unter den die Wolga entlang, beſonders an deren linkem Ufer, wohnenden tatariſchen Stämmen waren die bedeutendſten die Bulgaren an der Wolga und Kama, die keine Nomaden waren, ſondern bei feſten Wohnſitzen Ackerbau und Handel trieben. Zwiſchen Wolga und Slavengebiet und über den ganzen Norden hin wohnten finniſche Stämme, Mordwinen, Tſcheremiſſen, um den finniſchen Meerbuſen und den Ladogaſee herum, die Slavenwelt von der Oſtſee abſperrend,

verwandte Finnenſtämme, welchen die ruſſiſchen Chroniſten die gemeinſame Bezeichnung der Tſchuden beilegen. Dagegen ſind die nach Neſtor oſtwärts von den Slaven wohnenden Stämme, einſt groß, wie es ſcheint, und bedeutend, die Muromen nahe der Oka, die Meren am Roſtow- und Kleſchtſchino- (Pleſchtſchejewo-) See und die Weſſen unweit des Bjelo-Oſero, von der ſlaviſchen Bevölkerung allmählich aufgeſogen worden.

Alſo aus einer kunterbunten Zahl nach Abſtammung und Sprache verſchiedener, von einander unabhängiger Stämme, Slaven, Finnen, Türken, durch kein gemeinſames Band vereinigt, alle insgeſammt nur wenig civiliſirt, ſetzt ſich die Bevölkerung des weiten Gebietes, das wir heute Rußland nennen, zuſammen, ehe um die Mitte des 9. Jahrh. der ruſſiſche Staat gegründet wurde als Kern des mächtigen Reiches, das beſtimmt war, alle jene ſo verſchiedenartigen Völkermaſſen zu Einem Staatskörper zu verſchmelzen. Von der germaniſchen, genauer ſkandinaviſchen Abſtammung der Altruſſen, welche dieſe Gründung vollzogen, handelt die zweite Vorleſung Thomſens.

„Im Jahre 859, berichtet Neſtor*), kamen die Waräger von jenſeit der See und forderten Tribut von den Tſchuden und von den Slaven, den Meren, den Weſſen und den Kriwitſchen; die Chaſaren dagegen erhoben Tribut von den Polänen, den Sſeweränen und Wätitſchen.“ Und weiter: „Im J. 862 trieben ſie die Waräger über die See und zahlten ihnen keinen Tribut, und ſie begannen ſich ſelbſt zu regieren, und es gab kein Recht unter ihnen, und Sippe erhob ſich gegen Sippe, und es gab inneren Kampf zwiſchen ihnen, und ſie begannen Krieg zu führen gegen einander. Und ſie ſagten unter einander: Laßt uns nach einem Fürſten ſuchen, der uns beherrſchen kann und urtheilen, was Recht iſt. Und ſie gingen über die See zu den Warägern, zu den Ruſſen, denn ſo hießen dieſe Waräger. Sie hießen Ruſſen, wie andere Swien (Schweden) heißen, andere Nurmannen (Nordmannen, Norweger), andere Angläuen (Angeln), andere Gothen (wohl die Bewohner der Inſel Gottland). Die Tſchuden, die Slaven, die Kriwitſchen und die Weſſen ſagten zu den Ruſſen: Unſer Land iſt groß und reich, aber es iſt keine Ordnung darin; kommt ihr und herrſcht und gebietet über uns. — Und drei Brüder wurden erwählt mit ihrer Sippe, und die nahmen alle Ruſſen mit ſich, und ſie kamen. Und der älteſte, Rurik, ließ ſich nieder in Nowgorod (nach einigen Handſchriften, z. B. der Hypatius-Handſchr., zuerſt in Ladoga am Wolchow, nach dem Tode ſeiner Brüder dann in Nowgorod), und der zweite, Sineus, am Bjelo-Oſero, und der dritte, Truwor, in Isborsk. Und das Rußland, die Nowgoroder, wurde nach dieſen Warägern genannt; dies ſind die Nowgoroder von warägiſchem Blut, früher waren die Nowgoroder Slaven. Allein nach Verlauf von zwei Jahren ſtarb Sineus und ſein Bruder Truwor, und Rurik übernahm die Herrſchaft und vertheilte die Städte unter ſeine Mannen, einem Polozk, einem anderen Roſtow, einem dritten Bjelo-Oſersk.“

*) Nach der Ausg. von Fr. Miklošich (Wien, 1860), p. 9—10; Chronik nach der Laurentius-Handſchrift (Petersburg, 1872) p. 18 f.

Wer dieſen Bericht unbefangen lieſt, der wird nichts anderes darin finden, als was er in ſchlichten Worten beſagt: Von den Warägern, d. i. Bewohnern Skandinaviens, iſt ein einzelner Stamm, die Ruſſen, unter Rurik und deſſen Brüdern über die See gekommen und hat einen Staat gegründet, deſſen Hauptſtadt zeitweilig Nowgorod war, und dieſer Staat war der Kern des jetzigen ruſſiſchen Reiches. Und ebenſo verhält ſich's für den einfachen Menſchenverſtand mit dem, was Neſtor weiter berichtet: Zwei von Ruriks Mannen, die nicht von ſeinem Geſchlecht ſind, Askold und Dir, trennen ſich von ihm, um den Dnjepr abwärts nach Konſtantinopel zu gehen. Aber in Kijew, der Polänenſtadt, angekommen, entſchließen ſie ſich zum Bleiben und gründen in der genannten Stadt ein unabhängiges Fürſtenthum, das zwanzig Jahre ſpäter, im J. 882, von Ruriks Nachfolger Oleg erobert wird, und ſeitdem bleibt Kijew, „die Mutter aller ruſſiſchen Städte", die Hauptſtadt des ruſſiſchen Staates und Mittelpunkt des ruſſiſchen Namens. . . . Auch hier iſt alles klar und zweifellos für jeden, der ſehen will und dem nicht vorgefaßte Meinung den Blick getrübt und die Luſt zu deuteln erweckt hat, und mit allen Ein- und Unterlegungskünſten, mit allem Drehen und Wenden, in dem ſich ſeit Jahr und Tag nationales Vorurtheil gefällt, wird ſich die ehrliche Thatſache nicht wegräumen laſſen: nach der älteſten ruſſiſchen Chronik unzweideutiger Angabe iſt der Stamm, welcher den ruſſiſchen Staat gegründet, von welcher dieſer ſeinen Namen hat, ſkandinaviſcher, germaniſcher Herkunft.

Wohl wahr, die ruſſiſchen Chroniken ſind in Handſchriften auf uns gekommen, deren Text ſich von jedem Abſchreiber beliebige Aenderungen und Zuſätze hat gefallen laſſen müſſen. Die älteſten derſelben reichen in der uns überlieferten Geſtalt nicht über das 14. Jahrh. zurück. Zwiſchen der Entſtehung des Originals und der uns bekannten früheſten Niederſchrift liegen immerhin an zweihundert Jahre. Aber wenn irgend etwas, ſo gehört gerade jene Angabe, um die es ſich handelt, zu den zweifellos feſten, unantaſtbaren Beſtandtheilen des urſprünglichen Textes. In dieſem Punkt nachträgliche Fälſchung für möglich halten, hieße alle textkritiſchen Grundſätze auf den Kopf ſtellen, hieße einem Glauben huldigen, der mehr als Berge verſetzt, einem richtigen Köhlerglauben, der es ja allerdings fertig bringt, ſonnenklar bezeugte, unumſtößliche Wahrheit in ihr Gegentheil, in Irrthum und Widerſinn, zu verkehren.

Aber was in der Welt läßt ſich vorbringen, um die Angaben Neſtors und der übrigen Chroniſten, welche ſeine Auffaſſung theilen, zu erſchüttern? Wie iſt es zu erklären, daß man Männer, die den einfachen Wortſinn von Handſchriften nüchtern ſo verſtehen, wie ſie lauten, daß man die Bayer, Thunmann, Schlözer, Gerh. Fr. und Joſ. Müller, die Zeuß, Krug, Karamſin, Sſolowjew, Schafarik, Miklošich, Smith, Pogodin, Kunik, und wie ſie alle heißen, Ruſſen und Nichtruſſen, mit dem Parteinamen „normanniſche Schule" wie mit einem Brandmal hat zeichnen können, gleich als würden hier philoſophiſche Schulprobleme und nicht geſchichtliche Thatſachen vorgetragen? Ja, der Nationalitätenſchwindel treibt wohl wunderbare Blaſen, aber die wunderbarſte und luftigſte iſt doch die, die aus

der unergründlichen Tiefe des modernen Slavophilenthums aufstieg, als im J. 1859, das ſo viele nationaliſtiſche Aſpirationen zeitigte, eine Schaar unerſchrockener Rufer im Streit auf dem Plan erſchien und als Kampfruf urbi et orbi die neuentdeckte Wahrheit verkündigte: Die alten Ruſſen ſind ſlaviſcher Abſtammung geweſen, ſie haben immer und ſtets in Südrußland gelebt, es iſt nichts mit der ſkandinaviſchen Herkunft, Neſtor und die übrigen Chroniſten haben ſich einfach geirrt; wie ſollte, wie könnte, wie dürfte auch der heilige ruſſiſche Name fremdländiſchen Urſprungs ſein! Wie unſchuldig erſcheint gegenüber dieſer Warangomachie, wie ſie jetzt entbrannte, die ältere Theorie der norwegiſchen Hiſtoriker Keyſer und Munch, die den Warägerſtamm von altersher in Rußland heimiſch ſein laſſen, der für eine Chaſarenabſtammung plaidirende Ewers, der die Ruſſen als Slaven aus Preußen oder Holſtein herbeiholende Lomonoſſow! Eine wahre Sündfluth von Büchern und Flugſchriften ergoß ſich über das Land. Und wie die wirr durch einander ſchreienden Stimmen ſich auch gegenſeitig anfielen, wenn Koſtomarow die Waräger zu Littauern machte, Andere ſie für Gothen erklärten, Gedeonow*) ſie wieder zu etwas Anderem umſtempelte, in dem einen Glaubensartikel waren ſie alle einig: die Ruſſen für Rußland, nieder mit den Fremden, und — Schimpfreden ſtatt der Gründe.

Nun, gegen Vollblut-Slavophilen kämpfen Götter ſelbſt vergebens; stat pro ratione voluntas. Aber für die übrige, noch nicht toll gewordene Welt liegen doch zum Glück die Dinge ſo, daß die klare Ueberlieferung der ruſſiſchen Chroniſten von ihrer einleuchtenden Kraft nichts eingebüßt hat, zumal ſie auch noch mit anderen, nicht minder unzweideutigen Beweiſen, hiſtoriſchen, archäologiſchen und vorzüglich linguiſtiſchen, bis zur Evidenz ſich erhärten läßt.

Zunächſt gewährt die Literatur des byzantiniſchen Reiches und die der Araber ganz beſtimmte, gleichlautende Zeugniſſe. Am früheſten geſchieht der Rhos, wie die älteſte griechiſche Form für die Ruſſen lautet, bis ſeit Mitte des 10. Jahrhunderts daneben die Bezeichnung Rhusioi auftritt, Erwähnung in dem von Biſchof Prudentius von Troyes herrührenden Theil der ſ. g. Annales Bertiniani unter dem J. 839. In dieſem Jahre, berichtet Prudentius — und es iſt dies die einzige und älteſte bekannte Stelle, wo wir vor Rurik dem Ruſſennamen begegnen — kamen zu König Ludwig d. Fr. Geſandte vom byzantiniſchen Kaiſer Theophilos, die jener am 18. Mai in Ingelheim a. Rh. ehrenvoll empfing. Unter ihnen nun befanden ſich auch mehrere Männer, die nach dem kaiſerlichen Begleitſchreiben ihren Stamm R h o s nannten. Sie ſeien, ſo verſicherten ſie, von ihrem König, Chakanus mit Namen, zu ihm, dem Kaiſer, in freundſchaftlicher Abſicht geſchickt, und jetzt bitte er denſelben, ſie unter ſeinem Schutz durch ſein ganzes Land reiſen zu laſſen, damit ſie nicht genöthigt wären, auf demſelben Wege, auf dem ſie nach Konſtantinopel gekommen, durch barbariſche und rohe Stämme von entſetzlicher Wildheit zurückzukehren. Ludwig erkundigte ſich nun

*) Waräger und Ruſſen, eine hiſtoriſche Unterſuchung. 2 Bde. Petersb. 1876.

genauer nach dem Grunde ihres Kommens; da erfuhr er, daß ſie ſchwediſcher Nationalität wären, und da ſie deshalb, bei den bekannten Beziehungen zwiſchen Normannen und Franken, dem König als Spione verdächtig erſchienen, behielt ſie Ludwig bei ſich, bis er feſtgeſtellt hätte, daß ihre Abſichten ehrliche ſeien.

Wie in dieſem, ſo wird auch in zahlreichen anderen Fällen durch direct oder indirect griechiſche Zeugniſſe der ſkandinaviſche Urſprung der Rhos bezeugt, die wir entſprechend der durch Jahrhunderte fortgeſetzten engen Berührung zwiſchen Griechen und Ruſſen, kriegeriſcher wie friedlicher, bei byzantiniſchen Schriftſtellern überaus häufig erwähnt finden. Bei dem venetianiſchen Chroniſten Joh. Diaconus werden die Angreifer Konſtantinopels im J. 865 geradezu Normannen genannt, und der Lombarde Liudbrand, der als Geſandter König Berengars II. und bald darauf abermals als Geſandter Kaiſer Ottos I. in Konſtantinopel anweſend war, ſpricht, doch wohl die Auffaſſung der damaligen Griechen wiedergebend, geradezu von den Rusii, „die wir mit anderem Namen Normannen nennen“ [1]), an einer zweiten Stelle von einem Volke im Norden, „das die Griechen wegen ihres Aeußeren (der Verfaſſer denkt an „rothhaarig“) Rusii, wir nach der Lage ihrer Heimath Nordmanni nennen. König über dieſes Volk war Inger“ [2]).

Den griechiſchen Berichten über die Rhôs reihen ſich, deren Angaben voll beſtätigend, die der muhamedaniſchen Autoren an, bei denen wir etwa vom Jahre 900 ab die Ruſſen unter dem Namen Rûs erwähnt finden. So unterſcheidet einer der älteſten, Ibn Duſtah [3]), zu Anfang des 10. Jahrhunderts in ausführlicher Schilderung der Ruſſen und ihrer Sitten dieſe ausdrücklich von den Slaven. Es heißt von den Ruſſen: „Sie greifen die Slaven an, kommen zu ihnen zu Schiffe, gehen in's Land, nehmen ſie gefangen und bringen ſie zu den Chaſaren und Bulgaren und verkaufen ſie da.“ Ein anderer arabiſcher Schriftſteller, Ibn Fadhlan, deſſen Bericht ſich in Jakuts Wörterbuch geographiſcher Homonymen unter dem Artikel Rûs findet, ſchildert in einer allerdings etwas phantaſtiſchen Beſchreibung Ausſehen, Bewaffnung, Lebensweiſe und Gebräuche der Ruſſen ſo, wie ſie auf Skandinavier, aber nicht auf Slaven paſſen. Wir erkennen in dieſen ſeegewohnten, waffengeübten, abenteuernden Männern, deren Schiffe nicht blos die Flüſſe, ſondern auch das Schwarze, ja das Kaſpiſche Meer befuhren, unſchwer jene Wikinger wieder, die auch, ſtets mit dem Schwert in der Hand, jeden Augenblick bereit waren, die friedliche Beſchäftigung des Kaufmannes mit dem blutigen Handwerk des Seeräubers zu vertauſchen.

Freilich, nach und nach wurde unter den orientaliſchen Völkern offenbar die Bezeichnung Rûs Collectivname für alle Völker, die zum ruſſiſchen Reiche gehörten, mochten es nun Skandinavier, Slaven oder Finnen ſein. Allein auch dann finden ſich noch dazwiſchen einzelne Notizen, die für einen der geſchilderten

---

[1]) Mon. Germ. III. p. 277.

[2]) A. a. O. III. p. 331.

[3]) Hrsg. von Chwolſon. Petersb. 1869.

Stämme nur auf ſkandinaviſche Herkunft ſchließen laſſen. Gegen die Glaubwürdigkeit der Neſtor'ſchen Angaben iſt u. a. der ſchillernde Einwand erhoben worden, bei griechiſchen Schriftſtellern finde ſich das Auftreten der Ruſſen viel früher bezeugt, als nach jenen zuläſſig wäre. Allein auch dieſer Einwurf erweiſt ſich als hinfällig. Die von Theophanes Iſaakios († 817) aus dem Jahre 773 erwähnten ῾ρούσια χελάνδια ſind ſo gewiß keine ruſſiſchen, ſondern einfach r o t h e Galeeren, als bis um die Mitte des 10. Jahrhunderts die adjectiviſche Form der Rhôs fraglos ῾ρουσικός iſt und der Cremoneſer Biſchof Liudprand um die Mitte des 9. Jahrhunderts als Augenzeuge ausdrücklich berichtet, daß die Ruſſen keine χελάνδια, ſondern nur kleine Schiffe und Boote beſäßen.

Ein äußerſt wichtiges und lehrreiches Zeugniß, zugleich das einzige, welches Sprachproben von den alten Ruſſen enthält, iſt das neunte Capitel des um 950 geſchriebenen Werkes «De administrando imperio» von Kaiſer Konſtantin Porphyrogennetos. Das Capitel führt die Ueberſchrift: „Von den Rhos, die aus Rußland mit ihren Booten nach Konſtantinopel kommen“ und handelt u. a. in großer Ausführlichkeit von ſieben Stromſchnellen des Dnjepr, für welche in fünf Fällen die Namen doppelſprachig, σκλαβινισ τί, d. i. ſlaviſch, und ῾ρωσιστί, d. i. ruſſiſch, angegeben werden. Bei dem als ſlaviſch u n d ruſſiſch bezeichneten Namen für das erſte Wehr (Essupi) mit der angeblichen Bedeutung „Schlaf nicht“ vermuthet Thomſen einen Schreibfehler und conjecturirt Nessupi = altnord. Ne sofi, was allerdings beides den Sinn von „Schlaf nicht“ haben würde. Für die offenbar verdorbene Textſtelle, welche der dritten Stromſchnelle den ſlaviſchen Namen Gelandri beilegt und von dem ruſſiſchen Namen ſchweigt, nimmt Thomſen Auslaſſung der ſlaviſchen Bezeichnung an und leitet den ſupponirten Namen Gellandi, d. i. der tönende, fallende, aus dem Altnordiſchen ab. Bei allen übrigen ſind die als ſlaviſch gegebenen Namen in der That echt ſlaviſch, zum Theil mit den heutigen ruſſiſchen übereinſtimmend, nur daß die Form von der altſloweniſchen Mundart beeinflußt iſt. Und die Gruppe der anderen Namen, die der kaiſerliche Autor als ruſſiſche giebt? Nun, die ſind eben unzweifelhaft rein ſkandinaviſch und aus keiner anderweitigen Sprache erklärbar.

Ulworsi, der ruſſiſche Name für das zweite Wehr, welches ſlaviſch Ostrowuniprach genannt wird, d. i. „Inſelwehr“, iſt das ſkandinaviſche Holmfors. Der Name Aifor, den die vierte Stromſchnelle führt, drückt als Zuſammenſetzung aus altſchwed. ai (= immer) und forr (eilig, ungeſtüm), alſo aiforr = immer ſtürzend, affirmativ dasſelbe aus, was negativ der ſlaviſche Name Neasit (Nimmerſatt) beſagt. Für die fünfte Stromſchnelle begegnen wir ruſſiſchem Barufors, ſlaviſchem Wulniprach, die beide „Wirbelfall“ bedeuten; altnord. bara, g. baru bezeichnet die Woge, fors, das uns ſchon in Ulworsi begegnete, das Wehr, den Waſſerfall. Der ſlaviſchen Bezeichnung der ſechsten Stromſchnelle Werutzi (der wallende) entſpricht die ruſſiſche Leanti (altnord. hlaejandi, altſchwed. leande „der lachende“). Die ſiebente Stromſchnelle endlich, für welche Konſtantin den ſlaviſchen Namen Naprezi, den ruſſiſchen Strukun anführt, beide

mit „kleine Stromſchnelle“ überſetzend, weiſt in ihrer ruſſiſchen Bezeichnung auf norweg. strok, dialekt-ſchwed. struk „kleiner Waſſerfall“. Alſo die ſ. g. ruſſiſchen Namen erweiſen ſich durchgehends als altnordiſch und altſchwediſch, und iſt Thomſens Hypotheſe richtig, daß der für Kijew gegebene andere Name, Sambatas, nichts anderes ſei, als das altnordiſche Sandbakka-ass, d. h. Sandbank-Höhe, ſo haben die germaniſchen Namen für die Stromſchnellen noch einen Städtenamen als ſtammverwandten Bruder gefunden.

Wem jedoch dieſe geographiſche Namengruppe noch nicht genügen ſollte, dem bieten ſich auf den erſten Blättern der ruſſiſchen Geſchichte nicht weniger als 90 Perſonennamen an, die zum Ueberfluß dasſelbe darthun, nämlich unverwerfliches Zeugniß ablegen für die ſkandinaviſche Abſtammung ihrer Träger, der Ruſſen. In erſter Linie Namen aus den früheſten Generationen der ruſſiſchen Herrſcherfamilie, wie Rurik (Hrörekr, ad. Hrodric, unſer Roderich), Sineus, Truwor (Thorvarthr), Oleg u. a., ſind es weiterhin Namen für Ruſſen von hohem und niederem Stande, wie ſie in den Chroniken aus dem erſten Jahrhundert des ruſſiſchen Staates uns zahlreich, ja faſt ausſchließlich begegnen. Die weitaus reichſte Fundgrube liefern die beiden Verträge zwiſchen Ruſſen und Griechen von 911 und 944, welche gleichlautend mit den Worten beginnen: „Wir von ruſſiſcher Geburt“, um dann eine lange Liſte von ruſſiſchen Bevollmächtigten folgen zu laſſen. In der älteren Liſte findet ſich kein einziger unzweifelhaft ſlaviſcher Name, die jüngere weiſt ihrer nur drei auf, und dieſen drei ſlaviſchen treten ſechzig, ſage ſechzig unbeſtreitbar ſkandinaviſche Namen gegenüber, zu denen ſich aus anderen Quellen noch mindeſtens zehn geſellen. Eine große Anzahl derſelben theilt Schweden mit anderen ſkandinaviſchen Ländern, andere ſind Schweden eigenthümlich, und gewiß verdient der Umſtand alle Beachtung, daß von dieſen der bei weitem größere Theil gerade denjenigen Landſchaften angehört, welche der finniſchen Küſte gegenüber liegen, Upland, Södermannland und Oeſtergötland.

Hören wir doch nur einige aus dieſer hochintereſſanten Namenreihe reden! Zu den auch anderen ſkandinaviſchen Ländern zugehörenden Namen zählen: Adulb' (Authulfr), Adun' (Authunn), Akun' (Hakun, Hakon), Aldan (Halfdanr), Alvard (Hallvarthr), Amun'd' (Hamundr), Asmud' (Asmundr), Bern' (Björn), Budy (Bondi), Dir' (Dyri), Emig' (Hemingr), Frelaf (Frithleifr), Frudi (Frothi), Fur'stên' (Thorstein — ſlav. ſ entſpricht hier, wie regelmäßig griech. Θ (z. B. Feodor = Θεόδωρος), nord. th. ſtatt des ſonſt üblichen t —), Grim' (Grimr), Gunar' (Gunnarr), In'gel'd' (Ingjaldr), Ivor' (Ivarr), Karl' (Karl), Karly (Karli), Kary (Kari), Kol' (Kollr), Oleb', Uleb' (Oleifr, Olafr), Oleg' (Helgi — nach ruſſ. Lautgeſetz ging älteres je in o über; vgl. ruſſ. olen' = altſlav. jelen' Rothwild, ruſſ. odin' = altſlav. jedin' eins, altruſſ. oljad' = χελάνδιον Galeere —), Ol'ga (Helga), Rog'volod' (Ragn-, Rögnvaldr), Ruald' (Hroaldr), Ruar' (Hroarr), Rulav' (Hrothleifr), Rurik (Hroerekr), Sfirk' (Sverkir), Stir' (Styrr, Stur), Sven' (Sveinn), Truan (Throndr), Tur'bern' (Thorbjörn), Turd' (Thorthr), Tury (Thorir), Ul'b'

(Ulfr), Ustin' (Eysteinn?). Ausschließlich oder doch fast ausschließlich schwedische Namen, ein paar nur kommen auch in Dänemark vor, begegnen wir in: Ar'fast' (Arnfastr), Bruny (Bruni), Farlof' (Farulfr), Fost' (Fasti), Frasten (Freysteinn), Grim' (Grimr), Gudi (Gothi), Gunastr' (Gunnfastr), Gomol' (Gamall), Igor' (Ingvarr), Ingivlad' (Ingivaldr), Karn' (Karni), Mony (Manni), Ol'ma (Holmi), Shich'bern' (Sigbjörn), Sineus' (Signiutr), Slydy (Slothi), Studek (Stoethingr), Svenald' (Sveinaldr), Tuky (Toki), Tulb' (Tholfr), Vujefast' (Vefastr, Bofastr).

Anderwärtsher sich darbietende altrussische Eigennamen sind z. B. Shibrid' (Sigfrithr), Tur'brid' (Thorfrithr), Lidul' (Lindulfr), Egri (Hegri der Häher). Nur ganz wenige skandinavische Namen finden sich, für die, gewiß nur zufällig, aus schwedischen Urkunden ein Beleg nicht direct erbracht werden kann, wie Oskold' (Höskuldr), Vermund' (Vermundr), Rogned' (Ragnheithr), Malfrid (Malmfrithr) u. a.

Wird somit Nestors Zeugniß auch sprachlich bekräftigt, so findet seine Glaubwürdigkeit noch neue Bestätigung von anderer Seite. Archäologisch und historisch steht eine bis in früheste Zeiten zurückreichende enge Verbindung zwischen der skandinavischen Bevölkerung Schwedens und den Bewohnern der gegenüberliegenden Ostseeküste fest. Charakteristische Gegenstände des Stein- und Bronzezeitalters, vornehmlich aber des älteren Eisenzeitalters, das bekanntlich die ersten vier Jahrhunderte n. Chr. umfaßt, finden sich gleichmäßig hier und dort. Die zahlreichen altskandinavischen und altgothischen Lehnwörter der finnischen Mundarten müssen dem damaligen lebhaften Verkehr zwischen den beiden Volksstämmen entsprungen sein, und da die finnisch-ugrischen Stämme zu jener Zeit noch östlich oder südöstlich von ihren jetzigen Wohnsitzen lebten, so reichte offenbar schon damals der germanische Einfluß bis tief in das Innere des heutigen Rußland hinein.

Neue Beziehungen bringt dann vom 8. Jahrh. ab das jüngere Eisenzeitalter. Denn da beginnt die Zeit der Wikingerzüge, die den Namen jener skandinavischen Nordmannen bis zu den fernsten Küsten Europas hin bekannt und gefürchtet machen. Die stark, nur allzu stark angewachsene Bevölkerung Schwedens sucht sich über ihre ursprünglichen Grenzen, die ihr zu eng werden, auszudehnen, Und wohin die große Mehrzahl drängte, das beweisen die Benennungen „Norwegen" (Nordweg) und „Austrwegr" (Ostweg), wie ihr die Ostsee hieß.

Der Mittelpunkt der Sagaliteratur, Island, liegt freilich von den Gegenden, welche der Schauplatz der Normannenthaten werden, und nun gar dem Lande, wo sich die Gründung des russischen Staates vollzog, zu weit ab, als daß wir einen genauen Bericht über jene, eine das Ereigniß auch nur streifende Erwähnung dieser erwarten dürften. Aber zahllos finden sich in der Sagaliteratur Angaben über Handel und Schifffahrt, Wikingerzüge und Massenauswanderungen, die von Schweden nach dem Osten gehen, zahllos Hinweise auf Besuche, die von Normannen in Gartharíki abgestattet werden, zum Beweise, eine wie enge Verbindung zwischen dem skandinavischen und russischen Herrscherhause bestanden haben

muß. Iſt doch die ſchwediſche Inſelbevölkerung eines Theiles von Ehſtland und Finnland ein noch heute lebender Zeuge dafür! Und wie oft grüßen uns nicht aus jenen nordiſchen Schriftdenkmalen die altehrwürdigen, ſagenumwobenen Stätten Aldegjuborg, Holmgardr, Koenugardr, Palteskja, wie ihnen Alt-Ladoga, Nowgorod, Kijew, Polozk heißen! Auch zahlreiche Runeninſchriften Schwedens gedenken der im Oſten gefallenen blutsverwandten Männer. Von 20,000 in Schweden aufgefundenen arabiſchen Münzen gehört die Mehrzahl in die Zeit zwiſchen 880 und 955. Hinwiederum hat der Schooß der ruſſiſchen Erde bis tief in's Innere des Landes eine Menge nordiſcher Waffen und Schmuckſachen geliefert und von weſteuropäiſchen Münzen hauptſächlich angelſächſiſche, deren Vorkommen ſeine natürlichſte Erklärung findet, wenn man dieſelben als einen Theil jenes Danegeldes betrachtet, welches England ſeinen Bedrohern ſo oft hat zahlen müſſen.

Aber woher ſtammt nun der vielumſtrittene Name „Ruſſen“ ſelber? Läßt ſich in Schweden, der vorauszuſetzenden Heimath der Altruſſen, ein ſkandinaviſcher Stamm nachweiſen, der ſich ſo nannte? Und wenn ja, welcher iſt's? Oder wenn nein, haben die Antinormanniſten dann nicht Recht, den ſkandinaviſchen Urſprung der Altruſſen anzuzweifeln? Dieſer Frage iſt Thomſens dritte Vorleſung: „Name und Geſchichte des ſkandinaviſchen Elements in Rußland“ gewidmet.

Vorweg iſt zu erinnern, wie es jedenfalls eben ſo wenig möglich iſt, einen ſlaviſchen Stamm dieſes Namens nachzuweiſen; ſodann, wie es ja durchaus nicht ſo ohne weiteres ſelbſtverſtändlich iſt, daß die alten Ruſſen auch ſich ſelbſt in ihrer Mutterſprache ſo genannt haben. Auch die Germani der Römer ſind darum doch nicht weniger Deutſche, weil weder ein einzelner germaniſcher Stamm, noch deren Geſammtheit ſich ſelbſt je mit dieſem Namen bezeichnet hat, ſondern derſelbe von den Kelten her den Römern zugekommen iſt (Germane, urſprünglich galliſche Bezeichnung der niederrheiniſchen Franken, iſt mit höchſter Wahrſcheinlichkeit aus keltiſchem garmwyn (Schreier, Rufer), von dem ungeſtümen Schlachtruf der ihre Feinde in Schrecken verſetzenden Krieger her, entſtanden). Ebenſo verhält ſich's mit Bezeichnungen, wie Allemand (urſpr. Alamann, d. i. ganzer Mann, Held), Nemez (der Stumme, d. i. der die Landesſprache nicht verſteht), Walache, Walliſer, Welſcher, Gallier (eig. Fremdländiſcher); ſelbſt Normanne iſt ſchwerlich die heimiſche Benennung der ſkandinaviſchen Wikinger geweſen. Vielmehr werden wir geneigt ſein, den Urſprung für die im Oſten ſich findende Bezeichnung der Skandinavier als Rhôs, Russen bei denjenigen Volksſtämmen zu ſuchen, mit denen die von Weſten kommenden Fremden zunächſt in Berührung kamen; und das waren finniſche Stämme. Nun heißt aber Schweden den Finnen Ruótsi, den Ehſten Rôts, den Woten Rôtsi, den Liven Rúotsi. Davon muß die ſlaviſche Bezeichnung Rus' abſtammen. Und dies Verhältniß erklärt ſich auch auf's einfachſte, wenn man erwägt, daß zu den damals von der See abgeſperrten Slaven die weſtlichen Eindringlinge nur kommen konnten, nachdem ſie das Gebiet ihrer finniſchen Nachbarn durchſchritten hatten, von denen jene die erſte Kunde und mit dieſer doch wohl auch den Namen für die fremden

Ankömmlinge erhalten haben werden. Um sich diesem so natürlichen Schluß zu entziehen, denken die Antinormannisten schon lieber an die iranischen Roxolaner oder gar an des Propheten Ezechiel Gog, „den Fürsten von Rosch, Meschek und Thubal, der von Norden her gegen das Volk Israel kommt, aber Gott will ihn richten und Israel Sieg verleihen", womit denn also freilich eine nicht sehr tröstliche Aussicht auf die schließliche Verjudung des Volkes eröffnet würde. Da nun aber der Name Ruotsi auch nicht aus dem Finnischen abgeleitet werden kann, so wenig wie Rus' aus dem Slavischen, so ist allerdings direct skandinavische Herkunft das Wahrscheinlichste.

Thomsen erinnert, wiewohl E. Kunik letzthin eine andere Erklärung, aus dem Altnordischen, vorgetragen, daran, daß Rother, Rothin der alte schwedische Name für die Finnland gegenüberliegenden skandinavischen Landschaften war, deren Bewohner sich Rothmaen, Rothskarlar, d. i. Rudermänner nannten, wie noch heute im nördlichen Norwegen die Fischer, welche sich während der Fangzeit an der Küste versammeln, Rossfolk, Rodsfolk, d. i. Rudervolk heißen. Bei Entlehnung von zusammengesetzten Wörtern läßt aber die finnische Sprache auch sonst vielfach den zweiten Bestandtheil fort, wie in riksi für riks-daler, Pietari für Petersburg, huovi für hofman, portto für altnord. portkona (scortum). Da das Slavische den Laut uó oder ô nicht kennt, nahm es die Bezeichnung Ruotsi in der Form Rus' herüber, wie das finnische Suomi (Finnland) in den russischen Chroniken durch Sum' wiedergegeben wird. Bemerkenswerth ist dabei, daß das Wort Rus' im Slavischen stets als Collectivum im Singular gebraucht wird, eine Eigenthümlichkeit, die fast nur bei ausländischen Namen, und vorzugsweise wieder bei solchen vorkommt, die aus finnischen Sprachen entlehnt sind. Daß auch die Griechen das Wort Rôhs (mit o für slav. u, wie auch sonst öfter) immer indeclinabel, aber pluralisch brauchen, was die byzantinische Literatur außerdem ausschließlich bei türkisch-tatarischen Namen thut, läßt darauf schließen, daß ihnen das Wort durch die benachbarten Chasaren zukam, mit denen sie anfänglich jene Rhôs zusammenwerfen mochten. Auch die ungarische Form Orosz für „Russe" zeigt türkisches o für slavisches u. Dagegen setzten die Araber das griechische ô wieder in û um und sagten Rûs, wie sie Rom Rûm nannten.

Es bleibt die Frage übrig: für welchen skandinavischen Stamm brauchten die Slaven den Namen Rus', und wie konnte doch im Laufe der Zeit dieser Name seine ursprüngliche Bedeutung so völlig ändern, daß er zuletzt statt einer skandinavischen eine slavische Nationalität bestimmte? Die Finnen übertrugen zunächst den Namen des zu ihnen gekommenen Skandinavierstammes, den sie bei seinem Weiterrücken aus dem Gesicht verloren, alsbald auf die Gesammtheit der Schweden. Dagegen wurde für die Slaven eine Erweiterung des Namens Rus' in ähnlicher Richtung eben so bald eine Unmöglichkeit, so daß sie sich veranlaßt sahen, für die Bewohner Schwedens und überhaupt der nördlichen Länder einen andern Namen zu schaffen. Der skandinavische Stamm, welcher den russischen Staat gründete, mag vor der Eroberung Kijews am Ladoga seine Ansiedelung

gehabt haben. Mit ſeiner Niederlaſſung in Nowgorod begann die ruſſiſche Herrſchaft über die Slaven. Von der Einnahme Kijews datirt die Gründung des ruſſiſchen Staates. Seitdem wurden die Bewohner von allen der Kijewer Krone, der rus'skaja semlja, unterworfenen Gebieten der getrennten ſlaviſchen Stämme in weiten und immer weiteren Kreiſen Ruſſen genannt, und ſo wurde die alte finniſche, dann ſlaviſche Benennung der Normannen allmählich zur politiſch-geographiſchen Bezeichnung einer rein ſlaviſchen Nationalität, wie uns Aehnliches in der Geſchichte und dem Namen Frankreichs, der Normandie, Lombardei, Bulgariens und anderer Länder begegnet.

Schon bei Neſtor findet ſich dieſes Verhältniß verſtändlich angedeutet, wenn er ſagt: „Die ſlaviſche und die ruſſiſche Sprache iſt eins, denn ſie haben ſich vor den Warägern Ruſſen genannt, aber ehedem waren ſie Slaven.“ Und wer ſind dieſe Waräger oder Waranger, Wäringer, bei den ruſſiſchen Chroniſten Varjag', bei den Arabern Warank genannt, deren Name im Laufe des elften Jahrhunderts bei den Griechen die ältere Bezeichnung Rhos für die Nordländer verdrängt? Nach Thomſen's gewinnender Darſtellung iſt das echt ſkandinaviſche Wort unter den Skandinaviern, die bei den Slaven Ruſſen hießen, als Bezeichnung ihrer in der Heimath verbliebenen Landsleute weſtlich der Oſtſee entſtanden, oder doch jedenfalls derjenigen, welche die lebhafte Verbindung zwiſchen Altrußland und Schweden nach und nach übers Meer führte. Die Bedeutung des Wortes, deſſen Stamm vârâ = Verſprechen, Friede, Schutz iſt, zuſammenzuſtellen mit angelſächſ. waergenga, longobard. waregang, wäre die von Schutzbürgern, alſo ſolchen Nordländern, die zu einer Zeit, wo ein verwandter Stamm in Rußland herrſchte, als Kaufleute oder Krieger dorthin kamen und auf Grund ihrer Nationalität, im Gegenſatz zu anderen fremden Nationalitäten, vielleicht ſelbſt zu den unterjochten eingeborenen Stämmen, eine bevorzugte Stellung einnahmen. Im Laufe der Jahrhunderte wandte man im Oſten den Namen dann auf alle Bewohner der ſkandinaviſchen Mutterlande an, und ſchließlich verdrängte derſelbe zu einer Zeit, wo der Name „Ruſſen“ ſeine urſprüngliche Bedeutung verlor, dieſe ältere Bezeichnung, ſelbſt an deren Stelle tretend, obgleich dieſe mit jenem durchaus nicht ſynonym war, ſondern das urſprüngliche Verhältniß zwiſchen Ruſſen und Warägern etwa ſo gedacht werden muß, wie heutzutage das zwiſchen Yankee und Engländer, oder wie unter den ſpaniſchen Amerikanern das zwiſchen einem Creolen und einem Gachupin.

Der Beſtand des ſkandinaviſchen Elements konnte bei deſſen numeriſcher Schwäche inmitten einer überwältigenden ſlaviſchen Majorität ja unmöglich von Dauer ſein. Länger als drei, höchſtens vier Generationen vermochte die fremde Nationalität ſich nicht zu behaupten. Dann mußte ſie nach geſchichtlichem Recht der Sprache und Sitte der ſo viel zahlreicheren unterworfenen Bevölkerung weichen. Nach einem flüchtigen Aufſchwung des ſkandinaviſch-ruſſiſchen Weſens unter Jaroslaw, deſſen Mutter und Gemahlin eine Warägerin, der aber ſelbſt ſchon ſlaviſchen Namen trägt, ſehen wir mit deſſen Tode dasſelbe völlig in dem der

ſlaviſchen Umgebung aufgehen und das letzte Band zwiſchen ruſſiſchen Fürſten und ihrer nordiſchen Nationalität zerriſſen. Der Zuzug neuer Warägerſchaaren brauchte darum nicht ſofort aufzuhören. Noch im Jahre 1018 beſtand nach Thietmar*) die Bevölkerung Kijews „weſentlich aus Dänen". Noch viel ſpäter ſtoßen wir auf Beſuche ruſſiſcher Fürſten in Schweden und umgekehrt. Aber ſeit dem vierten Decennium des elften Jahrhunderts kam der ſkandinaviſche Auswandererſtrom ſicher in's Stocken. War doch mit der Feſtſetzung des Chriſtenthums die ſociale Ordnung daheim eine andere geworden; die Bevölkerung hatte nun keinen Ueberſchuß mehr abzugeben; die inneren Verhältniſſe des eigenen Landes nahmen die Thatkraft ſeiner Bewohner hinlänglich in Anſpruch. Kein Wunder, wenn man unter ſolchen Umſtänden die Stammesgenoſſen in Kijew ihrem Schickſal überließ. Etwas länger behauptete ſich das ſkandinaviſche Element in dem günſtiger gelegenen Nowgorod, das noch etwa drei Jahrhunderte die Warägerſtadt Neſtor's blieb, bis auch hier ſich die Geſchicke erfüllten und die Skandinavier ſich zurückgedrängt ſahen, um den überlegenen Deutſchen den Platz zu räumen.

In der ruſſiſchen Sprache — das Wort im heutigen Sinne genommen — hat das Häuflein Skandinavier, ſo kurze Zeit es einſt über die Slaven herrſchte, doch greifbare Spuren hinterlaſſen. Ausſchließlich im Ruſſiſchen, nicht in anderen ſlaviſchen Sprachen, und zwar vorwiegend im Alt ruſſiſchen, findet ſich eine Anzahl Wörter, die zweifellos als Denkmäler einſtigen ſkandinaviſchen Einfluſſes anzuſehen ſind. Dahin gehören: ask Büchſe (altſchwediſch asker), grid' Leibwächter (altnord. gridmadr Diener), jakor' Anker (ſchwed. ankare — ruſſ. ja entſpricht dem urſprünglichen an —), kerb' Flachsbündel (ſchwed. kärfve), knut Peitſche (altſchwed. knutr Knoten), lar Kaſten (altſchwed. lar), luda eine Art Mantel (altnord. lod das Zottige eines Zeuges), skiba Brodſcheibe (ſchwed. skifva), skot Abgabe, Schoß (altnord. skattr), stjag' Fahne (altſchwed. stang), stul' Stuhl (ſchwed. stol), sud' Name des Bosporus (altnord. sund), shneka eine Art Schiff (altnord. snekkja), endlich tiun' Haushofmeiſter (altſchwed. thiun).

Das Schlußergebniß, für wen läge es noch nicht klar? Was alte ruſſiſche Ueberlieferung, was der Vater der ruſſiſchen Geſchichtsſchreiber Neſtor, berichtet, daß der ruſſiſche Staat von einem nichtruſſiſchen Volksſtamm gegründet ſei und daß dieſer Stamm, dem der neue Slavenſtaat die erſte Ordnung zu verdanken hatte und der im Oſten den Namen „Ruſſen" führte, ſkandinaviſchen Urſprungs ſei, durch zahlreiche zeitgenöſſiſche andere Quellen, ſlaviſche und nichtſlaviſche, durch literäriſche, geſchichtliche, archäologiſche, ſprachliche Zeugniſſe wird es zur unumſtößlichen, man darf wohl ſagen, mathematiſchen Gewißheit erhoben, die vor jeder ernſten, ehrlichen Kritik beſtehen wird: zu dem von Slaven aufgeführten raumgewaltigen Bau des heutigen ruſſiſchen Reiches haben Normannen den Grund gelegt. Der moderne Slave, der daran Aergerniß nimmt, handelt gerade ſo thöricht, als wenn ein Deutſcher von heute mit der Geſchichte ſeines Vaterlandes

*) Mon. Germ. III, 871.

hadern wollte, die ihm ſeine Bildung durch die Hand der Griechen, ſein Recht durch die Römer, ſeine Kirche durch die Juden geſchenkt hat. Fruchtbarer und ihrem eigenen Volke gewinnbringender wäre für die Slavophilen jedenfalls unſer Thema, wenn ſie, der Wahrheit eingedenk, daß ein Staat allezeit nur durch dieſelben Kräfte erhalten wird, durch die er geworden, ihr Nachſinnen darauf richten wollten, ob das Element der Ordnung, das, einſt durch die Normannen vertreten, den ruſſiſchen Staat gegründet hat, heute entbehrlich iſt, und wenn nicht, bei welchem nichtruſſiſchen Volksſtamm des Reiches die erprobteſten und zuverläſſigſten Stützen der Ordnung heute, wie damals, zu ſuchen ſind.

Dr. K. Sallmann.

Aus der Hauptſtadt.

Noch einmal die „Saiſon". — Neue Erſcheinungen in den Petersburger Salons. — Aus unſerem Sportsleben. — „Mode" und „Nationalismus". — Anton Rubinſteins „Nero". — Die Vaudeville-Diva Anna Judic und Maeſtro Conſtant Coquelin. — Ein „claſſiſches" Schlußwort.

St. Petersburg, Mitte Januar.

„ . . . Und es ſchlingt ununterbrochen
Immer ſich der Freudenkreis
Durch die zweiundfünfzig Wochen,
Wenn man's recht zu führen weiß.
Spiel und Tanz, Geſpräch, Theater,
Sie erfriſchen unſer Blut. . . ."

Spiel und Tanz, Geſpräch, Theater — ſie erfriſchen unſer Blut! — Da haben Sie die Deviſe des Petersburgers in den erſten zehn jener zweiundfünfzig Wochen. Freilich, die Fröhlichkeit, wie ſie in der Kaiſerſtadt an der blauen Donau zu Hauſe iſt und die Luſtigkeit des Goetheſchen Weimar — Sie würden ſie hier vergebens ſuchen; aber man findet im Januar und Februar in Petersburg immerhin doch Etwas, was daran erinnert, denn gleich nach dem lichterſtrahlenden und tannenduftenden herrlichen Weihnachtsfeſt beginnt hier an der Newa die „Große Saiſon". Wie die Bewohner der Reſidenz, ſo ſchickte auch ſie ſelbſt ſich an zum würdigen Empfang der Periode, wo die haute volée zeigt, was ſie zu leiſten im Stande iſt auf dem Gebiete geſellſchaftlicher Freuden und Leiden, und wo die Mode- und Luxuswaarenhändler, die Modiſtinnen und Juweliere, die faſhionablen Reſtaurateure e tutti quanti, die ganz das Lachen verlernt zu haben ſchienen, plötzlich ſtrahlende Geſichter zeigen und ſich der beſten Laune erfreuen. . . Ja, auch die Reſidenz ſchickte ſich an, die „Saiſon" würdig, blitzblank und im feſtlichen Gewande zu empfangen.

Bis Weihnachten war ein Grau in Grau gemalter Herbſt mit Feuchtigkeit und Schnupfen und Schmutz und aller Art Katarrhen in Permanenz erklärt: aber auf einmal, über Nacht geradezu, ward es Winter, richtiger Winter mit Eis und Schnee und trefflicher Bahn. „Die Saiſon iſt da!" Der Ruf erſchreckte unſere eitle Stadt, und da hat ſie beim Nordpol und den Eskimos eine Anleihe gemacht und ſich das Feiertagskleid, das ſchmucke weiße, angeſchafft. Und wer will ihr daraus einen Vorwurf machen? Thun es doch viele Jener, die die

„Saiſon“ machen, genau ebenſo. Contrahiren doch auch ſie Schulden — wovon die Agrar- und Creditbanken ein Lied zu ſingen wiſſen — um mithalten zu können. Für das verſetzte Gut wird ein neuer Brillantſchmuck gekauft, und die neue Hypothek auf das Haus wird in einen glänzenden Ball umgeſetzt, von dem einen Tag lang die ganze Stadt ſpricht.

Die „Saiſon“! Alles dankt dem Schöpfer, wenn ſie hinter Einem liegt, und Keiner hat den Muth ſie zu ignoriren. Die Tyrannin Mode und die Deſpotin Mediſance ſchwingen den Herrſcherſtab und die Geißel und ihre Sclaven rufen «eh bien — va banque!» wie einſt die Gladiatoren in der römiſchen Arena ihr verhängnißvolles «Ave Caesar, morituri te salutant!»

Nicht Jeder freilich ſieht hinter der Saiſon den hohläugigen Ruin lauern; unſere Ariſtokratie beweiſt vielmehr, daß ſie wirklich noch über erſtaunlich viel „Kleingeld“ zu gebieten vermag — aber Wenige ſind's doch wahrlich nicht, die „mitmachen“, ohne es zu können und zu dürfen.

„Ja, mein Beſter — ruft da Jemand — was geht das eigentlich Sie an? Sie ſollen uns ja von der Saiſon erzählen und nicht mit übermäßig langweiligen Raiſonnements tractiren? Das Denken überlaſſen Sie gefälligſt uns ſelbſt!“

Nun wohl — ich gehorche.

* * *

Glänzend und ſchön läßt ſich allerdings die heurige Saiſon an, wie die vorigjährige, und ſeit drei Wochen haben die großen und kleinen Sterne unſerer Beaumonde und haute volée bereits ihren Kreislauf antreten können durch die Ball- und Speiſeſäle und Salons der Geſandtſchaftshotels, der Paläſte der ruſſiſchen Grandſeigneurs und Finanzbarone, und der Appartements der Würdenträger, zur Wahrheitmachung deſſen, was einſt Goethe von den Hallenſern und Weimaranern ſang. Und es fehlt auch nicht an neuen intereſſanten Erſcheinungen bei all' dieſen Feſtlichkeiten. Da iſt z. B. Graf Herbert Bismarck ſo ein Gegenſtand allgemeiner Aufmerkſamkeit. Begreiflicher Weiſe: war doch ſein Vater hier einſt als preußiſcher Geſandter einer der beliebteſten Geſellſchafter in den Petersburger Salons und Sportclubs, und ſoll doch ſein Sohn ihm in vielen Stücken ähnlich ſein. Aeußerlich gewiß: das zeigte ſich neulich gelegentlich der großen Waſſerweihe-Ceremonie am 6. Januar, der auch der zwei Tage vorher hier eingetroffene neue Secretär der deutſchen Botſchaft in der kleidſamen Uniform der preußiſchen Gardedragoner beiwohnte, deren Rittmeiſter à la suite er iſt. Und dann — wer ſollte nicht ſich für den Sohn des allmächtigen deutſchen Reichskanzlers auch als ſolchen ſchon intereſſiren? Auch der neue franzöſiſche Botſchafter General Appert, den ſeine Gattin und zwei liebliche Töchter hierher begleitet haben, iſt bei unſerer Geſellſchaft eines freundlichen und herzlichen Empfanges ſicher, um ſo mehr, als er ihr nicht ganz fremd iſt, da er vor einigen Jahren unſere großen Herbſtmanöver als Militärbevollmächtigter der Republik mitmachte. In dieſen Tagen ſollen ſich ſeine Salons öffnen, ebenſo wie die des ſo beliebten

türkiſchen Botſchafters Schakir-Paſcha, für deſſen Bälle unſere tanzluſtige junge Ariſtokratie geradezu ſchwärmt, denn man amüſirt ſich dort in der Regel „köſtlich“. Den Grafen Greppi erwartete man desgleichen mit Spannung. Dieſer — einer der älteſten europäiſchen Diplomaten — wird den nunmehr ſeit einem Jahre verwaiſten hieſigen italieniſchen Botſchafterpoſten einnehmen, und unter anderen Aufgaben harrt auch die ſeiner, die vortrefflichen Beziehungen, die Jahre hindurch Graf Nigra im italieniſchen Botſchaftshotel mit unſerer Geſellſchaft unterhalten hat, fortzuſetzen. Viel Aufſehen macht in der Damenwelt eine Pariſerin pur sang, die Tochter des — Barons Rothſchild, die unlängſt einen ruſſiſchen Griechen geheirathet hat, einen Sohn des Odeſſaſchen Millionärs Ephruſſi, der mit ſeiner jungen Gattin zur Saiſon nach Petersburg herübergekommen iſt. Zum Schluſſe derſelben erwartet man ein anderes junges Paar hierher, bei dem Rang und Reichthum einander gleich werth ſind: den Fürſten Kotſchubei, der dieſer Tage in Paris mit der Herzogin della Torre, der Tochter des ſpaniſchen Marſchalls und Granden Serrano della Torre getraut worden iſt. . . . Und zu dem Allen verſpricht die Reihe der Feſtlichkeiten beim Allerhöchſten Hofe und bei den großfürſtlichen in dieſem Winter eine noch zahlreichere und brillantere zu werden, als im vorigen, denn unſer Kaiſerhaus ſchickt ſich ja nach mehreren Jahren wieder einmal an, ein Hochzeitsfeſt zu begehen, das des Großfürſten Konſtantin Konſtantinowitſch. Wenn dieſe Plauderei Ihnen vorliegt, werden Sie ſchon längſt die Beſchreibung des großen Hofballes geleſen haben, der dieſe Reihe von Feſten am 16. c. im Winterpalais in glänzendſter Weiſe eröffnete. . . .

* * *

Uebrigens bleiben Bälle und Routs und Diners durchaus nicht die einzigen Nummern des Programmes unſerer Winterſaiſon. Vielmehr wäre das ganze Vergnügen nur ein halbes, wenn nicht ſchönes Winterwetter geſtattete, auch den anderen Theil jenes Programms zur Ausführung zu bringen. Große Picknicks und kleine parties carrées gehören durchaus auf dasſelbe hin, und der edle Eislaufſport beanſprucht ebenfalls ſeinen Platz in dem Vergnügungskalender der Beaumonde.

Und ſo jagen denn jetzt allabendlich luſtig klingelnde Troikas, oder, in langer Reihe, kleine finniſche Schlitten, die nur für zwei Perſonen Raum haben, zur Stadt hinaus den Reſtaurants und Eisbergen zu in „Oſerki“ und „Arcadia“, zu Dorotte und nach dem „Kraſſny Kabatſchok“ und wie ſonſt alle die „Locale“ heißen, denen vom Gas angegriffene Palmen, gluthäugige Zigeunerinnen, frappirter Champagner und fahlköpfige tatariſche Kellner ein beſonderes Gepräge verleihen und wo man mit wenig Witz und gar oft auch mit wenig Behagen in unglaublich kurzer Zeit noch unglaublichere Geldſummen verthun kann und verthut.

Auch die berühmten Wintertrabrennen haben begonnen und werden nun zweimal wöchentlich fortgeſetzt im Hippodrom der Renngeſellſchaft auf dem Sſemenowſchen Platz. Bis vor wenigen Jahren fanden ſie vor dem Winterpalais auf dem Eiſe der Newa ſelbſt ſtatt. Aber unſer tückiſches Klima ließ das Ver-

gnügen dort gar oft buchſtäblich zu Waſſer werden, und ſo begab man ſich auf's feſte Land und erbaute ſich eine ſtehende Rennbahn.

Das nun aber iſt ein Vergnügen, an dem ſich nicht blos die Upperſten betheiligen, ſondern das auch den Mittelſtand und die große Maſſe des Volkes anzieht. Bei dieſen finden die Trabrennen weit mehr Anklang, als das ſommerliche Jockey- und Herrenreiten in Zarskoje Sſelo und Kraſſnoje Sſelo: das Kutſchen liegt dem ruſſiſchen Volke weit näher und, mit Ausnahme der Koſaken, iſt es ja kein Reitervolk. Und was fängt der Mann aus dem Volke, der Lawotſchnik, der Soldat, der Kupez mit dem engliſchen oder franzöſiſchen Jockey und ihrem training und start und forfait und der ganzen Renn-Terminologie an? Aber die prächtigen, echt ruſſiſchen Kutſchertypen, die man bei ihren Uebungsfahrten jetzt täglich beobachten kann an den Quais und in der Arena der Rennbahn — ſie ſind an den Renntagen der Gegenſtand eines förmlichen Cultus ſeitens der Volksmaſſen, die zu Tauſenden hinausſtrömen durch die Gorochowaja und den Sagorodny-Proſpect, gefolgt und geleitet von einer Armee ambulanter Victualien- und Theehändler, auf den mächtigen Sſemenowſchen Platz, um dem Wettkampf der edlen Thiere zuzuſchauen. Und dieſe ſelbſt erfreuen ſich nicht geringerer Verehrung und Bewunderung, als die Leiter, deren Kunſt ſie anvertraut ſind. Wenn der Sieger, rauchend und dampfend und in ſchöne, oft wappengeſtickte Decken gehüllt, ſtolz die Rennbahn verläßt, da tritt wohl der Eine oder Andere hinzu, um ihm mit einem „молодецъ“ auf die Schenkel zu klopfen, und um die Ehre, dem gefeierten Thiere den koſtbaren Preis voraustragen zu dürfen, ſtreiten ſich viele Liebhaber: der Kutſcher kann aber ſicher ſein, mit Einladungen zu einem „Gläschen“ geradezu überſchüttet zu werden. Auch kennt der Mann aus dem Volke ſeine Pferde und ihre Geſchichte ſo gut, wie der beſte Sportsman; und er hat das nöthig, denn war Waſſilij ſchon früher nicht abgeneigt, mit Iwan eine kleine Wette einzugehen, ſo iſt jetzt, wo leider das ganze weſteuropäiſche Totaliſatorſyſtem auch bei unſeren Rennen Eingang gefunden hat, der Spielwuth Thür und Thor geöffnet. Das tritt beſonders bei den Sommerrennen zu Tage: dem Hurdlerace und Steeplechaiſe finden Waſſilij und Iwan gar wenig Geſchmack ab, und ſie ſind weit empfänglicher für den Reiz des luſtigen und meiſt gefahrloſen Trabſchlittenfahrens, insbeſondere der Troikawettfahrten — doch die Ausſicht, für den Rubel fünf, zehn und mehr zu erhalten, treibt ſie hinaus auch nach Zarskoje Sſelo und Kraſſnoje Sſelo, wo im Uebrigen gerade die Lebemänner mit ihrem ganzen faſhionablen Apparat mehr zu Hauſe ſind, als bei dem winterlichen Fahrſport. . . .

* * *

Doch auch damit iſt der Inhalt des Vergnügungskalenders derer, die Geld beſitzen oder ſo machen, als ob ſie welches hätten, noch lange nicht erſchöpft. Zwiſchen dem Picknick und dem Ball, zwiſchen dem Diner und dem Rout, zwiſchen jeder ceremoniellen Viſitentournée und dem Macao Abends im Club — da liegen ja noch Stunden, die doch auch auszunutzen ſind. Und das Auge überfliegt den

Affichenſtoß, den Morgens, wenn Madame oder Monſieur noch feſt in Morpheus' Armen ruhten, der Poſtbote ins Haus trug. Was giebt's im Theater? Denn jetzt wird's beſucht. Seitdem der Allerhöchſte Hof ſeine Reſidenz wieder im Anitſchkow-Palais am Newſki-Proſpect aufgeſchlagen hat, heißt's bezüglich der Theater — „noblesse oblige", und diejenigen unter ihnen, die ſich der Aufmerkſamkeit der faſhionablen Geſellſchaft überhaupt erfreuen, zeigen eine gänzlich veränderte Phyſiognomie: reges Leben herrſcht in ihnen, und überall begegnet das Auge glänzenden Uniformen, ſtrahlenden Toiletten, gleißendem Edelgeſtein, überall ſchlägt an's Ohr lebhafte Converſation, munteres Plaudern, ſilberhelles Lachen.

Dieſe Theater ſind vor Allem die italieniſche Oper, das franzöſiſche Theater, das Ballet. Das erſcheint vielleicht ſonderbar, aber es iſt eine Thatſache, trotz des Cultus, den ein großer Theil der Preſſe mit nationalem Geiſte und nationaler Kunſt treibt und ungeachtet deſſen, daß die Geſellſchaft ſich vor Jahr und Tag feſt entſchloß, ruſſiſche Sitten und ruſſiſche Tracht wieder aufzunehmen und alles Weſteuropäiſche zu bannen und zu meiden. Wo ſind ſie geblieben, die jungen Leute, die damals den ſchwarzſammetnen Kaftan und die hohen Stiefel im Salon einbürgern wollten; die nichts mehr von poularde truffée und écrevisses à la Bordelaise und croûtes d'ananas und Pommery sec wiſſen wollten, um an ihre Stelle „щи" und „гурьевская каша" und „квасъ" zu ſetzen; die keine Mlle. Blanche mehr kennen und kein franzöſiſches Wort mehr verſtehen wollten, ſondern nur mit Pelageja Kalimonowna auf gut ruſſiſch ſcherzen? Wo ſind ſie geblieben? Die Reſtaurateure Duſeaux und Borrel und die Schneider Audy und Tedesci ſtrahlen nach wie vor und bauen ſich Häuſer, und Mlle. Blanche überläßt es noch immer Pelageja Kalimonowna, ihr die Pelzſtiefelchen über die Atlasſchuhe zu ziehen. Und in den Theatern, in den Couliſſen der Operettenbühnen und in den Wintergärten auf den Inſeln — da ſehen wir jene jungen Leute in überſpitzen Lackſchuhen und ſeidenen Strümpfen, engen, kaum bis zum Knöchel reichenden Beinkleidern, ſchwarzatlaſſener oder weißer Moiré-Weſte, im engen Frack mit hoher Schulterfalte, das Hemd auf der Bruſt mit einem einzigen großen bunten Edelſtein in der Mitte geknöpft, den breitkrämpigen niedrigen Seidencylinder auf die Seite geſtülpt und den vielgewundenen Incroyable-Stock in der Hand, die im rehfarbenen Handſchuh ſteckt. Da haben Sie einen Vertreter unſerer Petersburger «plus haute gomme»; und doch ſchwärmt er im Salon, wenn er eben einen Leitartikel von Sſuworin geleſen, für rothe Hemde und Baſtſchuhe!... Die Tyrannin Mode beherrſcht ihn eben, und dieſe hat trotz alledem das „Nationale" noch nicht als ausſchließliche Loſung auf ihr Panier geſchrieben; ſie bedient ſich ſeiner nur hier und da als einer pikanten Arabeske oder eines originellen Schaugerichts.

Und darunter leidet nicht nur die Galle des Herrn Akſakow, darunter leidet noch manches Andere, wie z. B. die ruſſiſche Kunſt, ſpeciell die Schauſpielkunſt, die Oper, die dramatiſche Dichtkunſt. Da veröffentlichte neulich die K. Theaterdirection einen Ausweis über die Thätigkeit der ruſſiſchen Operntruppe ſeit Be-

ginn dieser Saison bis zum 1. Januar: keine einzige Novität ist inscenirt worden! Und in derselben Zeit wurden in der italienischen Oper mit großem Aufwand und vielen Kosten ein uninteressantes Werk aus der Jugendperiode Gounods: „Philemon und Baucis“ und die Composition eines neuen Pariser Operuschreibers, des Herrn Salvayre „Richard III.“ zur Aufführung gebracht, die am ersten Abend mit Eclat durchfiel und das zweite Mal, nach vielen Kürzungen und Veränderungen einen nur sehr mageren Achtungserfolg erzielte, was jedoch den Correspondenten des „Figaro“ nicht verhinderte, nach Paris von einem «succès inouï» zu telegraphiren.

Inzwischen aber wartete man vergeblich auf die Wiederaufnahme der vor drei Jahren von der russischen Truppe mit so großem Beifall aufgeführten Rubinsteinschen Oper „Купецъ Калашниковъ“ („Der Kaufmann Kalaschnikow“), die die Theatercensur „kalt“ stellte, und beinahe wäre an „Richard III.“ die Aufführung der jüngsten Rubinsteinschen Oper „Nero“ gescheitert, die im Auslande bereits durchschlagende Erfolge erzielt hat. Unser Maestro fühlte sich gekränkt, daß seiner längst vorgestellten und zur Aufführung angenommenen Oper die Werke zweier Fremdlinge vorangestellt wurden, und er beschloß, sie ganz zurückzuziehen, um so mehr, als es ihm unmöglich sei, die für die zweite Hälfte der Saison in Aussicht gestellte Aufführung des „Nero“ selbst vorbereiten und einstudiren zu können, denn Verbindlichkeiten und verschiedene Concert-Reisepläne gestatteten ihm nur, bis spätestens Mitte Januar in Petersburg zu bleiben. Nun, es heißt, daß der Minister des Kaiserlichen Hofes, die höchste Instanz in allen das Bühnenwesen betreffenden Fragen, selbst vermittelt hat: seit drei Wochen studirt der Meister die Oper hier ein, die in glänzender Weise inscenirt und auf's Beste besetzt wird, und Ende Januar werden wir es dann wohl erleben, wie der römische Schandkaiser dem englischen bluttriefenden König den Garaus macht und die Composition Rubinsteins über das Werk Salvayre's den Sieg davonträgt, aber wiederum nicht auf der Bühne der nationalen, sondern der — italienischen Oper. . . .

* * *

Wenn man das Alles bedenkt, wenn man sieht, wie ein großer Theil der Gesellschaft, was das tägliche und das Vergnügungsleben betrifft, sich in die neue von der Presse gepredigte ultranationale Richtung noch nicht recht einzuleben vermag und sich nach wie vor an Mode, Sitte und Geschmack des Westens und zumal Frankreichs hält, so erscheint kaum glaublich, daß das Gastspiel von Mme. Anna Judic hier eigentlich ein Fiasko erlebt hat. Und doch ist's so. Aber wohlverstanden: das Gastspiel, als solches, oder vielmehr Herr Schürmann, der Entrepreneur desselben, nicht aber die Vaudeville-Diva, die vielbewunderte, einst auch hier in den Himmel erhobene Anna Judic selbst. Als sie vor sieben oder acht Jahren als strahlender Komet an dem Himmel der selig entschlafenen Opéra Bouffe des Herrn Pissarew glänzte und allabendlich eine vielköpfige Schaar von Freunden solcher Art astronomischer Studien in dem jetzt vom Erdboden ver-

ſchwundenen hölzernen Theater auf dem Platze des Katharinen-Square, wo der Cultus der Operette in ſeiner Blüthezeit ſtand, um ſich verſammelte — da — hm! — da wußten wir noch nichts von einem ruſſiſch-türkiſchen Kriege und einem Berliner Tractat und von ſo vielem Anderen, was nunmehr den Finanzcredit Rußlands in ſo beängſtigender Weiſe herabgedrückt hat; da hatte der Petersburger noch Geld, und was ihm geboten wurde, koſtete zudem noch nicht ſo viel, als heute. Und als damals Anna Judic ſich in ihrer Benefizvorſtellung verabſchiedete von ihren «chers Pétersbourgeois» — da legten dieſe ihr 100,000 Franken zu Füßen in Geſtalt fürſtlicher Geſchenke und des Ertrages des Billetverkaufes. Jetzt aber heimſte dieſelbe Künſtlerin zu ihrem Abſchieds-Benefiz im „Kleinen Theater" ein armſeliges Silbergeſchenk und lumpige 3000 Rbl. ein! Tempora mutantur. . . . Wer iſt denn auch heute im Stande, pro Abend für einen Lehnſtuhl 7—15 Rbl. und für eine Loge 45—90 Rbl. zu zahlen? Sehr, ſehr wenige. Und von dieſen Wenigen intereſſirten ſich nicht einmal Alle für das „Genre Judic". Die einſtige Operettenſängerin hat ſich, gezwungen wohl zum Theil durch den Umſtand, daß ihre Stimmmittel geringer geworden ſind, in der That ihr eigenes Genre gebildet, das in mancher Beziehung an eine in's Franzöſiſche metamorphoſirte, vielfach mit Liedern, Couplets und Chanſonnetten verſetzte und gewürzte „Berliner Poſſe" erinnert. Alle Stücke, in denen ſie auftritt, ſind eigens für ſie geſchrieben und componirt und haben vom «Théâtre des Variétés» aus ihren Weg über viele europäiſche Bühnen genommen. . . . «Tous les genres sont bons, hors le genre ennuyeux» heißt es ja, und langweilig iſt das „Genre Judic" gewiß am allerwenigſten. Wohl aber iſt zu bedauern, daß dasſelbe ein gar ſo kleines und geringfügiges iſt, wenn anders überhaupt irgend Etwas auf dem Gebiete der Kunſt als geringfügig bezeichnet werden kann, ſobald es innerhalb ſeiner Grenzen als etwas Vollendetes vor uns hintritt. Wer wird eine Zeichnung von Hendſchel oder Pletſch einem Gemälde von Rafael oder Rubens, oder ein lyriſches Gedicht von Heine einem gewaltigen Drama Shakeſpeares gleichſtellen wollen — aber wer auch wird einem Hendſchel und Pletſch den Titel eines echten Künſtlers, Heine den Namen eines Dichters vorenthalten und abſprechen? Anna Judic iſt die vollendetſte „diseuse" von Couplets und Chanſonnetten; ſo, wie ſie, trägt ſie Niemand vor, auch in Paris nicht. Mit trefflich geſchulter, obſchon nicht umfangreicher Stimme angenehmſten Timbres weiß ſie den Vortrag immer ſo fein zu nuanciren, ſo viel wechſelnden und ſtets den paſſenden Ausdruck in jede Miene und Geſte zu legen, auch das Scabreuſeſte ſo decent zu ſingen und zu ſagen — daß die Wirkung immer eine zündende iſt. Dazu iſt ihr Spiel ſelbſt ein ausgearbeiteteres und harmoniſcheres geworden im Laufe der Jahre. Obſchon eine gewiſſe Körperfülle, die in der Regel erſt einem ſpäteren Alter eigenthümlich iſt — Mme. Judic hat erſt eben das 35. Jahr erreicht — der Gracie, der jugendlichen Beweglichkeit und Elaſticität junger Mädchen und Frauen, wie ſie die Pariſer Künſtlerin mit Vorliebe darſtellt, Eintrag thun muß — ſo weiß ſie trotzdem doch immer die Illuſion zu

erhalten, und wer hat sich auch jetzt dem Reiz der großen unschuldsvoll blickenden dunklen Augen und des lieblichen, schalkhaften Lächelns, das den zierlichen Mund umspielt, entziehen können? Aber, wie gesagt, die exorbitanten Preise, der gänzliche Mangel literarischen Werthes der vielfach anstößigen Stücke ihres Repertoirs, die nur ihr selbst zu brillanten schauspielerischen Leistungen und Dictionseffecten Gelegenheit geben, die miserable Entourage, die ihre Truppe bildete, endlich ihr Genre, das nicht nach Jedermanns Geschmack ist — das Alles gab den Ausschlag, und recht verstimmt ist die Diva davongezogen, obschon sie bei der kleinen Gemeinde Bewunderer als «Lili» und «La petite baronne» und «Niniche» e tutti quanti allabendlich frenetischen Beifall fand. . . .

* * *

Wie ganz anders verlief dagegen das sich unmittelbar an den Cyklus der Judic-Vorstellungen anschließende Gastspiel Constant Coquelin's.

Der ehemalige Bäckerjunge von Boulogne, nunmehrige Societair des vornehmsten Pariser Theaters, der «Comédie française» — auch er war uns ein lieber Bekannter, denn bereits im vorigen Jahre besuchte er uns mit einer eigenen Truppe und erzielte einen durchschlagenden Erfolg, der dieses Mal sich gar zu einem brillanten gestaltete.

Nicht leicht gemacht ward ihm der Weg, an dessen Endpunkt ihm der Lorbeer blühen sollte.

Der 1841 geborene Knabe verspürte keine Neigung, gleich seinem Vater Teig zu kneten und Brodlaibe zu formen, den Backofen zu schüren. Er wollte menschliche Gestalten kneten und formen und was er schüren wollte, das war das heilige Feuer der Begeisterung für die Ideale der Schauspielkunst. So zog er als junger Bursche nach Paris. Und obzwar Coquelin's äußere Erscheinung, seine mittlere Größe, die unscheinbare Gestalt mit den fast etwas auswärts gebogenen Beinen, die keck und verwegen aufgestutzte Nase mit den verschmitzten grauen Aeuglein darüber an das — leicht geänderte — Molière'sche Wort: «où le talent va-t-il se nicher?» erinnern und obgleich Auguste Brohan bei seiner Vorstellung im Conservatorium meinte: „Der Junge ist zu häßlich für das Theater!" — setzte er, unterstützt von dem scharfblickenden, genialen Regnier seinen Willen doch durch, und nach harter Schule ist er heute, seit einer Reihe von Jahren, mit Got, der berühmteste Künstler der «Comédie française». Er hat seine körperlichen Mittel vervollkommnet und vollständig durchgebildet; er ist ihr gebietender Herr und sie versagen ihm nie ihre Dienste. Insbesondere erreichte er eine geradezu phänomenale Herrschaft über seine Stimmmittel. Lunge und Kehle leisten Erstaunliches; er sagt die längsten Tiraden fast in einem Athemzuge her und mag er im schmetterndsten Trompetenton sprechen oder fast lautlos flüstern — bei seiner meisterhaften Diction verliert man auch keine einzige Silbe. Dazu gesellt sich etwas Eigenartiges: eine „körperliche" Beredtsamkeit, die in höchster Durchbildung der Mimik und der Geste besteht. Das Alles kommt namentlich zur Geltung bei seiner Specialität, „Monologe" zu recitiren. . . .

Und heute kann auch Niemand mehr jene Frage aufwerfen: die hohe, freie, offene Stirn trägt unverkennbar den Stempel eines ungewöhnlichen Talentes und der charaktervolle, große Mund erzählt uns desgleichen von diesem, auch wenn er geschlossen ist.

Dabei hat sich Coquelin eine universale Bildung angeeignet: er ist nicht blos Schauspieler, sondern auch Literarhistoriker und Aesthetiker, und er führt eine geistvolle, gewandte, schlagfertige Feder. Er plaudert vortrefflich, im großen Kreise sowohl, als im traulichen tête-à-tête, und bei der Conversation mit ihm vergeht Einem die Zeit pfeilgeschwind.

Auf schauspielerischem Gebiete ist seine Specialität die höhere Charakterkomik. Man kann ihn geradezu den verkörperten Geist der Molière'schen Muse nennen. Und in der That hat er nicht blos alle zu seinem Fache gehörenden Rollen des Molière'schen, sondern überhaupt des klassischen Repertoirs gespielt und desgleichen eine gar stattliche Reihe von Figuren der modernen Komödien eines Scribe, Augier, Dumas, Barrière, Sardou ꝛc. Und wie spielt er sie! Hier kann man wirklich von „Verkörpern" einer Rolle sprechen, denn er l e b t sie im wahrsten Sinne des Wortes. Gleich Salvini verwirft er den crassen Realismus auf der Bühne, und dennoch erzielt er die vollkommenste Illusion und zwar, wiederum wie der gottbegnadete italienische Künstler, mit jener Einfachheit der Mittel und jener „Beschränkung", in der sich „erst der Meister zeigt". . . .

Coquelin läßt sich nicht mit ein paar Worten abmachen; ich müßte ihm einen ganzen Essay widmen, wenn ich über ihn oder auch nur über sein Gastspiel eingehend berichten wollte. Doch muß ich mich hier begnügen, nur von dem äußeren Verlauf desselben zu erzählen.

Er hatte sich Anfangs December mit einer kleinen, mindestens convenablen Truppe nach Brüssel aufgemacht, um einem seiner Freunde, Paul Delair, durch Aufführung seines, man kann wohl sagen, Erstlingsdramas «L'Aîné» über Nacht einen berühmten Namen zu verschaffen. Da kam unser Hotelwirth Lomatzsch („Hotel Demuth") auf den glücklichen Gedanken, den berühmten Pariser Mimen für sein Hotel-Theater zu engagiren. Im vorigen Jahre von einer nach wenigen Monaten verkrachten Actiengesellschaft mit großem Luxus erbaut und unter der Bezeichnung «Théâtre des Fantaisies» dazu bestimmt, die Heimstätte einer inzwischen auch schon in alle Winde verstreuten italienischen Operettentruppe zu werden, stand es nun leer, nachdem im letzten Herbste eine private russische Schauspielergesellschaft es fertig gebracht hatte, gar in einer Woche hier „pleite" zu gehen. Das reizende Theater, das übrigens nur 750 Personen faßt, stand also unbenutzt und Herr Lomatzsch schrieb nach Brüssel. . . . Und Coquelin kam, wir sahen und er siegte. Zehn Tage vor Weihnachten begann er sein Gastspiel, zehn Tage nach dem Feste beendete er es, und inzwischen war das Haus an 17 Abenden stets fast ausverkauft. Coquelin war hier schon bekannt als einer der ersten Schauspieler seiner Zeit; s e i n Genre ist ein derartiges, das allgemein Interesse

zu erregen vermag; die Abonnements- und Kaſſenpreiſe waren keine übermäßig hohen und ſo fand ſich ein Auditorium von internationalem Charakter zuſammen, das ſich aus der beſten und feinſten — auch aus der deutſchen — Geſellſchaft rekrutirte; ein an Rang und Geburt, Geiſt und Bildung vornehmes Publicum, wie es ſelten ein anderes Theater aufzuweiſen hat — das dem Gaſtſpiel mit größtem Intereſſe von Anfang bis zu Ende folgte, mit um ſo größerem, als das Repertoir Coquelins dieſes Mal außer den Rollen des vorjährigen Gaſtſpiels, das mehrere Molière'ſche Typen, mit dem Tartuffe obenan, und Charakterrollen der modernen franzöſiſchen Bühnenkunſt brachte, wie Destournelles («Mlle de la Seiglière»), wie Don Annibal («L'Aventurière»), Gringaire u. A. — eine Menge neuer aufwies, zum Theil heiteren, zum Theil ernſten Genres. Den «clou» der diesmaligen Vorſtellungen bildete aber jedenfalls das Delair'ſche Drama mit ſeiner tief erſchütternden, mächtigen Rolle des Vivien Lefort. Wer in ihr einmal Coquelin geſehen, der will ſie ſich von keinem Anderen mehr verkörpern laſſen.

Einen glänzenden Abſchluß fand das Gaſtſpiel damit, daß, nachdem jeder Vorſtellung bereits Glieder des Kaiſerhauſes beigewohnt hatten, Coquelin zuletzt noch die Auszeichnung zu Theil ward, am Allerhöchſten Hofe unter Mitwirkung einiger vorzüglichen Mitglieder der franzöſiſchen Hoftruppe ſein ganzes Benefiz-programm wiederholen zu dürfen.

Der Umſtand, daß hieſige Schauſpieler in ſeiner Benefiz-Vorſtellung mitwirkten, die, wie alle anderen, überfüllt war, gab zu dem boshaften Witze Veranlaſſung: Coquelin ſolle dafür nun auch einmal im «Théâtre Michel» — „zum Benefiz" der K. Theaterdirection ſpielen, damit auch ſie einmal die Freude eines gefüllten Hauſes erleben dürfe.

Vielleicht thut er es wirklich, wenn er im nächſten Jahre zu uns zurückkehrt, wie er die feſte Abſicht hat.

* * *

Auch ſonſt noch gäbe es Manches zu berichten aus unſerer Theaterchronik. Welch lehrreiche Betrachtungen z. B. ließen ſich über die kurze Notiz anſtellen, die dieſer Tage in den Reſidenzblättern curſirte: „Die K. Theaterdirection hat ihr Budget pro 1883 mit einem Deficit von zwei Millionen abgeſchloſſen." Und die eigenthümlichen Vorſtellungen des Moskauer Schauſpielers und Mimikers Andrejew-Burlak, deſſen Specialität es iſt, zu den Werken berühmter ruſſiſcher Romanſchriftſteller lebendige Illuſtrationen zu liefern. Und die Debuts von Frl. Cramer im deutſchen Theater, die für die ſo jäh an der Diphtherie geſtorbene Frau Leuthner-Straup engagirt worden iſt. Und die Aufführung des Ballets «Pygmalion», vom Fürſten Trubezkoi. Und die Abſchiedsbenefize beliebter Künſtler und Künſtlerinnen des franzöſiſchen Hoftheaters — das Alles muß heute ſchon unbeſprochen bleiben, denn «quousque tandem . . ?» dürfte mir ſchon mancher in meine Redſeligkeit hineinrufen, wie dem im vollen Laufe Begriffenen ein Knüppel zwiſchen die Beine geworfen wird.

Ja — aber da komme ich erst recht nicht dazu, noch von ganz anderen Dingen zu plaudern. Und ich wollte Ihnen doch auch von der elektrischen Erleuchtung des Newski erzählen, von den künstlichen Sonnen, die auf unserer Hauptstraße nun endlich wirklich aufgegangen sind, wozu sie nicht weniger als ein Jahr gebraucht haben; von dem zwischen der Duma und der Wasserleitungsgesellschaft schwebenden Prozesse, der wohl nur den Tintenfabrikanten vortheilhaft sein wird und den beiderseits aufgebotenen Advocatenschaaren und nicht den Wasserconsumenten; von dem Ende des Intendanturprozesses Rossizki und Consorten, von dessen mildem Urtheil es wohl heißen könnte «tant de bruit pour une omelette», denn die Strafen sind über alles Erwarten gelind ausgefallen; und von vielem Anderen noch, was unser Sinnen und Denken beschäftigt und unser Tagesleben erfüllt — wenn nur nicht der verhängnißvolle Knüppel da wäre! . . . Und dann:

„Spiel und Tanz, Gespräch, Theater,
Die erfrischen unser Blut —"

so lautet ja die Losung dieser Plauderei, weil sie die Losung unserer Gesellschaft in diesem Augenblicke bildet. Und ich habe Ihnen von Allem erzählt; nur nicht von dem, was man bei uns spricht, denn das hieße, Sie hinter die Coulissen des fröhlichen, seligen Lebens der Residenz führen, von dem ich Ihnen ein Bild zu entwerfen suchte. Zutritt aber hinter die Coulissen hat bekanntlich nicht Jeder. . . Und darum mag man sehen, wie man die diesjährigen, bisweilen recht düsteren Neujahrsbetrachtungen der Residenzpresse mit den heiteren Schilderungen dieser Plauderei in Einklang bringt. . .

„Ich hab' hier blos ein Amt und keine Meinung!" — möchte ich jetzt fast mit Wrangell in „Wallensteins Tod" sagen.

J. Norden.

Berichtigung: In der St. Petersburger Correspondenz im Januar-Hefte, S. 90 Z. 16 von unten, muß statt „im Festschmuck prangenden Schweinebraten" — „im Federschmuck prangenden Schwanenbraten" gelesen werden.

Vom Büchertiſch.

A. von Kotzebue. Meine Flucht nach Paris im Winter 1790. — Mit einer betrachtenden Einleitung (Paris im Jahre 1782) von **D. Paulus Caſſel.** Berlin. Verlag von A. Hofmann & Comp. 1883.

Von den zahlreichen Schriften Kotzebues, des gewandteſten und fruchtbarſten aller deutſchen Luſtſpieldichter, ſind nur die 98 Dramen mehrmals (Leipzig 1823, darauf 1827—29, endlich 1841) neu aufgelegt worden, während die Proſaſchriften mehr und mehr in Vergeſſenheit geriethen. An die in den Jahren 1786 und 1787 erſchienene, ſehr ſelten gewordene und recht intereſſante Revaler belletriſtiſche Zeitſchrift, welche Kotzebue unter dem Titel „Für Geiſt und Herz“ herausgab, wurden die baltiſchen Leſer durch eine Abhandlung des Herrn Dr. Th. Kirchhofer (ſ. Balt. Monatsſchrift 1879) neuerdings wieder erinnert. Auch die oben genannte und in ein paar Stunden durchzuleſende kleine Schrift: „Meine Flucht nach Paris im Winter 1790“ enthält manche ſpecifiſch baltiſche Beziehungen und bietet über die Zeit vor hundert Jahren Belehrung, woher der Abdruck des Buches beſonders uns Balten willkommen ſein dürfte, ganz abgeſehen davon, daß die nette und geſchmackvolle Ausſtattung des Büchleins zum Leſen einlädt.

Am 27. oder 28. November 1790 hatte Auguſt von Kotzebue, damals Präſident des Gouvernements-Magiſtrats zu Reval, ſeine Gemahlin Friederike, geborene von Eſſen, nach einer ſehr glücklichen ſechsjährigen Ehe verloren. Um ſeinen Kummer zu lindern, ſuchte er in einer alsbald angetretenen Reiſe nach Paris einige Zerſtreuung zu finden, und langte ſchon den 18. December in der damaligen Hauptſtadt der civiliſirten Welt, dem modernen Babel, mitten in den großen Revolutionsunruhen an. In Paris hielt er ſich bis zum 4. Januar 1791, alſo drei Wochen, auf und kehrte dann eilends wieder nach Reval zurück. Sein Intereſſe widmete er vorzüglich der Pariſer Bühne und berichtet ſehr viele intereſſante Einzelheiten über die damaligen Theateraufführungen; ebenſo ſind auch die oft mit den Verhältniſſen in Reval verglichenen Schilderungen des Pariſer Lebens nicht ohne Intereſſe und charakteriſiren das franzöſiſche Volk und den Erzähler ſelbſt.

Kotzebue giebt (pag. 170) zwölf Punkte an, die bei dem Vergleich von Paris und Reval zu Gunſten der Lebensweiſe ſeiner zweiten Heimath ſprechen und die

ihn veranlaſſen, ſchon ſo raſch wieder nach Hauſe aufzubrechen: Er iſt gewohnt, um 6 Uhr aufzuſtehen, und muß in Paris bis halb neun Uhr des Morgens nüchtern ſitzen; — der Kamin erwärmt das Zimmer nicht ſo gleichmäßig, wie die ruſſiſchen Oefen es thun; — der Fußboden iſt kalt; — das Mittageſſen wird erſt am Abend ſervirt, die aufgetragenen Speiſen taugen nichts ꝛc.; — die Betten ſind hart, und der nächtliche Straßenlärm läßt den Schlafluſtigen, der um zehn Uhr zu Bette geht, nicht vor zwei Uhr einſchlummern. An dieſe Beſchwerden innerhalb der vier Wände reihen ſich die Unbequemlichkeiten außerhalb des Hauſes. „Man geht zu Fuß und da watet man im ſchwarzen Koth, rennt hier an ein Waſſerfaß und dort an ein Fiſchweib . . ., wird beſpritzt von hundert Miethwagen, angezapft von hundert Bettlern, aufgehalten von hundert Savoyardenknaben, die Einem dies und das verkaufen wollen. . . . Will man quer über die Straße gehen, ſo muß man ſein Tempo gut wahrnehmen, um nicht überfahren und gerädert zu werden. . . . Fährt man im Fiaker, ſo hängt man alle Augenblicke in den engen winkeligen Straßen mit hundert anderen Wagen zuſammen und muß geduldig ſitzen, warten, ſich ängſtigen und frieren, oft Viertelſtunden lang und länger. . . . Ein ewiger Nebel ruht auf der Stadt. Die Beſtandtheile dieſes Nebels ſind größtentheils ein beißender Rauch, der vermuthlich aus den vielen Garküchen aufſteigt und der die Augen ſehr angreift, ja ſogar wund beißt und zu Thränen reizt.“ — Und endlich: „Man mag ſich noch ſo ſehr vorſehen, ſo wird man überall um ſein Geld geprellt . . .“ — Kotzebue erzählt hierauf als ein draſtiſches Beiſpiel der ſchamloſen Prellerei, daß ihm im Palais Royal eine kleine ſpaniſche Hündin von ſchöner brauner Farbe verkauft wurde, doch — nach und nach fing das Thierchen an heller zu werden, nach und nach wurde es gelb, und endlich ſpielte die gelbe Farbe ſogar in's Weiße: kurz, das Thier war gefärbt. —

Obwohl Kotzebue in Weimar von ſeiner Mutter mehr franzöſiſch, als deutſch erzogen worden war, ſo ſpricht ſich doch in der Schilderung ſeines Aufenthalts in Paris keine Vorliebe, kaum ein beſonderes Wohlgefallen an franzöſiſcher Sitte aus. Sein der franzöſiſchen Bühne geſpendetes allgemeines und berechtigtes Lob ſchränkt er im Einzelnen ſehr oft ein, und mehr als einmal ruft er aus, wie lächerlich ihm „die kleinen Franzoſen, die ſich mit den großen Römern zu vergleichen lieben“ erſchienen ſind. Die Arroganz und Unwiſſenheit der Franzoſen tadelt er und erzählt beiſpielsweiſe, am 24. December ſei der Abbé R . . . bei ihm zum Beſuch geweſen, welcher in Allem, was außer Frankreich liegt, jämmerlich unwiſſend geweſen ſei: „Rußland war ihm unbekannter, als mir das Reich des Prieſters Johann. Er glaubte, Liſland gehöre zu Polen, man reiſe in Rußland im Winter mit einer Bouſſole, um ſich durch den Schnee zu finden, weil er vermuthlich vorausſetzte, die Dörfer ſeien bis über die Schornſteine zugeſchneit und man binde dort, wie Münchhauſen, die Pferde an die hervorragenden Kirchthurmſpitzen.“ (p. 92.) — Einer anderen nicht minder drolligen Vorſtellung vom ruſſiſchen Leben, die urſprünglich aus der 1646 erſchienenen bekannten Reiſe-

beſchreibung des Adam Olearius geſchöpft worden iſt, begegnet Kotzebue noch im Jahre 1790 in Paris, nämlich dem Wahne, als wenn der Ruſſe ſeine Frau zum Beweiſe ſeiner Liebe regelmäßig alle drei Tage prügeln müſſe. Am 25. Decbr. wohnte nämlich Kotzebue einer Vorſtellung von «Ombres Chinoises» im Palais Royal bei. „Es wurde eine ruſſiſche Ehefrau vorgeſtellt, die ſich beklagte, daß ihr Mann ſie gar nicht mehr liebe, weil er ſie ſchon in drei Tagen nicht geprügelt habe, worauf denn der Mann erſchien, um Verzeihung bat, ſich entſchuldigte, daß er ſeinen Stock irgendwo habe ſtehen laſſen, den er nun erſt wieder gefunden, und endlich zum Beweiſe ſeiner Reue auf die Frau lospaukte. «C'est bien allemand!» ſagte Jemand hinter uns. „Du lieber Gott! dachte ich, c'est bien l'ignorance française! . . .“ (p. 114). — — — — Die Stadt Paris war vor nur hundert Jahren keine ſchöne Stadt und Petersburg beſaß damals nicht blos breitere Straßen, ſondern auch ſchönere Häuſer. „Es giebt freilich auch hier (in Paris) Paläſte genug, aber ſie hängen nicht ſo an einander wie dort, und Paris hat keine Straße aufzuweiſen, wie die große Newſki'ſche Perſpective in St. Petersburg.“ Auch die Illumination am heiligen Chriſtabend 1790 mußte ihm und jedem Reiſenden etwas kleinlich und knauſerig vorkommen, welcher eine ſolche in St. Petersburg ſchon geſehen hatte. — Bei der Beſichtigung der Pariſer Bibliothek des Königs bemerkt Kotzebue: „Die beiden großen Globen, von denen man ſo viel Rühmens macht, ſcheinen mir doch durch den Gottorfſchen Globus in St. Petersburg übertroffen zu werden, obgleich unſer Führer das Gegentheil verſichert.“ Bekanntlich iſt der von Adam Olearius († 1671) angefertigte, im Schloß Gottorf aufgeſtellte und ſeiner Zeit als Weltwunder angeſtaunte große Himmels- und Erdglobus von Peter dem Großen angekauft und (durch den Revaler Globusmeiſter Oehio) nach St. Petersburg transportirt worden, wo er noch jetzt im Gebäude der Akademie der Wiſſenſchaften zu ſehen iſt.

Am 13. December ſchreibt Kotzebue: „Heute iſt in Reval Jubel und Freude, heute vor einem Jahr wurde meine Sonnenjungfrau zum erſten Male dort geſpielt, meine theure Friederike machte die Amazili u. ſ. w.“ Die Gründung eines Liebhabertheaters in Reval im J. 1784 führte in der Folge dazu, daß ein ſtändiges Theater im J. 1809 errichtet wurde. Das Verdienſt Kotzebues, der von 1784 bis 1795 und von 1812 bis 1814 die Direction übernahm und glänzend führte, iſt neuerdings wieder in Erinnerung gebracht worden (vrgl. Rev. Ztg. 1879 Nr. 56 „Das deutſche Theater in Reval von 1783 bis 1846“). — Zu der Zeit ſeines Beſuches war in der franzöſiſchen Hauptſtadt ſchon das Kotzebueſche Drama „Adelheid von Wulfingen“ der Direction des königlichen Theaters durch die Ueberſetzerin, Madame de Rome, übergeben worden. Am 22. Decbr. beſuchte Mme. de Rome den Dichter und beſprach ſich mit ihm wegen ihrer Ueberſetzung von „Menſchenhaß und Reue“, jedoch war dieſes Geſpräch nicht zufriedenſtellend für den Autor, welcher darüber Folgendes mittheilt: „Es ſind ihr zu viel Perſonen im Stück. . . . Der General, der Greis und Bittermann werden daher nicht die Ehre haben, in dem franzöſiſchen Menſchenhaß und Reue

zu erſcheinen. . . . Es ſind ihr aber auch nicht Confidents genug im Stück, Madame de Rome braucht noch einen Confident und . . . ſie macht den Monſieur Peter zum Pivot der ganzen Intrigue, zum Vertrauten des Majors und zum Freunde des alten Franz, die nun beide vereinigt den Menſchenhaſſer nach ihrer Pfeife tanzen laſſen. . . . Das wird was Schönes werden ꝛc.! . . . Von ihr erfahre ich auch, daß ein Schnupftabakshändler in Nancy im Begriff ſteht, ein théâtre Allemand herauszugeben. Wehe uns armen Deutſchen!“ — (p. 77.)

Sehr ergötzlich ſchildert Kotzebue das Benehmen und Verhalten ſeines ehſtniſchen Lakaien im Theater (am 28. December, bei einer Vorſtellung in der großen Oper): „Am meiſten beluſtigte mich an dieſem Abend das Erſtaunen meines ehſtniſchen leibeigenen Bedienten, den ich mit mir genommen hatte, um auch ihm eine Zerſtreuung zu verſchaffen; denn da der arme Teufel nicht eine Silbe Franzöſiſch verſteht, ſo ſitzt er den ganzen Tag ſich ſelbſt gegenüber und wird von der gräßlichſten Langenweile gemartert. Ich hatte ihn neben mich ſitzen laſſen, um ſeine Empfindungen zu beobachten, die ſo ſchnell wechſelten, als die Decorationen auf der Bühne. Telemachs Schiffbruch ſtarrte er ängſtlich an, bei ſeiner Rettung lächelte er. Als die Nymphen den Wettlauf begannen, als die ſchönſte unter ihnen das Ziel oben auf dem Felſen erreichte und gleich darauf eine weiße Taube mit ihren Pfeilen von der Stange niederſchoß — da glänzte die Luſt in ſeinen Augen und er fing an mit ſich ſelbſt zu ſprechen. Aber ſtarr, ſtumm und ohne Athem blieb er faſt, als Venus und Cupido ſich in einer Wolke herabließen, als das Schiff lichterloh brannte und ſich endlich in Wolken verwandelte, als die ſchöne Nymphe gen Himmel fuhr und Telemach ſich vom Felſen herab in die Fluthen ſtürzte.“

Nicht lange vor Kotzebue hatte ein Livländer Schulz eine Beſchreibung von Paris veröffentlicht. „Schulz hat — ſchreibt Kotzebue (pag. 60) — das Palais Royal ſehr gut beſchrieben, ich ſage alſo nichts mehr davon. Es hat einen angenehmen, aber keinen großen Eindruck auf mich gemacht. Das ſchöne Gebäude der Buden in St. Petersburg (sc. Gostinnoi Dwor) giebt ihm wenig nach,“ (ferner pag. 69) „Unſer Landsmann Schulz ſteht hier im Hauſe, wo auch er wohnte, noch in gutem Andenken, wie überall, wo er geweſen iſt.“ — Von demſelben Joachim Chriſt. Fr. Schulz rührt die einſt vielgeleſene „Reiſe eines Livländers von Riga nach Warſchau, Berlin 1795“ her (vergl. E. Winkelmann, Bibl. Liv. Hist. Nr. 713 u. a. Nr.). — Der Baron von G . . . . ., von dem an anderer Stelle im Büchlein die Rede iſt und der als ein liebenswürdiger Greis, ſanft und zuvorkommend, einnehmend und liebreich, bekannt in allen Fächern der Wiſſenſchaften, doch nie ſein Wiſſen auskramend ꝛc. ꝛc. geſchildert wird, iſt kein Anderer als der Baron F. M. Grimm, welcher durch Geiſt, Witz und Geſchmack volle vierzig Jahre in den Pariſer Salons geglänzt und namentlich mit Rouſſeau und der Kaiſerin Katharina II. in Verbindung geſtanden hatte.

Die Familie Roſen, mit welcher Kotzebue in naher freundſchaftlicher Be-

ziehung stand und deren er gleichfalls gedenkt, ist die des Baron Georg Woldemar von Rosen auf Rosenhof (geb. 1718, gest. 1798), des Vaters von Eugenius Rosen, welcher uns das Leben der sogenannten guten alten Zeit in Ehstland so lebhaft vor Augen gestellt hat (s. „Die sechs Decennien meines Lebens. Von E. v. Rosen. Riga 1877."). Eugenius von Rosen rühmt dem Dichter und seiner Frau nach, daß sie sich unnachahmlich auf die Bewirthung und Unterhaltung ihrer Gäste verstanden hätten (a. a. O., p. 216). Der Dichter selbst giebt uns in dieser Schrift wiederholte Schilderungen von dem häuslichen Glück, welches er an der Seite der geliebten Friederike genossen hatte: schon um zehn Uhr Abends pflegte das Ehepaar jede Gesellschaft zu verlassen und nach Hause zu eilen; waren aber beide zu Hause geblieben, so las ihm die Gattin vor oder sie ging an das Klavier, er ergriff seine Flöte, und es wurde eine Sonate von Hoffmeister gespielt (p. 167), einem Componisten, welcher — beiläufig bemerkt — nicht gerade zu den bedeutendsten seiner Zeit gehörte und in der Geschichte der Musik kaum noch erwähnt wird.

Die vortrefflich geschriebene Einleitung des Büchleins betrachtet die Zustände vor der großen Revolution und bezeichnet die letztere als die Reinigungstaufe für Staat und Kirche. D. Paulus Cassel, der diese Einleitung verfaßt und selbst ein Geistlicher ist, vergleicht die socialen Verhältnisse der Gegenwart, wie sie erst in Folge der Revolution geworden sind, mit denen vor hundert Jahren und spricht die Hoffnung aus, daß die großen seitdem gemachten Fortschritte zu einem heilsamen Ende geleiten werden. „Die Selbstreformation, nicht die Selbsterhöhung der höheren Stände wird siegen!" ruft er aus. Die Einleitung ist nicht minder interessant wie der Text, und wir schließen unser Referat über dieses culturhistorisch nicht werthlose und dabei leicht lesbare Büchlein mit einer Empfehlung zur Lectüre desselben; es wird den aufmerksamen Leser den Unterschied der Zeit vor hundert Jahren und jetzt deutlicher empfinden lassen, als es so manches Geschichtswerk thut. F. A.

* * *

Der Redaction sind zur Besprechung nachstehende Werke eingesandt worden, über die je nach Gelegenheit referirt werden soll:

Nordische Melodien. Gedichte von Nicolai Baumbach. St. Petersburg, W. Erickson und Comp.

Russisch-Asien. Geschildert von Hermann Roskoschny. Lieferung 1—8. Mit Illustrationen (complet in ca. 30 Lieferungen). Greßner und Schramm, Leipzig.

Die vier letzten Dichtungen Iwan Turgenjews. Mit Autorisation des Verfassers übersetzt von Constantin Jürgens. Mitau, Victor Felsko.

Dr. Adolf Ehrlich: Vaterland und Landesvater. Drei Gelegenheitsreden. St. Petersburg, Georg Düntz.

Bibliographiſcher Anzeiger.

Mitgetheilt von **F. v. Szczepanski** in Reval.

Vom 1. December 1883 bis zum 28. Januar c. n. St. ſind erſchienen:

Ackermann, C. Beiträge zur phyſiſchen Geographie der Oſtſee. 8°. IX, 399 pp. Mit 1 chromolith. Tiefenkarte u. 5 lith. Taf. Meißner, Hamburg. Mk. 10.

Badin, St. Pétersbourg et Moscou. 18°. Charpentier, Paris. Mk. 3,50.

Bergbohm, C., Privatdocent in Dorpat. Die bewaffnete Neutralität 1780 bis 1783. Puttkammer und Mühlbrecht, Berlin. Mk. 6.

Bergmann, E. v. Die Schickſale der Transfuſion im letzten Decennium. Hirſchwald, Berlin. 60 Pf.

Bericht über den Haushalt und die Verwaltung der Stadt Riga f. 1880/1881. à 2 Thle. gr. 8°. N. Kymmel, Riga. pro Jahr Rbl. 3.

Booch-Arkoſſy, F. Neues vollſtändiges polniſch-deutſches und deutſch-polniſches Wörterbuch, m. Suppl. 4. Aufl. gr. 8°. Haeſſel, Leipzig. Mk. 20. Suppl. ap. 1. Polniſch-deutſch 12. Suppl. ap. 3. 2. Deutſch-polniſch 8. Suppl. ap. 2.

Chailles, du. Un hiver en Laponie. Moeurs, coutûmes et fêtes populaires, antiquités, monuments et curiosités locales. gr. 8°. 39 Grav. Paris. br. Mk. 15., cart. 18, geb. 20.

Chalmkoff, Mich. Die ruſſiſche Frage. (Fragment.) 4 Bogen 8°. C. L. Kasprowicz, Leipzig. Mk. 1,30.

Collection Sabouroff, la. Monuments de l'art grec, publiés par A. Furtwaengler. 5 Livr. Fol. A. Aſher u. Co., Berlin. In Mappe Mk. 25.

Daudert, Ernſt Wilhelm. Lebensblüthen. Liederbuch. 8°. 131 S. 1883. Kymmel, Riga. Rbl. 1.

Decamerone vom Rigaer Stadt-Theater. Mit Titel-Portrait. 8°. 102 S. 1883. Stahl, Riga. Rbl. 1,30.

Diederichs, Victor. Die kuriſche nerung und die Kuren in Preußen. Mit neuer karte der kuriſchen nerung und ihrer umgebungen. 96 S. 8°. J. Steffenhagen, Mitau.

Dostojewsky, Raskolnikow. Efter Wilhelm Henckels tyske udgave oversat af Kristian Winter. Hjelm. 2 bind. Huseby & Olsen, Kristiania.

Ehrmann, C. Practiſche Anleitung zur doppelten Buchführung. Mit Beilagen. Gr. 8°. Mellin & Neldner, Riga. Mk. 8.

Eisenbahn-Karte von Rußland. Mit Eintragung der fertigen und im Bau befindlichen Linien, sowie wichtiger Projecte, mit Angabe der diversen Bahn-Gesellschaften, endlich mit Tabelle derselben und deren Längen in Kilometern. 1 großes Blatt. Artaria & Co., Wien. Preis Mk. 1,50.

Falkmann, S., i östra Finland. Skizzer och studier. 1 Delen. 4°. Sumsen, Stockholm. Mk. 7,50.

Hoerschelmann, F., Dr. Die evangelische Wahrheit, unser Erbe, unser Reichthum, unsere Richtschnur. Drei Predigten. Mattiesen, Dorpat. 60 K.

Hubrich, O. Reglement für die tactische Ausbildung der russischen Cavallerie und der Kosaken in der Formation zu Fuß. 8°. Prochaska, Teschen. Mk. 1,50.

Kalender, landwirthschaftlicher, für Liv-, Ehst- und Kurland auf das Schaltjahr 1884 von J. Baron Manteuffel. 5. Jahrgang, geb. ½ Callico. Karow, Dorpat. S.-R. 1,30.

Klemm, K. Die ärztliche Massage, ihre Wissenschaft, Technik und praktische Anwendung. 8°. XII, 72 pp. M. Abbild. i. Text. Kymmel, Riga. Rbl. 1.

Klemptner, J. Ueber die Wirkung des destillirten Wassers und des Coffeins auf die Muskeln und über die Ursachen der Muskelstarre. 8°. 43 pp. Schnakenburg, Dorpat 1883. Mk. 1,80.

Loeschke, G. Die Enneakrunosepisode bei Pausanias. Ein Beitrag zur Topographie und Geschichte Athens. 4°. Schnakenburg, Dorpat. Mk 1.

Lütkens, J. Riga's Lutherfeier. Fest-Rede. Gr. 8°. Kymmel, Riga. 30 K.

Manteuffel, U. Z. v. Graf Lorenz. Roman. 3 Bände. 8°. Janke, Berlin. Mk. 10.

Masing, F. Lautgesetz und Analogie in der Methode der vergleichenden Sprachwissenschaft. Gr. 8°. O. Kranz, St. Petersburg. Mk. 1,80.

Monatsschrift, Baltische. Hrsgb. von Friedr. Bienemann. Bd. XXXI, H. 1. Reval 1884, Kluge. p. cplt. S.-R. 6,50.

Morfill, W. R. Slavonic literature. 12°. London 1883. Mk. 3.

Nordenskiöld, A. E. Studier och forskinger föranledda af mina reser i höga norden. 4 Hft. 8°. Beyer, Stockholm. Mk. 2,50.

Oreschnikow, A. W. Zur Münzkunde des kimmerischen Bosporus. 8°. 22 pp. Mit 1 Lichtdr.-Taf. Lang, Moskau. Mk. 4.

Pfizmaier, A. Die Gottesmenschen und Skopzen in Rußland. 4°. Gerold's Sohn, Wien. Mk. 4,80.

Piassetzky, P. Voyage à travers la Mongolie et la Chine. Traduit du russe par Aug. Kuscinski. Contenant une carte et 90 grav. sur bois. Paris. Br. 15 Mk., relié 20 fr.

Radloff, Wilh., Dr. Ethnographische Uebersicht der Türkstämme Sibiriens und der Mongolei. Gr. 8. geh. Karow, Dorpat.

Römer, Dr. Ferd. Die Knochenhöhlen von Ojcow in Polen. Roy.-4°. M. 12 Taf. Fischer, Kassel. Mk. 40.

Sammlung Sabouroff, die. Kunstdenkmäler aus Griechenland, hrsgb. v. A. Furtwängler. 5 Lfg. Fol. in Mappe. Asher, Berlin. Mk. 25.

Schulkalender, Baltischer, f. d. Jahr 1884. M. Lehranstaltenverz. und d. Adressen der Rigaer Lehrer und Lehrerinnen. Kymmel, Riga. 60 K.

Sergnéeff, N. Travaux publics en Russie. Mémoire sur le canal maritime entre Saint-Petersbourg et Kronstadt. (Extrait des mémoires de la société des ingénieurs civils.) gr. 8°. avec 4 planches. Paris. Mk. 4.

Sperrlingk, A. Ueber echte Sitophobie. Gr. 8°. Schnakenburg, Dorpat. Mk. 1,20.

Spielhagen, Fr. Uhlenhans. Roman. Autoriſ. Ausgabe für Rußland. 2 Bde. Kymmel, Riga. Broſch. Rbl. 3, geb. 4.

Steenstrup, J. Zeni ernes reiser i norden. 8. Hagerup, Kopenhagen. Mk. 7,50.

Stephanitz, Alex. Supplement zu ruſſiſchen Eiſenbahn-Werthpapieren für das Jahr 1882 nach officiellen Quellen bearbeitet. Gr. 8°. H. Schmitzdorff, Petersburg. Mk. 1,50.

Teisseyre, L. Beitrag zur Kenntniß der Cephalopodenfauna der Ornatenthiere im Gouvernement Rjäſan. Gr. 8°. Gerolds Sohn, Wien. Mk. 3,20.

Tissot, V. La Russie et les Russes. Kiew et Moscou, Impressions de voyage. 240 gravures, dont 67 dessins de P. de Haenen et 115 de Pranschnikoff. 8°. Paris. Br. Mk. 20, cart. 24, relié 25.

Turgeniew, Iw. Serg. Vier Erzählungen. Zweite Folge. A. d. Ruſſiſchen überſetzt von E. St. Inhalt: Das Lied der triumphirenden Liebe. Fragmente aus eigenen und fremden Erinnerungen: I. Alte Portraits. II. Der Verzweifelte. Der Gaſthof. O. Wigand, Leipzig. Mk. 2.

Verhandlungen der gelehrten eſtniſchen Geſellſchaft zu Dorpat. Band XI. Mit 16 lithogr. Tafeln. Dorpat 1883. 8°. 202 S. (Auch unter dem Titel: Meiſter Stephans Schachbuch. Ein mittelniederdeutſches Gedicht aus dem 14. Jahrh.) Köhler, Leipzig. Mk. 3.

Wallé, P. Schlüters Aufenthalt in Petersburg 1713—1714. 8°. Bohne, Berlin 1884.

Walther, Ch. F. v. Die 4. Säcularfeier der Geburt Dr. Martin Luthers am 10. November 1883. Gedicht. Gr. 8°. St. Petersburg. Mk. 1. Daſſelbe lateiniſch u. deutſch. Gr. 8°. Brockhaus Sort. in Leipzig.

Wechſelordnung für das ruſſiſche Reich. Revidirter Entwurf. Amtl. Ausg. Puttkammer & Mühlbrecht, Berlin. Mk. 1,60.

Wegweiſer durch Bibel und Geſangbuch beim häuslichen Gottesdienſt für das Kirchenjahr 1883/84. Hrsgeb. v. R. Starck. 16°. Kymmel, Riga. 20 Kop.

Werbatus, Paſtor M. Die ſechsklaſſige Stadt-Töchterſchule zu Riga. Ein Beitrag zur weiblichen Bildungsfrage. Kymmel, Riga. 80 Kop.

Wilko, B. M. Verrechnet. Bürgerliches Trauerſpiel. Gr. 8°. Schmitzdorff, Petersburg 1884. Mk. 1,20.

Wochenſchrift, St. Petersburger Mediciniſche. Hrsgeb. v. Moritz, Wahl u. Holſt. N. F. Jahrg. 1. Nr. 1. Ricker, Petersburg. p. Sem. Rbl. 4.

Zeitſchrift, Pharmaceutiſche, für Rußland. Hrsgb. v. d. Allerhöchſt beſtätigten pharmaceut. Geſellſchaft zu St. Petersburg. Jahrg. XXIII. Ricker, Petersburg. p. Sem. Rbl. 3,50.

Zeitſchrift für Rechtswiſſenſchaft. Hrsgb. v. d. juriſtiſchen Facultät der Univerſität Dorpat. Jahrg. VIII. H. 1. Mattieſen, Dorpat. p. ⅓ J. Rbl. 2.

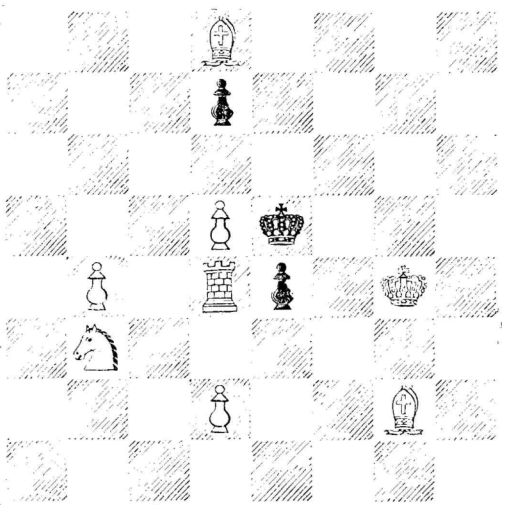
Zukunftskrieg, der öſterreichiſch-ruſſiſche. Eine Studie v. B. C. 2. Aufl. 8°. Helwing, Hannover. Mk. 1,60.

Schach.

Problem Nr. 2.

Von **O. Hoeppener** in Reval.

Schwarz.



Weiss.

Weiss zieht und setzt in 3 Zügen Mat.

Endspiel-Aufgabe Nr. 2. Von **F. Amelung** in Reval.

Weiss: K h5 — L b6, h3.

Schwarz: K f8 — L e3.

Weiss zieht und gewinnt.

2. Sicilianische Partie.

Gespielt am 19. Januar 1878.

F. Amelung.	**A. Ascharin.**	**F. Amelung.**	**A. Ascharin.**
Weiss.	Schwarz.	Weiss.	Schwarz.
1. e2—e4	c7—c5	3. S. g1—f3	S. b8—c6
2. d2—d4	c5—d4:	4. e2—e3!	d4—e3:

F. Amelung.	A. Ascharin.	F. Amelung.	A. Ascharin.
Weiss.	Schwarz.	Weiss.	Schwarz.
5. S. b1—c3:	e7—e6	26. T. c1—g1	S. e7—d5
6. L. c1—f4	L. f8—b4	27. S. c3 - d1	T. c8—c7
7. L. f4—d6	D. d8—a5	28. g3—g4 [4]	S. d5—f4 :
8. L. d6—b4 :	D. a5—b4 :	29. D. e2—f1	S. f4—g6
9. T. a1 - b1	S. g8—e7	30. T. g1—g3	S. g6—e5: [5]
10. L. f1 - d3	S. e7—g6	31. g4—f5 :	d7—d6
11. 0—0	0—0	32. f5—f6	g7—g6
12. K. g1—h1	D. b4—e7	33. h4—h5	K. g8—f7
13. S. f3—d2	S. g6—f4	34. S. d1—c3	d6—d5
14. L. d3—c2	S. c6—d4	35. T. f2—e2	T. f8—g8
15. g2—g3	S. f4—g6 [2]	36. T. e2—e5:	d5—d4
16. f2—f4	f7—f5	37. T. e5—g5	d4—c3 :
17. e4—e5	b7—b6	38. h5—g6 :†	h7—g6 :
18. T. f1 - f2	D. e7—c5	39. L. c2—g6:†	K. f7—f8
19. K. h1—g1	L. c8—b7	40. f6—f7	T. g8—g7
20. h2—h4	b6—b5	41. b2—c3 :[6]	T. c7—d7
21. T. b1—c1	T. a8—c8	42. K. h2—h3	e6—e5 ! [7]
22. S. d2—b3	D. c5—c6 [3]	43. T. g5—e5 :	T. d7—f7 :
23. K. g1—h2	S. d4—b3 :	44. D. f1—g1 [8]	T. g7—g6 :
24. a2—b3 :	S. g6—e7	45. T. g3—g6:	T. f7—h7 †
25. D. d1—e2	a7—a6	Aufgegeben.	

[1] Der Zug 4. c2—c3 ist incorrect.

[2] Bei 15. S d4—c2 : büsste Schwarz natürlich durch 16. g3—f4 : zwei Offiziere für einen ein.

[3] Nachdem sich das Spiel schon vom 15. Zuge an sehr lebhaft gestaltet hatte, finden sich doch noch für Weiss hinreichende Vertheidigungsmittel.

[4] Ein sehr gewagt aussehender Gegenangriff, der jedoch wohl das Beste war, was Weiss thun konnte.

[5] Hier scheint 30. f5—g4 : noch stärker zu sein.

[6] Nach der Ansicht des Hrn. Ascharin war das Spiel für Weiss noch Remis durch 41. T g5—h5 zu machen. Es fragt sich aber, ob dann 41 T e7—f7 : (bester Zug) nicht auch zu Gunsten des Schwarzen entscheidet.

[7] Ein schöner Zug, der rasch zum Ziel führt.

[8] Bei 44. L g6—f7 : folgt T g7—f7 : und Schwarz gewinnt unfehlbar.

Schach-Mittheilungen.

Dorpat, 24. Januar. Bereits im vorigen Semester begann sich in unserem Schachverein ein regeres Leben kundzugeben und als ein Ausdruck dieser gesteigerten Regsamkeit wurde in der letzten Generalversammlung die Abhaltung eines internen Schach-Turniers, d. i. eines Turniers, an welchem sich nur Mitglieder des Vereins betheiligen, im Laufe dieses Semesters ins Auge gefasst. Dasselbe sollte einerseits dazu dienen, die Mitglieder unter einander näher bekannt zu machen und die Spielstärke und Spielweise derselben kennen zu lernen; dann aber hofft der Verein aus diesem Unternehmen auch eine Belebung des Schachspiels, welches hier recht zahlreiche, aber meist in der Isolirung sich haltende Verehrer und Jünger zählt, im Allgemeinen hervorgehen zu sehen. Endlich gilt es die Kräfte zu üben, um dereinst vielleicht ein grösseres Turnier mit einigermassen ansehnlichen Preisen unter Beschickung desselben auch von Reval, Riga, Mitau etc. aus abhalten zu können; dieses Ziel schwebt bereits jetzt dem hiesigen Vereine vor Augen — freilich bei dem gegenwärtigen Stande der Vereinskasse noch in sehr weiter Zukunft.

Was nun das zunächst uns beschäftigende interne Turnier anlangt, so wurden gestern, als am ersten regulären Schach-Abende, die von den Herren Witas-Rhode (Präses des Vereins) und Photograph John (Cassameister) auf Grund der Bestim-

mungen eines früheren Turniers in Vorschlag gebrachten Turnier-Regeln mit einigen unbedeutenden Modificationen, angenommen. Danach zahlt jeder am Turnier sich Betheiligende einen Einsatz von 1 Rbl. zur Bestreitung der Preise ein; ausserdem wird ein Reugeld in gleichem Betrage deponirt, welches der Turnier-Kasse verfällt, falls der Angemeldete sich vor dem Schlusse des Turniers von demselben zurückzieht, anderen Falles aber ihm retradirt wird. Jeder spielt mit Jedem 2 Partien; Remis wird für ½ gerechnet. Selbstredend müssen alle gespielten Partien aufgezeichnet werden. — Bei dem sehr mässigen Einsatze kann es sich natürlich nur um Ehrenpreise im vollsten Sinne des Wortes handeln, und zwar sind vier oder eigentlich drei derartige Preise in Aussicht genommen. 1. Preis ⅝ der Einsätze, 2. Preis ⅜, 3. Preis ⅛ der Einsätze und der 4. Preis gewinnt den Einsatz zurück; die drei ersten Preise sollen nach dem durch die Summe der Einsätze ermittelten factischen Werthe in verschiedene Ehrengaben (Schachbücher, Schachspiele etc.) umgesetzt werden, nachdem die ev. sich ergebenden Brüche aus der Vereinskasse abgerundet worden. Ausserdem soll aber, um die Chancen auch der schwächeren Spieler etwas zu heben, nach dem Haupt-Turniere eine Art von Trost-Turnier abgehalten werden. Zu diesem Behufe hat der Verein von sich aus einen Ehrenpreis ausgesetzt für Denjenigen, welcher unter den vier stärksten Nicht-Siegern des Haupt-Turniers in dem mit denselben zu bestehenden Trost-Turnier den Sieg davonträgt. Als eigentlicher Spiel-Abend soll der Montag beibehalten werden, ausserdem aber gestattet sein, auch am Sonntag Vormittag, sowie zu anderen, jedoch am Montage vorher bekannt zu gebenden Terminen Turnier-Partien in der Akademischen Musse auszufechten. — In das Turnier-Comité wurden nach Annahme der Regeln die Herren F. Witas-Rhode (Präses), Director J. Ripke und cand. A. Hasselblatt (Vicepräses) gewählt. — Bisher haben sich zehn Turnier-Kämpen gemeldet, doch ist zu bemerken, dass bis zum Montag, den 30. Januar, noch weitere Anmeldungen zur Mitgliedschaft wie zum Turnier angenommen werden; gestern bereits wurden 8 neue Mitglieder, von denen einige sich wohl auch am Turnier betheiligen dürften, aufgenommen und steht zu hoffen, dass die Zahl der Turnier-Streiter sich noch auf etwa 16 erhöhen werde. — Obgleich, wie bemerkt, erst am kommenden Montage definitiv der Bestand der Turnier-Gesellschaft festgestellt sein wird, legte man schon gestern kampfesmuthig die Hand ans Werk und wurden vier Turnier-Partien gespielt. H.

Auflösung des Problems Nr. 1 (Januar-Heft.)

1. D. g1—g8 1. L. d8—e7 A
2. T. b3—b5 ✝ 2. K. — b5: oder a6—b5:
3. D. g8—d5 oder h8 ✝ Mat.

A 1. a4—b3:

2. D. g8—e8 etc.

Richtige Lösungen gingen ein von: Th. Dittmann in Libau, Stud. W. Herschberg, Stud. G. Grohmann, O. von Oettingen in Dorpat, R. Grünwald, O. Hoeppener und Ch. Grohmann in Reval und A. v. Hoffmann in Kurland.

Lösung der Endspiel-Aufgabe Nr. 1. (Januar-Heft.)

1. h5—g6: e. p. 1. D. h4—g5
2. L. c1—g5 ✝ Mat.

Es lässt sich nämlich beweisen, dass der letzte Zug von Schwarz durchaus nur allein g7—g5 und kein anderer gewesen sein kann.

Die richtige Lösung ist uns nur zugegangen von O. Hoeppener in Reval.

Briefwechsel: Ueber die nachfolgend angegebenen Zusendungen für unsere Schachmappe quittiren wir den Einsendern dankend: Libau Th. D. 3 Aufgaben. — Dorpat O. von O. 1 Partie. — Ehstland v. St. 2 Partien. — Reval O. H. 1 Aufgabe.

Wir hoffen sicher das Eine und das Andere davon zu verwenden und bitten um weitere Zusendungen.

Von der Censur gestattet. — Reval, den 2. Februar 1884.
Gedruckt bei Lindfors' Erben in Reval.

Familienglück.

Roman von Graf **Leo Tolstoi.**

Autoriſirte Ueberſetzung aus dem Ruſſiſchen von **W. Stein** in St. Petersburg.

Zweiter Theil.

I.

Tage, Wochen, ja zwei Monate einſamen Landlebens verſtrichen, wie es uns ſchien, unbemerkt; und doch hätte der Ueberfluß an Gefühl und Glück in dieſen zwei Monaten für ein ganzes Leben ausgereicht. Unſere Träume über die Einrichtung unſeres ländlichen Lebens gingen nicht ſo in Erfüllung, wie wir es erwartet hatten, aber die Wirklichkeit ſtand darum doch nicht hinter unſeren Erwartungen zurück. Zu ſchwerer Arbeit, ſtrenger Pflichterfüllung, Aufopferung ſeiner ſelbſt und ſeines Lebens für den Anderen, gab es ſo, wie ich es mir als Braut vorgeſtellt hatte, keine Gelegenheit; wir lebten im Gegentheil nur in dem ſelbſtſüchtigen Gefühl der Liebe zu einander, in dem Wunſche, geliebt zu werden, in einer beſtändigen, durch keine beſondere Urſache hervorgerufenen Heiterkeit und in Vergeſſenheit der ganzen Welt. Er blieb allerdings zuweilen in ſeinem Cabinet, um zu arbeiten, oder fuhr in Geſchäften in die Stadt und beſorgte ſeine Wirthſchaft, aber ich ſah, wie ſchwer es ihm wurde, ſich von mir loszureißen. Auch geſtand er es mir ſpäter ſelbſt ein, daß jede Beſchäftigung, bei der ich nicht zugegen war, ihm ſo ſchal und nichtig vorkomme, daß er nicht begreife, wie er ſich damit abgeben könne. Mir erging es ebenſo. Ich las, trieb Muſik, leiſtete Mama Geſellſchaft, beſchäftigte mich mit der Dorfſchule; aber alles das nur, weil jede dieſer Beſchäftigungen zu ihm in gewiſſer Beziehung ſtand, ſeinen Beifall erwarb; ſobald der Gedanke an ihn keinen Theil an meiner Thätigkeit hatte, fielen mir die Hände kraftlos nieder, und es ſchien mir lächerlich, daß es außer ihm noch Etwas auf der Welt geben könne, wofür es ſich zu leben lohne. Das war vielleicht ein häßliches, ſelbſtſüchtiges Gefühl, aber es machte mich glücklich und erhob mich weit über die ganze Welt. Nur ihn allein gab es für mich in der Welt; ich hielt ihn für den herrlichſten, tadelloſeſten Mann auf Gottes Erdboden; deshalb konnte ich auch für nichts Anderes Sinn haben, als für ihn, als dafür, in den Augen dieſes edelſten und beſten Menſchen das wirklich

zu ſein, wofür er mich hielt: das höchſte, herrlichſte, mit allen möglichen Tugenden ausgeſtattete Weib von der Welt.

Eines Tages trat er zu mir in's Zimmer, als ich mein Gebet verrichtete; ich ſah mich nach ihm um und fuhr dann in meinem Gebet fort; er ſetzte ſich an den Tiſch, um mich nicht zu ſtören, und ſchlug ein Buch auf; aber mir war es, als ſeien ſeine Blicke nicht auf das Buch, ſondern auf mich gerichtet und ich ſah mich wieder um. Er lächelte, ich lachte auf und konnte nicht weiter beten.

„Haſt Du ſchon gebetet?“ fragte ich.

„Ja. Aber fahre nur fort, ich will Dich nicht ſtören.“

„Aber Du beteſt doch hoffentlich auch?“

Er wollte fortgehen, ohne zu antworten, aber ich hielt ihn zurück.

„Liebes Herz, ich bitte Dich, mir zur Liebe, bete einmal mit mir.“ Er ſtellte ſich neben mich, ließ ungeſchickt ſeine Arme zu beiden Seiten hängen und begann mit ernſthaftem Geſicht, etwas ſtockend, ſein Gebet herzuſagen. Von Zeit zu Zeit wandte er ſich nach mir um und ſuchte Zuſtimmung und Hilfe auf meinem Geſichte.

Als er fertig war, lachte ich auf und umarmte ihn.

„Alles durch Dich, immer nur durch Dich! Mir iſt, als wäre ich wieder zehn Jahre alt,“ ſagte er erröthend und küßte meine Hände.

Unſer Haus war eines jener alten, ehrwürdigen Gutsgebäude, in denen mehrere Generationen derſelben Familie, mit Achtung und Liebe aller Glieder zu einander, ihr Leben verbracht hatten. Alles darin trug das Gepräge anſtändiger, reiner Familien-Erinnerungen, welche, ſobald ich ein Mitglied dieſes Hauſes ward, gleichſam auch die meinigen wurden. Die Einrichtung und Ordnung des Hauſes war altväteriſch und wurde von Tatjana Sſemeonowna nach alter Art geleitet. Ich muß geſtehen, daß nicht Alles elegant und ſchön war, aber von der Bedienung bis zu den Möbeln und Speiſen war Alles reichlich, war Alles ſauber, practiſch, gut und flößte Achtung ein. Im Gaſtzimmer ſtanden die Möbel und hingen die Bilder ſymmetriſch rings an den Wänden und auf der Diele lagen hausgewebte Teppiche und Dielenläufer. Im großen Salon ſtand ein alter Flügel, zwei Putzſchränke von verſchiedener Façon, Sophas, Tiſchchen mit Meſſingbeſchlag und Incruſtation. In meinem mit Sorgfalt von Tatjana Sſemeonowna eingerichteten Zimmer ſtanden die beſten Möbel, aus verſchiedenen Jahrhunderten ſtammend und von verſchiedener Form, unter Anderem auch ein alter Trumeau, in welchen ich im Anfange nicht ohne Verlegenheit hineinſehen konnte, der mir aber in der Folge, als alter Freund, ſehr theuer ward. Tatjana Sſemeonowna ſelbſt hörte man nie und dennoch ging Alles im Hauſe wie in einem Uhrwerke her, trotz der vielen überflüſſigen Leute. Aber alle dieſe Domeſtiken, welche weiche Schuhe ohne Abſätze trugen — Tatjana Sſemeonowna konnte das Knarren von Stiefeln und das Klappern von Abſätzen durchaus nicht leiden — alle dieſe Leute ſchienen ſtolz auf ihren Beruf zu ſein, fürchteten ihre alte Herrin, bewieſen uns Beiden, meinem Manne und mir, eine gönnerhafte Freundlichkeit und thaten

Alle, wie es ſchien, mit beſonderem Vergnügen, was ihres Amtes war. Regelmäßig an jedem Sonnabend wurden im ganzen Hauſe die Dielen gewaſchen und die Teppiche ausgeklopft; am Erſten jeden Monats wurde ein Gottesdienſt abgehalten und wurden die Zimmer mit Weihwaſſer beſprengt; an jedem Namenstage Tatjana Sſemeonowna's, ihres Sohnes und in dieſem Herbſt zum erſten Mal auch an dem meinigen wurde ein Gaſtmahl veranſtaltet, zu dem die ganze Nachbarſchaft eingeladen ward. Und ſo war es gehalten worden, ſo weit Tatjana Sſemeonowna zurückdenken konnte. Mein Mann miſchte ſich nicht in das Hausweſen; er beſchäftigte ſich nur mit der Feldwirthſchaft und den Bauern und zwar ſehr angelegentlich. Er ſtand auch im Winter ſehr früh auf, ſo daß er meiſt ſchon fort war, wenn ich aufwachte, und kehrte gewöhnlich zum Thee, den wir des Morgens allein einnahmen, wieder zurück und faſt immer befand er ſich dann nach der Mühe und den Unannehmlichkeiten der Arbeit in der eigenthümlich fröhlichen Stimmung, die wir „wildes Entzücken" nannten. Ich verlangte oft, daß er mir berichte, was er des Morgens gethan, und er erzählte mir dann ſolchen Unſinn, daß wir uns vor Lachen ſchüttelten; zuweilen forderte ich aber auch einen ernſthaften Bericht, und er erzählte mir dann Alles, mit Mühe ein Lächeln unterdrückend. Ich blickte ihm in die Augen, ſah auf die ſich bewegenden Lippen und verſtand nichts, — ich freute mich nur, daß ich ihn ſehen und ſeine Stimme hören konnte.

„Nun, was habe ich Dir erzählt? Wiederhole es mir einmal!" fragte er. Und ich konnte nichts wiederholen, denn ich hatte nichts gehört. Es war ſeltſam, daß er mit mir nicht von ſich ſelbſt oder von mir, ſondern von irgend etwas Anderem ſprach, als ſei mir gleichgiltig, was um uns geſchehe. Erſt viel ſpäter fing ich an, ſeine Sorgen zu verſtehen und mich für ſeine Arbeiten zu intereſſiren.

Tatjana Sſemeonowna erſchien nie vor dem Mittageſſen; ſie trank allein ihren Thee und ſchickte uns den Morgengruß durch Boten. In unſere kleine phantaſtiſch-glückſelige Welt tönten die Laute aus ihrem anders gearteten, ehrbaren Winkel ſo ſonderbar herüber, daß ich mich oft des Lachens nicht enthalten konnte, wenn z. B. das Stubenmädchen mit ernſthaftem Geſichte und über einander gefalteten Händen berichtete: „Tatjana Sſemeonowna habe befohlen, ſich zu erkundigen, wie die Herrſchaften nach dem geſtrigen Spaziergange geruht, und zu melden, daß ſie die ganze Nacht Schmerzen in der Seite gehabt und ein abſcheulicher Hund, der im Dorfe gebellt, ſie am Schlafen gehindert habe. Weiter habe ſie befohlen zu fragen, wie den Herrſchaften das heutige Gebäck gemundet, und ſie darauf aufmerkſam zu machen, daß heute nicht Taraß, ſondern zur Probe Nikolaſcha gebacken habe, und wirklich gar nicht übel, namentlich die Kringel; die Zwiebacke ſeien jedoch verbrannt." Bis zum Mittageſſen waren wir wenig zuſammen; ich ſpielte und las allein; er ſchrieb oder ging wieder aus; aber zu Mittag um vier Uhr trafen wir im Gaſtzimmer wieder zuſammen: Mama tauchte dann aus ihrem Zimmer auf, und es erſchienen einige arme, adelige

Fräulein und Pilgerinnen, deren sich immer einige im Hause aufhielten. Regelmäßig reichte mein Mann nach alter Gewohnheit seiner Mutter den Arm, und sie verlangte, daß er mir den anderen geben solle, und regelmäßig vor jedem Mittagessen geriethen wir in der Thür des Speisezimmers in's Stocken und drängten uns mit Mühe durch dieselbe. Zu Mittag hatte Mama den Vorsitz, und die Unterhaltung ward im Tone streng-ehrbaren Anstandes und gewissermaßen feierlich geführt. Unsere alltäglichen Bemerkungen unterbrachen auf höchst angenehme Weise die Feierlichkeit dieser Mittagssitzungen. Zwischen Mutter und Sohn entspann sich zuweilen ein Streit, und es kam zu Neckereien und Stichelreden über einander. Ich hatte dergleichen Spott und Streit besonders gern, denn darin offenbarte sich am deutlichsten die zärtliche, feste Liebe, welche sie verband. Nach Mittag setzte sich maman in den großen Sessel in's Gastzimmer und zerrieb Tabak oder schnitt die Blätter neu angekommener Bücher auf, und wir lasen ihr etwas vor oder gingen in den Salon an's Klavier. Wir lasen viel zusammen in dieser Zeit, aber unsere liebste und beste Erholung blieb doch die Musik, denn sie schlug jedesmal neue Saiten in unseren Herzen an und lehrte uns gleichsam von Neuem einander kennen. Wenn ich seine Lieblingssachen spielte, so setzte er sich gewöhnlich auf einen möglichst entfernten Divan, wo ich ihn nicht gut sehen konnte, denn er suchte den Eindruck vor mir zu verbergen, den die Musik auf ihn hervorbrachte; aber oft, wenn er es gar nicht erwartete, verließ ich das Klavier, näherte mich ihm leise und versuchte auf seinem Gesichte die Spuren der Erregung, den ungewöhnlichen Glanz und die Feuchtigkeit in den Augen zu erhaschen, welche er mich nicht sehen lassen wollte. Mama hätte gar zu gern gewußt, was wir im Salon thaten, aber sie fürchtete wahrscheinlich, uns zu geniren, und nur zuweilen ging sie, ohne uns anzusehen, mit scheinbar ernstem und gleichgiltigem Gesichte durch das Zimmer; aber ich wußte, daß sie nicht ohne Grund in ihre Gemächer ging und so rasch wieder zurücklehrte. Am Abend schenkte ich im großen Gastzimmer den Thee ein, und wieder versammelten sich alle Hausgenossen um den Tisch. Das feierliche Sitzen um die blitzende Theemaschine, das Austheilen der Gläser und Tassen machten mich lange Zeit hindurch verlegen. Mir schien es, daß ich dieser Ehre noch nicht würdig sei, daß ich zu jung und leichtfertig sei, um den Krahn einer so großen Theemaschine umzudrehen, um die Gläser auf Nilita's Theebrett zu stellen und dabei zu sagen: „Für Peter Iwanowitsch, für Marja Minitschna“ und zu fragen, ob der Thee süß genug sei? und dann den Zucker an die Wärterin und die alten Diener des Hauses auszutheilen. „Ausgezeichnet, vortrefflich!“ bemerkte mein Mann oft; „ganz wie eine Erwachsene!“ und das machte mich noch verlegener.

Nach dem Thee legte Mama Patience oder ließ sich von Marja Minitschna aus den Karten wahrsagen; darauf küßte und segnete sie uns, und wir zogen uns in unsere Gemächer zurück. Meistentheils saßen wir dann noch bis lange nach Mitternacht zusammen, und das waren unsere besten, angenehmsten Stunden. Er erzählte mir Manches aus seinem Leben, wir machten Pläne für die Zukunft,

philoſophirten über mancherlei und bemühten uns, möglichſt leiſe zu ſprechen, damit man es oben nicht höre und Tatjana Sſemeonowna nichts merke, denn ſie verlangte, daß wir uns früh zu Bette legten. Zuweilen auch, wenn wir hungrig geworden, ſuchten wir uns durch Nikita's Protection im Buffet ein kaltes Abendeſſen zuſammen und verzehrten es beim Scheine eines Lichtes in meinem Cabinet. Wir Beide lebten wie Fremde in dieſem großen, alten Hauſe, in welchem über Allem Tatjana Sſemeonowna's ſtrenger Geiſt und ein Hauch ehrwürdigen Alters ſchwebte. Nicht nur ſie ſelbſt, ſondern auch die Leute, die alten Fräulein, die Möbel, die Bücher flößten mir Achtung, eine gewiſſe Furcht und die Ueberzeugung ein, daß wir Beide hier nicht ganz an unſerem Platze ſeien und daß wir uns mit einer gewiſſen Vorſicht und Aufmerkſamkeit hier zu benehmen hätten. Wenn ich jetzt an das Alles zurückdenke, ſo habe ich das Gefühl, daß Vieles — die bindende, unabänderliche Hausordnung, die Unzahl müßiger, neugieriger Leute im Hauſe — uns unbequem und drückend war. Aber nicht nur ich fügte mich, ſondern auch mein Mann ließ ſich nie merken, daß ihm Manches nicht gefalle; im Gegentheil, er ſchien ſogar mit Abſicht das Schlechte zu überſehen. Mama's Diener, Dmitri Sſidorow, war ein großer Liebhaber vom Pfeifenrauchen und ging regelmäßig an jedem Tage nach Mittag, während wir uns im Salon aufhielten, in meines Mannes Cabinet, um von ſeinem Tabak aus dem offen ſtehenden Kaſten ſeinen Bedarf zu entnehmen, und es war eigenthümlich anzuſehen, mit welch' ſcherzhafter Angſt Sſergei Michailowitſch auf den Fußſpitzen zu mir trat und, mit dem Finger drohend und mit den Augen zwinkernd, auf Dmitri Sſidorow zeigte, der nicht im Entfernteſten ahnte, daß man ihn ſehen könne. Und wenn Dmitri Sſidorow, ohne uns zu bemerken, ſein Vorhaben glücklich ausgeführt, ſo küßte mich mein Mann vor Freude, daß Alles gut gegangen und nannte mich, wie er übrigens bei jedem Anlaſſe that, ſeine „Augenweide". Zuweilen mißfiel mir dieſe Nachſicht und Gleichgiltigkeit; ich hielt ſie für Schwäche und bemerkte nicht, daß ich dieſe Schwäche mit ihm theilte. „Er thut ja, wie ein Kind, das ſich nicht getraut, ſeinen Willen zu zeigen!" dachte ich.

„Ach, theures Herz," antwortete er mir einſt, als ich ihm geſtand, daß mich ſeine übergroße Nachſicht wunderte, — „iſt es denn möglich, ärgerlich zu werden, wenn man ſo glücklich iſt, wie ich? Es iſt leichter, ſelbſt nachzugeben, als Andere beſſern zu wollen; davon habe ich mich ſchon längſt überzeugt, und es giebt keine Lage, in der man nicht glücklich ſein könnte. Uns geht es ſo unausſprechlich gut! Ich kann mich nicht ärgern. Für mich giebt es jetzt nichts Schlechtes, nur Bedauernswerthes oder Lächerliches. Aber vor Allem: le mieux est l'ennemi du bien. Willſt Du es glauben: wenn ich klingeln höre, einen Brief empfange oder nur des Morgens aufwache, überfällt mich ein Gefühl der Angſt, — der Angſt, daß, wenn wir weiter leben, ſich doch Manches verändern muß, und beſſer als jetzt kann es nicht werden!"

Ich glaubte ihm, aber verſtand ihn nicht. Ich fühlte mich glücklich und dachte nicht anders, als daß es ſo ſein müſſe, — daß es Allen ebenſo gehe und

nicht anders sein könnte. Und dennoch konnte ich mich des dunklen Gefühls nicht erwehren, daß es doch noch vor mir irgendwo, wenn auch nicht ein größeres, so doch ein anderes Glück gebe.

So vergingen zwei Monate; es kam der Winter mit seinem Frost und Schneegestöber, und mich beschlich zuweilen trotz der Gegenwart meines Mannes ein Gefühl der Einsamkeit, — ich begann zu fühlen, daß das Leben sich wiederholte, daß es weder mir noch ihm etwas Neues bot, daß es im Gegentheil sei, als kehrten wir nach einem alten Ziele zurück. Wir waren weniger zusammen, er widmete seinen Geschäften mehr Zeit als sonst, und wieder kam es mir vor, als verschließe er in seiner Brust einen Theil seines Selbst, in das er mir keinen Einblick gestatten wollte. Seine unerschütterliche Ruhe reizte mich oft. Ich liebte ihn nicht weniger als früher und ward nicht weniger durch seine Liebe beglückt; aber meine Liebe war auf ihrem Höhepunkte angelangt, sie wuchs nicht mehr und neben ihr schlich sich ein neues Gefühl, die Unruhe, in mein Herz. Nachdem ich die Seligkeit gegenseitiger Liebe kennen gelernt, genügte mir das Empfinden allein nicht mehr; ich war des stillen Verlaufes unseres Lebens überdrüssig; mich verlangte nach Thaten, nach Aufregung und Gefahren, nach einer Gelegenheit, die Opferfähigkeit meiner Liebe zu bethätigen. Ein Ueberfluß an Kraft in mir fand keine Verwendung in unserem stillen Leben. Es überkamen mich Anwandelungen von Schwermuth, die ich als etwas Tadelnswerthes vor ihm zu verbergen suchte, und Ausbrüche übertriebener Zärtlichkeit und Lustigkeit, die ihn erschreckten. Er durchschaute meinen Zustand viel früher, als ich selbst und schlug mir vor, in die Stadt zu ziehen; aber ich bat ihn, das nicht zu thun, unsere Lebensweise nicht zu ändern und unser Glück nicht zu zerstören. Ich war ja wirklich glücklich; aber ich wollte mir dieses Glück gern durch Mühe und Opfer erringen und die Kraft dazu sprudelte über in mir. Ich liebte ihn und sah, daß ich ihm Alles war; aber ich wollte, daß auch Andere Zeugen dieser Liebe seien, daß sie ihr hindernd in den Weg zu treten suchten und daß unsere Liebe trotzdem den Sieg davontragen möchte. Die Jugend machte sich geltend, das Bedürfniß nach Bewegung, welches in dem stillen Einerlei des Landlebens keine Befriedigung fand. Warum hatte er mir gesagt, daß wir in die Stadt ziehen könnten, sobald ich es wünschte? Wäre das nicht geschehen, so hätte ich vielleicht eingesehen, daß das mich quälende Gefühl eine verderbliche Thorheit sei, daß ich keinen Grund dazu habe und das Opfer, nach welchem mich verlangte, vor mir liege und in dem Unterdrücken dieses Gefühls bestehen müsse. Der Gedanke, daß ich mich vor der Langenweile retten könne, indem ich in die Stadt zöge, tauchte unwillkürlich immer wieder in mir auf, und dabei machte ich mir doch ein Gewissen daraus und es hätte mir leid gethan, ihn von Allem, was ihm für seine Person lieb war, loszureißen. Und die Zeit verrann, der Schnee stieg immer höher an den Mauern des Hauses empor und wir blieben allein und waren immer noch auf uns selbst angewiesen, während weitweg im Glanz und Geräusch der Welt Schaaren von Menschen durch einander schwirrten, Scherz und Freude

empfanden und keine Ahnung von uns und unſerem weltentrückten Daſein hatten. Am ſchlimmſten für mich war, daß ich merkte, wie mit jedem Tage die Gewohnheit unſer Leben immer mehr an eine beſtimmte Form feſſelte, wie unſer Gefühl dadurch unfrei ward und dem Einfluſſe der gleichmäßig und leidenſchaftslos dahinfließenden Zeit unterworfen wurde. Des Morgens waren wir heiter, zu Mittag ehrbar, am Abend zärtlich. „Gutes thun!“ dachte ich, „gewiß iſt es ſchön, Gutes zu thun und ein ehrbares Leben zu führen; aber dazu haben wir noch Zeit; es muß noch etwas Anderes geben, wozu ich nur jetzt die Fähigkeit in mir fühle!“ Ich wollte, daß die Leidenſchaft unſer Leben beherrſche, nicht aber das Leben die Leidenſchaft. Ich hätte mit ihm an einen Abgrund treten und ihm ſagen mögen: „Noch ein Schritt, und ich ſtürze mich hinunter, — eine Bewegung, und ich bin verloren,“ — und daß er dann erbleichend mich in ſeine ſtarken Arme ſchließen und mich über dem Abgrunde ſchwebend halten möchte, ſo daß mir das Herz vor Angſt erſtarrt wäre, bis er mich dann forttrüge, wohin er wolle.

Dieſer Zuſtand wirkte auf meine Geſundheit ein und meine Nerven fingen an darunter zu leiden. Eines Morgens fühlte ich mich mehr als gewöhnlich unwohl und Sſergei kam ſchlechter Laune aus dem Comptoir zu mir, was ihm ſelten paſſirte. Ich bemerkte es ſogleich und fragte, was ihm fehle, aber er wollte es mir nicht ſagen und meinte, es lohne ſich nicht. Wie ich ſpäter erfuhr, hatte der Iſprawnik (Kreisrichter) unſere Bauern zuſammenberufen und, weil er meinem Manne nicht gut geſinnt war, mehr als die geſetzmäßigen Abgaben von ihnen gefordert, ja ſogar im Falle einer Weigerung ihnen mit einer Strafe gedroht. Mein Mann war zu aufgeregt, um die ganze Sache von der lächerlichen oder bedauerlichen Seite aufzufaſſen; er war gereizt und wollte deshalb mit mir nicht darüber ſprechen. Ich aber bildete mir ein, er thue es darum nicht, weil er mich für ein Kind halte, das Dinge, die ihn intereſſirten, nicht verſtehen könne. Ich wandte mich ſchweigend ab, ließ Marja Minitſchna, welche bei uns zu Gaſt war, zum Thee bitten und fing eine laute eifrige Unterhaltung über den erſten beſten Gegenſtand mit ihr an, obgleich ich natürlich die größte Langeweile dabei empfand. Er ging im Zimmer auf und nieder und ſah uns nur von Zeit zu Zeit verſtohlen an. Dieſe Blicke übten auf mich die Wirkung aus, daß ich immer lauter und raſcher zu ſprechen und endlich zu lachen anfing. Alles, was ich ſelbſt oder was Marja Minitſchna ſagte, kam mir komiſch vor. Ohne ein Wort zu ſagen, ging er endlich in ſein Cabinet und ſchloß die Thür hinter ſich ab. Kaum hörte ich ſeine Schritte nicht mehr, da verſchwand auch all' meine Luſtigkeit, ſo daß Marja Minitſchna verwundert fragte, was mir fehle? Ich war nahe daran, in Thränen auszubrechen und ſetzte mich, ohne ihr zu antworten, auf den Diwan. „Was fällt ihm eigentlich ein?“ dachte ich. „Gewiß handelt es ſich um irgend eine Kleinigkeit, die ihm wichtig ſcheint und ihn quält; hätte er ſich darüber ausgeſprochen, ſo hätte ich ihm bewieſen, daß er ſich unnütze Sorgen macht. Aber er ignorirt mich, er redet ſich ein, daß ich nichts davon verſtehe, er will mich durch ſeine feierliche Ruhe demüthigen und zeigen, daß er mir gegenüber ſtets Recht habe.

Ebenſo habe aber auch ich ein Recht, es hier langweilig und einſam zu finden, leben, handeln und nicht auf einer Stelle ſitzen zu wollen und zu fühlen, wie die Zeit, über mich hinweg, dahinfließt. Ich will vorwärts gehen, an jedem Tage, in jeder Stunde Neues erleben, und er will ſtehen bleiben und mich zum Stillſtehen zwingen. Es wäre ihm doch ſo leicht, mich zufrieden zu ſtellen; nicht braucht er deshalb in die Stadt zu ziehen, er müßte nur ſo ſein, wie ich, und ſich nicht anders zeigen, als er iſt, nicht jeden Gefühlsausbruch unterdrücken und natürlich ſein, wie er es von mir verlangt und doch ſelbſt nicht iſt. Das iſt's."

Die Thränen ſchnürten mir die Bruſt zuſammen, und ich fühlte mich ſo gereizt und aufgebracht gegen ihn, daß ich darüber erſchrak und zu ihm ging, um mich auszuſprechen. Er ſaß im Cabinet und ſchrieb. Als er meine Schritte hörte, wandte er ſich gleichmüthig einen Augenblick nach mir um und fuhr darauf im Schreiben fort. Dieſer Blick gefiel mir nicht, und anſtatt zu ihm zu treten, blieb ich am Tiſche, an welchem er ſchrieb, ſtehen, ſchlug ein Buch auf und ſah hinein. Er blickte noch einmal auf und ſah mich an.

„Maſcha, biſt Du ſchlechter Laune?" fragte er.

Ich antwortete mit einem kalten Blicke, der ſagen ſollte: „Was fragſt Du? Wozu die Liebenswürdigkeit?" Er ſchüttelte den Kopf; ein ſanftes, zärtliches Lächeln umſpielte ſeine Lippen; aber zum erſten Mal nach unſerer Verheirathung antwortete ihm kein Lächeln meinerſeits.

„Was iſt heute Morgen geſchehen?" fragte ich. „Weshalb haſt Du es mir nicht geſagt?"

„Es iſt nicht der Rede werth, eine kleine Unannehmlichkeit!" antwortete er. „Jetzt kann ich es Dir übrigens erzählen. Zwei Bauern ſind in die Stadt gegangen . . . ."

Ich ließ ihn nicht ausreden.

„Warum haſt Du es mir nicht geſagt, als ich Dich heute Morgen darnach fragte?"

„Ich war damals ärgerlich und hätte leicht eine Dummheit ſagen können."

„Gerade damals aber wollte ich's hören!"

„Warum?"

„Woher glaubſt Du, daß ich Dir niemals bei irgend etwas behilflich ſein kann?"

„Wie, das glaubte ich?" rief er, die Feder hinwerfend. „Ich glaube, daß ich ohne Dich nicht leben kann. In Allem, ja in Allem, biſt Du mir nicht nur behilflich, ſondern Du allein thuſt Alles für mich. Was Du nur denkſt!" lachte er. „Durch Dich allein lebe ich; Alles kommt mir ſchön vor, blos weil Du da biſt, weil ich Dich . . . ."

„Ja, ich weiß ſchon, ich bin ein artiges Kind, das man beruhigen muß," ſagte ich mit einem Tone, daß er mich verwundert anſah, als höre er ſo etwas zum erſten Male. „Ich will aber nicht ruhig ſein; Du biſt es genug, mehr als genug!" fügte ich hinzu.

„Nun, dann höre, um was es ſich handelt," fiel er haſtig ein, als fürchte er, mich ausreden zu laſſen. „Wie würdeſt Du die Sache entſcheiden?"

„Jetzt will ich nichts hören," antwortete ich, obgleich ich gern zugehört hätte; aber es war mir ein Genuß, ihn aus ſeinem Gleichmuthe aufzuſtören. „Ich will nicht nur mit dem Leben ſpielen, — ich will leben, ebenſo wie Du!"

Auf ſeinem Geſichte, das ſo raſch und lebhaft jede Empfindung ſeiner Seele widerſpiegelte, drückte ſich Schmerz und geſpannte Aufmerkſamkeit aus.

„Ich will das Leben mit Dir theilen, Dir gleichberechtigt ſein!"

„Ja, worin theilſt Du denn das Leben nicht mit mir?" fragte er. „Darin etwa, daß ich ſtatt Deiner mich mit dem Iſprawnik und den betrunkenen Bauern plage?"

„Nicht nur darin allein," antwortete ich.

„Um des Himmels willen, verſtehe mich recht, mein Herz. Ich weiß nur zu gut, daß Aufregung und Unruhe Einem das Leben ſchwer machen; ich weiß das aus Erfahrung. Ich liebe Dich, folglich kann ich nur wünſchen, Dich vor Aufregung zu bewahren. In der Liebe zu Dir liegt der Zweck meines Lebens. Alſo hindere auch Du mich nicht an der Erfüllung dieſer Aufgabe."

„Natürlich haſt Du immer Recht!" ſagte ich, ohne ihn anzuſehen.

Es reizte mich, daß er ſo ruhig war und Alles ſo klar ſprach, während in mir der Aerger kochte und ein Gefühl, das der Reue gleichkam, ſich regte.

„Maſcha! Was iſt Dir?" ſagte er ſanft. „Es handelt ſich ja nicht darum, ob ich Recht habe, oder Du, ſondern um etwas ganz Anderes. Was haſt Du gegen mich? Denke darüber nach und dann ſage es mir, ſage mir Alles, was Du denkſt; Du biſt unzufrieden mit mir und Du haſt gewiß ein Recht dazu; aber lehre mich verſtehen, worin ich gefehlt habe."

Aber wie hätte ich ihm Alles ſagen können, was meine Seele bewegte?

Daß er mich wieder gleich durchſchaut hatte, daß ich wieder wie ein Kind vor ihm ſtand, daß ich nichts thun konnte, ohne daß er es vorausſah und begriff, regte mich nur noch mehr auf.

„Ich habe nichts gegen Dich," geſtand ich. „Ich langweile mich nur und möchte dieſer Langenweile entrinnen. Aber Du ſagſt, es gehöre ſich ſo, und wieder haſt Du Recht."

Ich ſprach dieſe Worte, ihn anblickend. Mein Zweck war erreicht; ſeine Ruhe war verſchwunden. Schreck und Schmerz waren auf ſeinem Antlitze zu leſen.

„Maſcha," ſprach er mit leiſer, bewegter Stimme. „Es iſt kein Spiel, das wir jetzt treiben. Unſer zukünftiges Schickſal hängt davon ab. Ich bitte Dich, mir nichts zu antworten und mich ausreden zu laſſen. Warum quälſt Du mich?"

„Ich weiß ſchon, Du wirſt Recht behalten. Sprich lieber nicht, Du haſt natürlich Recht," ſagte ich kalt, als ſpräche nicht ich, ſondern irgend ein böſer Geiſt aus mir.

„Wenn Du wüßteſt, was Du thuſt!" ſagte er mit zitternder Stimme.

Ich brach in Thränen aus, und die Thränen erleichterten mir das Herz. Er saß schweigend neben mir. Es that mir leid, daß ich ihm wehe gethan, und ich schämte mich und ärgerte mich über das, was ich gesagt. Ich wagte nicht, ihn anzusehen, aber ich glaubte, mein Betragen müßte seine strengste Mißbilligung oder sein höchstes Erstaunen hervorgerufen haben. Ich blickte auf. Ein sanfter, zärtlicher, um Verzeihung bittender Blick traf mich. Ich faßte seine Hand.

„Sei mir nicht böse," bat ich; „ich weiß selbst nicht, was ich sprach."

„Aber ich weiß es, und Du hast Recht gehabt."

„Was war es denn?" fragte ich.

„Wir müssen nach Petersburg!" sagte er. „Hier haben wir jetzt nichts mehr zu thun."

„Wie Du willst," antwortete ich.

Er umarmte und küßte mich. „Verzeihe mir," sprach er; „ich habe Dir gegenüber gefehlt." . . .

An diesem Abende spielte ich ihm lange auf dem Klavier vor, und er ging im Zimmer auf und ab und murmelte etwas vor sich hin. Er hatte die Gewohnheit, mit sich selbst zu sprechen; ich fragte ihn oft, was er gesagt habe, und immer wiederholte er mir nach kurzem Besinnen laut, was er leise geflüstert; größtentheils waren es Gedichte, zuweilen auch ganz ungereimtes Zeug; aber immer etwas, wonach ich seine Gemüthsstimmung beurtheilen konnte.

„Was flüsterst Du eben?" fragte ich.

Er blieb stehen, besann sich und antwortete lächelnd mit zwei Versen von Lermontow:

„O Wahn, er sehnt den Sturm herbei,
„Als harrte sein im Sturme Ruh'!"

„Nein, er ist mehr als ein Mensch! Er weiß Alles!" dachte ich. „Wie sollte ich ihn nicht lieben?"

Ich stand auf, faßte seinen Arm und fing an mit ihm auf und nieder zu gehen, indem ich mir Mühe gab, gleichen Schritt mit ihm zu halten.

„Nun?" fragte er lächelnd und blickte mich an.

„Nun?" wiederholte ich flüsternd, und eine heitere Stimmung bemächtigte sich unser; unsere Augen lachten, unsere Schritte wurden immer größer, wir hoben uns immer mehr auf die Fußspitzen und wanderten mit diesem Schritte zur höchsten Mißbilligung Gregors und zum äußersten Erstaunen maman's, welche gerade im Gastzimmer Patience legte, durch alle Zimmer in den Speisesaal, wo wir stehen blieben, einander ansahen und in helles Lachen ausbrachen.

Zwei Wochen später, noch vor den Feiertagen, waren wir in Petersburg.

II.

Unsere Reise nach Petersburg, ein achttägiger Aufenthalt in Moskau, die Besuche bei den beiderseitigen Verwandten, das Einrichten der neuen Wohnung, die fremden Städte, die neuen Menschen, — alles das flog an mir

vorüber wie ein Traum, alles das war ſo mannigfaltig, neu, luſtig, über alles das verbreitete ſeine Gegenwart, ſeine Liebe einen ſolchen Glanz, eine ſolche Wärme, daß mir das ſtille Leben auf dem Lande wie in weite Ferne gerückt und ſehr unbedeutend vorkam. Zu meinem großen Erſtaunen kamen mir alle Menſchen nicht, wie ich es von ihnen erwartet hatte, mit Kälte und herablaſſendem Stolze, ſondern mit ſolch' unverſtellter Herzlichkeit und Freude entgegen — nicht nur Verwandte, ſondern auch zufällige Bekannte — daß es ſchien, als hätten ſie alle nur an mich gedacht, nur auf mich gewartet, um ſelbſt das Leben ſchön zu finden. Eine eben ſo große Ueberraſchung für mich war es, daß mein Mann in der höheren Geſellſchaft, welche ich auch für die beſte hielt, viele Bekannte hatte, von denen er mir nie ein Wort geſagt, und es berührte mich oft unangenehm, ein ſtrenges Urtheil von ihm über manche dieſer mir ſo vortrefflich ſcheinenden Leute zu hören. Ich konnte es nicht begreifen, warum er ſie ſo trocken abfertigte und vielen Bekanntſchaften, welche mir ſchmeichelhaft ſchienen, auszuweichen ſuchte. Ich glaubte, je mehr gute Menſchen man kenne, um ſo beſſer ſei es, — und Alle waren ja doch gute Menſchen.

„Siehſt du, wie wir uns einrichten wollen," hatte er mir vor unſerer Abreiſe vom Lande geſagt; „hier ſind wir Kröſuſſe im Kleinen; dort werden wir zu den mäßig Wohlhabenden gehören, und deshalb dürfen wir nur bis Oſtern in der Stadt bleiben und nicht viel Geſellſchaften mitmachen, ſonſt würden wir uns in Schulden ſtürzen, und auch Deinetwegen wünſchte ich es nicht . . . ."

„An Geſellſchaften liegt mir Nichts," antwortete ich. „Wir wollen nur das Theater und die Verwandten beſuchen, die Oper und gute Muſik anhören und noch vor Oſtern wieder auf dem Lande ſein."

Aber ſobald wir in Petersburg ankamen, geriethen alle dieſe Pläne in Vergeſſenheit. Es war mir, als erwachte ich plötzlich in einer neuen, glücklichen Welt; ſo mancherlei Freude ſtürmte auf mich ein, ſo viele neue Intereſſen erſchloſſen ſich mir, daß ich mich mit einem Male, wenn auch unbewußt, von meiner ganzen Vergangenheit und meinen früheren Plänen losſagte. „Das war Alles nur Spielerei; das Leben hatte noch nicht angefangen; dies iſt das wahre Leben! Und was wird es mir bringen!" dachte ich. Die Unruhe und der Anfall von Schwermuth, die mich auf dem Lande ſo gequält hatten, waren wie mit einem Zauberſchlage verſchwunden. Die Liebe zu meinem Manne ward ruhiger, und es fiel mir hier niemals ein, darüber nachzugrübeln, ob er mich weniger liebe als früher. Ich hätte auch an ſeiner Liebe nicht zweifeln können, denn jeder meiner Gedanken ward ſogleich von ihm errathen, meine Neigungen wurden von ihm getheilt und meine Wünſche erfüllt. Er wurde hier aus ſeiner Ruhe etwas aufgeſtört, wenigſtens hatte dieſe Ruhe nicht mehr die frühere aufregende Wirkung auf mich. Ueberdies bemerkte ich, daß er jetzt mich nicht nur liebte, ſondern auch bewunderte. Oftmals nach einer Viſite, einer neuen Bekanntſchaft, einer Geſellſchaft bei uns, wo ich, innerlich vor Angſt zitternd,

eine Unschicklichkeit zu begehen, anscheinend ruhig die Pflichten der Hausfrau erfüllte, sprach er beifällig: „Sieh mal Einer das prächtige Frauchen! Du brauchst dich nicht zu fürchten, es geht wirklich ausgezeichnet!“ — Und ich war von Herzen froh.

Bald nach unserer Ankunft schrieb er seiner Mutter, und als er mich aufforderte, seinem Briefe einige Zeilen hinzuzufügen, wollte er mich anfangs nicht durchlesen lassen, was er geschrieben; in Folge dessen bestand ich natürlich darauf und setzte meinen Willen durch. Da stand: „Sie würden Mascha nicht wiedererkennen; erkenne ich sie doch selbst kaum wieder. Woher kommt ihr mit einem Male die reizende, anmuthsvolle Sicherheit im Benehmen, die „Affabilität“, ja sogar Weltklugheit und Liebenswürdigkeit? Und alles das äußert sich so natürlich, einfach, freundlich. Alle sind entzückt von ihr, und ich selbst kann mich nicht satt an ihr sehen und würde sie, wenn es möglich wäre, noch mehr lieben.“

„Aha, also so bin ich!“ dachte ich und freute mich und war glücklich darüber, und liebte meinen Mann nur noch inniger. Der Beifall, den ich bei allen unseren Bekannten fand, war etwas ganz Unerwartetes für mich. Von allen Seiten ward mir berichtet, daß ich hier einem alten Onkel besonders gefallen habe, dort eine Tante ganz entzückt von mir sei; dieser sagte mir, es gäbe keine zweite Frau wie ich in ganz Petersburg, jene versicherte mich, es hinge nur von mir ab, die gefeiertste Dame in der Gesellschaft zu sein. Besonders eine Cousine meines Mannes, die Fürstin D., eine nicht mehr ganz junge Weltdame, welche eine plötzliche Leidenschaft für mich gefaßt hatte, sagte mir am meisten schmeichelhafte Dinge, die mir den Kopf völlig verdrehten. Als mich die Cousine zum ersten Mal zu einem Ball aufforderte und meinen Mann um seine Einwilligung dazu bat, wandte er sich zu mir und fragte mit einem kaum merklichen feinen Lächeln: ob ich Lust dazu hätte? Ich nickte bejahend mit dem Kopfe und fühlte, wie ich dabei roth wurde.

„Du gestehst ja Deinen Wunsch, als wäre er ein Verbrechen,“ sagte er gutmüthig lachend.

„Aber Du sagtest doch, daß wir nicht Gesellschaften mitmachen könnten, und dann magst Du es auch nicht,“ antwortete ich lächelnd und sah ihn mit bittenden Blicken an.

„Wenn Du sehr große Lust hast, so wollen wir hinfahren,“ meinte er.

„Wirklich, es ist besser, wir thun es lieber nicht.“

„Möchtest Du es sehr gern?“ fragte er wieder.

Ich antwortete nicht.

„Gesellschaften mitmachen ist noch kein großes Unglück,“ fuhr er fort, „aber unbefriedigte Gelüste nach weltlichen Vergnügungen sind schlecht und häßlich. Wir müssen und werden also den Ball besuchen,“ sagte er entschieden.

„Wenn ich Dir die Wahrheit gestehen soll,“ erwiderte ich, „so wünschte ich nichts in der Welt so sehr, als diesen Ball mitzumachen.“

Wir machten den Ball mit, und das Vergnügen, das ich dabei empfand, überſtieg bei Weitem meine Erwartungen. Hier noch mehr, wie früher, ſchien mir, daß ich der Mittelpunkt ſei, um den ſich Alles drehte, daß für mich allein dieſer große Saal erleuchtet wäre, die Muſik ſpielte, ſich eine Menge mich bewundernder Menſchen verſammelt hätte. Alle, die mich an jenem Abende ſahen, der Coiffeur, das Kammermädchen, die Tänzer, die alten Herren, die durch den Saal gingen, ſchienen mir zu ſagen oder gaben mir zu verſtehen, daß ich ſchön ſei und daß ſie mich lieb hätten. Das allgemeine Urtheil, welches ſich auf dieſem Balle über mich bildete und mir von der Couſine hinterbracht ward, beſtand darin, daß ich anders wie alle anderen Frauen ſei, daß ein beſonderer Reiz ländlicher Einfachheit um meine Perſon ſchwebe. Dieſer Erfolg ſchmeichelte mir ſo ſehr, daß ich meinem Manne offen geſtand, wie gern ich in dieſem Winter noch einige Bälle beſuchen möchte; — „um dieſes Vergnügens überdrüſſig zu werden," fügte ich nicht ganz wahrheitsgetreu hinzu.

Mein Mann willigte gern ein und fuhr in der erſten Zeit mit ſichtlichem Vergnügen mit mir aus, freute ſich meiner Erfolge und hatte ſcheinbar ſeine früher gefaßten Vorſätze vergeſſen oder ſie geändert.

Mit der Zeit ward ihm aber das Leben, das wir führten, langweilig und läſtig; ich beachtete es jedoch nicht, und wenn ich auch ſeinen zuweilen fragend auf mich gerichteten aufmerkſamen und ernſten Blick bemerkte, ſo verſtand ich ihn nicht, denn ich war berauſcht von der mir von allen Seiten entgegengetragenen, durch mich erweckten Liebe, wofür ich die Freundlichkeit der Menſchen hielt, von dem Zauberkreis des Glanzes, des Vergnügens der Neuheit, in dem ich mich zum erſten Mal bewegte. Ich empfand ſo gar nichts mehr von ſeinem mich ſonſt niederdrückenden, moraliſchen Uebergewicht, fühlte mit ſo großer Genugthuung in dieſer neuen Umgebung mich nicht nur ihm gleich, ſondern ſogar überlegen und meine Liebe zu ihm trotzdem noch gewachſen und ſelbſtändiger geworden, daß ich nicht begriff, welche ſchädliche Wirkung er von dieſem weltlichen Treiben für mich fürchten konnte. Das mir neue Gefühl des Stolzes und der Selbſtzufriedenheit kam über mich, wenn bei meinem Erſcheinen auf einem Balle Aller Augen ſich auf mich richteten, und er gleichſam, als verbiete ihm ſeine Beſcheidenheit vor aller Welt ſeine Herrſchaft über mich geltend zu machen, mich ſo raſch als möglich verließ und ſich in dem ſchwarzen Knäuel der Fracks verlor. „Warte," dachte ich oft, wenn ich am anderen Ende des Saales ſeine durch nichts Beſonderes hervorragende, zuweilen den Ausdruck der Langenweile tragende Geſtalt erblickte: „warte nur; wenn wir nach Hauſe kommen, ſo wirſt du ſehen und verſtehen, für wen ich mir Mühe gab, ſchön und bezaubernd zu ſein, wen ich von Allen, die mich heute Abend umgeben, allein liebe." Ich glaubte in allem Ernſte, daß meine Triumphe mir nur deshalb ſo viel Freude machten, weil ich ſie ihm als Dankopfer darbringen konnte. Das Einzige, worin meiner Meinung nach in dieſem weltlichen Leben eine Gefahr für mich liegen konnte, war die Möglichkeit, von einem der mir in der

Gesellschaft begegnenden Herrn mich bestricken zu lassen und die Eifersucht meines Mannes zu erregen; aber er hatte so volles Vertrauen zu mir, schien so ruhig und sicher und alle diese jungen Leute kamen mir im Vergleich mit ihm so unbedeutend vor, daß auch diese nach meinen Begriffen mich einzig und allein bedrohende Gefahr mir keine Furcht einflößte. Und doch fand ich Vergnügen an der mir von manchen Personen erwiesenen Aufmerksamkeit; sie schmeichelte meiner Eitelkeit und erweckte die Vorstellung in mir, daß in meiner treuen Liebe zu meinem Manne doch einiges Verdienst meinerseits liegen könne. Ich ward in Folge dessen in meinem Benehmen gegen ihn selbstbewußter und nachlässiger.

„Ich habe gesehen, wie Du Dich heute Abend sehr lebhaft mit der N. N. unterhieltest," sagte ich ihm eines Abends nach einem Balle, indem ich ihm mit dem Finger drohte und eine der in der Petersburger Gesellschaft bekannten Dame nannte, mit der er wirklich gesprochen hatte; ich sagte das eigentlich nur, um ihn aufzumuntern, denn er war besonders schweigsam und düster.

„Ach, laß doch solche Redensarten! Warum sagst Du das, Maschа?" antwortete er unmuthig und zog die Augenbrauen zusammen, als hätte er einen körperlichen Schmerz empfunden. „Es paßt so gar nicht für uns Beide! Ueberlaß das Anderen. Solche gemachte Beziehungen können unser wahres, inneres Verhältniß zu einander zerstören, und ich hoffe immer noch, daß das wahre wiederkehren wird."

Ich schämte mich und schwieg.

„Wird es wiederkehren, Maschа? Was glaubst Du?" fragte er.

„Es hat ja nie aufgehört und wird auch nicht aufhören," antwortete ich und glaubte es damals wirklich.

„Das gebe Gott!" sprach er; „denn sonst wäre es Zeit, daß wir auf's Land zurückkehrten."

In dieser Weise sprach er nur einmal mit mir; im Allgemeinen schien es mir, als genieße er das Leben eben so sehr wie ich, und mir kam es so schön, so herrlich vor. Selbst wenn er sich hier zuweilen langweilt — so tröstete ich mich — so habe ich mich doch auf dem Lande seinetwegen auch gelangweilt, und selbst wenn sich unsere Beziehungen zu einander etwas geändert haben sollten, so wird das Alles im Sommer wieder gut werden, wenn wir wieder allein mit Tatjana Sfemeonowna in Nikolski leben.

So schwand mir der Winter im Fluge dahin, und unseren früheren Plänen zuwider, verbrachten wir auch das Osterfest noch in Petersburg. Den Sonntag nach Ostern war Alles zu unserer Abreise bereit, Alles eingepackt, und mein Mann, der verschiedene Einkäufe zu Geschenken gemacht, auch Blumen für den Garten in Nikolski gekauft hatte, befand sich in besonders heiterer und zärtlicher Stimmung. Da besuchte uns unerwartet die Cousine und überredete uns sehr, bis Sonnabend zu bleiben, wo bei der Gräfin R. ein Rout stattfände. Sie sagte, die Gräfin R. ließe mich dringend bitten zu kommen,

der in Petersburg anweſende Prinz M. habe ſchon ſeit dem letzten Balle den Wunſch gehabt, meine Bekanntſchaft zu machen, würde nur deshalb den Rout beſuchen und habe geäußert, ich ſei die hübſcheſte Frau in ganz Rußland. Die ganze Stadt würde ſich dort verſammeln, mit einem Worte, es wäre unverantwortlich, wenn ich nicht käme.

Mein Mann befand ſich am anderen Ende des Zimmers im Geſpräch mit irgend Jemandem.

„Sie werden alſo kommen, Marie?“ fragte die Couſine.

„Wir wollten ſchon übermorgen auf's Land,“ antwortete ich ausweichend und ſah zu meinem Manne hinüber. Unſere Augen begegneten ſich, er wandte ſich haſtig ab.

„Ich überrede Marja Alexandrowna, zu bleiben,“ wandte ſich die Couſine an meinen Mann; „wir wollen den Leuten am Sonnabend noch ein wenig die Köpfe verdrehen. Ja?“

„Das würde unſere Pläne durchkreuzen, und wir haben ſchon Alles eingepackt,“ antwortete ich, halb geneigt, ihrer Ueberredung nachzugeben.

„Soll ſie nicht lieber gleich heute Abend dem Prinzen ihre Aufwartung machen?“ rief vom anderen Ende des Zimmers mein Mann mit von verhaltener Aufregung zitternder Stimme, — in einem Tone, wie ich ihn noch nie von ihm gehört hatte.

„Aha! Er iſt eiferſüchtig! Das bemerke ich zum erſten Mal,“ lachte die Couſine. „Ich überrede ſie ja nicht um des Prinzen willen, zu bleiben, Sſergei Michailitſch, ſondern für uns Alle. Die Gräfin R. ließ ſie ſo ſehr bitten!“

„Die Entſcheidung hängt von ihr ab,“ ſagte kalt mein Mann und verließ das Zimmer.

Ich ſah, daß er mehr als gewöhnlich aufgeregt war; das quälte mich, und ich verſprach der Couſine Nichts. Sobald ſie fort war, begab ich mich zu ihm. Er ging nachdenklich auf und ab und ſah und hörte nicht, wie ich auf den Fußſpitzen ins Zimmer trat.

„Er ſieht ſchon im Geiſte das liebe Haus in Nikolſki,“ dachte ich bei ſeinem Anblicke, „und ſeine Felder und ſeine Bauern, und denkt an den Morgenkaffee im hellen Gaſtzimmer und an die Abende im Salon und die heimlichen nächtlichen Mahlzeiten. — „Nein!“ entſchied ich bei mir ſelbſt, „alle Bälle und die Bewunderung aller Prinzen in der Welt gebe ich dahin für ein freudiges Leuchten in ſeinen Augen, für eine herzliche Liebkoſung von ihm.“ Ich war im Begriff, ihm zu ſagen, daß ich den Rout nicht beſuchen werde und wolle, als er ſich umwandte, mich ſah, die Stirn runzelte und den ſanften, nachdenklichen Ausdruck ſeines Geſichts veränderte. Wieder ſprach ſich in ſeinem Blicke Scharfſichtigkeit, überlegene Klugheit und gönnerhafte Ruhe aus. Er wollte nicht, daß ich ihn als gewöhnlichen Menſchen betrachtete; als hoch über mir ſtehenden Halbgott ſollte ich ihn nur immer verehren!

„Was wünſcheſt Du, meine Liebe?“ wandte er ſich nachläſſig und ruhig zu mir.

Ich antwortete nicht. Es ärgerte mich, daß er seine wahre Natur vor mir verbergen und nicht so sein wollte, wie ich ihn liebte.

„Du möchtest Sonnabend den Rout besuchen?“ fragte er.

„Ich wollte es,“ antwortete ich, „aber es ist Dir ja nicht recht .... Und übrigens ist ja Alles schon eingepackt,“ fügte ich hinzu.

Niemals hatte er mich so kalt angesehen, so kalt zu mir gesprochen.

„Ich werde vor Dienstag nicht reisen, und die Sachen können wieder ausgepackt werden,“ sagte er; „folglich kannst Du hinfahren, wenn Du es wünschest. Thue mir den Gefallen, die Gesellschaft zu besuchen; ich werde warten.“

Wie immer, wenn er aufgeregt war, ging er mit ungleichen Schritten im Zimmer auf und ab und sah mich nicht an.

„Ich verstehe Dich wirklich nicht,“ sagte ich, indem ich stehen blieb und ihm mit den Augen folgte, „Du behauptest immer, daß Du deine Ruhe nie verlierst (er hatte das nie gesagt!). Warum denn heute diese seltsame Art, mit mir zu sprechen? Ich bin bereit, Dir dieses Vergnügen zum Opfer zu bringen, und Du forderst mit einer gewissen bitteren Ironie, wie ich sie nie früher von Dir gehört, ich solle die Gesellschaft mitmachen.“

„Nun, und was ist dabei? Du bringst ein Opfer (er betonte dieses Wort besonders) und ich bringe eins. Was wollen wir mehr? Welch' edler Wettstreit! Was könnte man wohl mit mehr Recht Familienglück nennen?!“

Zum ersten Mal, ich wiederhole es, hörte ich solche bitter spöttische Reden von ihm, und dieser Spott beschämte mich nicht, sondern kränkte mich, und seine Erbitterung ging auf mich über, anstatt mich zu erschrecken. War das wirklich er, der stets wahre, ruhige Mann, der leere Phrasen zwischen uns verabscheute? Und wofür das? Blos weil ich ihm wirklich ein Vergnügen, in dem ich nichts Schlechtes sah, hatte opfern wollen, und weil ich ihm das offen und liebevoll gestanden hatte! — Wir hatten die Rollen getauscht. Er wich jetzt einer offenen Erklärung ebenso aus, wie ich sie suchte.

„Du hast Dich sehr verändert,“ bemerkte ich seufzend. „Worin habe ich mich gegen Dich vergangen? Nicht der Rout ist es, Du hast etwas Anderes noch von früher her gegen mich auf dem Herzen. Warum dieser Mangel an Aufrichtigkeit? Du fürchtetest ihn doch früher selbst so sehr! Sage es mir gerade heraus, was Du gegen mich hast?“ — „Was wird er mir wohl antworten?“ dachte ich und überlegte mit Selbstzufriedenheit, daß er mir wegen meines Betragens in diesem Winter keinen Vorwurf machen könne.

Ich trat in die Mitte des Zimmers, so daß er ganz nahe an mir vorübergehen mußte, und sah ihn an. „Er wird auf mich zukommen, mich umarmen, und Alles wird wieder gut sein,“ dachte ich, — und es that mir fast leid, daß ich nun nicht Gelegenheit haben würde, ihm zu beweisen, wie Unrecht er habe. Aber er blieb am Ende des Zimmers stehen und sah von dort zu mir herüber.

„Und Du begreifst noch immer nicht?“ fragte er.

„Nein.“

„Nun, ſo will ich es Dir ſagen. Es iſt mir widerwärtig, — zum erſten Male widerwärtig, was ich fühle, und doch kann ich mich dieſes Gefühls nicht erwehren!“ — Er hielt inne, als erſchrecke er vor dem rauhen Klange ſeiner Stimme.

„Was willſt Du damit ſagen?“ fragte ich mit Thränen der Entrüſtung in den Augen.

„Es iſt mir widerwärtig, daß der Prinz Dich hübſch gefunden und Du ihm deshalb in die Arme laufen willſt, daß Du Deinen Mann, Dich ſelbſt, Deine Würde als Frau mit Füßen trittſt und nicht begreifen willſt, was Dein Mann für Dich fühlen muß, wenn Du auch ſelbſt das Bewußtſein Deiner Entwürdigung nicht haſt. Im Gegentheil, Du kommſt noch und wirfſt ihm vor, daß Du ihm ein „Opfer“ bringſt, d. h.: Ich würde es für ein großes Glück halten, mich Seiner Hoheit vorzuſtellen, aber ich „opfere“ dieſes Glück um Deinetwillen!“

Je länger er ſprach, um ſo mehr ließ er ſich von dem Klange ſeiner eigenen Stimme hinreißen, und die Stimme war hart, rauh, beißend. Ich hatte ihn nie ſo geſehen und es auch nicht für möglich gehalten, daß er ſo ſein könne. Alles Blut ſtrömte mir zum Herzen, mein Inneres, in dem das Bewußtſein unverdienter Beſchämung und das verletzte Selbſtgefühl rege wurden, empörte ſich. Ich mußte mich dafür an ihm rächen.

„Ich habe dies längſt erwartet,“ ſagte ich; „nur weiter, immer weiter ſo!“

„Ich weiß nicht, was Du erwartet haſt,“ fuhr er fort, „ich aber mußte das Schlimmſte erwarten, da ich Dich täglich in dieſem Schmutz, Luxus, Müſſiggang, in dieſer ſchlechten Geſellſchaft ſah, — und es iſt geſchehen .... Es iſt geſchehen, daß ich mich ſchämen muß und mir das Herz weh thut, wie noch nie! Es that mir weh, als Deine Freundin mit ihren ſchmutzigen Händen in mein Herz hineingriff und von Eiferſucht ſprach. Ich — eiferſüchtig! Und auf wen? Auf einen Menſchen, den wir Beide nicht kennen! Aber Du willſt mich abſichtlich nicht verſtehen, willſt mir ein „Opfer“ bringen! Womit? — Ich ſchäme mich Deiner, — ſchäme mich Deiner Erniedrigung! .... Ein Opfer!“ wiederholte er.

„Ha! das alſo iſt die Macht des Mannes!“ dachte ich. „Seine durchaus unſchuldige Frau zu beleidigen, zu demüthigen! Das alſo iſt das Recht des Mannes! Ich aber werde mich ihm nicht unterwerfen!“

„Nein, ich werde Dir kein „Opfer“ bringen,“ ſagte ich laut und fühlte, wie mir alles Blut aus dem Geſichte wich und die Naſenflügel bebten. „Ich werde am Sonnabend auf den Rout fahren — werde ganz unfehlbar hinfahren!“

„Ich wünſche Dir viel Vergnügen! Zwiſchen uns iſt ja doch Alles aus!“ ſchrie er, in Wuth ausbrechend, die er nicht mehr zu zügeln vermochte. „Länger ſollſt Du mich aber nicht quälen! Ich war ein Eſel, daß ich ....“ Seine Lippen fingen an zu zittern, und er machte eine ſichtliche Anſtrengung, um das nicht auszuſprechen, was ihm auf der Zunge ſchwebte.

Ich fürchtete und haßte ihn in diesem Augenblicke; ich wollte ihm noch Vieles sagen und mich für alle Beleidigungen rächen, aber bei dem ersten Worte wäre ich in Thränen ausgebrochen und hätte meine ganze Selbstbeherrschung verloren. Ich verließ also schweigend das Zimmer. Sobald ich jedoch seine Schritte nicht mehr hörte, erfaßte mich Entsetzen über das, was zwischen uns geschehen! Es war, als sei das Band, das mein ganzes Glück ausmachte, auf ewig zerrissen, und voller Angst wollte ich umkehren. „Aber wird er sich hinlänglich beruhigt haben, um mich zu verstehen, wenn ich ihm schweigend die Hand reiche und ihm in die Augen schaue?“ dachte ich. „Wird er meine Großmuth einsehen? Und was dann, wenn er meinen Schmerz für Verstellung hält? oder im Bewußtsein seines Rechtes mit stolzer Ruhe meine Reue entgegennimmt und mir großmüthig verzeiht? Und wofür? Wofür? Weshalb hat er, den ich so liebte, mich so schwer beleidigt?“

Ich ging nicht zurück, sondern in mein Zimmer, wo ich lange allein saß und weinte, mir jedes Wort unseres Gespräches in's Gedächtniß zurückrufend, freundliche, gute Worte an Stelle der zwischen uns gefallenen bitteren setzend und wieder mit Schrecken und dem Gefühle unverdienter Kränkung an das denkend, was geschehen. Als ich am Abend zum Thee herunterkam und in C.'s Beisein, der uns besuchte, meinen Mann wiedersah, fühlte ich, daß sich vom heutigen Tage an ein bodenloser Abgrund zwischen uns aufgethan habe. C. fragte mich, wann wir reisen werden. Ehe ich Zeit hatte, zu antworten, sagte mein Mann:

„Dienstag. Wir werden den Rout bei der Gräfin R. noch mitmachen. Du gehst doch hin?“ wandte er sich an mich.

Ich erschrak über den gleichmüthigen Ton seiner Stimme und sah schüchtern zu ihm auf; seine Augen blickten gerade auf mich; dieser Blick war böse und spöttisch, die Stimme ruhig und kalt.

„Ja,“ antwortete ich.

Am Abend, als wir allein waren, trat er auf mich zu und streckte mir die Hand entgegen.

„Vergiß, ich bitte, was ich Dir gesagt habe,“ sprach er.

Ich faßte seine Hand, ein zitterndes Lächeln spielte um meine Lippen und meine Augen füllten sich mit Thränen; er aber zog rasch die Hand zurück, als fürchte er eine gefühlvolle Scene, und setzte sich ziemlich weit von mir in einen Sessel. „Ist es möglich, daß er sich in vollem Rechte glaubt?“ fragte ich mich, und eine Erklärung und die Bitte, nicht auf den Rout zu fahren, blieben mir im Halse stecken.

„Man muß Mama schreiben, daß wir unsere Abreise verschoben haben, sonst wird sie unruhig werden,“ bemerkte er.

„Und wann gedenkst Du zu reisen?“ fragte ich.

„Am Dienstag nach dem Rout,“ antwortete er.

„Ich hoffe, das geschieht nicht um meinetwillen,“ sagte ich mit einem Blick in seine Augen. Aber diese Augen sahen mich nur an und antworteten

mir nichts, — als seien sie mit einem Schleier verhängt. Sein Gesicht erschien mir plötzlich alt und unangenehm . . . . .

Wir machten den Rout mit, und die guten freundschaftlichen Beziehungen waren scheinbar zwischen uns wieder hergestellt, aber es waren andere als die früheren.

Auf dem Rout trat der Prinz auf mich zu, als ich gerade unter den Damen saß, so daß ich aufstehen mußte, um mit ihm zu sprechen. Beim Aufstehen suchten meine Augen unwillkürlich meinen Mann, und ich bemerkte, daß auch er vom anderen Ende des Saales zu mir herübersah und sich dann abwandte. Es überkam mich plötzlich eine so schmerzliche Wehmuth, daß ich in einem Anfalle krankhafter Blödigkeit unter dem Blicke des Prinzen über Gesicht und Hals erröthete. Und doch mußte ich stehen bleiben und hören, was er mir sagte, während seine Blicke mich von oben herab musterten. Unsere Unterhaltung dauerte nicht lange; es war kein Platz neben mir frei, und er fühlte wahrscheinlich, wie peinlich mir seine Aufmerksamkeit war. Das Gespräch drehte sich um den letzten Ball, darum, wo ich den Sommer zubringen würde u. s. w. Als er mich verließ, drückte er den Wunsch aus, die Bekanntschaft meines Mannes zu machen, und ich sah, wie sie am anderen Ende des Saales zusammentraten und mit einander sprachen. Der Prinz machte gewiß eine Bemerkung über mich, denn inmitten des Gesprächs sah er lächelnd auf unsere Seite hinüber. Das Blut schoß meinem Manne plötzlich ins Gesicht, er machte eine tiefe Verbeugung und trat zurück. Ich erröthete auch, denn ich schämte mich über die Meinung, die der Prinz von mir, namentlich aber von meinem Manne haben mußte. Es schien mir, Alle müßten meines Mannes sonderbares Benehmen, meine alberne Blödigkeit während der Unterhaltung mit dem Prinzen bemerkt haben; Gott weiß, was sie davon denken mochten! Am Ende wußte man schon von unserem ehelichen Streite? Die Cousine brachte mich nach Hause, und unterwegs sprachen wir über meinen Mann. Das Herz war mir so voll, und ich sagte ihr Alles, was zwischen uns wegen dieses unseligen Routs vorgefallen war. Sie beruhigte mich, sagte, daß das nichts zu bedeuten habe, ein ganz gewöhnlicher Zwist sei, der keine Folgen haben würde, erklärte mir von ihrem Standpunkte aus den Charakter meines Mannes und fand, daß er sehr verschlossen und stolz geworden sei; ich stimmte ihr bei, und mir schien, ich sei ruhiger geworden und verstehe ihn jetzt besser.

Aber später, als ich mit meinem Manne allein blieb, lag dieses Urtheil über ihn schwer wie ein Verbrechen auf meinem Gewissen, und ich fühlte, daß der Abgrund zwischen uns jetzt noch größer geworden sei.

III.

Von diesem Tage an erfuhren unser Leben und unser Verhältniß zu einander eine vollständige Wandlung. Wir suchten nicht mehr wie früher das Alleinsein. Es gab gewisse Fragen, die wir umgingen, und in Gegenwart eines

Dritten unterhielt sich's leichter als Aug' in Auge. Sobald die Rede auf das Leben auf dem Lande oder auf den letzten Ball kam, flimmerte es uns vor den Augen, und wir konnten einander nicht gerade ansehen. Es war, als fühlten wir Beide, wo der Abgrund läge, der uns trennte, und fürchteten uns, ihm nahe zu kommen. Ich war fest davon überzeugt, er sei stolz und heftig, und man müsse vorsichtig vermeiden, diese seine schwachen Seiten zu reizen; er seinerseits war überzeugt, ich könne ohne weltliche Vergnügungen nicht leben, und er müsse sich dieser unglücklichen Liebhaberei unterwerfen. Wir Beide gingen offenen Erklärungen über diesen Gegenstand aus dem Wege und beurtheilten uns gegenseitig falsch. Wir hielten uns schon lange nicht mehr für die vollkommensten Wesen in der Welt, sondern stellten Vergleiche mit Anderen an und fanden im Stillen mancherlei an einander auszusetzen. Ich wurde vor der Abreise unwohl, und anstatt auf's Land zu reisen, bezogen wir in der Nähe von Petersburg ein Landhaus, worauf mein Mann allein zu seiner Mutter reiste. Zur Zeit seiner Abreise hatte ich mich schon so weit erholt, daß ich ihn hätte begleiten können; aber er überredete mich zu bleiben, als fürchte er, die Reise könne meiner Gesundheit schaden; jedoch die Sorge für meine Gesundheit war nur ein Vorwand; er fürchtete, unser gespanntes Verhältniß könnte sich auf dem Lande noch fühlbarer machen, als hier; ich bestand nicht sehr darauf, ihn zu begleiten, und blieb zurück. Als er fort war, kam mir das Leben leer und einsam vor; als er wiederkam, sah ich, daß auch seine Gegenwart mir das nicht mehr war, was sie früher gewesen. Die früheren Beziehungen zwischen uns, wo jeder ihm vorenthaltene Gedanke oder Eindruck mich quälte wie ein Unrecht, wo ich jede seiner Handlungen, jedes Wort für ein Muster der Vollkommenheit hielt, wo wir vor übersprudelndem inneren Glück ganz ohne Grund und Ursache lachten, wenn wir einander ansahen — diese Beziehungen waren so allmählich in andere übergegangen, daß wir das Abnehmen und Verschwinden derselben selbst nicht bemerkt hatten. Bei einem jeden von uns stellten sich besondere Interessen und Sorgen ein, die wir nicht einmal mehr mit einander zu theilen versuchten. Auch quälte es uns schon nicht mehr, daß ein jeder ein besonderes inneres Leben für sich habe; wir gewöhnten uns daran, und nach einem Jahre flimmerte es uns schon nicht mehr vor den Augen, wenn wir einander ansahen. Verschwunden waren seine plötzlichen Ausbrüche von Heiterkeit und kindlichem Uebermuthe, verschwunden seine mich früher so aufregende Nachsicht und gleichmüthige Ruhe bei allen Gelegenheiten, verschwunden der tiefe Blick der Augen, welcher mich so oft verwirrt und freudig bewegt hatte; wir beteten nicht mehr zusammen und schwärmten nicht mehr gemeinsam; wir sahen uns sogar nur selten: er war fortwährend auf Reisen und fürchtete und bedauerte es nicht, mich allein zu lassen; ich lebte in einem ununterbrochenen Strudel von Vergnügungen, wobei ich seine Gegenwart nicht vermißte.

Scenen und Zwistigkeiten kamen nicht mehr zwischen uns vor; ich versuchte es ihm recht zu machen, er erfüllte alle meine Wünsche, und es schien, als liebten wir uns noch.

Wenn wir allein zuſammen waren, was ſelten geſchah, ſo empfand ich weder Freude, noch Aufregung, noch Verlegenheit; es war, als bliebe ich allein mit mir ſelbſt. Ich wußte ſehr gut, daß er mein Mann und nicht irgend ein fremder, unbekannter Menſch ſei, und daß mein Mann ein guter Menſch ſei, den ich kannte, wie mein eigenes Ich. Ich war überzeugt, daß ich immer voraus wiſſen könne, was er thun, was er ſagen, wie er ausſehen würde, und wenn es einmal anders kam, als ich vorausſetzte, ſo glaubte ich, er habe ſich geirrt; Neues erwartete ich nicht mehr von ihm; mit einem Worte — er war mein Mann und weiter nichts. Und ſo, glaubte ich, gehöre es ſich, andere Beziehungen zwiſchen Eheleuten gäbe es nicht, auch zwiſchen uns habe es nie andere gegeben. Wenn er verreiſt war, namentlich in der erſten Zeit, beſchlich mich ein Gefühl der Einſamkeit und der Furcht, und ich fühlte deutlich, welche Stütze er mir war; wenn er wiederkehrte, fiel ich ihm vor Freude um den Hals, obgleich ich nach zwei Stunden dieſe Freude vergeſſen hatte und ihm nichts mehr zu ſagen wußte. Nur in den Augenblicken ſtiller, mäßiger Zärtlichkeit zwiſchen uns kam es mir vor, als ſei etwas nicht in der Ordnung, als thäte mir im Herzen irgend etwas weh, und in ſeinen Augen glaubte ich dasſelbe zu leſen. Unſere Zärtlichkeit ging bis zu einer gewiſſen Grenze, welche er jetzt — wie es ſchien — nicht mehr zu überſchreiten wagte und ich nicht überſchreiten konnte. Zuweilen war mir das traurig, aber ich hatte keine Zeit, mich in irgend welche Gedanken zu vertiefen, und bemühte mich, den Kummer über dieſe unklar empfundene Veränderung in Zerſtreuungen, die an mich beſtändig herantraten, zu vergeſſen; das weltliche Leben, das mich anfangs durch ſeinen Glanz und die meiner Eitelkeit gebotene Befriedigung berauſcht hatte, wurde endlich ganz Herr über meine Neigungen und legte mir ſeine Feſſeln an; es wurde mir zur Gewohnheit und füllte den in meiner Bruſt für das Gefühlsleben bereit gehaltenen Raum aus. Ich war nie mehr mit mir ſelbſt allein und fürchtete mich, in meine Lage tiefer einzudringen. Meine ganze Zeit vom frühen Morgen bis zur ſpäten Nacht war in Anſpruch genommen und gehörte nicht mir, ſelbſt wenn ich nicht ausfuhr. Dieſes Leben verurſachte mir bald weder Freude noch Langeweile mehr: es war eben das tägliche Brod.

So vergingen drei Jahre, während welcher unſer Verhältniß zu einander dasſelbe blieb, als wäre es in dieſer Form erſtarrt und könne ſich weder zum Beſſeren, noch zum Schlechteren wandeln. In dieſen drei Jahren fanden zwei wichtige Ereigniſſe in unſerem Familienleben ſtatt: die Geburt meines erſten Kindes und der Tod Tatjana Sſemeonowna's. In der erſten Zeit bemächtigte ſich meiner das Gefühl der Mutterliebe mit ſolcher Gewalt und erfüllte mich mit ſo unerwartetem Entzücken, daß ich glaubte, nun werde ein neues Leben für mich beginnen; aber nach zwei Monaten, als ich wieder auszufahren begann, verringerte ſich dieſes Gefühl mehr und mehr und wurde zu Gewohnheit und kalter Pflichterfüllung. Mein Mann dagegen wurde von der Geburt unſeres erſten Sohnes an wieder zum früheren ſanften, ruhigen Stubenhocker und über-

trug seine ehemalige Zärtlichkeit und Heiterkeit auf das Kind. Oftmals, wenn ich im Ballkleide in's Kinderzimmer trat, um das Zeichen des Kreuzes zur Nacht über mein Kind zu machen, und meinen Mann dort antraf, bemerkte ich, wie sein vorwurfsvoller, streng aufmerksamer Blick auf mir ruhte, und ich schämte mich, erschrak über meine Gleichgiltigkeit gegen das Kind und fragte mich, ob ich denn wirklich so viel schlechter sei als andere Frauen? „Aber was soll ich dabei thun?" dachte ich; „ich liebe meinen Sohn, aber ich kann nicht ganze Tage hindurch bei ihm sitzen; das ist langweilig, und mich verstellen will ich um keinen Preis."

Der Tod seiner Mutter war ein großer Kummer für meinen Mann; es wurde ihm schwer, wie er sagte, nach ihrem Tode in Nikolski zu leben; obgleich ich sie auch vermißte und ihm seinen Schmerz nachfühlte, schien mir dennoch das Leben auf dem Lande jetzt ungezwungener und angenehmer. Nichts desto weniger verbrachten wir diese drei Jahre größtentheils in der Stadt; ich fuhr nur einmal für zwei Monate auf's Land, und im dritten Jahre reisten wir ins Ausland und verbrachten den Sommer in einem Badeorte.

Ich war damals einundzwanzig Jahre alt. Unser Vermögen befand sich, wie ich glaubte, in blühendem Zustande; vom Familienleben verlangte ich nicht mehr, als es mir gab. Alle, die mich kannten, hatten mich, wie mir schien, lieb; ich war gesund, meine Toiletten waren die geschmackvollsten im ganzen Badeorte; ich wußte, ich sei hübsch, das Wetter war schön, eine Atmosphäre des Glanzes und der Schönheit umgab mich, und ich war sehr glücklich — nicht so glücklich wie in Nikolski, wo ich mich in mir selbst glücklich fühlte und glücklich war, weil ich es verdient hatte, wo ich fühlte, daß mein Glück groß war, aber noch größer sein könnte, wo mich nach immer mehr Glück verlangte. Ja, damals war es anders. Aber auch in diesem Sommer war mir sehr wohl. Ich wünschte, hoffte, fürchtete nichts, mein Leben schien mir voll und reich, mein Gewissen war ruhig.

Unter den jungen Männern, die sich in dieser Saison hervorthaten, gab es nicht einen, den ich irgendwie vor den anderen ausgezeichnet hätte, — selbst nicht den alten Fürsten K., unseren Gesandten, der mir auch den Hof machte. Mochte es nun ein junger Mann oder ein alter Herr, ein blonder Engländer oder ein Franzose mit einem schwarzen Stutzbarte sein, — sie waren mir Alle gleichgiltig, aber Alle unentbehrlich. Sie waren Alle nur die gleichartigen, nicht unterscheidbaren Atome, welche die mich umgebende heitere Lebensatmosphäre bildeten. Nur einer von ihnen, der italienische Marchese D., zog meine Aufmerksamkeit durch die Kühnheit auf sich, mit der er seinem Entzücken über mich Ausdruck gab. Er versäumte keine Gelegenheit, mit mir zusammen zu sein, mit mir zu tanzen, zu reiten, mich im Casino zu sehen und mir zu sagen, daß ich schön sei. Zuweilen sah ich ihn aus meinem Fenster in der Nähe unseres Hauses umherschweifen, und oft mußte ich vor dem unangenehm scharfen Blicke seiner glänzenden Augen erröthen und mich abwenden. Er war jung, elegant, sah gut aus und, was die Hauptsache war, die Bildung seiner Stirn und

ſein Lächeln erinnerten mich an meinen Mann; aber er war hübſcher als dieſer. Dieſe Aehnlichkeit frappirte mich, obgleich bei ihm im Allgemeinen, in den Lippen, im Blick, im langen Kinn, ſtatt des herzgewinnenden Ausdrucks der Güte und idealen Ruhe, wie ſie das Antlitz meines Mannes widerſpiegelten, ein grobſinnlicher, ich möchte ſagen thieriſcher Ausdruck vorherrſchte. Ich glaubte damals, daß er mich leidenſchaftlich liebte, und dachte zuweilen mit ſtolzem Mitgefühl an ihn, verſuchte es auch manchmal, ihn auf den Ton halb freundſchaftlichen, leidenſchaftsloſen Vertrauens herabzuſtimmen, aber er widerſetzte ſich hartnäckig allen dieſen Verſuchen und machte mich nach wie vor durch ſeine mit Mühe verhaltene, jeden Augenblick einen Ausbruch drohende Leidenſchaft verlegen. Obgleich ich es mir nicht eingeſtand, ſo fürchtete ich dieſen Menſchen und dachte öfter, als ich wollte, an ihn. Mein Mann kannte ihn auch, behandelte ihn aber noch mehr als unſere übrigen Bekannten, für die er nur der Mann ſeiner Frau war, kalt und hochfahrend. Am Schluß der Saiſon war ich krank und hütete zwei Wochen lang das Zimmer. Als ich zum erſten Mal nach der Krankheit am Abend zur Muſik ging, erfuhr ich, daß während meines Stubenarreſtes die ſchon lange erwartete, durch ihre Schönheit berühmte Lady C. angekommen ſei. Um mich bildete ſich ein Kreis, man kam mir freudig entgegen; aber ein ausgewählterer Kreis verſammelte ſich um die neue Schönheit. Alle um mich herum ſprachen nur von ihr und ihrer Schönheit; man zeigte ſie mir, ſie war wirklich reizend, aber der Ausdruck von Selbſtzufriedenheit in ihrem Geſicht berührte mich unangenehm und ich ſagte das. An dieſem Tage kam mir Alles langweilig vor, was mich früher ſo amüſirt hatte. Am folgenden Tage arrangirte Lady C. eine Ausfahrt in's Schloß, die ich nicht mitmachen wollte; faſt Niemand blieb bei mir zurück. Ich hing meinen Gedanken nach und Alles kam mir von Grund aus verändert vor; Alles und Alle ſchienen mir dumm und langweilig geworden; mir war das Weinen nahe; ich hätte ſo ſchnell wie möglich meine Cur beendigen und nach Rußland zurückkehren mögen; ein garſtiges Gefühl hatte ſich mir in's Herz geſchlichen, aber ich geſtand es mir nicht ein, ſtellte mich angegriffen und zeigte mich nicht mehr in größerer Geſellſchaft; nur des Morgens ging ich zuweilen allein an den Brunnen, oder fuhr mit L. M., einer Bekannten aus Rußland, in der Umgegend ſpazieren. Mein Mann war damals abweſend; er war auf einige Tage nach Heidelberg gefahren, wartete dort das Ende meiner Cur ab, um nach Rußland zurückzukehren, und beſuchte mich nur von Zeit zu Zeit.

Eines Tages hatte Lady C. die ganze Geſellſchaft zu einer Jagdpartie entführt, und ich fuhr mit L. M. am Nachmittage auf's Schloß. Während wir im Schritt in einer Kaleſche auf der ſich ſchlängelnden Chauſſee dahinfuhren und zwiſchen hundertjährigen Kaſtanien in der Ferne die hübſchen, eleganten, von den Strahlen der untergehenden Sonne beleuchteten Umgebungen Badens hindurchſchimmerten, hatten wir eine ſo ernſte Unterredung mit einander wie noch nie. Zum erſten Mal erblickte ich in L. M., die ich ſchon lange kannte, eine gute, kluge Frau, mit der ſich über Alles ſprechen ließ und die man gern zur Freundin

haben möchte. Wir ſprachen über unſere Angehörigen, über die Kinder, die Leere des Badelebens, wir wünſchten uns nach Rußland, auf's Land zurück und fühlten uns traurig und doch angenehm bewegt. Unter dem Einfluſſe dieſer ernſten Stimmung betraten wir das Schloß. Drinnen in den Mauern war es ſchattig und kühl, oben auf den Ruinen ſpielten die Sonnenſtrahlen und ließen ſich Schritte und Stimmen hören. In der Oeffnung der Thür zeigte ſich wie in einem Rahmen das reizende, aber für uns Ruſſen kalte Bild einer Badenſchen Landſchaft. Wir ſetzten uns nieder, um auszuruhen, und blickten ſchweigend in die untergehende Sonne. Die Stimmen klangen deutlicher, und es war mir, als nenne man meinen Namen. Ich horchte auf und konnte jedes Wort des Geſpräches hören; die Stimmen waren mir bekannt: es waren der Marcheſe D. und ein Franzoſe, ſein Freund, den ich gleichfalls kannte. Sie ſprachen von mir und von Lady C. Der Franzoſe verglich uns mit einander und analyſirte unſer Beider Schönheit. Er ſagte nichts Verletzendes, und doch ſtrömte mir alles Blut zum Herzen, als ich ſeine Worte vernahm. Er ſetzte ausführlich aus einander, was er an mir und was er an Lady C. ſchön fände. Ich ſei ſchon Mutter, Lady C. aber ſei erſt 19 Jahre alt; mein Haar ſei ſchöner, meine Flechte ſchwerer, aber ihre Geſtalt graziöſer. „Die Lady iſt groß von Wuchs, eine ſchlanke Dame, während Ihre Schöne ſo — ſo eine der kleinen ruſſiſchen Fürſtinnen iſt, wie ſie jetzt ſo häufig hier auftauchen.“ Er ſchloß damit, daß ich ſehr wohl daran thäte, mich nicht in einen Wettſtreit mit Lady C. einzulaſſen und daß meine Rolle in Baden ausgeſpielt ſei.

„Mir thut ſie leid .... falls ſie ſich nicht etwa von Ihnen tröſten laſſen will,“ fügte er mit munterem, ſcharfen Lachen hinzu.

„Wenn ſie Baden verläßt, folge ich ihr,“ ſagte die andere Stimme mit italieniſchem Accent.

„Glücklicher Sterblicher! Er kann noch lieben!“ lachte der Franzoſe.

„Lieben!?“ wiederholte die Stimme und ſchwieg. „Ich kann nicht anders! Ohne Liebe kein Leben! Aus dem Leben einen Roman geſtalten iſt noch das einzig Gute am Daſein. Mein Roman iſt noch nie in der Mitte ſtehen geblieben, und auch dieſen führe ich zu Ende!“

«Bonne chance, mon ami,» antwortete der Franzoſe.

Weiter konnten wir nichts hören, denn ſie verſchwanden hinter einer Ecke, und wir vernahmen bald ihre Schritte von der anderen Seite her. Sie ſtiegen die Stufen hinunter, traten nach einigen Minuten aus der Seitenthür heraus und waren ſehr erſtaunt, uns dort zu ſehen. Ich erröthete, als der Marcheſe D. auf mich zutrat, und mir ward angſt, als er mir beim Heraustreten aus dem Schloſſe ſeinen Arm bot, aber ich konnte ihn nicht zurückweiſen, und ſo folgten wir L. M. zur Kaleſche, welche ſeinen Freund zum Begleiter hatte. Es hatte mich gekränkt, was der Franzoſe von mir geſagt, obgleich ich mir im Stillen eingeſtand, daß er nur das ausgeſprochen habe, was ich ſelbſt fühlte; die Worte des Marcheſe aber hatten mich durch die Rohheit der darin ausgeſprochenen Ge-

ſinnung in Verwunderung und Aufregung verſetzt. Der Gedanke, daß er, trotzdem ich ſeine Worte gehört, ſich doch mir gegenüber keinen Zwang auferlegen werde, quälte mich, und es war mir widerwärtig, ihn ſo nahe neben mir zu fühlen. Ohne ihn anzuſehen, ohne ihm zu antworten, verſuchte ich, meinen Arm ſo zu halten, daß er den ſeinen kaum berührte und folgte L. M. und dem Franzoſen ſo raſch als möglich. Der Marcheſe ſagte etwas über die ſchöne Ausſicht, über das unverhoffte Glück, mich zu ſehen, aber ich hörte wenig davon; ich dachte während deſſen an meinen Mann, an meinen Sohn, an meine Heimath; es bemächtigte ſich meiner ein Gefühl der Scham, des Schmerzes, der Sehnſucht; ich wünſchte mich nach Hauſe, in mein einſames Zimmer im Hôtel de Bade, um mit Muße der Empfindung auf den Grund zu gehen, die ſoeben in mir geweckt worden war. Aber L. M. ging langſam, bis zur Kaleſche war es noch weit, und mein Cavalier mäßigte, wie mir ſchien, beſtändig ſeinen Schritt, als wolle er verſuchen, mich aufzuhalten. „Es kann nicht ſein!“ dachte ich und fing entſchloſſen an vorwärts zu drängen; aber er hielt mich wirklich zurück und drückte ſogar meinen Arm an ſich. L. M. verſchwand hinter einer Biegung des Weges und wir waren ganz allein. Mir ward angſt. „Erlauben Sie,“ ſagte ich kühl und wollte meinen Arm frei machen; aber die Spitze meines Aermels blieb an ſeinem Knopf hängen; er beugte ſich mit dem Oberkörper vor, um ſie von dem Knopfe zu löſen, und ſeine bloßen Finger berührten meine Hand. Eine mir neue Empfindung, halb Schreck, halb Luſt, lief mir fröſtelnd über den Rücken. Ich ſah ihn an, um ihm mit einem kalten Blicke die Verachtung, welche ich für ihn fühlte, auszudrücken; aber anſtatt Verachtung drückte ſich in meinem Geſicht Schreck und Erregung aus. Seine brennenden, feuchten Augen überflogen dicht vor meinem Geſicht mit Begierde meine Geſtalt, meinen Hals, meine Bruſt; ſeine beiden Hände betaſteten meinen Arm über dem Handgelenke, ſeine geöffneten Lippen flüſterten dazu etwas, flüſterten, daß er mich liebe, daß ich ſein höchſtes Gut ſei, und dieſe Lippen näherten ſich den meinigen, ſeine Hände drückten die meinigen feſter und ſtärker. Ein feuriger Strom rann durch meine Adern, es ward mir dunkel vor den Augen, ich zitterte, und die Worte, mit denen ich ihm wehren wollte, blieben mir in der Kehle ſtecken. Plötzlich fühlte ich einen Kuß auf meiner Wange, und zitternd und fröſtelnd blieb ich ſtehen und ſah ihn an. Voller Entſetzen, unfähig weder zu ſprechen, noch mich zu bewegen, erwartete ich irgend etwas, ja verlangte danach. Das dauerte nur einen Moment, aber dieſer Moment war ſchrecklich. Ich ſah ſein Geſicht ſo deutlich vor mir: die unter dem Strohhut hervorſchauende, feſte, niedrige Stirn, ſo ähnlich der Stirn meines Mannes, die ſchöne, gerade Naſe, mit den aufgeblaſenen Naſenflügeln, dem langen ſpitz zugedrehten Schnurrbart und dem Spitzbart, die glattraſirten Wangen und den gebräunten Hals. Ich haßte, ich fürchtete ihn, er kam mir ſo fremd vor; aber in dieſem Augenblicke fanden die Aufregung und Leidenſchaft dieſes gehaßten, fremden Menſchen einen ſtarken Widerhall in meinem Herzen. Es ergriff mich ein unwiderſtehliches Verlangen, mich den Küſſen dieſes grobſinnlichen, ſchönen

Mundes, der Umarmung dieſer feinen weißen Hände mit den beringten Fingern hinzugeben, — mich kopfüber in den ſich plötzlich vor mir öffnenden, unwiderſtehlich hinabziehenden Abgrund verbotener ſeliger Genüſſe zu ſtürzen. . . .

„Ich bin ſo unglücklich," dachte ich, „mag denn noch mehr Unglück ſich über meinem Haupte ſammeln."

Er umfaßte mich mit einem Arm und neigte ſein Geſicht zu mir herab: „Weiter, dachte ich, weiter, immer mehr Schande und Sünde komme über mich!"

„Je vous aime," flüſterte er, mit einer Stimme, die der meines Mannes ſo ähnlich war. An meinen Mann, an mein Kind dachte ich wie an lange ſchon verſtorbene theure Weſen, mit denen ich längſt alle lebendigen Beziehungen abgebrochen. . . . Da erſcholl hinter der Biegung her die Stimme von L. M., welche mich rief. Ich kam zur Beſinnung, entriß ihm meine Hand und eilte faſt laufend, ohne ihn anzuſehen, L. M. nach. Erſt nachdem wir in die Kaleſche geſtiegen, warf ich einen Blick auf ihn. Er nahm den Hut ab und fragte mich lächelnd etwas. Er verſtand den unausſprechlichen Abſcheu nicht, den ich in dieſem Augenblicke für ihn empfand.

Mein Leben erſchien mir ſo unglücklich, die Zukunft ſo hoffnungslos, die Vergangenheit ſo finſter. L. M. ſprach mit mir, aber ich verſtand nicht, was ſie mir ſagte. Vielleicht that ſie es auch nur aus Mitleid und um die Verachtung zu verbergen, die ſie für mich fühlte. In jedem ihrer Worte, ihrer Blicke glaubte ich Verachtung und ein beleidigendes Mitleid zu ſehen. Der Kuß glühte wie ein Brandmal der Schande auf meiner Wange; an meinen Mann, an mein Kind konnte ich nicht mehr denken. Als ich allein auf meinem Zimmer war, hoffte ich meine Lage überdenken zu können, aber die Einſamkeit war mir ſchrecklich. Ich ließ den Thee, den man mir brachte, ſtehen, und fing mit fieberhafter Eile an, Alles einzupacken, um mit dem Abendzuge nach Heidelberg zu meinem Manne zu fahren. Als ich mit meinem Mädchen in dem leeren Waggon ſaß, die Locomotive ſich in Bewegung ſetzte und ein friſcher Luftzug mich durch das Fenſter anwehte, kam ich erſt wieder ganz zu mir und dachte ernſtlich über die Vergangenheit und über die Zukunft nach. Die ganze Zeit meines ehelichen Lebens vom Tage unſerer Ueberſiedelung nach Petersburg an erſchien mir in einem neuen Lichte und lag wie ein ſchwerer Vorwurf auf meinem Gewiſſen. Zum erſten Mal rief ich mir wieder lebhaft die erſte Zeit auf dem Lande und unſere damaligen Pläne in's Gedächtniß, zum erſten Mal legte ich mir die Frage vor, was er, mein Mann, wohl für Freude in dieſer ganzen Zeit gehabt habe? Und ich fühlte mich ſchuldig ihm gegenüber. Aber warum that er mir nicht Einhalt? Warum heuchelte er ein Vergnügen, das er nicht empfand, warum vermied er eine Erklärung, warum beleidigte er mich? Warum gebrauchte er nicht die Macht ſeiner Liebe über mich? Oder liebte er mich am Ende nicht mehr? Aber wie viel Schuld auch auf ihn fallen möge, dieſes fremden Mannes Kuß hatte doch meine Wange berührt, und ich fühlte ihn dort. Je mehr ich mich Heidelberg näherte, um ſo deutlicher ſah ich meinen Mann vor mir, um ſo mehr fürchtete

ich das bevorſtehende Wiederſehen. „Ich werde ihm Alles, Alles ſagen, mit Thränen der Reue erzählen," dachte ich „und er wird mir vergeben! Aber ich wußte ſelbſt nicht, was „Alles" ich ihm ſagen würde, und glaubte ſelbſt nicht an ſeine Verzeihung.

Sobald ich in das Zimmer meines Mannes trat und ſein ruhiges, wenn auch erſtauntes Geſicht vor mir ſah, fühlte ich, daß ich ihm nichts zu ſagen, nichts zu geſtehen, ihn für nichts um Verzeihung zu bitten habe. Ich mußte den unausgeſprochenen Schmerz und die Reue in mir ſelbſt verſchließen.

„Wie geht das zu?" fragte er; „ich wollte Dich morgen beſuchen." Als er mich aufmerkſamer anſah, erſchrak er: „Was iſt geſchehen? Was fehlt Dir?" rief er.

„Nichts," antwortete ich, mit Mühe meine Thränen verſchluckend. „Ich habe Baden ganz verlaſſen. Laß uns, wo möglich morgen ſchon, nach Rußland zurückkehren!"

Er ſah mich ziemlich lange ſchweigend und aufmerkſam an.

„So erzähle doch, was iſt Dir geſchehen?" fragte er wieder.

Ich erröthete unwillkürlich und ſenkte den Blick. In ſeinen Augen blitzte eine Wallung des Zornes und des gekränkten Stolzes auf. Ich erſchrak über das, was er ſich möglicherweiſe denken könnte, und mit einer Verſtellungskunſt, die ich mir ſelbſt nicht zugetraut hätte, ſagte ich:

„Nichts iſt geſchehen; es wurde mir nur langweilig und traurig allein, und da habe ich viel über unſer Leben und über Dich nachgedacht. Ich fühle mich ſchon ſo lange Dir gegenüber ſchuldig! Warum begleiteſt Du mich überall hin, wo Du ſelbſt nicht gern hingehſt? So lange ſchon habe ich Dir gegenüber gefehlt!" wiederholte ich, und wieder traten mir Thränen in die Augen. „Laß uns auf's Land ziehen — für immer!"

„Ach, liebes Kind, verſchone mich mit dieſen ſentimentalen Scenen," antwortete er kalt. „Daß Du gern auf's Land möchteſt, iſt ſchön und gut, denn unſer Geld geht auf die Neige; aber daß es für immer ſei, iſt ein Traum. Ich weiß, Du würdeſt es nicht aushalten. — Und jetzt trinke eine Taſſe Thee, das wird beſſer ſein," ſchloß er, aufſtehend, um den Kellner herbeizuſchellen.

Ich ſtellte mir lebhaft Alles vor, was er von mir denken könnte und fühlte mich tief gekränkt von den ſchrecklichen Vermuthungen, die ich ihm zuſchrieb, als er mit mißtrauiſchem Blick und gleichſam, als ſchäme er ſich meiner, mich anſah. „Nein, er will und kann mich nicht verſtehen," entſchied ich. Ich gab vor, nach dem Kinde ſehen zu wollen, und verließ ihn. Ich mußte allein ſein und weinen, weinen, weinen. . . .

IV.

Das ſo lange ungeheizte und verlaſſene Haus in Nikolſki belebte ſich wieder, nicht aber lebte das wieder auf, was einſt in ihm lebendig geweſen war. Mama war nicht mehr da, wir waren allein mit einander. Aber wir hatten kein Verlangen mehr nach Einſamkeit, im Gegentheil, ſie war uns peinlich.

Der Winter verging um ſo trauriger für mich, als ich krank war und mich erſt nach der Geburt meines zweiten Sohnes erholte. Mein Verhältniß zu meinem Manne blieb daſſelbe kühlfreundſchaftliche, wie zur Zeit unſeres Aufenthaltes in der Stadt, aber auf dem Lande erinnerte mich jedes Brett in der Diele, jede Wand, jedes Möbel an das, was geweſen und was ich verloren. Es war, als ſtände eine ungeſühnte Beleidigung als Scheidewand zwiſchen meinem Manne und mir, als wolle er mich für etwas beſtrafen und ſich doch den Anſchein geben, als wüßte er nichts davon. Wie ſollte ich ihn um Verzeihung bitten, da ich nicht wußte, was ich in ſeinen Augen verbrochen? Er ſtrafte mich damit, daß er mir ſich ſelbſt, ſein innerſtes Weſen vorenthielt, aber er gab es auch ſonſt Niemandem, — als ſei es nicht mehr vorhanden. Zuweilen bildete ich mir ein, er ſtelle ſich nur ſo, um mich zu quälen, das frühere Gefühl lebe noch in ihm, und ich gab mir Mühe, es hervorzulocken. Aber er ging jeder offenen Ausſprache aus dem Wege, als vermuthe er auch in mir kein wahres Verlangen danach, und wies jede Gefühlsäußerung als etwas Lächerliches von ſich. Sein Blick und Ton ſprachen: „Ich weiß, weiß Alles, es iſt da nichts zu geſtehen! Alles, was Du ſagen könnteſt, weiß ich ſchon, — weiß auch, daß Du Eines ſagen und ein Anderes thun wirſt.“ Anfangs kränkte mich dieſe Furcht vor einem offenen Worte, aber ſpäter gewöhnte ich mich an den Gedanken, daß das nicht ein Mangel an Offenheit, ſondern ein Mangel an Bedürfniß ſei, mit mir offen zu reden. Um keinen Preis hätte ich jetzt den Muth gefunden, ihm zu ſagen, daß ich ihn liebe, oder ihn zu bitten, mit mir gemeinſam zu beten, oder ihn zu rufen, damit er meinem Klavierſpiel zuhöre. Wir hatten uns ſchon an gewiſſe äußere Umgangsformen gewöhnt; ein jeder lebte für ſich; er mit ſeinen Beſchäftigungen, an denen ich jetzt weder theilnehmen wollte, noch es zu thun brauchte, — ich in meinem Müſſiggange, der ihn nicht mehr, wie ehemals, ärgerte und betrübte. Unſere Kinder waren zu klein, um als Bindemittel zwiſchen uns zu dienen. — — —

Es ward Frühling. Katja und Sonja kamen zum Sommer auf's Land; unſer Haus in Nikolſki wurde umgebaut, und wir zogen hinüber nach Pokrowka. Das Haus war unverändert geblieben: dieſelbe Terraſſe mit dem Ausziehtiſche, das Klavier im Saale, mein früheres Zimmer mit den weißen Gardinen und meinen darin zurückgelaſſenen Mädchenträumen. In dieſem Zimmer ſtanden jetzt zwei Betten: mein ehemaliges, in welchem ich jetzt des Abends meinen dicken, kräftig um ſich ſchlagenden Kokoſcha ſeguete und ein anderes, kleineres, in welchem aus den Windeln Wanja's Geſichtchen herausſchaute. Nachdem ich die Kinder bekreuzigt und geküßt hatte, blieb ich oft mitten im ſtillen Zimmer ſtehen, und aus allen Ecken, von den Wänden, aus den Gardinen tauchten alte, längſt vergeſſene jugendliche Träume hervor, ſangen längſt verklungene Stimmen die alten Mädchenlieder. Und wo waren dieſe Träume, dieſe lieben, ſüßen Lieder geblieben? Es war Alles eingetreten, was ich kaum zu hoffen gewagt; die unklaren, verſchwommenen Träume waren zur Wirklichkeit geworden und die Wirklichkeit war ein ſchweres, mühſeliges, freudeloſes Daſein. Und doch hatte ſich nichts ver-

ändert. Aus dem Fenſter ſah man denſelben Garten, denſelben Platz vor dem Hauſe, den Weg, die Bank; dort weithin jenſeits der Schlucht erſchollen wieder Nachtigallenſtimmen über den Teich herüber, dieſelben Flieder ſtanden in voller Blüthe und derſelbe Mond glänzte über dem Hauſe. Und doch war Alles ſo ſchrecklich, ſo unglaublich anders geworden. Es war Alles ſo fern, was mir ſo nahe ſtehen konnte! Ganz wie vor Zeiten ſitzen wir Beide, Katja und ich, wieder im Gaſtzimmer und ſprechen leiſe von ihm. Aber Katja iſt runzelig, gelb geworden, ihre Augen glänzen nicht mehr vor Freude und Hoffnung, ſondern drücken mitleidigen Kummer und Bedauern aus. Wir gerathen nicht mehr, wie vor Zeiten, über ihn in Entzücken; wir kritiſiren ihn; wir fragen uns nicht mehr voll Verwunderung, warum wir ſo glücklich ſind, und wollen nicht mehr, wie vor Zeiten, der ganzen Welt unſere Gedanken und Empfindungen mittheilen; wir flüſtern, wie Verſchwörer, leiſe mit einander und fragen einander zum hundertſten Male, warum ſich Alles ſo traurig verändert habe? Er iſt immer derſelbe, nur iſt die Falte zwiſchen den Augenbrauen tiefer geworden und es ſchmiegen ſich mehr graue Haare an ſeine Schläfen, aber der tiefe aufmerkſame Blick iſt ſtets durch eine Wolke verſchleiert. Auch ich bin dieſelbe, aber ich fühle keine Liebe mehr und auch nicht den Wunſch darnach, fühle auch nicht mehr das Bedürfniß nach Mühe und Arbeit für ihn und keine Zufriedenheit mit mir ſelbſt. So unendlich fern und unbegreiflich ſcheint mir meine frühere religiöſe Schwärmerei, meine frühere Leidenſchaft für ihn, die ehemalige Lebensfülle. Was mir früher ſo klar und richtig ſchien, ich hätte es jetzt nicht mehr verſtanden: das Glück, für einen Anderen zu leben! Warum für einen Anderen, wenn man für ſich ſelbſt nicht mehr leben mag?

Die Muſik hatte ich ſeit unſerem Umzuge nach Petersburg ganz vernachläſſigt; jetzt aber lockten mich die alten Noten, der alte Flügel wieder.

Eines Tages fühlte ich mich nicht wohl und blieb allein zu Hauſe. Katja und Sonja waren mit Sſergei Michailowitſch nach Nikolſki gefahren, um den neuen Bau in Augenſchein zu nehmen. Ich ging in den Saal und ſetzte mich, ihre Rückkehr erwartend, an's Klavier. Ich ſchlug die Sonate quasi una fantasia auf und fing an zu ſpielen. Nicht eine Seele war zu ſehen und zu hören; die Fenſter nach dem Garten ſtanden offen; die bekannten, traurig-feierlichen Klänge erſchollen durch das Zimmer. Nachdem ich den erſten Theil beendigt, blickte ich mechaniſch, nach alter Gewohnheit in die Ecke, wo er ehemals zu ſitzen pflegte, wenn ich ſpielte. Aber er war nicht da; der ſchon lange nicht von ſeiner Stelle gerückte Stuhl ſtand an ſeinem alten Platze; durch das offene Fenſter zeichnete ſich auf dem Hintergrunde des hellen Abendhimmels der Fliederſtrauch ſcharf ab und die friſche Abendluft ſtrömte in's Zimmer. Ich lehnte mich auf das Klavier, bedeckte das Geſicht mit beiden Händen und vertiefte mich in meine Gedanken. Lange ſaß ich ſo, mit Schmerz der unwiederbringlichen Vergangenheit, mit Ergebung der Gegenwart gedenkend; die Zukunft ſchien mir leer, ich wünſchte und hoffte nichts mehr von ihr. „Habe ich wirklich ſchon mit dem Leben ab-

geschlossen?" dachte ich; ich erhob voller Schrecken den Kopf und fing wieder an zu spielen, um nicht weiter denken zu müssen, — immer dasselbe Andante. „Mein Gott!" betete ich, „vergieb mir, wenn ich schuldig bin; gieb mir Alles zurück, was früher meine Seele so schön bewegte, oder lehre mich, was ich thun, wie ich mein Leben jetzt gestalten soll!" Das Rollen von Rädern auf dem Grase und vor der Treppe ward hörbar, und auf der Terrasse erschollen bekannte, vorsichtig leise Schritte und verstummten wieder. Aber das frühere Gefühl erweckten diese bekannten Schritte schon nicht mehr. Als ich geendigt, hörte ich die Schritte hinter mir, und eine Hand legte sich auf meine Schulter.

„Wie hübsch von Dir, daß Du diese Sonate gespielt hast," sagte er.

Ich schwieg.

„Du hast noch nicht Thee getrunken?"

Ich schüttelte verneinend den Kopf und sah mich nicht um, damit er die Spuren der Erregung auf meinem Gesichte nicht bemerke.

„Sie werden gleich hier sein; das Pferd wurde ein wenig scheu, und sie kommen von der Landstraße her zu Fuß."

„So wollen wir sie erwarten," sagte ich und trat auf die Terrasse in der Hoffnung, er werde mir folgen; aber er fragte nach den Kindern und ging zu ihnen. Seine Gegenwart, seine ruhige, freundliche Stimme benahmen mir fast die Ueberzeugung, als habe ich überhaupt Etwas verloren. Was kann ich noch wünschen? fragte ich mich. Er ist freundlich, sanft, ein vortrefflicher Ehemann, ein guter Vater, — ich weiß selbst nicht, was mir noch fehlen könnte? Ich trat auf den Balcon und setzte mich unter das Leinwanddach auf dieselbe Bank, wo ich am Tage unserer Liebeserklärung gesessen hatte. Die Sonne ging unter, es dämmerte bereits und eine dunkle Frühlingswolke hing über dem Hause und Garten, nur hinter den Bäumen leuchtete ein heller Streifen am Horizont, das erlöschende Abendroth und der soeben aufgegangene Abendstern. Der Schatten der grauen Wolke bedeckte die Erde, welche des sanften Frühlingsregens sehnsuchtsvoll harrte. Der Wind hatte sich gelegt, nicht ein Blatt, nicht ein Grashalm bewegte sich, der Duft der Flieder- und Faulbeerblüthen erfüllte den Garten und die Terrasse, und die mit diesem Dufte gesättigte Luft strömte in bald stärkeren, bald schwächeren Fluthen auf und nieder, so daß ich die Augen hätte schließen mögen, um nichts zu sehen und diesen süßen Duft voll zu empfinden. Die noch blüthenlosen Georginen- und Rosenstöcke standen unbeweglich gerade auf ihren frisch aufgegrabenen, schwarzen Beeten und wuchsen fast sichtbar an ihren weißgestrichenen Stützen empor. Das Quaken der Frösche tönte laut aus der Schlucht herauf, als beeilten sie sich, die Zeit vor dem Regen, der sie doch in's Wasser treiben würde, auszunutzen. Dieses einstimmige Quaken brachte einen eigenthümlich singenden, gleichsam über dem Wasser schwebenden, eintönigen Laut hervor. Die Nachtigallen riefen sich in Pausen einzelne Töne zu und flatterten unruhig von Zweig zu Zweig. Wieder versuchte eine Nachtigall sich in dem Fliederstrauch unter dem Fenster niederzulassen, denn als ich hinaustrat, hörte

ich, wie ſie aufflog und ſich in die Allee flüchtete, wo ſie einmal flötete und dann, als erwarte ſie eine Antwort, ſchwieg.

Vergebens verſuchte ich, mich zu beruhigen; Erwartung und Sehnſucht erfüllten mein Herz.

Er kam von oben herab und ſetzte ſich zu mir.

„Ich fürchte, der Regen wird ſie durchnäſſen," bemerkte er.

„Ja," antwortete ich, und wir ſchwiegen Beide.

Und die Wolke ſenkte ſich immer tiefer herab, die Luft wurde immer ſtiller, duftiger und unbeweglicher; da fiel ein Tropfen und prallte von dem Leinwanddache der Terraſſe ab, ein anderer zerrann auf einem Kieſelſteine des Weges, dann klatſchte es auf den Raſen und ein friſcher, ſchwerer, immer ſtärker werdender Regen troff vom Himmel. Die Nachtigallen und Fröſche verſtummten, nur das ſanfte Rauſchen des Waſſers ſchwebte wie in weiter Ferne in der Luft, und ein Vogel, der ſich wahrſcheinlich unter trockenen Blättern in der Nähe der Terraſſe verborgen hatte, ließ unabläſſig ſeinen zweimaligen, einförmigen Pfiff erſchallen.

Sſergei Michailowitſch ſtand auf und wollte fortgehen.

„Wohin?" fragte ich und hielt ihn zurück. „Es iſt ſo ſchön hier!"

„Ich muß Katja und Sonja einen Regenſchirm und Galloſchen ſchicken," antwortete er.

„Es iſt nicht nöthig, der Regen wird gleich vorüber ſein."

Er gab nach, und wir blieben zuſammen am Geländer der Terraſſe ſtehen. Ich ſtützte mich mit der Hand auf das vom Regen ſchlüpfrige, naſſe Querholz und ſteckte den Kopf hinaus; der Regen tropfte mir auf die Haare und den Hals. Die Wolke löſte ſich über uns in Regen auf und wurde heller und lichter; das gleichmäßige Rauſchen des Regens ging bald in ein unregelmäßiges Fallen einzelner vom Himmel und von den Blättern rieſelnder Tropfen über. Wieder quakten die Fröſche, flatterten die Vögel und flöteten die Nachtigallen von verſchiedenen Seiten ſich einzelne Töne zu.

„Wie ſchön!" rief er, indem er ſich auf das Geländer ſetzte und mit der Hand über mein naſſes Haar ſtrich.

Dieſe ſanfte Liebkoſung wirkte auf mich wie ein Vorwurf; ich war dem Weinen nahe.

„Was braucht der Menſch noch mehr?" ſprach er. „Ich bin jetzt ſo zufrieden, daß ich nichts mehr wünſche; ich bin vollkommen glücklich!"

„Nicht immer haſt Du in dem, was Du jetzt haſt, Dein Glück gefunden," dachte ich. „Wie groß es auch einſt geweſen, wünſchteſt Du doch immer mehr davon; und jetzt biſt Du ruhig und zufrieden, während mir ungeweinte Thränen und unausgeſprochene Reue faſt das Herz abdrücken."

„Auch mir iſt wohl," — ſagte ich laut, „und doch ſo wehe, eben weil um mich herum Alles ſo ſchön iſt. Verworrene Gedanken, ein Gefühl der Leere, der Sehnſucht nach etwas Unbeſtimmtem erfüllen meine Seele, — und hier iſt Alles

ſo ruhig, ſo ſchön. Miſcht ſich wirklich in Deine Freude an der Natur nicht ein Gefühl der Schwermuth, der Wunſch nach etwas Vergangenem?"

Er ließ ſeine Hand von meinem Kopfe gleiten und ſchwieg eine Weile.

„Ja, früher empfand ich das auch, beſonders im Frühjahr," ſprach er, als ſuche er in ſeinen Erinnerungen. „Auch ich ſaß ganze Nächte hindurch und wünſchte und hoffte, und was waren das für ſchöne Nächte!... Damals lag das Leben vor mir, jetzt liegt es hinter mir; aber ich habe genug an dem, was mir geblieben und bin ſehr glücklich!" ſchloß er mit ſo voller Ueberzeugung, daß ich ihm glauben mußte, wie weh es mir auch that.

„Und wünſcheſt Du wirklich weiter Nichts?" fragte ich.

„Nichts Unmögliches," antwortete er, das Gefühl, das mich zu dieſer Frage veranlaßte, errathend. „Dein Kopf wird ganz naß," fügte er hinzu, und fuhr wieder mit der Hand über mein Haar, wie man Kinder liebkoſt. „Du beneideſt die Blätter und das Gras darum, daß ſie der Regen netzt; Du möchteſt gern ſelbſt das Gras, die Blätter, der Regen ſein. Ich aber freue mich ihrer nur, wie Alles deſſen, was in der Welt ſchön, jung und glücklich iſt."

„Und Du vermißt nichts von dem, was vergangen iſt?" fuhr ich fort zu fragen und fühlte, wie mir das Herz immer ſchwerer wurde.

Er ſchwieg und ſann nach. Ich ſah, daß er ganz aufrichtig ſein wollte. „Nein!" antwortete er kurz.

„Das iſt nicht wahr — nicht wahr!" rief ich, indem ich mich zu ihm wandte und ihm in die Augen ſchaute. „Du vermißt die Vergangenheit nicht?"

„Nein," wiederholte er. „Ich bin dankbar dafür, aber vermiſſe ſie nicht."

„Wünſcheſt Du ſie wirklich nicht zurück?" fragte ich wieder.

Er wandte ſich ab und blickte in den Garten.

„Ich wünſche es nicht, eben ſo wenig, wie ich wünſche, daß mir Flügel wachſen möchten," beſtätigte er nochmals, — „es iſt unmöglich!"

„Und wollteſt Du das Geſchehene nicht ändern? Machſt Du nicht Dir ſelbſt oder mir Vorwürfe darüber?"

„Niemals! Es iſt Alles zu unſerem Beſten geſchehen."

„Höre!" ſagte ich, und berührte ſeine Hand, damit er mich anſehen möchte. „Höre, warum haſt Du mir nie geſagt, wie ich es anfangen ſolle, ſo zu ſein, wie Du es wünſchteſt? Warum ließeſt Du mir meinen Willen, den ich nicht richtig zu gebrauchen verſtand? Warum hörteſt Du auf, mich zu lehren und zu leiten? Wenn Du es nur gewollt, wenn Du mich anders geführt hätteſt, ſo wäre Nichts geſchehen," ſagte ich mit einer Stimme, in der immer mehr kühler Aerger und Vorwurf anſtatt der früheren Liebe durchklangen.

„Was wäre nicht geſchehen?" fragte er erſtaunt und ſah mich an; „es iſt ja auch ſo Nichts geſchehen. Alles ſteht gut, ſehr gut!" fügte er hinzu.

„Verſteht er mich denn wirklich nicht, oder, was noch ſchlimmer iſt, will er mich nicht verſtehen?" dachte ich, und die Thränen traten mir in die Augen.

„Es wäre nicht geſchehen, daß ich, die Schuldloſe, durch Deine Gleichgiltigkeit,

ja Verachtung beſtraft worden wäre," platzte ich heraus. „Es wäre nicht geſchehen, daß Du mir, ohne meine Schuld, plötzlich Alles entzogen, was mir theuer war."

„Was iſt Dir, mein Herz!" rief er, als habe er mich nicht verſtanden.

„Nein, laß mich ausreden. . . . Du haſt mir Dein Vertrauen, Deine Liebe, ja ſogar Deine Achtung entzogen; denn ich glaube nicht, daß Du mich jetzt liebſt, wenn ich daran denke, wie es früher zwiſchen uns geweſen. Nein, ich muß einmal Alles ſagen, was mich ſchon lange quält," fuhr ich eifriger fort, als er mich unterbrechen wollte. „Bin ich denn ſchuld daran, daß ich das Leben nicht kannte und Du mich allein mich zurechtfinden ließeſt? Bin ich ſchuld, daß jetzt, nachdem ich verſtanden, was noth thut, und nun bald ein Jahr lang mit allen Kräften darnach ſtrebe, zu Dir zurückzukehren, Du mich zurückſtößeſt, als begriffeſt Du nicht, was ich will. Und das immer ſo, daß ich Dir keinen Vorwurf machen kann und auf mich allein alle Schuld und alles Unglück fällt! Ja, Du willſt mich wieder in das Leben hinausſtoßen, welches Dein und mein Unglück hätte werden können."

„Wodurch habe ich Dir denn das bewieſen?" fragte er mit aufrichtigem Schrecken und Erſtaunen.

„Und haſt Du es mir nicht geſtern noch und fortwährend geſagt, daß ich es hier nicht aushalten würde, daß wir zum Winter wieder nach Petersburg müßten, nach Petersburg, das ich haſſe," fuhr ich fort. „Anſtatt mich zu halten, gehſt Du jeder offenen Erklärung, jedem innigen, zärtlichen Geſpräche mit mir aus dem Wege. Und dann, wenn ich ganz gefallen ſein werde, wirſt Du mir Vorwürfe machen und Dich über meinen Fall freuen."

„Still, ſtill!" ſagte er kalt und ſtreng. „Was Du eben ſagſt, iſt ſchlecht. Das beweiſt nur, daß Du mir nicht gut geſinnt biſt, daß Du mich nicht . . ."

„Daß ich Dich nicht liebe? Sprich nur, ſprich es nur aus!" — beendete ich ſeinen Satz, und die Thränen ſtürzten mir aus den Augen. Ich ſetzte mich auf die Bank und bedeckte mein Antlitz mit dem Taſchentuche.

„Alſo ſo hat er mich verſtanden!" dachte ich, und verſuchte das mich faſt erſtickende Schluchzen zu unterdrücken. „Vorbei, vorbei iſt unſere Liebe!" ſprach eine Stimme in meinem Herzen. Er trat nicht zu mir, tröſtete mich nicht. Er war gekränkt durch das, was ich ihm geſagt, denn ſeine Stimme klang ruhig und trocken, als er ſagte:

„Ich weiß nicht, was Du mir vorwirfſt; — wenn es das iſt, daß ich Dich ſo nicht mehr liebe, wie früher . . ."

„Lieben!" ſprach ich in mein Tuch hinein, und noch reichlicher floſſen meine bitteren Thränen.

„So ſind daran wir ſelbſt und die Zeit ſchuld. Die Liebe verändert ſich im Laufe der Zeit." Er ſchwieg. „Und ſoll ich Dir Alles geſtehen, da Du doch die volle Wahrheit verlangſt?" — fuhr er fort. „Wie in dem Jahre, als ich Dich kennen lernte und die Nächte nicht ſchlief, weil ich an Dich dachte, mir meine Liebe ſelbſt geſtaltete und dieſe Liebe in meinem Herzen wuchs und wuchs,

ebenso habe ich schreckliche, schlaflose Nächte in Petersburg und im Auslande verbracht, um diese meine Liebe, die mich quälte, in meinem Herzen wieder zu ersticken und zu vernichten. Ich habe sie nicht vernichtet, aber nur das vernichtet, was mich quälte, ich habe mich beruhigt. Die Liebe ist geblieben, aber eine andere Liebe."

„Und das nennst Du Liebe, während es doch nur eine Qual ist!" sagte ich. „Warum ließest Du mich in der großen Welt leben, wenn sie mir, Deiner Meinung nach, so schädlich war, daß Du mir deshalb Deine Liebe entzogst?"

„Nicht die Welt war es, meine Liebe," warf er ein.

„Warum gebrauchtest Du Deine Macht nicht," fuhr ich fort. „Warum bandest Du mich nicht mit Stricken, tödtetest mich nicht? Mir wäre jetzt besser, als ohne das zu leben, was mein Glück ausmachte. . . . Ich wäre jetzt glückselig, anstatt mich schämen zu müssen."

Ich schluchzte wieder laut auf und verhüllte mein Gesicht.

Da traten Katja und Sonja, heiter, obgleich ganz durchnäßt, laut lachend und sprechend auf die Terrasse. Als sie uns aber sahen, verstummten sie und verließen uns sogleich.

Nachdem sie fortgegangen waren, schwiegen wir lange; ich weinte mich nach Herzenslust aus, und darnach ward mir leichter. Dann blickte ich auf. Er saß da, das Haupt in die Hand gestützt, und wollte als Antwort auf meinen Blick mir etwas sagen, seufzte jedoch nur schwer und ließ den Kopf wieder auf die Hand sinken.

Ich trat zu ihm und zog seine Hand fort. Er sah mich nachdenklich an.

„Ja," sprach er, als setze er ein Selbstgespräch fort. „Wir Alle, aber namentlich ihr Frauen, müßt den ganzen Tand des Lebens selbst durchmachen, um zum Kern desselben zurückzukehren. Von einem Anderen lernt man es nicht. Du hattest damals noch lange nicht den lieblichen, reizenden Tand des Lebens ausgekostet, der mich in Dir so entzückte, und ich ließ Dich ihn allein durchkosten, weil ich fühlte, daß ich nicht das Recht hatte, Dich darin zu beschränken, obgleich für mich die Zeit schon lange vorbei war."

„Warum, wenn Du mich lieb hattest, lebtest Du denn diesen ganzen Tand mit mir durch, und ließest ihn mich durchleben?" fragte ich.

„Weil Du mir nicht hättest glauben wollen, noch können: Du mußtest es selbst erkennen, — und Du hast es erkannt!"

„Das war vernünftig, sehr vernünftig," sagte ich, „aber wenig liebevoll gehandelt."

Wir schwiegen wieder.

„Das ist hart, was Du eben sagtest, aber es ist wahr," sprach er, indem er aufstand und auf der Terrasse auf und nieder zu schreiten begann; — „ja, es ist wahr! Ich habe unrecht gethan," fügte er hinzu, indem er vor mir stehen blieb. „Ich hätte mir entweder gar nicht erlauben sollen, Dich zu lieben oder ganz meinem Herzen folgen müssen."

„Laß uns Alles vergeſſen," bat ich leiſe.

„Nein, was vorbei iſt, kehrt nicht wieder, niemals wieder," ſagte er mit weicher Stimme.

„Es iſt ſchon Alles wiedergekehrt!" ſprach ich und legte meine Hand auf ſeine Schulter.

Er faßte dieſe Hand und drückte ſie.

„Nein, ich ſprach nicht die Wahrheit, als ich behauptete, daß ich das Vergangene nicht vermiſſe. Ja, ich vermiſſe, ich betrauere ſchmerzlich jene vergangene Liebe, die nicht mehr iſt und nicht mehr ſein kann. Wer trägt die Schuld daran? Ich weiß es nicht. Die Liebe iſt noch da, aber nicht mehr dieſelbe; ihr Platz iſt da, ſie aber hat ſich in ſich ſelbſt aufgezehrt, hat weder Saft noch Kraft mehr. Erinnerung und Dankbarkeit leben fort; aber . . ."

„Sprich nicht ſo," unterbrach ich ihn. Laß zwiſchen uns Alles wieder ſo ſein, wie früher! . . . Vielleicht geht es noch, nicht wahr?" fragte ich, und blickte ihm in die Augen. Aber ſeine Augen hatten nicht mehr den tiefen Blick von ehemals; ſie ſchauten mich klar und ruhig an.

Während ich ſprach, fühlte ich ſchon, daß das, worum ich ihn bat und was ich wünſchte, unmöglich ſei. Er lächelte ſanft, ruhig, ein greiſenhaftes Lächeln.

„Wie jung biſt Du noch, und wie alt bin ich," ſagte er dann. — „In mir lebt nicht mehr, was Du in mir ſuchſt. Warum ſollte ich mich ſelbſt zu täuſchen ſuchen?" fügte er mit demſelben Lächeln hinzu.

Ich ſtand ſchweigend neben ihm und fühlte, wie auch ich ruhiger wurde.

„Wir wollen nicht verſuchen, das Leben von vorn anzufangen" fuhr er fort; — „wir wollen uns nicht belügen. Gott ſei Dank, daß die frühere Leidenſchaft und Unruhe vorüber iſt! Wir haben nichts mehr zu wünſchen, noch zu ſuchen! Wir haben bereits empfunden, und viel Glück iſt uns zu Theil geworden. Jetzt müſſen wir uns für die da mühen und ihnen den Weg bereiten," ſagte er und wies auf die Amme, welche ſoeben mit Wanja im Arme auf die Terraſſe trat und in der Thür derſelben ſtehen blieb. „Iſt es nicht ſo?" ſchloß er, indem er meinen Kopf an ſich zog und einen Kuß darauf drückte. Das war nicht mehr der Kuß eines Liebhabers, ſondern der eines alten Freundes.

Immer ſüßer und ſtärker ſtieg aus dem Garten die duftige Friſche der Nacht herauf; immer feierlicher ward die nur von einzelnen Lauten unterbrochene Stille, und immer mehr Sterne leuchteten am Himmel auf. Ich ſah ihn an, und das Herz wurde mir ſo leicht; es war, als habe man mir den kranken Nerv, durch den ich moraliſch ſo viel gelitten, plötzlich getödtet oder ausgeriſſen. Ich ſah es klar und ruhig ein, daß das Gefühl vergangener Zeiten ebenſo wie die Zeit ſelbſt unwiderruflich vorüber ſei, und daß es nicht nur unmöglich, ſondern ſogar drückend und peinlich wäre, es von Neuem erwecken zu wollen. Wozu auch? War ſie denn wirklich ſo ſchön, dieſe Vergangenheit, die mir ſo glücklich geſchienen, und ſo lange, ſo lange ſchon dahingeſchwunden war?!" . . .

„Nun iſt es aber auch Zeit, Thee zu trinken!" ſagte er endlich, und wir

gingen zusammen in's Gastzimmer. In der Thür trat mir wieder die Amme mit Wanja entgegen. Ich nahm ihn auf die Arme, bedeckte seine rothen, nackten Füßchen, drückte ihn an mich und küßte ihn leise ihn kaum mit den Lippen berührend. Er bewegte wie im Traume die Händchen mit den ausgespreizten, runzeligen Fingerchen und öffnete die schlaftrunkenen Augen, als suche er in seiner Erinnerung etwas; plötzlich blieben die Augen auf mir haften, ein Funke des Bewußtseins blitzte in ihnen auf, und die vollen, geöffneten Lippen kräuselten sich zu einem Lächeln. „Du bist mein, mein, mein!" dachte ich, preßte mein Kind mit Wonne an mich und mußte mir Gewalt anthun, um ihm nicht im Uebermaß der Zärtlichkeit weh zu thun. Ich küßte seine kalten Füßchen, seinen Leib, seine Händchen, sein mit einem weichen Flaum bedecktes Köpfchen. Mein Mann trat zu mir. Ich verhüllte rasch das Gesicht des Kindes, deckte es aber gleich wieder auf.

„Iwan Sfergeïtsch!" sagte mein Mann und faßte das Kind scherzend mit den Fingern unter das Kinn. Ich hüllte Iwan Sfergeïtsch rasch wieder ein. Niemand außer mir durfte ihn lange ansehen. Dann schaute ich zu meinem Manne auf. Seine Augen blickten mich lachend an, und zum ersten Mal seit langer Zeit sah ich freudig in diese Augen.

An diesem Tage endete mein Roman mit meinem Manne. Die alte Liebe wurde zu einer theuren, heilig gehaltenen Erinnerung, und die neue Liebe zu meinen Kindern und dem Vater meiner Kinder bildete die Grundlage eines neuen, aber in ganz anderer Weise glücklichen Lebens, eines Lebens, das ich bis zu diesem Augenblicke noch nicht zu Ende gelebt habe. . . . .

Theodor Hermann Pantenius.

Von Eberhard Kraus, z. Z. in Moskau.

I.

Wenn wir es unternehmen, in den vorliegenden Blättern ein Bild der dichterischen Persönlichkeit von Pantenius zu entrollen, so müssen wir mit einer Bitte um Nachsicht beginnen. Wir maßen uns keineswegs an, dem Gegenstande in ausgiebiger Weise gewachsen zu sein; wir beabsichtigen ferner weder unsere Ansichten dem lesenden Publicum aufdrängen zu wollen, noch auch das Schallloch zu sein, durch welches die Urtheile eben dieses Publicums in die weite Welt hinausfluthen. Unser einziger Wunsch ist, ein in den Hauptzügen einigermaßen zutreffendes Gesammtbild des Dichters zu geben, was bisher leider noch nicht geschehen ist.

Fühlen wir schon hierin schmerzlich die Grenzen unseres Könnens, so muß das natürlich in noch höherem Grade dem Menschen Pantenius gegenüber der Fall sein, und doch versagen wir uns nur mit Bedauern ein Eingehen auf denselben. Der Mensch Pantenius ist eben vom Dichter schwer zu trennen. Pantenius gleicht darin Goethe, daß er mit Vorliebe Selbsterlebtes und Selbstempfundenes dichterisch gestaltet. Er ist ein Dichter der zur objectiven Erkenntniß durchgedrungenen Subjectivität. Durch Schilderung seiner Erlebnisse und Fehltritte arbeitet er sich gleich Goethe zur Selbstbefreiung durch. Es ist aber leider unmöglich, den Dichter zum Menschen in Beziehung zu setzen ohne genaue Kenntniß des letzteren. Das Wenige, was man sich aus der „Leute Mund“ zusammensuchen kann, genügt keineswegs. Ueberdies liegt uns der ausgesprochene Wunsch von Pantenius selbst vor, von einem biographischen Theil ganz absehen zu wollen, der in dem Umstande seine Begründung findet, daß fast alle Personen, welche auf seine Entwickelung tiefgreifenden Einfluß geübt haben, noch am Leben sind. Zum Ersatz hat er uns in liebenswürdigster Weise mit Notizen zur Beurtheilung seiner schriftstellerischen Entwickelung versehen. Wir werden also auf sein Leben vorläufig nicht eingehen, mit der reservatio mentalis, vielleicht zu einer späteren Zeit das Versäumte nachholen zu dürfen, und uns auf diesem Gebiete lediglich auf Andeutungen beschränken, deren Mittheilung wir dem Dichter selbst verdanken.

Theodor Hermann Pantenius ist im Jahre 1843 als Sohn des Pastors Pantenius zu Mitau geboren. Er war ein frühreifer und frühentwickelter Knabe, der seinem „dunklen Drang“ zur Schriftstellerei in auffallend jungen Jahren Ausdruck gab und sich nur des „rechten Weges“ nicht bewußt war. Seine erste literarische Schöpfung war ein „Gesetzbuch“, das einen Bund regeln sollte, zu dem er und seine Mitpensionäre im tiefsten Geheimniß zusammengetreten waren. Der Dichter entsinnt sich noch, daß auf Grund dieses „paragraphirten Codex“ in einer Lindenlaube mehrere Executionen vollzogen wurden. Ueber die Art derselben äußert er sich nicht, doch wird man ihrem Wesen vielleicht durch ein Reimspiel mit dem Worte „Codex“ auf die Spur kommen. Sein zweites hervorragenderes Werk, das er mit vierzehn Jahren schrieb, behandelte die Quäker und erwog die Vorzüge und Nachtheile dieser Secte. Das Heft gelangte in den Besitz des Lehrers, der es mit Verwunderung studirte und dann — verbrannte. Später schrieb der junge Schriftsteller Märchen im Stile Andersons, die damals, wie er sich äußert, „so im Mittelpunkt des Interesses standen, daß alle Dilettanten ihre poetischen Bedürfnisse in der Form befriedigten, daß sie ihre Handschuhe in eine Discussion und ihre Stiefel in eine Correspondenz gerathen ließen“. Dann entstanden, durch die vielgelesenen „Irrlichter“ angeregt, kleine Erzählungen, die „auf die Thränendrüsen wirkten“, ferner Gedichte und ein Trauerspiel „Kaupo der Live“, das den Conflict des christlich gewordenen Kaupo mit seinem nationalen Empfinden behandelt. Der junge Dichter erfreute sich damals des regen Verkehrs mit einer „eigenartigen, in ihrer Weise bedeutenden Frau, welche ihm die lebhafteste Theilnahme zuwandte und seine Schöpfungen auf's Günstigste beurtheilte“. Dennoch kam ein Tag, an welchem ihm „nach einem Gespräch mit seinem personificirten guten Gewissen“ klar wurde, daß diesem ganzen Treiben ein Ende gemacht werden müsse. Er packte seine Gedichte und Erzählungen nebst „Kaupo dem Liven“ zusammen, warf Alles in den Ofen und ließ es zu Asche verbrennen. „Nur zwei Stücke,“ erzählt er, „haben diese Stunde überdauert: ein Gedicht auf einen Bettler, der sich zugleich mit seinem Hunde ertränkt, weil er die Steuer für den letzteren nicht aufbringen kann, und eine Scene aus dem Kaupo, beide von schwesterlicher Liebe gewissenhaft aufbewahrt.“ Alles dieses spielte sich noch auf dem Gymnasium ab. Als Pantenius später die Universitäten Berlin und Erlangen bezog, schwieg seine Muse gänzlich, und zwar, wie er selbst meint, zu seinem Glück, denn er habe es am eigenen Leibe erfahren, wie ganz geeignet eine so frühzeitige Beschäftigung mit der Dichtkunst sei, das Leben zu verderben.

Seit Johannis 1868 war Pantenius Hauslehrer auf dem kurischen Gute Fischröden, und dort entstand „unter den denkbar günstigsten Verhältnissen“ der „Wilhelm Wolfschild“, den er Capitel für Capitel einer „eben so nachsichtigen wie verständnißvollen Beurtheilerin“ oder einem größeren Kreise vorlas. Im August 1870 siedelt er nach Riga über, um dort als Lehrer thätig zu sein. Hier lernte er einen Mann kennen, mit dem ihn bald eine auf der größten Hochachtung beruhende Freundschaft verknüpfte. Das war Richard Kersting, Director der

Rigaſchen Mineralwaſſeranſtalt, eine jedenfalls in hohem Grade bedeutende Perſönlichkeit. „Ich habe viele Leute gekannt," äußert Pantenius, „die klüger, beſſer oder kenntnißreicher waren, als ich, aber der Unterſchied war doch immer nur ein quantitativer. Ich ſtellte mich neben ſie und fand, daß ich kleiner war. Dagegen iſt es mir nie eingefallen, mich mit Richard Kerſting zu meſſen. Es wäre einfach albern geweſen." Dieſem Manne nun las Pantenius ſein Manuſcript ebenfalls vor und erntete zu ſeiner hohen Freude volle Anerkennung. Auf den Rath ſeiner Freunde wandte er ſich jetzt an den Buchhändler Behre in Mitau, der den Verlag übernahm und in coulanteſter Weiſe beſorgte. Pantenius iſt mit Behre bis zu deſſen Tode in Beziehungen geblieben, die nicht allein geſchäftlicher, ſondern auch freundſchaftlicher Natur waren, da ſein Verleger ihm auch als feinfühliger Beurtheiler in hohem Grade werthvoll wurde.

Der „Wilhelm Wolffſchild" erſchien 1871 und erregte berechtigtes Intereſſe für den Dichter, das durch deſſen ſpätere Schriften nicht getäuſcht werden ſollte. Wenn Pantenius ſelbſt den „Wolffſchild" ein „nicht ganz talentloſes Erſtlingswerk" nennt, ſo iſt er zu beſcheiden. Es giebt heute noch Leute, welche dieſen Roman für das bedeutendſte Werk des Dichters halten, was wohl in der Hauptſache dem urſprünglichen und jugendfriſchen Eindruck zuzuſchreiben iſt, welchen die Dichtung macht. Man ſtellte ſpäter eben an den Verfaſſer des „Wilhelm Wolffſchild" höhere Anforderungen, als an den unbekannten „Theodor Hermann", wie das Pſeudonym lautete, unter dem Pantenius in ſeinen ſchriftſtelleriſchen Anfängen ſchrieb.

Wird nun auch der „Wilhelm Wolffſchild" in vielen Stücken durch ſpätere Schöpfungen des Dichters übertroffen, ſo zeigt er uns doch ſchon faſt alle Vorzüge desſelben in hellem Licht. Wir haben in Pantenius einen Schriftſteller vor uns, der nicht in den ſchwachen Stunden poetiſcher Gefühlsanwandlung ſeiner Muſe Audienz giebt, ſondern der denkt und arbeitet, einen Mann, der ſcharf beobachtet und uns das Reſultat ſeiner oft mühevollen Studien in lichtvoller, anſchaulicher Schilderung vor Augen führt. Er entwirft uns nicht Schattenriſſe von Menſchen und Dingen, wie leider nur zu viele Romanſchreiber und Novelliſten, ſondern wirkliche Bilder voll Leben und Farbe. Alle ſeine Geſtalten haben ordentlich Fleiſch und Blut: der Bauer redet wie ein Bauer und nicht wie ein Privatdocent der Aeſthetik, der Gutsherr wie ein kuriſcher Gutsbeſitzer und nicht wie ein Erbherr auf Nirgendheim, der Landpaſtor wie ein Landpaſtor und nicht wie eine Diakoniſſin. Jede Figur hebt ſich plaſtiſch von der anderen ab, die Charakterzeichnung iſt im höchſten Grade durchſichtig, ſo daß wir ſehr bald wiſſen, mit wem wir es zu thun haben. Man könnte die meiſten Perſonen bei ihrem jedesmaligen Auftreten an ihrer Sprache, ihrem Gedankengang wiedererkennen, ohne daß der Dichter hinzuzufügen braucht: A. meinte dies und B. antwortete jenes. Daß dieſe Charakteriſirung der Redeweiſe in einzelnen Fällen zur Manier ausartet, läßt ſich freilich nicht leugnen.

Ein großer Vorzug bei Pantenius iſt, daß er gewöhnlich verſchmäht, uns

die einzelnen Gestalten mit erläuterndem Commentar vorzuführen: er läßt sie selbst für sich reden und handeln, „an ihren Früchten sollen wir sie erkennen". In der Handlung werden wir bei ihm gleich in medias res geführt und müssen nun selbst suchen, uns zurechtzufinden, was anfangs vielleicht nicht ganz leicht ist, da häufig von Personen und Verhältnissen die Rede ist, über die uns vorher auch nicht die leiseste Andeutung gemacht wurde. Bei einiger Aufmerksamkeit orientiren wir uns aber bald und verfolgen die Handlung mit steigendem Interesse.

Vor Allen haben fast alle Schöpfungen von Pantenius wirklichen dichterischen Werth: wir dürfen ihn nicht nur als speciell baltischen Schriftsteller beurtheilen, sondern als schaffenden Künstler, dessen Genius eigenartig und ursprünglich ist.

Julius Eckardt äußert in der „Baltischen Monatsschrift" in Bezug auf Pantenius: „Was macht den Dichter zum Dichter? Es giebt — es mögen die Aesthetiker sagen, was sie wollen — nur eine Antwort, die Antwort des Franz im Götz von Berlichingen: „„Ein volles, von einer Empfindung übervolles Herz."" Pantenius ist zum Dichter geworden, weil die Natur ihm das Herz gegeben hat, das von *einer* Empfindung übervoll werden kann, zum baltischen Dichter, weil diese Empfindung auf unser Land gerichtet worden ist."

Die Fabel in seinen Romanen ist meist lebhaft und spannend, doch ist er im gleichmäßigen Ausspinnen und Entwickeln derselben kein Meister. Die einzelnen Bilder rollen mitunter an uns vorüber wie in einem Kaleidoskop: Rrr, ein ander Bild! und Scenerie, Staffage und Personen sind verändert, Figuren, die unser ganzes Interesse in Anspruch nehmen, verschwinden plötzlich, andere treten auf und machen sich zu Herren der Situation. Namentlich tritt das in den beiden Erstlingswerken des Dichters hervor.

Eine unbequeme Aufgabe scheint für Pantenius die folgerichtige Exposition des Schlusses zu sein. Wir erhalten oft den Eindruck, als ob er ungeduldig würde und den Knoten mit dem Schwert zu zerhauen strebt. Sehr viel spielt dabei seine Vorliebe für das Tragische mit. Von der richtigen Empfindung ausgehend, daß der Held im Roman nicht in dem Grade, wie der im Trauerspiel Furcht und Mitleid zu erregen berufen ist, überschreitet er oft die gezogene Grenze und läßt ihn ohne alle wirklich tragische Schuld zu Grunde gehen, ihn einzig und allein der Uebermacht der Umstände zum Opfer fallen. Das hinterläßt keinen befriedigenden Eindruck. Wir fragen uns erstaunt, wozu dies plötzliche Hereinbrechen des Verhängnisses, wenn alles sich noch verhältnißmäßig leicht hätte zum Guten wenden lassen? Gewöhnlich ist der Unterliegende ein sehr sympathischer und ansprechender Charakter, der außer durch seinen Leichtsinn und seine Lüderlichkeit durch nichts den Zorn des Himmels herausgefordert hat. Leichtsinn und Lüderlichkeit sind aber keine Eigenschaften, die unbedingt das Verderben heraufbeschwören. Wir müssen gestehen, daß uns Leichtsinn und Lüderlichkeit im „Gottesländchen" ziemlich verbreitet scheinen, und dennoch verläuft das Leben dort meist harmlos und heiter, von tragischen Katastrophen haben wir wenig bemerken können. Goethe sagt in seinem Wilhelm Meister: „Ein Trauer-

ſpiel ſoll Charakter und Thaten ſchildern, ein Roman Anſichten und Begebenheiten.“ Wird aber wohl Jemand ſo weit gehen, zu behaupten, daß dieſe Begebenheiten willkürlich an einander gereiht werden können, daß jede Verknüpfung zwiſchen Urſache und Wirkung aufhören darf, daß der Dichter nicht verantwortlich bleibt für die Folge der Begebenheiten? Entſpringen ſie ja doch dem Borne ſeiner Phantaſie! Und ſelbſt wenn man zugeben ſollte, daß ein realiſtiſcher Schriftſteller, der das Leben in ſeiner ganzen Nacktheit ſchildert, auch die ſeltſamen, unbegreiflichen Sprünge desſelben in ſeine Darſtellung aufnehmen kann, ſo hat das für Pantenius keine Geltung, denn ſeiner allerdings durchaus realiſtiſchen Darſtellung liegt ſtets ein idealiſtiſcher Kern zu Grunde, er iſt der Träger und Vertreter von ſittlichen Ideen. Ob dieſe nun im:

„Was Du ererbt von Deinen Vätern haſt,
„Erwirb es, um es zu beſitzen“

gipfeln, oder worin anders, immer hat ein erhebender Grundgedanke die Leitung. In ſeiner äußeren Erſcheinung Realiſt, im innerſten Kernpunkt ſeines Weſens Idealiſt, iſt unſer Dichter ein würdiger Repräſentant unſerer heimathlichen baltiſchen Art. „Praktiſcher Idealiſt“ iſt vielleicht der Ausdruck, welcher dieſem Begriff entſpricht. Ein Idealiſt aber kann mit der Tragik nicht in derſelben Weiſe umſpringen wie ſein Gegenfüßler, er muß den Cauſalnexus zwiſchen Schuld und Sühne, zwiſchen Vergehen und Strafe ſtets wohl in's Auge faſſen. Im „Wilhelm Wolffſchild“ geſchieht das, im „Bann der Vergangenheit“ ebenfalls, wenigſtens laſtet da die Schuld der Väter auf den Nachkommen; in den meiſten übrigen Dichtungen von Pantenius dagegen vermiſſen wir den erforderlichen Zuſammenhang zwiſchen tragiſcher Urſache und Wirkung in höherem oder geringerem Grade. Wir müſſen aber ſeiner ausgeſprochenen Vorliebe für herbe Conflicte und deren gewaltſame Löſung Rechnung tragen, obgleich uns unſere Heimath weniger tragiſche Motive zu bieten ſcheint, als humoriſtiſche (wirklich humoriſtiſche wohlverſtanden, nicht ſatiriſche).

In der That hat unſer Dichter ſich nebenbei auch dieſes dankbaren Gebietes in ausgiebigſter Weiſe zu bemächtigen gewußt, und wir müſſen freudig geſtehen, daß er ihm vollſtändig gewachſen iſt. Sein Humor iſt packend, fortreißend, der heimathliche Frohſinn tummelt ſich, daß es nur ſeine Art hat, wie ein Shakeſpeareſcher Narr zwiſchen den ernſten Geſtalten. Es iſt kein Dickens'ſcher Humor, der oft unter Thränen lächelt, der nicht ſelten allegoriſirt und verſinnbildlicht; nein, dieſer Humor iſt ſtets launig und ausgelaſſen, oft draſtiſch und derb. Es iſt eben ein Humor, der eine gewiſſe Localfärbung nie verleugnen kann. Wenn ein Vergleich zuläſſig iſt, kann man ihn nur dem Reuterſchen vergleichen. Dabei fehlt es Pantenius durchaus nicht an wirklich feinem Witz, aber er ergeht ſich doch mit einer gewiſſen Vorliebe in den naturwüchſigen, heimathlichen Scherzen: wie jeder brave Kurländer trägt er einen geſpickten Torniſter voll „Geſchichten“ mit ſich herum, in den er dann nur hineinzugreifen braucht. Und wer könnte Kurland ſchildern ohne kuriſche „Geſchichten“?

Haben wir nun, wie bereits berührt, an der Art des Dichters, ſeine Romane fortzuentwickeln und zum Abſchluß zu bringen, manches auszuſetzen gehabt, ſo müſſen wir doch ſein ungemein großes Talent für die Epiſode rückhaltlos und bewundernd anerkennen. Es kommt wohl vor, daß eine ſolche Epiſode den ganzen Roman in ſeinem zielbewußten Weiterfluß hier und da hemmt, dann hat die Koſten eben der Roman zu tragen: die Epiſode ſelbſt iſt, als Einzelnes genommen, ſtets echt künſtleriſch, ſtets anziehend und anmuthend. Wie fein werden flüchtig auftretende Charaktere durch wenige Striche markirt! Wie zart wird manches Liebesverhältniß angedeutet: wie reizend werden in wenig Worten Entſtehung, Entwickelung und Abſchluß geſchildert. Pantenius iſt ein Meiſter der Skizze: was mancher Andere erſt mit einem Schwall von Worten erſchöpft, weiß er oft mit geringen Mitteln ausgiebig zu erledigen. Daher haben ſeine Romane meiſt viel Inhalt, ſowohl in ſtofflicher, wie in geiſtiger Hinſicht. Der beſte Prüfſtein für ſie iſt, daß ſie bei wiederholter Lectüre gewinnen, was ſtets ein Beweis für wirkliche Tiefe iſt. Wie wir nun durch den Reichthum an Ideen überraſcht ſind, die gleich Brillanten immer wieder in einem anderen Lichte glänzen und hin und wieder ſpielen, wie wir die heimathlichen Verhältniſſe immer wieder nach neuen Geſichtspunkten beleuchtet ſehen, von den handelnden Perſonen neue Anſichten darüber austauſchen hören, ſo ſind wir in nicht geringerem Grade durch die Fülle der Geſtalten frappirt. Obgleich ein Fremder annehmen ſollte, daß in einem ſo abgeſchloſſenen Lande, wie Kurland und wie die baltiſchen Provinzen überhaupt ſind, kein großer Ueberfluß an originellen Charakteren vorhanden ſein möge, ſo beweiſt Pantenius uns gerade das Gegentheil: bei ihm gleicht kein Charakter ganz dem anderen, jeder hat ſeine ausgeſprochene Individualität. Und das iſt eben nicht das Reſultat der Phantaſie, ſondern der Beobachtung, denn wir ſagen uns unwillkürlich bei mehr als einer auftretenden Figur: „Halt, der iſt ja ganz wie X oder Z; wenn das nicht der reine Y iſt, ſo laſſe ich mich todtſchlagen,“ und dergl. mehr. Natürlich iſt nicht jeder Charakter Portrait, viele ſind als blos möglich in der Phantaſie des Dichters entſtanden, aber die Baſis der großen Mehrzahl iſt Studium der Natur, darum wirken ſie ſo lebensvoll, ſo urſprünglich. Es ſcheint ihm nie an Modellen mangeln zu wollen. Und wenn er auch nicht alle heimathlichen Stoffe erſchöpft und bewältigt, wer vermag ſich darüber zu wundern? Hören wir ihn ſelbſt, wie er ſich gelegentlich in einem Brief darüber äußert:

„Die Kritik hat gewiß nur ſelten Freude bereitet. Schon deshalb, weil die Vorausſetzung, von der ſie faſt immer ausgeht, ganz falſch iſt. Man glaubt, der Dichter ſtände vor einer unermeßlichen Fülle von Charakteren und Stoffen und könne nur nach Belieben wählen. Dem iſt keineswegs ſo, denn jeder marſchirt mit gebundener Marſchroute. Goethe hätte viele Jahre neben Mr. Micower oder Mr. Guggy leben können, ohne daß ihm je eingefallen wäre, dieſe Herren könnten poetiſche Verwendung finden, Dickens wäre es mit den Eleonoren ebenſo gegangen, Shakeſpeare hätte nicht Thekla, Schiller nicht den Don Quixote

ſchaffen können. Die Größe der Dichter meſſen wir zum guten Theil nach der Bewegungsfreiheit, die ihnen gelaſſen war, ganz frei aber war keiner.

Auf dem Aſt ſitzt ein Fliegenfänger. Rings umgeben ihn Zweige und Blätter; Sperlinge fliegen an ihm vorüber; er ſieht das alles gar nicht. Plötzlich geräth ein Inſect in ſeinen Geſichtskreis oder ein Sperber. Die ſieht er.

Ziemlich ebenſo ergeht's dem Dichter. Er ißt und trinkt mit den Leuten, liebt ſie, verkehrt mit ihnen — alles dieſes als Menſch, der Dichter in ihm kennt ſie gar nicht. Da begegnet ihm eine Perſönlichkeit, die vielleicht den anderen ſehr unintereſſant erſcheint, aber in den Kreis gehört, der ſeine Phantaſie erregt, die er ſchaffen kann, ſchaffen muß. Es hat vielleicht nur eine ganz kurze Begegnung ſtattgefunden, aber das Bild haftet.

Das iſt, wie ich glaube, der Grund, warum die Autoren von den Kritikern nicht lernen wollen. Sie können es nicht. Das iſt auch der Grund, warum der Schaffende ungern eine Kritik lieſt. Sie kann ihm im beſten Fall nur die ſelbſt ſchmerzlich empfundenen Mängel als in der That vorhanden beſtätigen. Was iſt damit gewonnen, daß man mir ſagt, meine Naſe ſei häßlich? Der Lohn des Dichters bleibt daher immer die Wirkung, die ſeine Dichtung macht. Dieſe zu beobachten, iſt man leider nur zu ſelten in der Lage."

In dieſen Zeilen charakteriſirt Pantenius ſich ſelbſt beſſer, als eine ellenlange literariſche Kritik es zu thun vermöchte. So ſpricht ein Künſtler, an dem wir gerade die Mannigfaltigkeit ſeiner Geſtaltungskraft bewundern. Iſt das nicht ein Zeichen, wie ernſt Pantenius es mit ſeinem Beruf nimmt, wie ſehr er bemüht iſt, allen Seiten des Lebens gerecht zu werden?

„Die dichteriſche Thätigkeit," ſagt er an derſelben Stelle, „gewährt durchaus nicht die Freude, wie man gewöhnlich glaubt. Unvergleichlich ſchön ſind allerdings die Stunden der poetiſchen Empfängniß, des rein geiſtigen Schaffens, da eine Geſtalt neben der anderen in der Phantaſie aufſteigt und ſich als lebendig bethätigt, aber zwiſchen dieſem Schaffen und dem fertigen Roman liegt eine Welt von Arbeit, die eben ſo unerquicklich iſt, wie andere Arbeit auch. Dazu kommt, daß wohl jeder Dichter, lange ehe er fertig iſt, entdeckt, daß ſeine Arbeit ſeinen Anforderungen keineswegs genügt. Iſt er fertig, ſo weiß er es ganz genau, wie er es nicht hätte machen ſollen."

Und man braucht nur eins von Pantenius' Werken wirklich eingehend zu ſtudiren, um zu finden, daß er es ſich in der That ſauer werden läßt. Natürlich kann man von einem Roman nicht einen geographiſch-ethnographiſchen Bericht über Land und Leute erwarten. Wenn der Dichter Wichtiges und Bedeutungsvolles übergeht, ſcheinbar Geringfügiges hervorhebt, ſo liegt das eben meiſt in der Natur ſeiner Dichtung. Man kann von ihm unmöglich ein gleichmäßiges Eingehen auf alle Geſichtspunkte verlangen. Erwägt man dieſen Umſtand, dann wird der Vorwurf, Pantenius ſchreibe mitunter Tendenz, nicht mehr ſo oft wiederholt werden. Die Hauptſache für ihn iſt ſein Roman: kommen dabei zuweilen auch ſeine perſönlichen Anſichten zum Durchbruch, ſo kann ſich wohl Niemand

darüber wundern: wer vermag es denn, ſich ganz aus der eigenen Haut zu befreien? Da aber Pantenius in vielen Dingen anderer Anſicht iſt, als die Mehrzahl ſeiner Landsleute, ſo ſpringt dieſer Umſtand natürlich um ſo auffallender in die Augen. Schildert er dazu den Vertreter irgend einer Lebensſphäre ungünſtig, gleich erheben die zu derſelben Gehörenden ein Dohlengeſchrei: „So ſind wir doch nicht, das iſt ja eine gänzlich verkehrte Schilderung von uns.“ Etwas mehr Ruhe, meine Herrrn, wenn man bitten darf! So ſind Sie auch wirklich nicht! Sie können aber doch wohl nicht leugnen, daß dieſer oder jener von Ihnen ſo iſt. Soll nun der Dichter die ganze Geſellſchaft in ſeinen Roman bringen? Dazu möchte es ihm doch an Transportmitteln mangeln.

Man muß anerkennen, daß Pantenius redlich beſtrebt iſt, jede Geſellſchaftsſchicht ſeiner Heimath eingehend und von der guten und ſchlechten Seite zu ſchildern: wenn er eine derartige doppelte Beleuchtung hier und da unterläßt, ſo ſoll man doch nicht gleich Tendenz wittern. Wenn er auf ſeiner Anſicht nach vorhandene Schäden und Mängel der Heimath aufmerkſam macht, wer kann ihm das verdenken? Niemals aber meint er, mit ſeinen Schlägen eine ganze Klaſſe der Bevölkerung zu treffen. Dazu hat er viel zu viel Verſtändniß für alle Bewohner des Gottesländchens, dazu fühlt er ſich zu ſehr als Kurländer ſchlechtweg, als „Patriot“, wie er ſich in einer ſeiner Dichtungen ausdrückt. Mit einem gewiſſen Stolz ſpricht er vom kuriſchen Adel, dieſer „edlen Race“ mit ihrem ſcharf ausgeprägten geſellſchaftlichen Typus. Und doch unterläßt er nicht, den Dünkel zahlreicher Glieder desſelben, ihre Anmaßung, ihre Selbſtbeſpiegelung gelegentlich zu geißeln. Was der Adel für das Land geleiſtet hat, erkennt er wohl an, doch hat ja jedes Ding bekanntlich zwei Seiten, und wenn er mitunter gegen das „Junkerregiment“ zu Felde zieht, kann man ihm das doch unmöglich als feindſelige Tendenz auslegen. Wir müſſen geſtehen, daß uns das ewige Lamento über den Hochmuth und die ſonſtigen Fehler des Adels nicht mehr behagt, namentlich vom Standpunkte des „Literatenthums“ nicht, denn man ſoll doch erſt die eigenen Augen unterſuchen, bevor man in fremden nach Splittern umherſtöbert. Ueberdies, warum ſoll man nicht Jedem ſein ſtilles Vergnügen laſſen, ſo lange dadurch keine gemeingefährlichen Unzuträglichkeiten entſtehen? Ein Dichter aber, ein Schilderer von Land und Leuten, ſoll eben „auf einer höheren Warte ſtehen, als auf den Zinnen der Partei“, er hat die Pflicht, nach beſtem Ermeſſen neben das Licht auch den Schatten zu ſetzen. Daß Pantenius dabei nicht einſeitig zu Werke geht, beweiſt er durch Schilderung der „Literaten“ (Studirten), zu denen er ſelbſt gehört und die er natürlich am beſten kennt. Er hebt ihre bürgerliche Ehrenhaftigkeit und Tüchtigkeit, ihren männlichen Stolz ebenſo hervor, wie er ihre Krähwinkelei, ihren geiſtigen Hochmuth erkennt und bloßſtellt. Man erkläre das nicht durch des Dichters Vorurtheil gegen Diejenigen, welche auf der Landeshochſchule ſtudirt haben. Dieſes Vorurtheil mag in einem gewiſſen Grade vorhanden ſein, aber es treibt ihn nie zu einer weitgehenden Ungerechtigkeit. Was er am Literatenthum tadelt, hat meiſt ſeine volle Berechtigung. Im

Grunde liebt er dasselbe, wie er alles Heimathliche liebt, den Adel und das Bauernthum mit eingeschlossen. Für letzteres hat er ein besonders theilnehmendes Herz, und das ist ein erfreulicher Umstand; denn wer kein Verständniß für unsere Bauern hat, kann unmöglich ein deutliches Bild unserer heimathlichen Zustände geben. Mitunter geht er in seiner Vorliebe für das Lettenthum zu weit, so weit, daß er in dem Bestreben, möglichst gerecht zu sein, der eigenen Nationalität zu nahe tritt. Da das Motiv aber ein edles ist, so sehen wir gern darüber hinweg. Schönfärberei liegt Pantenius glücklicherweise fern: er will uns baltische Bauern vorführen und nicht Auerbach'sche Schwarzwäldler. Die schlimmen Eigenschaften des lettischen Volkes bemäntelt und verschweigt er keineswegs, wie er überhaupt die provinziellen Fehler nicht verschweigt. Wohl redet er freudig und stolz von der Offenheit und Geradheit seiner Landsleute, welche selbst die „Sünde nackt einhergehen" lassen, von ihrem Frohsinn, ihrem Selbstbewußtsein, ihrer Bereitwilligkeit, Anderen zu helfen. Auf der anderen Seite aber führt er uns Beispiele von Genußsucht, von Arbeitsscheu, von Rohheit vor, die dafür sprechen, wie sehr er bemüht ist, ein nach allen Richtungen genügendes Bild von der Heimath zu entwerfen. Daher rührt wohl auch die verhältnißmäßig geringe Anerkennung, die gerade in Kurland seinen Schriften gezollt wird. Niemand liebt es, sich bis auf die Warzen und Wärzchen in seinem Gesicht abconterfeit zu sehen. Die Kurländer gleichen Leuten, die zum ersten Mal in den Spiegel sehen und ihr Gesicht nicht der Vorstellung entsprechend finden, die sie sich davon gemacht haben.

Es soll übrigens nicht in Abrede gestellt werden, daß Pantenius sich auch Verstöße und Unrichtigkeiten hat zu Schulden kommen lassen. Namentlich schildert er mit Vorliebe Zustände, die mehr vergangenen Zeiten angehören, als der gegenwärtigen. Im Kern der Sache aber kann man nicht umhin, seine Auffassung des heimathlichen Lebens und Wesens als zutreffend anzuerkennen.

Man hat gegen Pantenius oft den Vorwurf erhoben, er sei durch sein Studium im Auslande aus dem Connex mit den heimathlichen Interessen gekommen, sei unseren Verhältnissen entfremdet worden, habe kein rechtes Verständniß für unser Ringen und Kämpfen. In gewissem Sinne ist das wahr: unsere Bestrebungen erscheinen ihm oft kleinlich, er hält die Gefahren, vor denen bei uns klugerweise lieber zu früh als zu spät gewarnt wird, für zum großen Theil eingebildet, seine politische Anschauung ist in Folge dessen wesentlich verschieden von der landläufigen. Namentlich steht er mit seiner großen Hinneigung zum Volk, mit seinen trotz des conservativen Grundzuges in seinem Wesen hin und wieder in's Demokratische hinüberspielenden Neigungen in unserer in Folge ihrer eigenthümlichen Verhältnisse aristokratischen Gesellschaft isolirt da. In allen nicht rein politischen Interessen hat aber der Dichter ein vielleicht volleres Verständniß für seine Heimath, als die an der Scholle haftenden Bewohner derselben. Er hat durch seine Studienjahre im Auslande in mancher Hinsicht gewonnen. Durch dieselben ist er namentlich den kleinlichen Sonderinteressen entfremdet worden, hat

einen Sinn für's Große entwickelt, der in unſeren Provinzen nicht häufig zu finden iſt, hat alle Söhne der Heimath mit gleicher Liebe umfaſſen gelernt. Wenn zwei Balten im Auslande zuſammentreffen, fragen ſie gewöhnlich nicht viel nach ihrer Lebensſtellung, nach ihren politiſchen Anſchauungen. Erſt in der Fremde lernt man die heimathliche Art recht ſchätzen und lieben. Daß Pantenius jetzt als Redacteur des „Daheim" den baltiſchen Provinzen auf immer entrückt iſt, muß allerdings ſehr beklagt werden, denn jeder provinzielle Schriftſteller iſt ein Antäus, der nur durch Berührung mit dem mütterlichen Boden ſeine Kräfte erneuern kann. Wir werden am Schluſſe des Artikels Gelegenheit finden, auf dieſe Frage nochmals zurückzukommen.

Der Held von Pantenius' Erſtlingswerk iſt Wilhelm, der Sohn des kuriſchen Paſtors Wolffchild, eine reich beanlagte Natur, voll Phantaſie und hohen Strebens, doch ohne inneren ſittlichen Halt und ohne rechte Energie, weder zum Guten, noch zum Böſen. Von ſeinem Lehrer Winter, einem Ausländer von ſocialiſtiſch-materialiſtiſcher Weltanſchauung, wird er frühzeitig mit revolutionären Ideen erfüllt. Als unreifer Jüngling ſieht er in ſich den dereinſtigen Beglücker ſeines Landes, den Befreier der in ſeinen Augen gedrückten und geknechteten Letten. Seine Phantaſie ſpiegelt ihm glänzende Bilder vor, wie er als bewunderter Volksführer die Geſchicke ſeines Landes in den Händen hält, um dann, von der Gegenpartei geſtürzt, als Märtyrer glorreich unterzugehen, mit ſeinem Blute die Freiheit des Landes beſiegelnd. Darin ſehen wir den Charakter zur Genüge gekennzeichnet. Nicht allein das Mitgefühl mit den Unterdrückten iſt es, das ihn zum Revolutionär macht, ſondern vor Allem eitle Selbſtbeſpiegelung, mit berauſchenden Zukunftsträumen durchwoben. Wilhelms Pflegebruder, Paul Schwarz, iſt anders geartet. Auch er hat die ſocialiſtiſchen Lehren begierig in ſich aufgeſogen, doch in anderer Weiſe verarbeitet. Was ihn die hergebrachte Ordnung der Dinge haſſen lehrt, iſt die vermeintliche Ungerechtigkeit und Willkür derſelben, ſein Wunſch iſt, für die Letten zu arbeiten und zu handeln, nicht allein für ſie zu leiden, ſondern ihnen zu helfen. Seine Ueberzeugung iſt das Reſultat des Gedankens, der durch falſche Prämiſſen auf Abwege geräth, nicht das überreizter Empfindung, wie bei Wilhelm. Sind die Prämiſſen hinweggeräumt, ſo iſt die Möglichkeit einer Umkehr geboten. Und in der That ſieht Paul in Folge raſtloſer Gedankenarbeit im Laufe der Zeit ein, daß ſich ſein ganzer Anſchauungskreis in einer durchaus falſchen Richtung bewegt hat, er faßt den Entſchluß zur Umkehr und ſchreitet mit der gleichen Feſtigkeit und Beharrlichkeit auf der neuen Bahn weiter.

Wilhelm, der bereits als Gymnaſiaſt den Parteiführer zu ſpielen begonnen hat und uns nicht wenig durch ſeine kindiſche Wichtigthuerei ärgert, unterliegt trotz ſeiner demokratiſchen Paſſionen oder vielleicht gerade deshalb rettungslos dem Liebreiz ſeiner adeligen Jugendfreundin, der ſchönen Mathilde von Langerwald. Sie, die Wilhelm von jeher geliebt hat, vermag ihre Neigung nicht zu verhehlen und verlobt ſich mit ihm. Mathilde iſt ein Frauencharakter, der nicht ſelten iſt

und namentlich heimathliche Leſer vertraut berührt. Neben den echt weiblichen Eigenſchaften der Hingebung und Selbſtaufopferung gehen ihr auch männliche nicht ab, eine energiſche Willenskraft und ausgelaſſene Lebensfreude. „Ach, Mama,“ ruft ſie in überſchäumender Lebensluſt aus, „warum bin ich eine Frau und noch dazu ein junges Mädchen. Ich bin das Frauſein ſo ſatt, ſo ſatt! Wahrhaftig, Mama, ich wollte lieber Papas Stallknecht, ſein Hühnerhund ſein, als ein leidiges junges Mädchen.“ Wenn man aber aus dieſer in augenblicklicher Laune hervorgeſprudelten Aeußerung ſchließen ſollte, es gehe Mathilde an echter Weiblichkeit ab, ſo beweiſt ſie uns in der Folge wiederholt das Gegentheil.

Die Väter der Verlobten, Baron Langerwald und Paſtor Wolffſchild, ſind beide, als ſie durch Zufall von dem Liebesverhältniß ihrer Kinder erfahren, höchſt unzufrieden. Von dem Paſtor heißt es, daß er eine Heirath ſeines Sohnes mit einer Fürſtentochter ebenſo als Mißheirath angeſehen hätte, wie mit einem Mädchen niederen Standes. Die Väter kennen jedoch beide ihre Kinder als Trotzköpfe und wiſſen, daß ein Einſchreiten ihrerſeits die Sache nur verſchlimmern würde. Sie löſen daher die Verlobung nur äußerlich auf, unter dem Verſprechen einer mehrjährigen Trennung, während welcher Zeit Wilhelm ſeine Studien beginnen und beenden ſoll. Nach Abſolvirung derſelben ſoll die Verlobung giltig werden. Die Liebenden machen das Zugeſtändniß, auf einen Briefwechſel zu verzichten.

Wilhelm geht nun gemeinſchaftlich mit Paul nach Berlin, er zum Studium der Theologie, Paul zu dem der Jurisprudenz. Hier werden die Pflegebrüder von ihrem früheren Lehrer Winter aufgefunden und in deſſen Bekanntenkreis eingeführt, vorzugsweiſe aus jungen jüdiſchen Aerzten beſtehend, die „in ihren politiſchen Anſichten ſocialiſtiſche Republikaner, in ihren religiöſen Anſichten Materialiſten der gröbſten Art, im täglichen Leben Gecken, in ſittlicher Beziehung völlig vorurtheilsfrei“ waren. Paul, in dem ſich die Umwandlung bereits zu vollziehen beginnt, entzieht ſich dem Einfluſſe dieſer Geſellſchaft vollſtändig, doch Wilhelm fällt ihm rettungslos anheim. Sein Studium beginnt ihn anzuwidern, er ſchöpft nur hier und da „den Rahm von ſeiner Wiſſenſchaft“, arbeitet planlos und ohne Syſtem und geht in ſittlicher Beziehung völlig zu Grunde. Es iſt wohl kaum des Dichters Abſicht, gegen Socialismus und Materialismus als ſolche zu Felde zu ziehen und darzuthun, daß ihre Lehren auf den Charakter des Menſchen depravirend wirken müſſen, denn da ließen ſich doch Beweiſe für das Gegentheil heranziehen. Er will nur zeigen, daß ein Charakter, wie der Wilhelms, durch den Zwieſpalt zwiſchen der Richtung ſeines Gemüths und der ſeines Verſtandes untergehen muß. „Auf jedem anderen Wege, als auf dem erhabenen und religiöſen Wirken“ mußte ihn die unvertilgbare Idealität ſeines Geiſtes zu Grunde richten.“ Indem des Weiteren ausgeführt wird, wie es Naturen gebe, die ſonſt edel und brav ſeien, in deren Leben jedoch die Religion nicht die geringſte Rolle ſpiele, während Anderen dieſelbe ein unabweisbares Bedürfniß ſei, zeigt uns der Dichter die unheilbare Zerriſſenheit, die über eine ſolche Natur, wenn ſie auf Ab-

wege geräth, hereinbrechen muß. „Er mag vor den Leuten noch ſo abſprechend und ſicher auftreten, einen unſeligen Zwieſpalt in ſeinem Inneren kann er nicht ausgleichen, den perſönlichen Gott wird er nimmer los. Er giebt ſich den Genüſſen der Sinne hin, aber mit dem Gefühl, daß es Sünde ſei, was er thut, die Reue ſtört jedes Behagen. Unter ſolchen Umſtänden nehmen die Verirrungen einen wahrhaft dämoniſchen Charakter an; man ſtürzt ſich in den wildeſten Strudel der Leidenſchaft, in die berauſchendſten Orgien der Sinnlichkeit, um den unſeligen Zwieſpalt loszuwerden, das Unvertilgbare zu vertilgen, ſei es auch um den Preis des Daſeins.“ Namentlich ſind es Naturen ohne inneren ſittlichen Halt, wie Wilhelm Wolffchild, denen ein religiöſer doppelt noth thut. Wenn der Dichter ihn dennoch eine „edel und groß angelegte Natur“ nennt, ſo wählt er keinen zutreffenden Ausdruck. Um groß angelegt zu ſein, muß man aus härterem Holze geſchnitzt ſein, als es Wilhelm Wolffchild war.

Auf einem Balle ſieht Wilhelm eine Jugendbekanntſchaft wieder, Helene Lammſtedt, die Frau eines Berliner Juſtizraths, eine geborene Kurländerin, in deren Adern jedoch von mütterlicher Seite her ruſſiſches Blut fließt. Sie weiß Wilhelm bald ſo zu feſſeln, daß dieſer ſeine Braut vergißt und von raſender Leidenſchaft zu ihr erfaßt wird. Helene iſt eine ſinnliche, durch und durch unwahre Natur. Ihre Unwahrheit wirkt anſteckend auf Wilhelm und treibt deſſen Leidenſchaft immer weiter die abſchüſſige Bahn hinab. Ein ehebrecheriſches Verhältniß vereinigt ſchließlich die beiden haltloſen Charaktere. Wilhelm ſucht ſich die Vorwürfe ſeines Gewiſſens einfach hinweg zu philoſophiren und folgert in frivolſter Weiſe, daß, da ihr Liebesverhältniß ein durchaus heimliches ſei, weder Mathilde noch Helene's Gemahl ein Abbruch geſchehe. Ein Lieutenant von Hungerow, der Wilhelm kurz vor Anknüpfung ſeines Verhältniſſes zu Helene als naher Bekannter derſelben in die Quer gekommen iſt, wird von dem nervös aufgeregten Jüngling, in dem alle wilden Leidenſchaften entfeſſelt ſind, in der gröbſten Art provocirt und zum Duell gezwungen. Auf der Menſur ſchießt Wilhelm ſeinen Gegner, der bereits ſeinen Schuß abgefeuert hat und ihm an der Barrière wehrlos gegenüberſteht, kalten Blutes über den Haufen. Dieſe Scene kann Jeden nur anwidern. Vergebens ſucht der Dichter nach allen möglichen Motiven, um Wilhelms Handlungsweiſe wenigſtens einigermaßen begreiflich zu machen. Eiferſucht auf Helene, malitiöſe Aeußerungen des Lieutenants über Mathilde, die er früher kennen gelernt, und über ihn ſelbſt, Hetzereien ſeitens Wilhelms Bekanntenkreis, Alles wird herangezogen zur Motivirung ſeines grauſamen Entſchluſſes, den Lieutenant in jedem Fall zu tödten. Bei einem conſequent ſchlechten Menſchen würden wir ein derartiges Verfahren eher verſtehen, als bei Wilhelm, dem wir wohl zutrauten, im Augenblick der Leidenſchaft ſchlecht zu handeln, deſſen Gemüth wir jedoch für zu edel und weich hielten, um den Entſchluß zum Böſen in dieſer Weiſe feſtzuhalten. Einen Wehrloſen, dazu bitter und ohne wirklichen Grund Gekränkten, kalten Blutes über den Haufen zu ſchießen, dazu gehört eine niedrige Geſinnung und ein kaltes Herz, und Beides beſaß Wilhelm Wolffchild nicht. Von

dieſem Augenblicke an ſchwindet unſer warmes Intereſſe für den irregeleiteten jungen Mann und macht einer bloßen Spannung bezüglich ſeiner ſpäteren Schickſale Platz.

Nach Hungerows Tode wird Wilhelm von den heftigſten Gewiſſensbiſſen erfaßt. Ein Geſpräch mit Paul Schwarz, der ſein Vorgehen von Anfang an gemißbilligt hat, vermehrt ſeine Reue; er beſchließt, ſich als Mörder Hungerows anzugeben, ſeine Schuld zu verbüßen, ſeinen Eltern ein offenes Bekenntniß abzulegen und Mathilde zu ſchreiben, daß ihre Hand frei ſei. Doch bald darauf erſcheint Helene bei ihm und fleht ihn kummervollen Auges und mit meiſterhafter Schauſpielkunſt an, ihr die Ehre, das Glück und den Frieden, den er ihr geraubt, wieder zu geben oder wenigſtens zu erſetzen. Da loht ſein weiches, leicht erregbares Herz hoch auf, er ſchwört Helene, ſie nie verlaſſen zu wollen und reißt ſich los von allen ſeinen Vorſätzen, indem es verzweiflungsvoll in ihm ruft: „Zu ſpät, zu ſpät! So fahre hin Alles, was gut iſt und edel!“ Aus ſeinem Verhältniß zu Helene macht Wilhelm jetzt gar kein Hehl mehr. Er brüſtet ſich ſogar damit. Mathilde erfährt durch Andere, daß ihr Bräutigam ihr untreu geworden iſt. Sie bricht unter der Wucht des Unglücks faſt zuſammen. In ihrer offenen und geraden Weiſe wendet ſie ſich an Wilhelm mit der Frage, ob das Gerücht die Wahrheit ſpreche. Wie ein ertappter Schulknabe muß Wilhelm ihr nun bekennen, daß er ſie betrogen. „Verachten Sie mich und vergeſſen Sie mich!“

Von jetzt an geht es reißend mit ihm bergab. Mit ſeinem Pflegebruder zerfallen, ſtürzt Wilhelm ſich in die äußerſten Ausſchweifungen und untergräbt ſeine Geſundheit ſyſtematiſch. Alle ſeine ſchwachen Anſtrengungen, das Verhältniß zu Helene zu löſen, ſind vergeblich. Der alte Wolffſchild erfährt mittlerweile von den Verirrungen ſeines Sohnes und wird durch das Unerwartete der Unglücksbotſchaft in's innerſte Mark getroffen. Wilhelm wird durch Helene gehindert, an's Krankenbett ſeines Vaters zu eilen. Der alte Wolffſchild ſtirbt, ohne ſeinen Sohn noch einmal geſehen zu haben. Jede Möglichkeit, daß Wilhelm ſich je von ihr losmache, will Helene jetzt dadurch vereiteln, daß ſie ihn durch ein Verbrechen an ſich feſſelt. Ihr Gemahl liegt krank darnieder, ſie beſchließt, ihn zu vergiften, und Wilhelm ſoll ahnungslos ſeine Hand dazu bieten: doch Wilhelm vereitelt, ohne es zu wiſſen, den Mordverſuch. Als er nachträglich davon erfährt, wird er ſo erſchüttert, daß ſein zerſtörter Körper von einer tödtlichen Krankheit ergriffen wird. Er ſtirbt voll aufrichtiger Reue in den Armen ſeiner Mutter, ſeiner Schweſter Grethchen und Pauls, deſſen Hand Wilhelm kurz vor ſeinem Tode in die ſeiner Schweſter legt. Helene wird bald darauf irrſinnig auf der Straße gefunden. Dies der Abſchluß des Romans, deſſen letzte Scenen mit erſchütternder Gewalt an uns vorüberziehen. Mathilde findet ſpäter einen Gatten, der ihrer würdig iſt, in der Perſon ihres Vetters Felix Langerwald.

Vermiſſen wir in Wilhelms Charakter jede Feſtigkeit und wahre Männlichkeit, ſo finden wir dieſe Eigenſchaften in reichlichem Maße bei anderen Figuren des Romans. Paul Schwarz haben wir bereits kennen gelernt. Wilhelms Vater

ist ein Kurländer vom alten Schlage und achtet den, der ihm die Stirn bietet, höher als denjenigen, der sich vor ihm beugt. Trotz seines trotzigen Selbstgefühls ist er ein Mann von warmem, tiefen Gemüth. Mitunter, wenn er seine Ehre gekränkt glaubt, überfällt ihn ein elementarer Zorn, und er geräth dann in einen Zustand, in dem er nicht mehr Herr seiner selbst ist. Er gehört zu dem noch nicht ausgestorbenen Geschlecht kurischer Prediger, die scheinbar ihren Beruf verfehlt haben. Sie sind leidenschaftliche Jäger und Kartenspieler, vorzügliche Gesellschafter, lieben ein gutes Glas Wein und entbehren aller ihren Stand kennzeichnenden Eigenthümlichkeit. Dabei sind sie jedoch oft wahre Seelsorger ihrer Gemeinden, kennen den Bauer von Grund aus, wissen ihn zu behandeln und treten, wenn es noth thut, für ihn ein. Sie hassen alle graue Theorie, wirken aber in der Praxis heilsamer, als mancher grundgelehrte Kathedertheologe. Der alte Wolfschild speciell ist von aufrichtigem und wahrem Christenthum erfüllt und läßt uns wiederholt seinen tiefen sittlichen Ernst erkennen.

Ebenfalls ein Kurländer „vom alten Schlage" ist der Baron Langerwald, Mathilde's Vater, eine in vielen Dingen dem Pastor nicht unähnliche Natur, nur daß bei ihm die Neigung, Anderen entgegenzutreten, in einen unüberwindlichen Widerspruchsgeist ausartet. Er hat einen harten Sinn, aber ein im Grunde edles, wenn auch wunderliches Herz, das ihn treibt, den Unglücklichen und Unterdrückten, wo er nur irgend kann, Beistand zu leisten. Sein Widerspruchsgeist bewirkt allerdings, daß er ihnen auch dann seine Hilfe nicht versagt, wenn ihnen nach Fug und Recht geschieht. Doch besitzt er Klugheit genug, um mitunter dem Zwang der Verhältnisse nachzugeben. Eine wahre Kunst besitzt er darin, die Leute zu behandeln, wofür der köstliche Pferdehandel mit dem Juden Moses ein drastisches Bild giebt. Langerwald ist eines von jenen alten Originalen, die in unserer nivellirenden Zeit auf den Aussterbeetat gesetzt sind. Wie Pantenius in der Vorrede zu seinem Roman bemerkt, ist es ja auch keineswegs seine Absicht gewesen, „Durchschnittstypen der gegenwärtigen kurischen Gesellschaft zu zeichnen, als vielmehr ein paar jener Herren vom alten Schlage darzustellen, die, jetzt im Verschwinden begriffen, einst die charakteristische Signatur des Ländchens abgaben". Natürlich ist Langerwald Kurländer mit Leib und Seele. „Aber die Sonne selbst hat Flecken und diese Flecken in Kurlands Vollkommenheit waren: daß man die Setter und Pointer der einheimischen Vorsteherrasse vorzog; daß man den Landboten Diäten bewilligte; daß die Cochinchinesen den alten kurischen Goldhahn ganz verdrängten; daß man mit Kreuzleinen fuhr; daß man anfing, den Barons-titel allezeit im Munde zu führen, und das Wappen, wie der Alte sagte, auf jede Waschschüssel setzte, und daß die Frömmigkeit so gewaltig um sich gefressen, daß man kaum mehr am Sonntag auf die Jagd reiten dürfe, ohne daß Weib und Kind ein Lamento erhöben." Nach seiner eigenen Ansicht war der Baron der stillste und ruhigste Mann, der nur nicht ansehen konnte, daß Jemandem Unrecht geschah, während seine Freunde behaupteten, „daß er der streitsüchtigste Mann sei, den es in Kurland gebe, daß seit zwei Decennien dreiviertel aller Gerichtsarchive

mit Acten angefüllt seien, deren Ueberschrift „Baron Langerwald contra N. N.“ laute; daß er keinen Nachbar habe, mit dem er nicht processirt, und keinen Geschäftsfreund zwischen Riga und Memel, den er nicht verklagt; daß er noch nie irgend wo oder wann mit einer Majorität gestimmt, noch je auf den billigsten und vortheilhaftesten Vergleich eingegangen sei. Würde ein Pastorat in einem der Kirchspiele, in denen er besitzlich sei, vacant, so halte er mit seiner Stimme sorgfältig zurück, um sie nach vollzogener Wahl dem durchgefallenen Candidaten zu geben. Seine Frau, behaupteten sie, habe er einzig und allein geheirathet, weil ein paar seiner Freunde sich in einer ausgelassenen Stunde damit amüsirt, den derben und wegen seiner Grobheit übel berüchtigten Langerwald mit der jungen Lichthoven, dem zartesten Fräulein der Welt, zu paaren und sich ihr Zusammensein phantastisch-sarkastisch auszumalen. „„Gott straf' mich!““ (sein Lieblingsausdruck) soll Langerwald, der zugegen gewesen, gesagt haben, „„was ein rechter Mann ist, paßt zu jeder Frau““, und noch am selben Abend bei ihrem Vater um sie angehalten haben. Die Spötter behaupteten, der Widerspruchsgeist sei schon so alt in ihm, daß er lediglich aus Abneigung, es zu machen, wie andere Leute, wie Macduff im „Macbeth“ zur Welt gekommen sei.“

Die übrigen Gestalten des Romans nehmen nicht minder unser Interesse in Anspruch, selbst wenn sie ganz skizzenhaft behandelt sind, wie Schlampe und Pampe Langerwald. Pampe ist Realist, Schlampe Idealist und wird von seinem Bruder unaufhörlich gehänselt und aufgezogen. Einmal ist er von ihm in Thränen über einem Buche von Franz Hoffmann gefunden worden, was natürlich Wasser auf dessen Mühle gegeben hat. Durch eine schöne Gouvernante ist Schlampe sogar zu einem Gedicht begeistert worden, das mit den Worten begann:

„Sie bat mir,
Ich möcht' ihr
Aus der größten Verlegenheit reißen thun.“

Dieses Beispiel dürfte genügen, um zu zeigen, wie meisterhaft Pantenius es versteht, andeutungsweise zu charakterisiren..

Wunderbar ansprechend ist im „Wilhelm Wolfschild“, wie in fast allen Dichtungen von Pantenius die Schilderung der heimathlichen Natur und des Landlebens, der langen und doch so behaglichen Winternächte unseres nordischen Vaterlandes, der kurzen, warmen Sommernächte, der Johannisnacht mit ihren unzähligen Feuern und ihrem harmonischen „Lihgo Jahnite“. — —

Hat Pantenius uns in Wilhelm Wolfschild einen Charakter gezeigt, wie er, namentlich im kurischen Leben, wohl vorkommt, der trotzig, selbstbewußt und kühn in vielen Wechselfällen des Lebens dennoch der großen Aufgabe des Daseins nicht gewachsen ist und ihr gegenüber eine merkwürdige Haltlosigkeit an den Tag legt, so lehrt er uns in Heinz Eichenstamm, dem Helden seines zweiten Romans „Allein und Frei“, eine durchaus andere Natur kennen. Erscheint Wilhelm durch die Weichheit seines Gemüths bei allen seinen Fehlern doch liebenswürdig, so haben wir in Heinz einen anfangs wenig ansprechenden, starren,

trotzigen Menſchen vor uns, der ſtets mit dem Kopf durch die Wand will, rauh, rückſichtslos, ja brutal und conſequent iſt bis zum Eigenſinn. Er iſt durchaus der Sohn ſeines Vaters, des Doctors Eichenſtamm. Dieſer hat ſich als Jüngling mit ſeinem Vater überworfen, um ſich allein durchs Leben zu ſchlagen, und hat aus der Zeit dieſes Kampfes ums Daſein eine ungewöhnliche Herbigkeit des Gemüths nachbehalten. „Hart wird der Sinn, dem es hart in der Welt gegangen.“ Um zu verhindern, daß ſein Sohn nicht ähnliche Bahnen einſchlage, behandelt der Doctor ihn mit der äußerſten Strenge, weckt aber dadurch nur deſſen Trotz und entfremdet ſich das von Natur liebevolle Herz des Knaben vollſtändig. Aehnlich tritt er auch anderen Menſchen, namentlich ſeinen Verwandten, deren Senior er iſt, gegenüber. „Nicht räſonnirt, gehorcht und geſchwiegen!“ iſt ſeine ſtehende Redensart. Nur ſeiner Frau gegenüber kehrt der ungeſellige Mann auch ſein von Natur warmes Herz heraus. Sie iſt eine Frau von klarem Verſtande und reichem Gemüth, die es verſteht, die beiden einander ſo ähnlichen und doch ſo feindlichen Naturen von Vater und Sohn richtig zu behandeln und mit einander zu verſöhnen, wenn es noth thut. Ihr wendet der Knabe den ganzen Schatz ſeiner Liebe, die ganze Kraft ſeines leidenſchaftlichen Herzens zu. Entſproſſen iſt die Doctorin ebenfalls der großen Eichenſtamm'ſchen Familie, einem jener „Literatenclans“, wie der Dichter ſich in „Wilhelm Wolffſchild“ nicht unzutreffend ausdrückt, doch hat ſie von den ſtark ausgeprägten Familieneigenthümlichkeiten nur die guten und edelen geerbt. Die Eichenſtamms heiratheten faſt ausſchließlich in der Familie und ſtellten die Familienverbindung über Alles hoch. „Dadurch wurde manches Gute in der Familie erblich, ein allem Gemeinen abgewandter Sinn nebſt Fleiß, Zuverläſſigkeit und Pflichttreue, aber auch die Fehler wurden Geſchlechtsfehler, und Hochmuth, Schroffheit, Selbſtſucht und Jähzorn treten bei den meiſten Eichenſtamms mehr oder weniger ſtark hervor. Es waren ungeſellige, unverträgliche Menſchen, die einander Fremden gegenüber in den Himmel hoben, die einander leidenſchaftlich liebten, wenn viele Meilen ſie trennten, die aber keine Stunde beiſammen ſein konnten, ohne mit einander in Zank zu gerathen.“ Der Dichter giebt uns köſtliche Beiſpiele von dieſer ganz phänomenalen Streitſucht. Man iſt angeſichts derſelben verſucht, an die Atriden zu denken, von denen Iphigenia ſagt:

„— Es ſchmiedete
Ein Gott um ihre Stirn ein ehern Band,
Und Rath und Mäßigung und Weisheit und Geduld
Verbarg er ihrem ſcheuen, düſtern Blick.“

Außer Heinz' Mutter übt auf den trotzigen Knaben noch deſſen Couſine Lelia Rechberg einen beſänftigenden Einfluß. Sie iſt ein freundliches, kleines Mädchen mit einem Herzen voll reicher Liebe für Jedermann, die Allem mit Vorliebe ein „chen“ anhängt und zwar nach kuriſcher Art ohne Umlaut, wie „Hahnchen, Blumchen, Hundchen“, was ſich allerliebſt originell ausnimmt. Alles ward ihr zur Freude, das Thier, der Baum, die Blume, wie der Wurm, Alles nannte

sie mit den zärtlichsten Liebesworten, drückte es an sich, herzte und küßte es. Wenn sie mit Jemandem sprach, so hielt sie gewöhnlich seine Hand und drückte sie zuweilen. Auch Heinz gegenüber beweist sie die wärmste Zärtlichkeit. Doch der Knabe, in dem schon frühzeitig Selbstsucht und Herrschsucht mit erschreckender Gewalt aufsteigen, läßt sich daran nicht genügen. Er will ihre ganze Liebe für sich allein haben, ein Nimmersatt, der die Reichthümer Golkondas in seine Tasche füllen will, denn Lelia's Gemüth ist so reich, daß es ihr ein Bedürfniß ist, wo möglich alle Menschen mit ihrer Zuneigung zu beglücken. Es kommt zu Ausbrüchen seiner Leidenschaft, die nur den Erfolg haben, ihm Lelia's zartempfindendes Herz zu entfremden. Sie liebt ihn vielleicht noch mit gleicher Innigkeit, aber sie fürchtet ihn und die Ausbrüche seines Jähzorns, namentlich seitdem er in einem Anfall rohester Wuth ihr Lieblingsthier, einen kleinen japanesischen Hahn, erwürgt hat. Seit diesem Vorfall tritt sie ihm nur mit scheuer Zurückhaltung gegenüber, wodurch seine trotzige Natur zwischen dem Drang, ihre Liebe mit Gewalt erobern zu wollen, und dem Gefühl beleidigter und gekränkter Leidenschaft hin- und hergeworfen wird. In solchen Augenblicken wird er nur noch herrischer und brutaler. Während seiner Entwickelung vom Knaben zum Jüngling geschieht es wiederholt, daß er das in der Tiefe seines Herzens so heiß geliebte Mädchen in der unmotivirtesten und rücksichtslosesten Weise durch die Ausbrüche seiner Rohheit verletzt. Lelia verzeiht sie ihm wiederholt, doch kann sie ihre Schüchternheit und Furcht vor Heinz immer weniger überwinden. Dazwischen hinein spielt eine flüchtige Liebesepisode zwischen Heinz und einer anderen Cousine, Adelheid Eichenstamm, durch die Lelia veranlaßt wird, sich ganz von Heinz zurückzuziehen. Lelia's Charakter ist eben zu weiblich und zartfühlend, als daß er es vermöchte, die Blume seiner Liebe ohne die hervorlockenden Strahlen liebevollster Freundlichkeit zu erschließen.

Das Verhältniß zwischen Heinz und seinem Vater hat sich inzwischen nicht besser gestaltet. Durch den frühzeitigen Tod seiner Mutter ist das versöhnende Element zwischen ihnen fortgefallen, und der Vater, der sich nach ihrem Tode das Wort gegeben hat, nie mehr in den alten Jähzorn zu verfallen, von einem Zusammenbleiben mit dem Sohne aber das Schlimmste fürchtet, giebt ihn auf's Land in die Erziehung seines Bruders, des Pastors Eichenstamm. Dieser und seine Frau sind ebenfalls harte, durchgreifende Naturen, die den trotzigen Knaben, der mit Liebe leicht zu lenken ist, nicht zu behandeln verstehen und ihn nur noch verschlossener und unlenksamer machen. „Alle Strafmittel altüberlieferter Pädagogik bewirkten nur, daß Heinz im Ertragen von Hunger und Durst, von Scheltworten und Schlägen eine wahre Virtuosität erlangte."

Endlich kehrt Heinz in die Stadt zurück, um in das Gymnasium einzutreten. Die harte Schule, durch die er gegangen ist, hat natürlich nicht dazu beigetragen, seinen Sinn dem Vater gegenüber nachgiebiger und versöhnlicher zu machen. Die Entfremdung zwischen ihnen wächst und wird schließlich noch vergrößert durch Heinz' Ausschluß aus dem Gymnasium, veranlaßt durch dessen trotziges und nutzloses Eintreten für einen ungerecht behandelten Mitschüler. Heinz

bleibt in der Stadt, um ſich auf das Examen vorzubereiten. In dieſer Zeit erleidet der Doctor große Vermögensverluſte, und die Aufregung wirft ihn auf's Krankenbett. Die Theilnahme, die Heinz für ihn zeigt, läßt Vater und Sohn einander etwas näher treten. In einer Nacht bricht im Hauſe Feuer aus, der Doctor und Heinz leiſten das Uebermenſchliche, um zu retten, was nicht zu retten iſt, bleiben in ihrem Starrſinn zu lange auf ihrem Poſten und werden vom Feuer überraſcht. Der Vater ſtürzt, wird vom Sohne mit letzter Kraft in's Freie getragen, iſt aber bereits erſtickt. An der Leiche des Vaters wird Heinz ſich deſſen bewußt, wie ſehr er dieſen harten, rauhen, doch ihm ſo ähnlichen Mann geliebt. Die Feuersbrunſt iſt mit packender Realität geſchildert. Wir hören gleichſam das Praſſeln des Feuers, das krachende Zuſammenſtürzen des Gebälks, wir verfolgen in athemloſer Spannung den Kampf der beiden titaniſch-kraftvollen Männer gegen das raſende Element und ſind ſchmerzlich berührt durch ihr Unterliegen. Die Scene, großartig in ihrer epiſchen Ausmalung, hat ein dramatiſches Moment, das Jeden fortreißt.

Nach des Vaters Begräbniß verläßt Heinz die Stadt, nachdem ein Geſpräch mit Lelia infolge ihrer Scheu vor ihm zu keinem Reſultat geführt, und begiebt ſich in's Ausland, um dort zu ſtudiren. Sein Entſchluß, ohne Abiturienten-Examen auf die Univerſität zu gehen, ruft den Widerſpruch aller ſeiner Verwandten hervor, mit denen er ſich in trotzigem Eigenſinn überwirft.

Auf der ſüddeutſchen Univerſität, die Heinz bezieht, hält er ſich anfangs in zurückhaltendem Stolz dem Treiben der übrigen Studenten fern. Ein Duell, zu dem er völlig unmotivirter Weiſe durch einen Landsmann, den Baron Otto Schweinsberg, provocirt wird, hat ſeinen Eintritt in eine Burſchenſchaft und bald darauf die nähere Bekanntſchaft mit ſeinem Gegner zur Folge, der, obgleich er auf der Menſur den Kürzeren gezogen, ſich aus landsmannſchaftlicher Theilnahme Heinz zu nähern ſucht. Ihr Verkehr wird dadurch, daß der Baron Corpsburſch, Heinz aber Burſchenſchafter iſt, erſchwert und ſchließlich durch die Relegation Schweinsbergs von der Univerſität abgeſchnitten, aber er genügt, um Heinz völlig für ſeinen ehemaligen Gegner einzunehmen. Otto Schweinsberg iſt ein Charakter, wie er nur der Feder eines Landsmannes ſeine Entſtehung verdanken konnte. Die ſpeciell provinziellen Vorzüge, mit faſt allen provinziellen Fehlern in ſeltſamem Gemiſch vereinigt, haben hier eine farbenſchillernde Figur von ſolcher Lebenswahrheit entſtehen laſſen, daß wir den Genius des Künſtlers bewundern müſſen, der ſie geſchaffen. Warum ſie trotz des Gemenges von guten und ſchlechten Eigenſchaften, von Licht und Schatten ſo lebensvoll iſt, läßt ſich ſchwer definiren. Die Geſtalt wirkt eben auf jeden Kurländer unmittelbar ein, man bringt es kaum über ſich, ſie zu zergliedern, ſie in ihren Einzelnheiten zu unterſuchen, ſondern giebt ſich ganz und voll dem überwältigenden Eindruck hin, wie man etwa auch bei einem großartigen Gemälde am liebſten den Totaleindruck genießt. „Das iſt Fleiſch von unſerem Fleiſch und Bein von unſerem Bein," drängt ſich mit unwiderſtehlicher Gewalt auf unſere Lippen. Obgleich der Cha-

rakter in seiner Gesammtheit vielleicht aus verschiedenen Charakterzügen Einzelner zusammengeschmolzen ist, so wirkt er doch so realistisch, so plastisch, daß wir schon um dieser einen Figur willen Pantenius als einen großen Dichter proclamiren müssen. Alles, was dieser Mann sich zu Schulden kommen läßt, macht er durch eine so hinreißende Liebenswürdigkeit wieder gut, daß wir ihm nie zu zürnen vermögen. Schweinsbergs Auftreten ist stets von einer solchen Menge der tollsten und komischsten Einfälle begleitet, daß wir es jedesmal in behaglichster Spannung weiter verfolgen. Er ist wüst, wild, von dreistem, ja frechem Auftreten, ein Mensch, der sich über Alles lustig macht, dem nichts heilig ist, der seiner Frivolität in einer Weise die Zügel schießen läßt, die uns mitunter ganz fassungslos macht. „Auf die Ahnen gebe ich nichts!“ sagt er einmal. „Möglicherweise war mein Großvater der leibliche Sohn vom Kammerdiener meines Urgroßvaters. Wer kann für die Tugend seiner Urgroßmutter einstehen? Die gute Dame war vielleicht eine liebe Seele, aber vielleicht auch etwas lüderlich!“ Köstlich ist die Geschichte mit der ausländischen Gräfin, die er fragt, ob sie wisse, wie man in seiner Heimath anhält. Als sie erröthet und „Nein“ lispelt, giebt er lachend zur Antwort: „Nun, man sagt: Prrr!“ Bei allen seinen Fehlern läßt uns Schweinsberg aber in ein so fröhliches und wohlwollendes Herz, in einen so treffenden und scharfen Verstand blicken, zeigt er uns so viel wirklich Edles in seinem ganzen Wesen, daß wir ihn lieb gewinnen müssen. Er nimmt unser Interesse in so hohem Grade in Anspruch, daß Heinz dadurch fast verliert, dessen düstere und schroffe Seiten neben den liebenswürdigen Schweinsbergs um so auffallender hervortreten. Hören wir über diesen außerordentlichen Charakter den Dichter selbst: „Otto Schweinsberg,“ sagt er, „war seinem Temperament nach einer von jenen bei uns in allen Ständen vorkommenden Menschen, die lieber laufen, als gehen, und lieber springen, als steigen. Einer von den Menschen, die nicht bequem sitzen, wenn sich nicht ihre Füße höher befinden, als ihr Kopf und die Nachts lieber neben dem Bett liegen, als in ihm. Geld erschien ihm wie ein Ding, das einzig und allein da war, auf irgend eine Weise verbraucht zu werden, der gute Ruf wie ein chimärisches Gebilde, um das sich Krämer und alte Weiber zu sorgen hatten, und jede Arbeit wie die gemeine Thätigkeit eines Knechtes. Nie war ihm wohler, als wenn alles um ihm her blutige Köpfe, geschwollene Backen und blaue Augen hatte, und er hatte durchaus nichts dagegen, das Vergnügen, Andere in diesen Zustand zu versetzen, gelegentlich mit einer tüchtigen Tracht Schläge erkaufen zu müssen. Da aber alles dieses lediglich Sache des Temperaments war und mit der ganzen Naivetät eines bodenlos leichtsinnigen Charakters ausgeübt wurde, so war es möglich, daß seine Freunde mit Erstaunen bemerkten, wie dieser wüste und lasterhafte Mensch bei alledem auch sehr gutmüthig war und gelegentlich große Weichheit und Herzlichkeit sehen ließ.“

Nach Schweinsbergs Relegation war Heinz wieder ausschließlich auf den Verkehr mit den Gliedern seiner Verbindung angewiesen und begann bald in der

Burſchenſchaft eine Rolle zu ſpielen. Durch ſein herriſches hochfahrendes Weſen, durch ſeinen Mangel an Verſtändniß für das Weſen der Burſchenſchaften machte er ſich wohl viele Feinde, immerhin aber verfehlte das Zuſammenleben und Zuſammenwirken mit einer großen Gemeinſchaft nicht, ſeinen günſtigen Einfluß auf ihn geltend zu machen. Doch es ſollte nicht lange ſo bleiben. — Auf einem ländlichen Feſt lernt Heinz eine junge Wittwe, Anna von Oehe, kennen, gewinnt ihre Liebe und ihre Hand. Sie iſt eine zarte, weich angelegte Seele, die viel unter dem rauhen Charakter ihres Bräutigams zu leiden hat. Egoiſtiſch und tyranniſch unterſagt Heinz in ſelbſtſüchtiger Eiferſucht ſeiner Braut jeden freundſchaftlichen Verkehr, um ſie ganz allein für ſich zu haben. Sie fügt ſich ihm in allen Dingen, verehrt ihn, betet ihn an und weiß ſelbſt ſeine Fehler in Tugenden umzudeuten. Eine derartige Hingebung hat natürlich den verderblichſten Einfluß auf Heinz: er nimmt ſie wie einen verdienten Tribut entgegen und weiß das ungeheuere Maß von Selbſtaufopferung, das in Annas Verhalten liegt, nicht im Geringſten zu würdigen. „In ſo weit uns überhaupt eine Förderung unſeres ſittlichen Standpunktes durch Andere zu Theil werden kann," bemerkt Pantenius, „wird ſie von unſeren allernächſten Freunden ausgehen müſſen. Stehen dieſe nur auf dem Standpunkt unbedingter Verehrung, betrachten ſie unſere oft verkehrten Willensäußerungen wie Befehle, denen zu gehorchen eine ſüße Pflicht iſt, ſo ſchädigen ſie uns ſchwer. Wir gewöhnen uns dann, uns innerlich ausſchließlich auf den Verkehr mit den Unſerigen zu beſchränken, da dieſer jedenfalls der angenehmere und bequemere iſt und werden ſo immer einſeitiger, immer tyranniſcher. Auch der beſcheidenſte, vernünftigſte Widerſpruch erſcheint uns ſchließlich als ein unerlaubter, und wir ruhen nicht eher, als bis unſere ganze Umgebung aus ſittlich gebrochenen Perſönlichkeiten beſteht."

In ſeiner maßloſen Selbſtüberſchätzung überwirft Heinz ſich ſchließlich mit ſeinen Commilitonen und tritt aus der Verbindung aus. Er will fortan nur ſeiner Geliebten und ſeiner Wiſſenſchaft leben. Doch Anna beginnt ihn auf die Dauer durch ihre Unterwürfigkeit zu langweilen, denn er iſt eine Natur, die Kampf und Aufregung braucht. Seine Liebe zu ihr ſchwindet. Das Studium, dem er ſich gewidmet hat, die Geſchichte, widert ihn ſchließlich auch an, da es ihm in ſeinem grenzenloſen Hochmuth unbequem erſcheint, von kleinen und unbedeutenden Anfängen zum Großen fortzuſchreiten. Die Koryphäen ſeiner Wiſſenſchaft kommen ihm mittelmäßig und kleinlich vor, da er ein falſches Maß an Alles legt. Er faßt endlich den Entſchluß, ſeinem Studium, in dem er es zu ſchönen Erfolgen gebracht hat, zu entſagen und ſich einem praktiſchen Beruf zu widmen. Beſtärkt wird er in dieſem Entſchluſſe durch ſeinen Schulfreund Horace von Balteville, der ihn auffordert, zu ihm zu kommen und ein Gut von ihm zu pachten. Als er ſeine Pläne Anna mittheilt, wagt ſie es zum erſten Mal, ihm zu widerſtehen. Sein hochfliegender Geiſt, ſein Ehrgeiz waren es hauptſächlich, die ſie gefeſſelt hatten, ſie glaubt, ihn von dieſer vorübergehenden Verirrung abhalten zu müſſen, und weigert ſich entſchieden, ihn als ſein Weib zu begleiten. „Verzichte

nicht auf das edelste Erbtheil unseres Volkes, auf den idealen, hochfliegenden Sinn," ruft sie ihm zu. Da wendet er ihr in zornigem Trotz den Rücken und verläßt sie. Sie verfällt in eine Krankheit, der sie unterliegt.

Dieser Theil des Romans ist keineswegs als eine vorübergehende Episode im Leben des Helden aufzufassen, sondern auf ihm baut sich seine spätere Entwickelung auf, durch diese Erfahrungen allein wird seine Sinnesänderung bewirkt. Nur durch gewaltige Schläge konnte dieser starre Sinn gebrochen, dieses selbstsüchtige Herz umgeschmiedet werden. Erst da Heinz klar erkennt, wie unheilvoll sein Hochmuth, seine Selbstsucht für ihn selber sind, wie wenig er im Stande ist, unter dem Drucke dieser Eigenschaften wirklich Großes zu leisten, schlägt er an seine Brust. Doch es bedarf noch manchen Wassertropfens, um diesen harten Stein zu höhlen.

In die Heimath zurückgekehrt, wird Heinz sowohl von seinen Verwandten, wie von seinen alten Bekannten als verpfuschter Student, als Mann, der seinen Beruf verfehlt hat, empfangen. Sein Hochmuth wird dadurch auf's Bitterste verletzt, und er überwirft sich mit fast Allen, die ihm nahe stehen. Das veranlaßt ihn denn doch zu einer Einkehr in sich selbst. Er ist mit der festen Absicht zurückgekehrt, mit seinen Verwandten und Freunden Frieden zu halten und hat sich nun den Verkehr mit ihnen von vornherein unmöglich gemacht. Doch der Trotz siegt; er will allein und einsam seinen Weg wandeln und den Menschen durch Thaten die Achtung abzwingen, die sie ihm versagen. Er pachtet ein Gut und sucht durch rastlose Arbeit die bösen Geister, die ihn verfolgen, zu bannen. Da die Nachbarn, fast lauter Edelleute, ihm in Anbetracht seiner bisherigen Laufbahn und seiner gesellschaftlichen Stellung äußerst kühl gegenübertreten, so wirft er sich fast ganz auf sich selbst zurück. Sein Verkehr beschränkt sich auf Horace Balteville und dessen reizende Schwester Madeleine, auf Otto Schweinsberg, dessen Bekanntschaft er nun erneuert, den Doctor, einen alten Schulfreund und den Baron Markhausen, der Verwalter mehrerer Güter und ein durchaus ernst und tüchtig angelegter Charakter ist.

So fließen Jahre dahin. Markhausen, der wie Heinz Geschichte studirt hat und in seinem Fache noch weiter fortarbeitet, weiß sein Interesse für die Wissenschaft wieder wachzurufen und bringt ihn dazu, mit ihm gemeinschaftlich alte Quellen durchzustudiren. Heinz gewährt die Rückkehr zu seinen Studien eine wahrhafte „Trösteinsamkeit"; er beginnt den Werth seiner Wissenschaft und ihrer Methode, die Tüchtigkeit ihrer Vertreter wieder in vollem Maße anzuerkennen. Mittlerweile hat sein Eifer in seinem neuen Beruf ihm die Herzen seiner Verwandten wieder zugewandt. Und doch ist eine fürchterliche Leere in seinem Inneren nicht auszufüllen. Das Bild der todten Anna tritt immer und immer wieder vor sein geistiges Auge.

In diesem unerquicklichen Verhältnisse bringt ein unvorhergesehener Zwischenfall eine große Veränderung hervor. Auf einer Fahrt nach der Stadt, die Heinz mit seinem Freunde Horace Balteville gemeinschaftlich unternimmt, gehen die Pferde

durch, der Wagen ſtürzt und Horace wird ſtark verwundet. Heinz, der unverletzt geblieben iſt, ſucht Hilfe zu bekommen und geräth durch Zufall in das in der Nähe belegene Paſtorat Waldhof, den Aufenthaltsort ſeiner Couſine Lelia, die dort bei ihrem Onkel lebt. Horace wird in's Paſtorat geſchafft, und Heinz tritt bei dieſer Gelegenheit wieder in Verbindung mit dieſen faſt vergeſſenen Verwandten. Lelias Sorge um den verwundeten Horace iſt rührend und Heinz, in dem ſeine alten Gefühle für ſie wieder erwachen, hält ihre Theilnahme dem Freunde gegenüber für Liebe und verzichtet mit Schmerzen auf ein Glück, das er ſeinem eigenen Gefühl nach nicht verdient. Horace, der ſein Herz völlig an ſeine reizende Pflegerin verloren hat, ſetzt nach ſeiner Geneſung den Verkehr mit Waldhof fort und wird von Lelia mit ihrer ganzen Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit empfangen. Die Jungfrau Lelia iſt nicht minder anziehend geſchildert, als das Kind. Die Verbindung zwiſchen echter Weiblichkeit und Herzensgüte in ihrem Charakter mit wahrer Feſtigkeit und Seelenſtärke machen ſie zu einer der ſympathiſchſten Frauengeſtalten, die je dichteriſcher Phantaſie oder dichteriſcher Anſchauung entſproſſen. Heinz fühlt die alte Liebe mit immer größerer Gewalt in ſich aufflammen, doch er iſt entſchloſſen, zu entſagen. Die harten Erfahrungen des Lebens, zum überwiegenden Theil durch eigenes Verſchulden herbeigeführt, haben ſein Herz nicht für Andere verſchloſſen, ſondern geöffnet, haben die Selbſtſucht darin zum Weichen gebracht. Wie viel Liebe hat er im Leben erfahren, wie wenig hat er ſie gewürdigt, in wie geringem Grade hat er ſie erwidert. Jetzt iſt es nicht mehr als recht und billig, daß ſeine Liebe unerwidert bleibt. Heinz iſt überzeugt, in ſeinem Egoismus, ſeiner Selbſtüberhebung eines ſo reinen und edlen Weibes, wie Lelia iſt, nicht würdig zu ſein. Er iſt entſchloſſen, den bitteren Kelch der Sühne bis auf die Neige zu leeren. „Wohlan," ſagt er, „ich will das Kreuz auf mich nehmen und es tragen. Ich will Zeuge ſein, wie Horace und Lelia glücklich werden, und ich will das Meinige dazu thun, daß ſie es werden. Ich will die ſchwere Laſt bis an's Ende tragen, aber wenn ſie ſich gefunden haben, dann will ich fort von hier. Daß ich ihr Glück ruhig mit anſehen kann, das iſt unmöglich, das kann Gott ſelbſt nicht verlangen."

Nach der chriſtlichen, wie nach jeder wahrhaft ſittlichen Weltanſchauung iſt aufrichtige Reue die Tilgerin der Schuld. Der Dichter läßt uns in unſeres Helden Herz blicken, und wir ſind verſöhnt. Unſer lebhafteſter Wunſch iſt, daß er, der viel verſchuldet, aber auch viel gelitten hat, nach ſo viel herben Prüfungen wieder glücklich werden möge. Und dieſer Wunſch wird uns erfüllt. Ein Zufall enthüllt Heinz Lelias Liebe, und er ſieht an ihrer Seite nach einer Zeit voll Trübſal und Leid wieder den Sonnenſchein des reinen Glücks auf ſich herablächeln. Er kehrt zur Wiſſenſchaft zurück und verſchmäht es nicht, ein eifriger und getreuer Arbeiter im Kleinen zu ſein, denn ſein Hochmuth, ſeine Selbſtüberſchätzung ſind dahin. „Als ich jung war," äußert er im Vollbeſitze ſeines Glückes, „da glaubte ich, ich ſei ein Diamant und ich war ſehr unglücklich. Jetzt, da ich weiß, daß ich nur eine Kohle bin unter den vielen anderen und da ich zufrieden

bin, mit den vielen anderen beizutragen zur belebenden Wärme, jetzt bin ich glücklich, sehr glücklich."

Wir müssen voll Anerkennung hervorheben, daß die Charakterentwickelung des Helden eine vorzügliche ist. Wir sehen ihn, der anfangs oft unseren lebhaftesten Unwillen erregt, durch schwere Prüfungen geläutert werden. Seine Sinnesänderung befriedigt unser sittliches Bewußtsein auf's Vollkommenste, und in unseren Augen macht er Alles, was er verschuldet hat, dadurch wieder gut. Der schwerste Kampf ist immer der Kampf gegen sich selbst, und Nichts berührt versöhnender, als wenn ein selbstsüchtiges Herz sich von der Eigenliebe befreit und in der Hingabe und Aufopferung für ein geliebtes Wesen seine Befriedigung findet. Goethe sagt:

„Wenn einen Menschen die Natur erhoben,
Ist es kein Wunder, wenn ihm viel gelingt,
Man muß in ihm die Kraft des Schöpfers loben,
Die schwachen Thon zu solchen Ehren bringt.
Doch wenn ein Mensch von allen Lebensproben
Die sauerste besteht, sich selbst bezwingt,
Dann kann man ihn mit Freuden Andern zeigen
Und rufen: Das ist er, das ist sein eigen!"

Der Kampf des Menschen gegen sich selbst ist ein dankbarer, aber unendlich schwerer Vorwurf für den Dichter. Daß Pantenius ihm gewachsen war, wird Niemand leugnen wollen. In der Durchführung von Heinz' Charakter zeigt er uns ein Verständniß für psychologische Vorgänge, eine Kenntniß des menschlichen Herzens, die nur dem Zusammenwirken von Beobachtung und Selbsterkenntniß entsprungen sein können.

Anders gestalten sich die Geschicke von Otto Schweinsberg. Nach einem tollen Verschwenderleben sieht er sich dem Ruin nahe und beschließt, nach Amerika auszuwandern und dort ein neues Leben zu beginnen. Mit heißester Leidenschaft liebt er seine schöne Cousine, Duding Schweinsberg, die er jetzt, da er ihr weniger bieten kann, als je, auffordert, ihn zu begleiten und sein Elend mit ihm zu theilen. Die Scene der Ansprache sowohl, wie das vorhergehende Gespräch mit dem Vater sind meisterhaft vorgeführt, sind im höchsten Grade charakteristisch und fortreißend. Wie der schöne Vetter vor Duding steht, in unerhört kühner und selbstbewußter Weise um ihre Hand werbend, schlägt er eine verwandte Seite in ihrer Seele an, und doch kann sie ein geheimes Grauen vor diesem wilden und lasterhaften Menschen nicht überwinden. Trotz ihrer Liebe zu ihm schlägt sie seine Hand aus. Schweinsberg verlobt sich bald darauf aus finanziellen Rücksichten, da ihm jetzt das Uebrige gleichgiltig geworden ist, mit Madeleine Balteville, während deren Bruder Horace, ein schwacher, unentschlossener Charakter, dem Wunsche seiner Mutter Folge leistend, um Duding Schweinsberg freit und ihre Hand erhält. Auf einem Feste zu Ehren der Brautpaare überredet Schweinsberg Horace, ohne Wissen ihrer Bräute auf der Heimfahrt die Schlitten zu

tauſchen. Horace geht auf den „Scherz“ ein, und ſo ſieht ſich denn Duding zu ihrem Schreck plötzlich an der Seite ihres wilden Vetters. Sie will den Schlitten verlaſſen, doch Schweinsberg bittet ſie, ihm erſt Gehör zu ſchenken. In ſchlichter und doch herzergreifender Weiſe beſchwört er ſie nochmals, lieber an ſeiner Seite in Noth und Elend zu wandern, als gegen ihr Herz zu freveln. Sie nickt ihm einfach zu und fort geht's über die weite Schneefläche. Sie kommen vom Wege ab, das Pferd ſtürzt und ſie wandern zu Fuß weiter. Sie müſſen das Eis des Stromes paſſiren, doch beim Uebergang gerathen ſie in eine ausgehauene Stelle und ſinken, eng umſchlungen, hinunter in den kalten Tod.

Von den übrigen Figuren des Romans ſind hervorzuheben: der alte Diener des Doctors Eichenſtamm, Weinthal, ein „Halbdeutſcher“ von größter Natürlichkeit, Lelia's Großvater, Anna's Schweſter Marie, deren Tagebuch außerordentlich ergötzlich iſt, Adelheid Eichenſtamm, die Baronin Schweinsberg, Lehnhof u. A.

Auch in „Allein und Frei“ verweilt der Dichter mit beſonderer Vorliebe bei der Schilderung des Landlebens. Mit welcher Anſchaulichkeit behandelt er das Leben und Treiben auf dem Strom, an deſſen Ufern Heinz in ſeinen Knabenjahren ſich tummelt! Nicht unzutreffend vergleicht der Dichter ihn, der träge und behaglich dahinfließt und ſtatt Mühlen zu treiben und Maſchinen zu bewegen, ſich dem Genuß ſeines Daſeins hingiebt, mit den Anwohnern ſeiner Ufer. „Noch hat kein Deich Dich gelehrt, den Ueberfluß der Waſſerfülle zurück zu behalten für die Zeit der Waſſersnoth; aber ſie werden errichtet werden, dieſe heilſamen, unbequemen Dämme, ſie werden Dich einengen und die Bewohner Deiner Ufer, und dann wird man ſehen, welche Kraft in Euch beiden ſteckt!“

(Schluß folgt.)

Gedichte.

Von **Mia Holm** in Riga.

1.

März.

Im Wald der erſte Vogel ſingt,
Am Baum die erſte Knospe ſpringt,
Und erſtes Liebeslächeln bricht
Aus Deinem ſüßen Angeſicht; —
Und wann erſt Alles bunt und grün
Und hunderttauſend Blumen blüh'n,
Die Vöglein ihre Neſter bau'n —
Dann will ich Dich im Kranze ſchau'n,
Dann bring' ich Dir den Hochzeitsſtrauß,
Dann ſchmück' ich Dir mein ſonn'ges Haus,
Dann führen wir den Reigen,
Dann ſollſt Du ſein mein eigen!

2.

Im Schnee.

Wirbelnd fliegt in tollem Reigen
Junger Schnee in weißem Glanz —
Nicht Trompeten, Pauken, Geigen,
Winde ſpielen auf zum Tanz.

Meine Pulſe ſchneller ſchlagen,
Muß erkämpfen jeden Schritt —
Heiſa, wie die Flocken jagen!
Und mein Denken jaget mit.

Schön'res weiß ich nicht auf Erden,
Als durch Sturm und Schnee zu geh'n,
Als vor Kälte warm zu werden
Und vor Flocken nichts zu ſeh'n!

3.

Gedenkſt Du noch?

Gedenkſt Du noch der funkelnden
Glückſel'gen Sommernacht,
Die ich am See, am dunkelnden,
Allein mit Dir verwacht?

Am Himmelsbogen flimmerte
Der Sterne weißer Kranz —
In Deinen Augen ſchimmerte
Ein überird'ſcher Glanz.

Die weichen Winde kräuſelten
Das Haar Dir ſacht empor
Und gingen hin und ſäuſelten
Geheimnißvoll im Rohr.

Die fernen Blitze leuchteten
Herüber wunderbar,
Und ſtille Thränen feuchteten
Dein dunkles Wimpernpaar.

Die Lieb', die wonnegebende,
Berührte unſern Sinn —
Der Mond, der einſam ſchwebende,
Sah neidiſch auf uns hin.

Gedenkſt Du noch der funkelnden
Glückſel'gen Sommernacht,
Die ich am See, am dunkelnden,
Allein mit Dir verwacht?

4.

Sehnsucht.

So öde das Leben,
So ohne Glanz,
Verloren, verlaſſen,
Vergeſſen ganz.

Was ſollen mir Sonne
Und Sternenlicht!
Ich bange, verlange
Nach Deinem Geſicht.

Ich breite die Arme —
Wie biſt Du weit!
Umfange die Leere
In Traurigkeit.

Ich ſchwinde vor Sehnen,
Ich muß vergeh'n,
Noch eh' ich, mein Leben,
Dich wiedergeſeh'n.

5.

Wahrheit.

Es haſtet nach Luſt, es ringt um Genuß,
Um Liebesfreuden die Menge —
Nur Dich allein, Dich ſeh' ich nicht
Im fröhlichen Kampfgedränge.

„Ich jage nicht mehr nach täuſchendem Glück,
Ich ſuche Stille und Klarheit —
Mich reizt ein einz'ges Angeſicht:
Das ſtrenge Geſicht der Wahrheit."

6.

Auf ſchwankendem Stege.

Auf ſchwankendem Stege, vom Waſſer umrauſcht,
So hab' ich den Stimmen der Tiefe gelauſcht —
Sie ſangen und flüſterten leiſe
Verlockende Weiſe.

Sie ſangen: „Was grämſt Du Dich, närriſches Kind,
Gieb fort deinen Kummer den Wogen, dem Wind:
Die tragen ſo fröhlich von hinnen
Dein trauerndes Minnen.“

Ihr Geiſter der Tiefe, ihr rathet mir gut;
Doch ahnt ihr wohl nimmer, wie Liebe uns thut,
Und wie, was in ihr ſich gefunden,
Unlöslich gebunden.

Und ſchöner als Wonne iſt liebendes Leid,
Und ſüßer vereint einſt die Ewigkeit
Nach Kämpfen und quälenden Schmerzen
Entſagende Herzen.

7.

Das Schickſal.

Das Schickſal ſchleudert höhniſch lachend
Mir Blitz auf Blitz in's Angeſicht —
Ich trotze ſeinem wilden Grimme:
Ich beug' mich nicht, ich beug' mich nicht!

Ich weiß es wohl, es iſt gewaltig,
Zu Grunde muß ich endlich geh'n;
Doch bis zum letzten Athemzuge,
Schon ſterbend, will ich aufrecht ſteh'n.

8.

Ich!

Ich liebe des Donners erſchütternden Hall,
Des Stromes entfeſſelte Wuth;
Ich liebe die Waſſer mit ſtürzendem Fall,
Die zündenden Blitze, die Fluth.

Ich liebe in ihnen mit jauchzender Luſt
Die eig'ne verzehrende Gluth:
Trag' Blitze im Herzen und Sturm in der Bruſt
Und wallende Wogen im Blut.

Bin ſchäumendes Leben, das nimmermehr ruht,
Bin kühnes und kämpfendes Sein, —
Und biſt Du ſo zage und haſt Du nicht Muth,
So gehe und laß mich allein!

Attalea princeps.

Ein allegoriſches Märchen von **Wſewolod Garſchin.**

Autoriſirte Ueberſetzung aus dem Ruſſiſchen von **Florian Alm** in St. Petersburg.

In einer großen Stadt war ein botaniſcher Garten und in dieſem Garten — eine großmächtige Orangerie von Eiſen und Glas. Sie war wunderſchön: ſchlanke, gewundene Säulen trugen das ganze Gebäude; auf dieſe ſtützten ſich leichte verzierte Bogen, die mit einander durch ein wahres Spinngewebe von eiſernen Rahmen mit Glasſcheiben verbunden waren. Einen beſonders ſchönen Anblick gewährte die Orangerie, wenn die Sonne unterging und ſie mit purpurnem Lichte überſtrahlte. Dann ſtand ſie ganz in Flammen, rothe Reflexe kreuzten ſich und ſpielten wie in einem großen feingeſchliffenen Edelſtein.

Durch die dicken durchſichtigen Glasſcheiben gewahrte man die eingekerkerten Gewächſe. Und trotzdem daß die Orangerie ſehr groß war, hatten ſie es doch ſehr eng darin. Die Wurzeln verwickelten ſich in einander und raubten ſich gegenſeitig Trank und Speiſe. Die Zweige der Bäume verflochten ſich mit den großen Blättern der Palmen, bogen und brachen ſie und wurden ſelbſt gebogen und gebrochen, wenn ſie ſich wider die eiſernen Rahmen ſtemmten. Die Gärtner beſchnitten zwar fortwährend die Zweige und unterbanden die Blätter mit Drähten, damit ſie nicht in beliebiger Richtung wüchſen, aber das half wenig. Die Gewächſe bedurften eines breiten Raumes, bedurften der Heimatherde und der Freiheit. Zart und üppig hatten ſie die tropiſchen Länder, ihre Heimath, erzeugt; ſtets gedachten ſie ihrer und ſehnten ſich nach ihr. Denn ſo durchſichtig auch das Glasdach ſein mochte, — es war doch nicht der klare Himmel! Manchmal, im Winter, waren die Scheiben eingefroren, dann wurde es ganz dunkel in der Orangerie. Der Wind ſchlug pfeifend an die Rahmen und machte ſie erzittern. Flugſchnee bedeckte das Dach. Die Gewächſe ſtanden ſtill und horchten auf das Geheul des Windes und gedachten eines anderen Windes, eines warmen, feuchten Windes, der ihnen Leben und Geſundheit verlieh. Und ſie ſehnten ſich danach, daß ſein Hauch von Neuem ihre Aeſte wiegte und mit ihren Blättern ſpielte. Doch regungslos ſtand die Luft in der Orangerie; nur manchmal zerbrach der Winterſturm eine Glasſcheibe und dann flog ein ſcharfkalter Luftzug, mit Reif

untermischt, unter das Dach. Und die Blätter erbleichten, schrumpften ein und verwelkten unter seiner Berührung.

Doch die Scheibe wurde bald wieder eingesetzt. Der Director des botanischen Gartens war ein grundgelehrter Mann, der keine Unordnung duldete, obgleich er sich die meiste Zeit, mit einem Mikroskop bewaffnet, in einem besonderen gläsernen Häuschen beschäftigte, das in der Hauptorangerie angebracht war.

Unter den Gewächsen befand sich auch eine Palme, welche alle an Größe und Schönheit übertraf. Der Director gab ihr den lateinischen Namen Attalea. Doch dieser Name war nicht ihr Heimathname: die Botaniker hatten ihn erfunden, weil ihnen der wahre unbekannt war, und dieser fremde Name stand mit Ruß geschrieben auf dem weißen Brettchen, das man an den Stamm der Palme genagelt hatte. — Einst kam in den botanischen Garten ein Reisender aus jenem tropischen Lande, wo die Palme aufgewachsen; als er sie erblickte, lächelte er, weil sie ihn an seine Heimath erinnerte.

„Ei!“ sagte er, „ich kenne diesen Baum!“ Und er nannte ihn bei seinem eigentlichen Namen.

„Verzeihen Sie!“ rief ihm der Director zu, der eben in seinem Häuschen einen Stengel mit einem Rasirmesser zerlegte. „Sie irren. Einen solchen Baum, wie Sie ihn zu nennen beliebten, giebt es nicht. Das ist eine Attalea princeps, aus Brasilien.“

„Gewiß,“ antwortete der Brasilianer, „ich glaube Ihnen vollkommen, daß die Botaniker den Baum Attalea nennen; doch hat er auch seinen eigentlichen Namen.“

„Der eigentliche Namen ist der, den die Wissenschaft ertheilt!“ sagte trocken der Director und schloß die Thür seines Häuschens, damit er nicht gestört werde von Menschen, die es nicht einmal begreifen können, daß man schweigen und sich zufrieden geben müsse, wenn ein Mann der Wissenschaft etwas gesagt.

Der Brasilianer stand noch lange vor dem Baume, und es wurde ihm immer wehmüthiger zu Muthe. Er gedachte seiner Heimath, ihrer Sonne und ihres Himmels, ihrer üppigen Wälder mit den Wunderthieren und Wundervögeln, ihrer Prairien, ihrer entzückenden Nächte. Und er erinnerte sich, daß er nirgends das Glück gefunden, das ihm die Heimath geboten, obschon er die ganze Welt bereist. Er berührte mit der Hand die Palme, als wollte er Abschied von ihr nehmen und verließ den Garten, um schon am nächsten Tage mit dem Dampfschiff sich auf die Heimreise zu begeben.

Die Palme aber blieb. Es wurde ihr noch schwerer zu Muthe, obgleich sie auch bis dahin schwer litt. Sie fühlte sich ganz vereinsamt. Fünf Faden hoch erhob sie sich über den anderen Gewächsen, und diese Gewächse haßten sie, beneideten sie und nannten sie stolz. Doch dieser Wuchs bereitete ihr nur Schmerz; abgesehen davon, daß sie allein dastand, erinnerte sie sich auch am Besten des heimathlichen Himmels und sehnte sich am glühendsten nach ihm, weil sie in der nächsten Nähe des abscheulichen Glasdaches stand, welches ihr Ersatz für ihn bieten wollte. Durch dieses Dach schimmerte mitunter etwas Blaues; das war der

Himmel, ein fremder und blaſſer Himmel — aber dennoch war es ein echter, bläulicher Himmel! Und wenn die Gewächſe mit einander plauderten, ſchwieg die Attalea, trauerte und dachte daran, wie ſchön es wäre, ſelbſt unter dieſem blaſſen, aber freien Himmel zu wachſen.

„Sagen Sie, bitte, wird man uns denn bald begießen?“ fragte die Sago-Palme, welche ſehr die Feuchtigkeit liebte. „Ich werde, glaub' ich, noch heute eintrocknen!“

„Mich wundern Ihre Worte, Frau Nachbarin!“ ſagte ein dickleibiger Cactus. „Iſt Ihnen denn wirklich die große Waſſermenge zu klein, welche man täglich über uns ſchüttet? Sehen Sie mich an: ich bekomme nur ein geringes Maß und bin doch friſch und ſaftig.“

„Wir ſind nicht an Sparſamkeit gewöhnt,“ antwortete die Sago-Palme. „Wir können nicht in einer ſolch' trockenen und ſchlechten Erde wachſen, wie ein Cactus! Wir ſind an ein anſtändiges Leben gewöhnt! . . . Und außerdem, muß ich Ihnen ſagen, verbitt' ich mir Bemerkungen!“

Bei dieſen Worten fühlte ſich die Sago-Palme gekränkt und verſtummte.

„Was mich betrifft,“ miſchte ſich der Zimmetbaum in's Geſpräch, „ſo bin ich faſt zufrieden mit meiner Lage. Es iſt hier zwar ein wenig langweilig, aber ich bin wenigſtens verſichert, daß mir Niemand die Rinde ablöſen wird.“

„Nicht allen von uns wurde die Rinde abgelöſt“, ſagte der baumartige Farn. „Freilich, Vielen mag dieſer Kerker ein Paradies dünken nach der traurigen Exiſtenz, die ſie im Freien gefriſtet.“

Hier fühlte ſich der Zimmetbaum beleidigt und begann zu ſtreiten. Einige Gewächſe traten auf ſeine Seite, andere hielten es mit dem Farn, und nun begann ein heißes Wortgefecht. Hätten ſie ſich von der Stelle bewegen können, ſo würden ſie ſich beſtimmt geprügelt haben.

„Warum ſtreitet Ihr?“ fragte die Attalea. „Verbeſſert Ihr dadurch Eure Lage? Dieſer Zorn und Haß vergrößern nur Euer Unglück! Es wäre beſſer, Ihr ließet vom Streiten und beſchäftigtet Euch mit dem, was noth thut. Höret mich an: wachſet höher und breiter und ſtemmt die Aeſte gegen die Rahmen und Scheiben: die Orangerie wird zuſammenſtürzen und wir werden wieder frei ſein! Wenn ein Zweig ſich einzeln gegen die Scheibe ſtemmt, ſo wird man ihn natürlich abſchneiden; was aber vermag man gegen ein Hundert ſtarker und kühner Aeſte? Wir müſſen nur einmüthiger handeln, und der Sieg iſt unſer!“

Anfangs widerſprach Niemand der Palme; alle ſchwiegen und fanden keine Erwiderung. Endlich kam die Sago-Palme zu einem Entſchluß.

„Alles das ſind Dummheiten!“ ſagte ſie.

„Dummheiten! Dummheiten!“ riefen die Bäume und begannen nun durch einander der Attalea zu beweiſen, daß ihr Vorſchlag der pure Unſinn ſei. „Utopien! Nonſens! Aberwitz!“ riefen ſie. „Die Rahmen ſind ſtark und wir werden ſie nie zerbrechen; und wenn es uns auch gelänge — was haben wir davon? Mit Meſſern und Beilen wird man kommen, uns die Zweige abſchneiden, die Rahmen repariren — und Alles bleibt beim Alten. Man wird uns nur verkrüppeln! . . .“

„Nun, wie Ihr wollt!“ antwortete die Attalea. „Jetzt weiß ich, was ich zu thun habe. Ich laſſe Euch in Ruhe: lebt, wie Ihr wollt, zankt mit einander, ſtreitet über den Waſſerbedarf und bleibt ewig unter dieſer Glaskuppel. Ich werde auch allein meinen Weg finden und es erreichen, den Himmel und die Sonne nicht nur durch dieſes Gitter und dieſe Scheiben zu ſchauen!“

Und die Palme blickte ſtolz mit ihrem grünen Haupt auf den Wald der Genoſſen, der ihr zu Füßen wuchs. Niemand wagte eine Entgegnung; nur die Sago-Palme ſagte leiſe zu ihrer Nachbarin, der Cicas:

„Nun, wir wollen ja ſehen, wie man dir deinen Dickkopf abſchneiden wird für deinen Hochmuth, hoffährtiges Ding!“

Die Uebrigen ſchwiegen zwar, aber ſie grollten dennoch der Attalea für ihre ſtolzen Worte. Nur ein unbedeutendes Gräschen zürnte ihr nicht und fühlte ſich von ihren Reden nicht beleidigt. Es war das kümmerlichſte und unſcheinbarſte Gräschen unter allen Gewächſen der Orangerie: locker, blaß, kriechend, mit welken dicken Blätterchen. An ihm war nichts Bemerkenswerthes und es wurde in der Orangerie nur zu dem Zwecke gehalten, um mit ihm die nackte Erde zu verdecken. Es umſchlang den Fuß der großen Palme und es ſchien ihm, als habe die Attalea Recht. Die tropiſchen Länder waren ihm fremd, aber es liebte auch Licht und Freiheit. Die Orangerie ſchien auch ihm ein Kerker zu ſein. „Wenn ſchon ich, ein unbedeutendes welkes Gräschen, ſo leiden muß ohne meinen grauen Himmel, ohne die blaſſe Sonne und den kalten Regen — was muß erſt dieſer freiheitberaubte, prächtige und gewaltige Baum empfinden?“ So dachte es und ringelte ſich zärtlich und ſchmeichelnd um die Palme. „Warum bin ich kein großer Baum? Ich würde dem Rathe Folge leiſten. Wir würden zuſammen wachſen und zuſammen uns befreien. Dann würden die Anderen auch ſehen, daß die Attalea Recht hatte.“

Doch es war kein großer Baum, ſondern nur ein ſchmächtiges und welkes Gräschen. Es konnte ſich nur noch zärtlicher an den Stamm der Attalea ſchmiegen und ihr liebeflüſternd zum Unternehmen Glück wünſchen.

„Freilich, hier iſt es lange nicht ſo warm, unſer Himmel iſt nicht ſo klar, der Regen nicht ſo ergiebig wie in Ihrer Heimath — doch auch wir haben Himmel, Sonne und Wind. Wir haben keine ſo üppigen Gewächſe mit ſo großen Blättern und prächtigen Blüthen wie Sie und Ihre Kameraden — doch auch bei uns wachſen ſehr ſchöne Bäume: Fichten, Tannen und Birken. Ich bin ein ſchmächtiges Gräschen und werde mir nie die Freiheit erzwingen, Sie aber ſind ſo groß und ſo ſtark! Ihr Stamm iſt hart, und es währt nicht lange, ſo ſind Sie bis zum Glasdach gewachſen. Sie werden es durchbrechen und in Gottes freie Welt treten. Dann werden Sie mir erzählen, ob es draußen noch immer ſo ſchön iſt, wie dereinſt. Auch damit werde ich zufrieden ſein!“

„Warum, mein Gräschen, willſt Du denn nicht mit mir dieſen Kerker verlaſſen? Mein Stamm iſt hart und ſtark: ſtütze Dich auf ihn, winde Dich an ihm empor. Es koſtet mich gar keine Mühe, Dich zu tragen.“

„Nein, wie ſollt' ich! Sehen Sie nur, wie welk und ſchwach ich bin: ich kann ja nicht einmal eines meiner Zweiglein erheben. Nein, ich bin Ihnen kein Kamerad. Wachſen Sie und werden Sie glücklich! Nur um Eins bitt' ich: wenn Sie frei ſein werden, ſo gedenken Sie mitunter Ihres kleinen Freundes!"

Nun begann die Palme zu wachſen. Auch früher bewunderten die Beſucher der Orangerie ihren mächtigen Wuchs, ſie aber ſchoß von Monat zu Monat mehr und mehr in die Höhe. Der Director des botaniſchen Gartens ſchrieb dieſes ſchnelle Wachsthum der guten Pflege zu und war ſtolz auf ſeine Kenntniſſe, mit denen er die Orangerie gebaut, und auf ſeine Leitung.

„Ja, betrachten Sie mal die Attalea princeps!" ſagte er. „Solche Prachtexemplare ſind ſelbſt in Braſilien ſelten anzutreffen. Wir haben all' unſer Können daran geſetzt, daß die Gewächſe im Treibhauſe ebenſo gedeihen, wie im Freien; und unſer Streben krönt, wie mir ſcheint, einiger Erfolg!"

Dabei ſchlug er mit zufriedener Miene an den Baum mit ſeinem Spazierſtöckchen, und hell hallten die Schläge in der Orangerie wider. Die Blätter der Palme erzitterten unter dieſen Schlägen. O, wenn ſie ſtöhnen könnte, welch' einen Klagelaut würde der Director vernommen haben!

„Er bildet ſich ein, daß ich zu ſeinem Vergnügen wachſe!" dachte die Attalea. „Mag er's!"

Und ſie entzog alle Säfte ihren Blättern und Wurzeln und wuchs und wuchs. Manchmal ſchien es ihr, als habe ſich der Raum zwiſchen ihrer Krone und dem Dache nicht verkleinert. Dann ſtrengte ſie alle ihre Kräfte an. Die Scheiben näherten ſich mehr und mehr — und endlich berührte ein junges Blatt das kalte Glas und das Eiſen.

„Seht, ſeht," riefen die Gewächſe, „wohin ſie gekommen iſt!"

„Wie ſie gewachſen iſt!" ſagte der baumartige Farn.

„Und was iſt dabei! Ja, wenn ſie eben ſo dick werden könnte, wie ich!" ſagte die Cicas, deren Stamm den Umfang eines kleinen Faſſes hatte. „Mag ſie ſich recken! Sie wird doch Nichts ausrichten! Das Eiſen iſt ſtark und das Glas iſt hart."

Noch ein Monat verging. Die Attalea wuchs ununterbrochen. Endlich ſtemmte ſie ſich feſt gegen die Rahmen. Weiter zu wachſen war unmöglich. Da begann der Stamm ſich zu beugen. Seine blätterreiche Krone wurde zerzauſt, die harten Eiſenſtäbe ſchnitten in die zarten, jungen Blätter und verunſtalteten ſie — aber der Baum blieb ſtandhaft und ſchonte ſich nicht und ſtemmte ſich gegen die Rahmen — und die eiſernen Rahmen begannen nachzugeben.

Das Gräschen verfolgte geſpannt das Ringen und zitterte vor Erregung.

„Sagen Sie, thut es Ihnen denn gar nicht weh? Wenn die Rahmen ſo feſt ſind, ſo wäre es vielleicht beſſer, abzulaſſen?" fragte ſie die Palme.

„Weh? Was heißt weh, wenn ich frei ſein *will*! Haſt Du nicht ſelbſt mich dazu ermuthigt?" antwortete die Palme.

„Ja, ich habe Sie ermuthigt, aber ich wußte nicht, daß es ſo ſchwer fallen würde. — Ich habe Mitleid mit Ihnen; Sie leiden ſo ſehr!"

„Schweige, ſchwaches Gewächs! Ich bedarf Deines Mitleids nicht Ich ſterbe oder werde frei!“

Und in dieſem Augenblicke ertönte ein heller Schlag. Die dicke eiſerne Verbindungsſchiene brach. Glasſplitter fielen klirrend nieder. Einer von ihnen ſchlug auf den Hut des Directors, welcher eben die Orangerie verließ.

„Was iſt das?“ rief er zuſammenfahrend und ſah die Glasſtücke durch die Luft fliegen. Er ſprang zur Seite und blickte auf das Dach. — Ueber der Glasdecke ragte ſtolz die grüne Krone der Attalea princeps.

„Und das iſt Alles?“ dachte ſie. „Und deshalb hab' ich ſo lange gelitten, danach mich geſehnt? Und das zu erreichen war mein höchſtes Ziel?“

Es war Spätherbſt. Feiner Regen, mit Schnee untermiſcht, rieſelte herab; der Wind trieb die niedrig hangenden flockigen Wolken, und es ſchien der Palme, als würde ſie von ihnen ergriffen. Die Bäume umher ſtanden ſchon entlaubt, verunſtalteten Leichnamen gleich; nur die Fichten und Tannen hatten ein dunkelgrünes Gewand. Finſter blickten die Bäume auf die Palme. „Wirſt erfrieren!“ ſchienen ſie zu ſagen. „Du kennſt nicht den Froſt! Du verſtehſt nicht zu dulden. Warum verließeſt Du Dein warmes Heim?“

Und die Attalea begriff, daß nun Alles für ſie verloren ſei. Kalt durchrieſelte es ſie. Sollte ſie wieder unter das Dach zurückkehren? Sie konnte es nicht mehr! Sie mußte ſtehen bleiben im kalten Winde, mußte die ſcharfe Berührung ſeines Flugſchnees empfinden, mußte den grauen Himmel anſehen, die bettelarme Natur, den ſchmutzigen Hinterhof des botaniſchen Gartens, die große, trüb durch Nebel ragende Stadt, und mußte abwarten, was die Menſchen an ihrem Fuße mit ihr zu thun beſchlöſſen.

Der Director gab den Befehl, den Baum abzuſägen. „Man könnte zwar über der Krone eine beſondere Glocke anbringen, doch was wird's helfen? Sie wird weiter wachſen und ſie zerbrechen. Und zudem wird es zu viel koſten! — Abſägen!“

Und die Palme wurde mit Seilen angebunden, damit ſie beim Fall nicht die Wände der Orangerie einbreche, und ganz unten, faſt an der Wurzel, durchgeſägt. Das Gräschen, welches den Stamm umwunden hatte, wollte von ſeinem Freunde nicht laſſen und gerieth gleichfalls unter die Säge. Als die Palme aus der Orangerie geſchleppt worden war, hafteten am abgeſägten Stumpfe zerfetzte Stengelchen und Blätterchen.

„Fort mit dem miſerablen Ding!“ ſagte der Director. „Iſt ſchon verwelkt und hat zu ſehr von der Säge gelitten. Pflanzt hierher etwas Friſches!“

Einer von den Gärtnern entriß geſchickt mit der Schaufel dem Boden einen Arm voll Schlinggras. Er ſchleuderte es in einen Korb, brachte es auf den Hinterhof und warf es gerade auf die im Schmutz liegende, ſchon halb eingeſchneite, todte Attalea princeps.

Aus der Hauptstadt.

Prinz „Carneval“ und die „Butterwoche“. — St. Petersburger Maskenfeste und der Kostümball der französischen Colonie. — Der Gesprächsstoff des Residenzlers. — Ostrowski und eine Kaiserliche Pension. — Rubinsteins „Nero“ und der „Kwaß-Patriotismus“ in der Kunst. — Die Gemälde-Ausstellung des Prof. Klever und des Akademikers Ssudkowski.

St. Petersburg, Mitte Februar.

Prinz Carneval ist da, und der Petersburger schickt sich an, ihn würdig zu empfangen.

Prinz Carneval! Wie das verheißungsvoll klingt! Längst geschwundene Erinnerungen an die Frühlingssonne Italiens, an die ewige Stadt am Tiberstrom und an die Re Toledo Neapels mit ihrem rastlosen Treiben und Drängen, ihrem schelmischen Kichern und Nicken geheimnißvoller Masken, ihrer rauschenden Musik und der Farbenpracht im Vollbewußtsein heitersten Lebensgenusses hin- und herwogender malerischer Volksmassen — Erinnerungen an den Süden Frankreichs und seine Fischer- und Weinbauer-Bevölkerung am mondlichtgetränkten Meeresgestade und auf kleinen Felseninseln und an das palmenumrauschte Nizza und Bordighera und an die hochragende Burg des Spielteufels in Monte-Carlo — Erinnerungen an die Faschingsfreuden der „einzigen“ Kaiserstadt an der blauen Donau und an den «boeuf gras» in der republikanischen Metropole an der Seine und an das Narren-Interregnum im alten Köln am Rhein mit seinen hundert „Kapellen und Kirchen“ und in der jüngsten Weltstadt an der Spree: wie wechselvoll, wie farbenreich, wie sinnberückend sind diese Bilder und Erinnerungen, die der Name des „Prinzen Carneval“ wachruft, jetzt, wo er auch bei uns, an der Newa, seinen Einzug wieder hält. . . .

Du lieber Himmel! ist das denn derselbe schellenrasselnde, freudestrahlende, ausgelassene, schelmische, herzige Geselle, wie er in unserer Erinnerung unvergänglich fortlebt mit des Südens Sonnenglanz und Farbenpracht und Blüthenduft? Wir schauen näher hin und — der schlanke Carneval hat sich verwandelt in die buttertriefende, breitspurig und schwerfällig einherwatschelnde „Masslјaniza“ mit fettglänzendem feisten Gesichte und leichtem Fuselдunst. Und prosaisch, schal, farblos und materiell, wie ihr Name, verläuft auch unsere Carnevalszeit in der Regel. . . .

Vor dreißig bis vierzig Jahren, da war es auch bei uns, die wir unter dem 60. Breitengrade ein fröstelndes, alkoholbedürftiges Dasein führen, noch anders; heute ist es im Inneren des Reiches, auch wohl noch in Moskau, so geblieben, wie es damals in der jüngeren Residenz aussah. Aber jetzt ist hier so ziemlich alles nationale Gepräge und jedes naturwüchsige Treiben der Lust und Freude so gut wie geschwunden; es fehlen die charakteristischen Merkmale, die z. B. das Osterfest auch noch in unseren Tagen als eine ganz besondere Festzeit erscheinen lassen und selbst hier noch, in unserem kosmopolitischen St. Petersburg, mit seiner polyglotten Bevölkerung. . . .

Meist herrscht in der Butterwoche ein unangenehmes Thauwetter; in ungeheueren Schmutzlachen spiegelt sich ein bewölkter Himmel; häufiger als sonst begegnet man „seligen Knaben", in Kreisbewegungen sich nähernd; zahlreicher als gewöhnlich sieht man die Diener des Bacchus-Cultus in ihrer schwindelerregenden Verzückung einen Stützpunkt suchen an der regennassen Mauer, oder in stummer Verehrung und süßem Selbstvergessen vor der Schwelle des Tempels liegen, der ihrem Cultus errichtet ist auf Schritt und Tritt; unvorsichtiger und dreister noch als zu anderen Zeiten ist der Iswoschtschik, und der Fahrgast hat nur die Genugthuung, daß in dieser Woche auch der Rosselenker sein Theil am Aerger zu verschlucken hat: wimmelt es doch geradezu allenthalben von den nahezu zweitausend aus den umliegenden finnischen Dörfern zur Stadt gezogenen zeitweiligen Fuhrleuten mit ihren kleinen Schlitten und flinken Pferdchen, die, von Allen verlacht, gestoßen, geschimpft und doch von Allen gesucht und benutzt — denn das ist auch so eine Modesache — pfeilschnell sich ihren Weg suchen, hier in eine Pfütze hineinplantschend und die Vorübergehenden und Fahrenden bespritzend; dort einem anderen Gefährt kühn den Curs schneidend; da einen steifen, eigentlich schon dem Schlachtmesser des Tataren verfallenen Gaul fast zu Sturz bringend, oder die Räder eines vorüberdonnernden Wagens mit den Flügeln des Schlittchens verhäkelnd und dazu in einem fort in ihrem finnisch-russischen Kauderwelsch lamentirend und raisonnirend. . . .

Da haben Sie so ein Stückchen Straßenleben aus der „Butterwoche", und an dem Bilde wird nur wenig geändert, wenn das Thermometer nicht über Null, sondern 10 bis 15 Grad darunter steht. . . .

Freilich, wie der behäbige, wohlbeleibte „Kupez" mit Kind und Kegel hinauspilgert auf das „Marsfeld", wo er den kleinen Handwerker und den Soldaten, die Köchin und die Nähterin, den Tagelöhner und den Taschendieb, den Fabrikarbeiter und den Bettler findet, so fährt und geht auch die Beaumonde und die niedere und höhere Bureaukratie auf den Riesenplatz, wo fünf bis sechs große Theater, die erst in den allerletzten Jahren ein etwas gewählteres Repertoir — aus Volksstücken und Ausstattungspièceen mit nationalem Hintergrunde bestehend — aufzuweisen haben, und eine Menge von kleineren Bretterbuden, Balagans, stehen, in denen alles Mögliche und Unmögliche gezeigt wird; wo zwischen Theehäusern und Bierzelten, Eisrutschbergen, Carrousels und Schaukeln aller Art,

Tabuletkrämer, Händler mit Eis und Naschwaaren und namentlich und vor Allem die Blini-Bäcker sich umherdrängen und stoßen in der buntgewürfelten Masse, und wo an den letzten Tagen der „Butterwoche", in den Stunden vor Sonnenuntergang wirklich ein reges, buntes Treiben herrscht. Aber es ist doch nichts Naturwüchsiges, keine echte, rechte, selbstvergessene Freude. Der Mehrzahl sieht man es an, daß sie blos so „mitmacht", weil sie's von Jugend an nicht anders gewohnt ist, und die Tausende von Menschen und Fuhrwerken, denen man in den zum Marsfelde führenden Straßen und auf dem Newski-Prospect und anderen großen Verkehrsadern begegnet, nehmen sich in der Regel so aus, wie die Statisten unserer Hoftheater — als ginge sie die ganze Geschichte herzlich wenig an. . . .

Mit überladenem Magen, wüstem Kopfe, übernächtigten Augen und leerem Beutel wird dann der Montag der großen Fastenwoche begonnen: man hat sich freilich nicht sonderlich amüsirt, aber, Gott sei Dank, recht viel Geld ausgegeben und — glücklich wieder einmal die „Butterwoche" überstanden.

* * *

Steigen wir aus der Mitte des Volkes hinauf in höhere Kreise, in die Sphäre der eigentlichen „Gesellschaft", wenden wir uns vom Straßenleben dem Salon- und Theaterleben zu — so verliert die „Butterwoche" noch mehr an eigenartigem, reizvollem Gepräge. Und hier aus einem anderen Grunde. Denn, wie schon früher bemerkt wurde — die große Welt anticipirt die Rechte der Carnevalswoche weit früher und erklärt dieselbe in Permanenz schon ein bis zwei Monate vorher, so daß, wenn sie nun endlich wirklich angebrochen ist, sie sich von den hinter ihr liegenden Wochen — wenn wir von den opulenten Blini-Frühstücken absehen — qualitativ gar nicht unterscheidet. Nur daß man das schon gewohnte Leben voll Amüsement noch gründlicher auszukosten bemüht ist und daß der Vergnügungsstrudel, in dem man sich schon Wochen lang herumgewirbelt hat, noch größer, noch gewaltiger wird.

Im Uebrigen würden wir aber auch hier wahre Faschingslust und frische Carnevalsfreude vergeblich suchen.

Daß diese unserer Bevölkerung fern liegen, das tritt besonders auch bei all' den großen öffentlichen Kostümfesten, Bällen und Maskeraden zu Tage, die, meist zu Wohlthätigkeitszwecken, in der Zeit zwischen Weihnachten und den Großen Fasten in Theatern, Clubs und sonstigen Sälen fast allwöchentlich veranstaltet werden.

Aeltere Petersburger, deren frische Erinnerungen noch bis in die vierziger Jahre zurückreichen, wissen ein anderes Lied zu singen. Wie belebt und bewegt von natürlichem Frohsinn waren z. B. die damaligen großen Maskenbälle im Opernhause („Großen Theater"), denen Kaiser Nikolai I. und der gesammte Hof regelmäßig beizuwohnen pflegten und denen manche noch heute im Munde der Leute coursirende interessante Anekdote ihren Ursprung verdankt!

Was ist von jenen Maskenfreuden nachgeblieben? Nichts — als der Name!

Sonst treiben nur Langeweile und Geschäftsmacherei gewisser Art ihr Wesen dort so gut, wie auf den Kostümbällen, die verschiedene Clubs und Privattheater bisweilen arrangiren.

Eine Ausnahme bilden vielleicht nur die Feste, die die hiesige französische Colonie zum Besten ihrer Wohlthätigkeitsanstalten seit einer Reihe von Jahren in dieser Zeit veranstaltet.

Diese immer wieder angestellten Versuche, eine glückliche Vermählung zuwege zu bringen zwischen dem französisch-italienischen Carneval und der „Schirokaja Massljaniza“ erreichen wenigstens den Hauptzweck: gründlich viel Geld einzubringen. Unter 10,000 Rbl. Netto macht sich die Sache schon nicht. Doch geht im Uebrigen auch aus dieser Verbindung nur ein Zwitterding hervor von einer in prächtig decorirten Räumen bunt zusammengewirbelten Menge, die nach einigen Tausenden zählt und von der weitaus die — c'est bien le cas de le dire — „erdrückende“ Majorität die offenkundige Absicht zeigt: „wir wollen uns zu amüsiren suchen!“, während ein paar Hundert in selbstschmeichlerischem Bewußtsein: „wir wollen und sollen die Anderen amüsiren!“ ihrer selbstgewählten oder aber auch für Geld und gute Worte übernommenen Pflicht nach Kräften schweißtriefend zu genügen trachten in der unharmonischen Lichtsymphonie von Gasflammen, Stearinkerzen und Eddisonschen Glühstäbchen, bei einer Temperatur von + 25—30° R., die von unzähligen, fast berauschend wirkenden Parfums und Ausdünstungen aller Art geschwängert ist, inmitten eines Meeres von Dominos und schwarzen Fracks, sternblinkenden, goldstrotzenden Uniformen und einigen Charaktermasken, schneeweißen Schultern und Nacken und glühenden Augenleuchtens, und inmitten eines kärglich zugemessenen Raumes von 2 Fuß im Geviert pro Person. . . .

Aber Eins muß man den Franzosen lassen: sie verstehen — ganz abgesehen von dem guten Klang, den alles Pariserische hier hat — es wirklich meisterhaft, immer wieder das Interesse für ihre Feste zu wecken, die Affiche auf's Lockendste zusammenzustellen und mit ihren «Carneval de Nice» oder «Kermesse de Paris» oder wie sonst das Fest gerade getauft werden mag, auch Etwas zu bieten. Sie sind Meister in der Decoration und wissen dem Riesensaal der „Adelsversammlung“ immer wieder ein ganz apartes, reizvolles Aussehen zu geben; kleine Ballets und allegorische oder humoristische Aufzüge, Preisschießen und improvisirte Auctionen, Preisvertheilungen für die besten Charakter-Kostüme und die geschmackvollsten Toiletten, Allegri-Lotterien und trefflich besetzte Buffets — das Alles bringt Abwechselung in das Programm; und dazu kommen die Blumenkiosks und Champagnerzelte und Eisgrotten, in denen die beliebtesten Damen der französischen Bühne, der Ballettruppe und des Operettentheaters die liebenswürdigsten Honneurs machen und kleine Berge von Creditscheinen anhäufen. Und zwischen dicht umstandenen, interessanten Verkaufsständen, wo Frauenlächeln und Eitelkeit, Augenspiel und Renommage mit einander wetteifern «pour ces chers pauvres», da ziehen sich längs den Säulengängen des Saales die eben-

falls reich decorirten, improvisirten Logen hin, in denen dicht verschleierte oder maskirte Damen der Beaumonde und hohen Aristokratie geheimnißvollen Cercle abhalten, assistirt von einer Suite glänzend uniformirter oder schwarzbefrackter Würdenträger und solcher, die es werden wollen. . . .

Und so freut sich gar Mancher immer wieder, wenn die gewaltigen rothen Affichen das bevorstehende Fest ankündigen, und Tausende finden sich, die es um den Preis von 5 Rbl. pro Billet immer wieder mitmachen.

Hier trifft man nun wirklich einmal «tout Pétersbourg»; die «crême» und die Molken der Gesellschaft, goldene Kälber und milchende Kühe, den Wolf im Schafskleide und das Schäfchen im Wolfskleide, Betrogene und Betrüger; Alles, was lebt und leben läßt, und Alles, was verlebt ist und abgelebt hat; sehr Hochgestelltes und Nullen in gesellschaftlicher Beziehung, Ehrbares und Unehrbares, himmlische Naivität und verderbteste Raffinirtheit. . . . Getanzt wird so gut wie gar nicht, und die beiden prächtigen Orchester spielen in der Regel nur 30—40 gemietheten und auf Kosten des Festcomités kostümirten Paaren auf, in deren Kreis nur selten ein hoffnungsvoller Coiffeurgeselle mit einer schüchternen Modistin hineintritt. Aber an Leben und Bewegung fehlt es darum doch nicht, so weit das in dieser „drangvoll fürchterlichen Enge" überhaupt möglich ist und so weit der Petersburger hierfür befähigt ist.

Und obzwar alle mögliche Welt hier so auf das Bunteste zusammengewürfelt ist, so ist der Ton doch immer ein anständiger und die Form wird nie verletzt.

Die Maske stellt Alle gleich, aber Niemand steigt dabei eine Stufe hinunter; was nicht mehr tiefer sinken kann in der Gesellschaft, oder was die Fähigkeit verloren hat, sich wieder dauernd hinaufzuschwingen, das thut es wenigstens in diesen Stunden. Man zählt sich unter dem Domino und dem Kostüm offenbar wieder zu den anständigen Menschen, und was das Leben vielleicht für immer dem Gesichte aufgeprägt hat, das verdeckt die schwarze Halbmaske, der Spitzenschleier. . . .

In diesem Jahre war das Fest der französischen Kolonie ein ganz besonders glänzendes; namentlich was die Frequenz betrifft. In der Nacht von dem 27. auf den 28. Januar füllten über 6000 Personen den Saal der Adelsversammlung und die anstoßenden Salons; Glieder des Kaiserhauses beehrten die „Pariser Kirmeß" mit ihrem Besuche, das diplomatische Corps — darunter die Botschafter General Appert, Graf Greppi, Schakir-Pascha — die Generalität, das Gardeoffiziercorps, die Finanzaristokratie, die Damen der Großen Welt — das Alles war sehr zahlreich vertreten und der materielle Erfolg des Unternehmens ein überaus reicher.

Wie es heißt, beabsichtigt nunmehr eine russische Wohlthätigkeitsanstalt zum Schlusse der „Butterwoche nach diesem Vorbilde ein ähnliches Fest zu veranstalten, das aber ein durchaus nationales Gepräge tragen und in seiner Gesammtheit eine „Masslianiza" aus dem vorigen Jahrhundert insceniren und zu neuem Leben erwecken soll — für wenige Stunden. Vielleicht gelingt es und

läßt ſich nachmals dieſes kurze Stundenleben in proſaiſch nüchterne und trockene, aber recht bedeutſame Geldzahlenreihen überſetzen.

* * *

Wenige Stunden nur! Und doch wird lange vorher von dem, was ſie bringen, und einige Tage nachher von dem, was ſie gebracht, geredet. Aber mehr auch nicht. Das Bevorſtehende intereſſirt uns ſtets mehr, als das Vergangene, und die Millionenſtadt hat herzlich wenig Zeit und Luſt, ſich mit dem zu beſchäftigen, was hinter ihr liegt. Neues, nur immer Neues her für den Moloch der allgemeinen Converſation und je Heterogeneres — deſto beſſer! Das «nulla dies sine linea» des Apelles lautet in unſerer Ueberſetzung: „Kein Tag ohne einen neuen Geſprächsſtoff.“ Und es iſt ſchier unglaublich, was in dieſer Beziehung conſumirt wird. Wovon man in den Kreiſen einer kleinen Stadt Wochen und Monde zehren kann, das wird hier ſo zwiſchen Diner und Souper zu Grabe getragen, und was für jene ein Ereigniß iſt, das gilt dem Reſidenzler für ein intereſſantes Epiſödchen.

Wovon hat St. Petersburg nicht Alles geſprochen, ſeitdem ich meine letzte Plauderei abſchloß!

Anna Judic und Conſtant Coquelin — die Namen haben heute faſt einen mythiſchen Klang; der Prozeß Roſſiſzi und die Vereſchtſchaginſche Bilderausſtellung — ſie muthen Einen wie etwas Sagenhaftes an, und wenn ich in dieſem Augenblicke einen der 6000 Beſucher des franzöſiſchen Wohlthätigkeitsfeſtes fragen wollte, wie er ſich amüſirt, ſo würde er vermuthlich ſehr erſtaunt dreinſehen und nicht recht wiſſen, wovon ich ſpreche: „Ja ſo — der Ball vom 27. Januar — das iſt ja ſchon eine ganze Ewigkeit her! . . .“

Aber immerhin giebt's Einiges, was ſelbſt den St. Petersburger längere Zeit hindurch zu intereſſiren vermag und nicht ſo bald ad acta gelegt wird und das, wenn es auch allmählich von der Bildfläche des allgemeinen Intereſſes und Geſpräches verſchwindet, in einzelnen Kreiſen wenigſtens ein längeres Daſein friſtet.

An der Hand der Preſſe beſchäftigte man ſich eine Zeit lang mit dem incident Potechin in unſerer Duma, mit dem Manne des Januskopfes, der heute mit friedlichem Ausdruck den Rath der Stadtväter vertrauenerweckend anblickt als Stadtverordneter und einer der Ihren und morgen mit grimmiger Miene der Commune entgegentritt als Vertreter der Waſſerleitungs-Geſellſchaft im Proceſſe dieſer contra Stadt. Doch er hat ſeine Doppelrolle ausgeſpielt und ſein Mandat niedergelegt; das Advocatenbarreau öffnete ihm die Augen, und Herr Potechin verzichtete auf die öffentliche Vertrauensſtellung, denn er ſah nun auf einmal klar, daß es — vortheilhafter wäre, mit der Duma nur als Rechtsanwalt der Waſſerleitungs-Geſellſchaft zu thun zu haben. Und damit hatte das Gerede ein Ende. . . .

Dagegen giebt's auf dem Gebiete des Theaters Manches, von dem wohl noch geſprochen wird. Ich meine nicht das Gaſtſpiel des jungen „intereſſanten“ Arme-

niers Adamjan, eines Zöglings des Pariser Conservatoriums, der heute mit theaterbegeisterten armenischen Kaufleuten und ihren Damen „Hamlet“ in armenischer Sprache zur Aufführung bringt und morgen den Armand aus der „Cameliendame“ Dumas' französisch giebt mit einer russisch sprechenden Clubtruppe. . . . Auch von dem bevorstehenden Abschiedsbenefiz unserer Primaballerina Frau Wasem, die, im Zenith ihres weltbekannten Ruhmes stehend, sich nach 20jährigem Dienste im Tempel Terpsichorens ins Privatleben zurückzieht, wurde nicht so viel gesprochen, als sich annehmen ließe, wohl weil unsere Balletomanen ihren Ohren und der Hiobspost noch nicht so recht trauen wollten.

Aber der Name A. N. Ostrowski's ist noch in aller Leute Mund und wirds noch lange sein. Während sein Bruder M. N. Ostrowski von Jugend auf die Carrière des Staatsdienstes ergriff und, eine Staffel der bureaukratischen Leiter nach der anderen erklimmend, heute Staatssecretair und Domänenminister ist, schlug A. N. Ostrowski eine andere Laufbahn ein, an deren Endpunkte er als der bedeutendste russische Dramatiker anlangte. Um Hauptes Länge überragt der Veteran unserer Bühnendichter seine Collegen alle, und keiner von ihnen erfreut sich beim Volke selbst einer solchen Popularität wie er. Im Laufe der vierzigjährigen Periode, die uns von Gogol trennt, hat er allein zur Hälfte wohl das Repertoir des russischen Theaters getragen auf seinen machtvollen Schultern: armselige Zustutzungen französischer Zugstücke, eine Schaar ephemerer Dichtungen von oft recht fragwürdigem Werthe, einige wenige Werke von A. Potechin, Pissemski, Awerkjew, Schpashinski — das ist Alles, was die russischen Dramatiker gegenüber den 43 Comödien und Dramen ihres Altmeisters, von denen einige über 100 Vorstellungen erlebt haben, in die Waagschale werfen können, ohne daß sie dabei das Uebergewicht erlangen. Freilich bedingt das eine gewisse Einseitigkeit des russischen Repertoirs und die Leistungsfähigkeit Ostrowskis selbst hat unter dem Mangel fruchtreicher Concurrenz sicher gelitten: er hat sich in seinem Gestalten- und Ideenkreise verfangen und findet keinen Ausweg aus ihm, wenn — er ihn überhaupt sucht. Und seine Nachbeter folgen ihm darin und überfluthen die Bühne mit Sittenbildern aus der Mitte der Moskauer „Kupetschestwo“ und des subalternen Tschinownikthums, ohne aber an die kraftvolle, realistische Charakterzeichnung Ostrowskis heranreichen und ohne so im nationalen Geiste schaffen zu können wie er, und dabei wird bei ihnen zur Manier, was dort dichterische, wenn auch einseitige Intuition ist.

Seit 1855 ist fast in jedem Jahre eine Novität von Ostrowski inscenirt worden, während daneben eine Reihe älterer Stücke, namentlich das erschütternde Drama „Grosa“ mit der Paraderolle der Katharina für alle russischen Primadonnen, fortlaufend sich auf dem Repertoir erhalten. Auch in diesem Winter gab es ein neues Schauspiel von ihm: «Безъ вины виноватые» („Die schuldlos Schuldigen“), das die alte Frage von den illegitimen Kindern behandelt und mit vielem Beifall aufgenommen wurde.

Aber das Alter naht mit schnellen Schritten. Wird der heute bereits

62jährige Dichter noch lange ſchaffen können? Und wenn nicht — was dann? Denn Ruhm hat ſich Oſtrowki wohl erworben, aber kein Vermögen.

Doch Hilfe iſt ihm geworden — von ſeinem Herrn und Kaiſer geworden: Nachdem Se. Majeſtät im vorigen Jahre bereits durch ein Geſetz, das den dramatiſchen Autoren an Stelle des früheren einmaligen höchſt armſeligen Honorars von 15 bis 25 Rbl. pro Act eine fortlaufende Tantième von dem Ertrage der Aufführung ihrer Stücke bewilligt, dafür Sorge getragen hat, daß die jüngere Generation unſerer Bühnendichter getroſt in die Zukunft ſchauen kann; nachdem durch Verleihung des Wladimir-Ordens 4. Klaſſe an den Veteran der Moskauer Schauſpieler, Sſamarin, mit einem alten, übrigens auch in Frankreich jetzt erſt beſeitigten Vorurtheil gebrochen wurde, iſt nunmehr zum erſten Male auch durch einen Kaiſerlichen Willensact einem Dichter und Schriftſteller als ſolchem, der nie im Dienſte geſtanden und überhaupt in gar keiner officiellen Stellung ſich befand, der gar keine Titel und Würden beſitzt, als die, die er ſich im Herzen und Munde ſeines Volkes erworben hat, eine reiche Unterſtützung geworden. Auf Allerhöchſten Befehl wird A. N. Oſtrowſki fortan eine Jahrespenſion von 3000 Rbl. beziehen. Fürwahr, eine ſchöne und edle Kundgebung Kaiſerlicher Munificenz, die das Wort wieder einmal wahr macht:

„Es ſoll der Sänger mit dem König gehen,
Sie Beide wohnen auf der Menſchheit Höhen."

* * *

Daß dieſes Ereigniß Senſation gemacht hat, iſt daher ſehr begreiflich, und über dieſe Senſation vergaß man ſogar ſehr bald des neuen Stückes des alſo geehrten Dichters.

Auch wir können uns hier nicht länger bei demſelben aufhalten, denn es giebt noch von anderen Novitäten zu reden, vor Allem von Maeſtro Rubinſteins „Nero".

Der 29. Januar war der denkwürdige Tag, wo endlich die jüngſte Bühnencompoſition des genialen Königs des Klaviers im Marien-Theater unter ſeiner perſönlichen Leitung zur Aufführung gelangte. Das war ein Publicum, wie ſelten eine Première es erlebt. Der Allerhöchſte Hof hatte ſich eingefunden, und die längſt ſchon verkauft geweſenen Logen- und Parterreplätze füllten die Upperſten der St. Petersburger Geſellſchaft diplomatiſchen, ariſtokratiſchen, bureaukratiſchen Charakters, die Koryphäen der Kunſt und der Preſſe. Es war ein Triumph, wie Rubinſtein ihn hier, im Theater, noch nicht erlebt hat, ein Triumph, um ſo größer, als die Aufführung in blos ſechs Wochen vorbereitet — und wie ſorgfältig vorbereitet war, und als Jedermann die Vorgeſchichte derſelben kannte und es wußte, daß noch im letzten Augenblick fraglich geworden war, ob der Meiſter das Werk, das er ſo mühevoll und detaillirt der italieniſchen Truppe einſtudirt hatte, auch ſelbſt dem Auditorium werde vorführen können, denn noch

in der eilften Stunde kamen mißliche Erkrankungen vor, und andererſeits mußte Rubinſtein am 30. unbedingt nach Wien abreiſen.

Nun — aber ſchließlich lief Alles glücklich ab. Und als nach dem zweiten Acte der rührige, kunſtſinnige und talentvolle Adminiſtrator der italieniſchen Truppe, Sr. Vizentini, der dieſer Tage auch zum Chef der franzöſiſchen Hoftruppe ernannt worden iſt, als Vizentini dann an der Spitze der italieniſchen Operntruppe vortrat und Namens derſelben dem Meiſter einen ſilbernen Lorbeerkranz überreichte und, an die Sympathie erinnernd, deren ſich die italieniſchen und franzöſiſchen Componiſten allzeit in Rußland erfreuten, in einer kurzen und warmgefühlten Rede es betonte, wie glücklich er und ſeine Collegen ſeien, ihrerſeits nun auch ihren Dank und ihre Bewunderung einem ruſſiſchen Genius der Muſik und Operndichtung darbringen zu können — da kannte der Jubel keine Grenzen, und Anton Rubinſtein erlebte einen Moment, wie er eben nur in dem Leben gottbegnadeter Künſtler und gottverordneter Herrſcher vorkommt. . . .

An dem Triumphe des Componiſten nahmen aber auch ſein Librettiſt, Barbier, und Herr Vizentini, der das Werk mit außerordentlichem Geſchmack, Kunſtſinn und Kunſtverſtändniß inſcenirt hat, nahmen der Balletmeiſter, Herr Petipa, der ihm dabei zur Hand ging, und die Damen Durand und Stahl, die Herren Sylva (Nero) und Catagni (Vindex) und der Chor und das Orcheſter Theil: es war eine Muſteraufführung nach jeder Seite hin. Sie können hier einen eingehenden Bericht über Rubinſteins „Nero“ von mir natürlich nicht erwarten — denn das würde uns wohl zu weit führen. Es genüge die Bemerkung, daß die Ausſtattung in Bezug auf ſtylvolle Decorationen und Koſtüme und Acceſſoires — zu denen ſich Maler und Zeichner zum Theil auch durch das berühmte Bild Siemeradſki's „die Fackeln des Nero“ inſpiriren ließen — nicht blos eine wahrhaft glänzende und reiche, ſondern auch durchweg harmoniſch künſtleriſche war; es war wirklich ein Stück alten Roms, das da Dichter und Componiſt und Bühnentechniker vor uns aufzauberten in der ganzen berückenden Herrlichkeit und Verderbtheit der Kaiſerzeit. Der Saal der Epicharis, der große Platz vor dem Tempel, der Brand Roms, dem wir mit Nero von der Villa Maecenas aus beiwohnen, das Mauſoleum des Auguſtus — ſo was haben wir auch hier nur ſelten zu ſehen bekommen. Und dazu kommt die muſikaliſch und dichteriſch ſcharfe und gut durchgeführte Charakteriſtik der Hauptperſonen, des Nero und Vindex, der Epicharis und Chriſa, und das maleriſch bewegte Volksleben und prächtige Aufzüge und Balleteinlagen, die ihren Höhepunkt in dem Triumphzug Nero's erreichten. Ein Werk, das zu inſceniren nur die größten Bühnen Europas wagen dürfen. In muſikaliſcher Beziehung wird es von Einigen hinter den „Dämon“ und die „Maccabäer“ geſtellt — aber wenn wir bedenken, daß in der Oper drei Künſte, die dramatiſche, die muſikaliſche und die plaſtiſche, zuſammenwirken, ſo kann doch wohl kein Zweifel darüber aufkommen, daß der „Nero“ Rubinſteins grandioſeſte Schöpfung iſt. Und dann — hat denn das auf muſikaliſchem Gebiete ſo feinfühlige deutſche Publicum, in Hamburg, die Oper nicht auch mit lauteſtem Bei-

fall aufgenommen? Wir wollen alſo dieſe Frage offen laſſen. Iſt der „Nero“ doch jedenfalls reich an muſikaliſchen Schönheiten und Effecten in der Inſtrumentirung ſo gut, wie in den Enſembles der Chöre und in den Solopartien, deren hinreißender Wirkung ſich Niemand entziehen kann.

Niemand? Kleinliche Mißgunſt und niedriger Neid und engherziges Cliquenweſen haben doch wohl auch in dieſem Falle wieder ihr Weſen getrieben.

In einem Berichte hieß es mit Bezug auf die Ovation, die Rubinſtein zu Ehren als einem ruſſiſchen Muſikgenie veranſtaltet wurde: „Die Botſchaft hör' ich wohl — allein mir fehlt der Glaube!“ Worin — fragt derſelbe Recenſent — liegen denn die „ruſſiſchen“ Eigenthümlichkeiten Rubinſteinſcher Muſik? Und ein anderes Blatt colportirt den boshaften Witz: „Kommen im „Nero“ auch chriſtliche Märtyrer vor? — Wie denn nicht? Das ganze Parterre und alle Logen ſind voll von ihnen!“

Nun — überlaſſen wir dieſe Herren ſich ſelbſt, die jedweden Genuß ſich zu verkümmern ſtets bereit ſind. Und die Geiſter eines Meyerbeer und Roſſini und Mozart und Wagner mögen es ſelbſt beſtimmen, welcher Platz Anton Rubinſtein in dem Tempel der Muſik überhaupt zukommt. Aber warum — möchten wir jenen Recenſenten und jenen Witzbold fragen — warum iſt denn die erſte Aufführung von Tſchaikowſkis „Mazeppa“, die wenige Tage nach der des „Nero“ ſtattfand, trotzdem, daß wir es hier mit einer nun wohl unzweifelhaft echt „ruſſiſchen“ Muſik zu thun hatten und daß ein echt „ruſſiſches“ Publicum ihr beiwohnte — ſo ſang- und klanglos, wenn anders dieſe Worte bezüglich einer Opernaufführung angewandt werden können, vorübergegangen, und warum hat denn der „Mazeppa“ nur einen Achtungserfolg erzielt, während Rubinſteins „Nero“ nunmehr ſchon zum achten Male vor gänzlich ausverkauftem Hauſe in Scene gegangen iſt?

Die Theaterkaſſe führt jenen „chriſtlichen Märtyrer“ jedenfalls am gründlichſten ad absurdum.

* * *

«L'art n'a pas de la patrie!» hat, wenn ich nicht irre, Victor Hugo geſagt, der glühendſte Patriot des Volkes, dem die Betonung und Bekundung eines oft bis hart an's Lächerliche ſtreifenden Patriotismus eine in Fleiſch und Blut übergegangene Ehrenſache iſt. Bei uns, wo in gewiſſen Kreiſen ein Ueberfluß an Patriotismus den Mangel an Bildung zu erſetzen berufen iſt, wie das auch bei uns, aber von anderen Kreiſen ſchweren Herzens zugegeben wird — bei uns iſt die hohe Bedeutung dieſes Wortes noch nicht erfaßt und erkannt worden. Bei uns heißt es nicht etwa: „Kein Prophet gilt im Vaterlande“, ſondern «vae barbaris!» und — „Barbar“ im alten römiſchen Sinne iſt Jedermann, deſſen Name ſich nicht auf „ow“ oder „ſki“ endigt. Aber — muß ich beſchränkend hinzufügen — bei uns in der Preſſe und einem gewiſſen Kreiſe. Denn die große Maſſe ſtraft dieſe Propheten Lügen, wie wir das eben erlebt haben.

Und nicht blos auf musikalischem Gebiete will man das «l'art n'a pas de la patrie» nicht acceptiren, sondern überall im Reiche der Künste tritt uns die Aeußerung eines solchen „Kwaß-Patriotismus" entgegen und so auch auf dem Gebiete der bildenden Kunst.

Doch ich will bei dieser Erscheinung nicht länger den Leser aufhalten. Die Bemerkung drängte sich in die Feder, als ich der Recensionen über den „Nero" gedachte und einiger Besprechungen der jüngsten Kunstausstellung, der Ausstellung, die unser berühmter Landsmann und Landschafter Prof. J. v. Klever zusammen mit dem ungemein talentvollen Marinemaler Rufin Sfudkowski aus Odessa am 5. Februar eröffnet hat.

Klever weiß auch etwas von den Kundgebungen jenes Kwaß-Patriotismus zu erzählen, wiewohl er andererseits zu den aller populärsten Malern Petersburgs gehört. Vielleicht will man es ihm hier und da nicht vergeben, daß er auch im Auslande populär zu werden beginnt und daß er namentlich in Berlin für seine trefflichen Bilder sich ein neues reiches Absatzgebiet erschlossen hat? ....

In den Spalten der „Nordischen Rundschau" soll demnächst eine eingehende Schilderung des Schaffens und Wirkens Klever's versucht werden — ich kann mich daher, was diesen hochbegabten Künstler betrifft, heute kurz fassen, der u. A. auch eine wahrhaft erstaunliche Productivität entwickelt.

Drei Jahre nach der Reihe hat Klever nunmehr, stets mit Sfudkowski zusammen, eine Sonderausstellung veranstaltet und jedes Mal konnte er dem Publicum eine stattliche Anzahl neuer, zum Theil recht großer Gemälde, Skizzen und Studien vorlegen, so auch dieses Mal, wo von den 34 Nummern des Katalogs 21 von ihm herrühren. Freilich befinden sich darunter auch mehrere ältere Studien, selbst solche aus den Jahren 1876 und 1877, ein Bild trägt sogar das Datum 1871—1883 — aber immerhin ist auch die Ausbeute des vorigen Jahres eine erstaunlich große, denn gerade die größten Bilder sind noch kein Jahr alt. Mancher meint: „ja, du lieber Himmel, wenn man immer wieder dieselben Winterlandschaften mit immer wieder denselben Sonnenuntergangs- und Aufgangseffecten malt, da ist's leicht zu produciren; da wird die Production gar zur Fabrikation!" Das ist eben so unrichtig, als ungerecht. Ungerecht — weil dabei übersehen wird, daß der Maler in den seltensten Fällen aus eigenem Antriebe sich wiederholt. Wenn er in der That das eine oder andere Bild mehr als ein Mal gemalt, so geschah es stets nur auf Bestellung, die oft gar mit Widerstreben angenommen wurde. Ein effectvolles Bild erscheint auf der Ausstellung; sofort findet es seinen Käufer; aber nach diesem kommen andere, und die wollen dasselbe Bild haben. Und Prof. Klever setzt sich hin und malt es wieder. „Gut — aber warum stellt er sie auch aus, diese Reproduction?" Nun, dazu ist er gewiß vollkommen berechtigt. Denn er copirt sich selbst nie. Er schafft immer wieder auf's Neue, aus dem Vollen seines feinen, künstlerischen, poetischen Naturempfindens, seines technischen Könnens heraus: jede Reproduction desselben Motivs ist in dieser Beziehung ein vollständig originales

Werk, das zudem oft noch einen Fortſchritt, eine noch größere Vollendung bekundet. . . . . Jener peſſimiſtiſche Skeptiker urtheilt aber nicht blos ungerecht, ſondern auch unrichtig. Von Jahr zu Jahr hat ſich die Zahl der Motive Klevers vergrößert: gewiß haben ihn zunächſt die bekannten Winterbilder populär gemacht, aber es iſt das ehrendſte Zeugniß, das ihm ausgeſtellt werden kann, wenn man zugeben muß, daß ſeine Popularität nun, wo er ſich gerade im rechten Augenblick einem anderen Genre zugewandt hat und nur ſelten noch in rothen Sonnenlicht-effecten „macht“, noch im Wachſen begriffen iſt. Unermüdlich arbeitend, beobachtend, wie nur der Künſtler es vermag, Studien malend, hat Klever ſich mittlerweile in die Poeſie jeder Landſchaft und jeder Jahreszeit eingelebt und eben ſo vollſtändig, wie einſt in die Schneelandſchaft aller Art, vom erſten octoberlichen Wintergruß an bis zum grauen kurzen Märzſchnee mit ſeinen hundert Wäſſerlein und ſeinem Frühlingsgerieſel. Nunmehr ſehen wir auf ſeinen Bildern das Leben der Natur im tiefſten Forſtdickicht und auf blumigem Waldgrunde, im ſommerlich grünen Flußthal und am ſtillen Meeresgeſtade, auf weiter, öder nordiſcher Fläche und im ſorgfältig gepflegten oder im poetiſchen Reiz der Einſamkeit und des Verlaſſenſeins hindämmernden Parke zu allen Tageszeiten auch der Monate März bis November, mit und ohne Sonnenlicht- und Mondſchein-Effecten. Der „Waldſumpf“ und der „Parkweg“ (aus dem Reſſourcengarten Dorpats), von denen namentlich der erſtere auf den Ausſtellungen in Berlin und München großes Aufſehen erregt hat, das prächtige Waldbild mit dem „Rothkäppchen“, der wunderbare „Waldgrund“ mit ſeinem knolligen Birkenwurzelwerk, den Pilzen und Preißelbeeren und Blumen, ſeine im Schilfgeflüſter träumenden „Waſſerlilien“, ſeine zahlreichen Studien aus der im friſchen Sommergrün prangenden finnländiſchen Landſchaft und vom Geſtade des Meeres, an dem der Künſtler den Sommer zuzubringen pflegt — das Alles beweiſt doch wahrlich ſeine Vielſeitigkeit, und wem das noch nicht genug iſt, der ſchaue mal den farbenglühenden Juli-Sonnenuntergang am offenen Meere bei wolkenloſem Himmel an — ein Vorwurf, den hier noch kein Maler ſich gewählt — oder gar jene große Skizze zum Bilde „Illumination des Kremls am 15. Mai“. . . . Wer will da noch von Einſeitigkeit reden! . . .

Einſeitigkeit wird auch Rufin Sſudkowſki gewiß nicht vorgeworfen werden können.

Die beiden Maler, die jetzt zum dritten Male vereinigt und brüderlich vor das St. Petersburger Publicum hintreten, ſich ergänzend und gegenſeitig in's rechte Licht ſtellend, ſie ſind alte Collegen und Freunde. Vor 16 Jahren traten ſie gleichzeitig in die Akademie der Künſte ein und gleichzeitig erwarben ſie ſich die erſten Medaillen — die kleine und die große ſilberne; in einem Jahre reiſten ſie in's Ausland, und faſt gleichzeitig auch wurden ſie Künſtler erſten Grades, 1878 und 1879. Dann aber zog Sſudkowſki in ſeine Heimathſtadt am Schwarzen Meere und ſeinem zurückgezogenen Leben in Otſchakow hat er es wohl zum Theil auch zuzuſchreiben, daß er erſt 1882 den Grad eines Akademikers erreichte, während

Klever bereits ein Jahr früher, bald nachdem er das Akademikerdiplom erworben, die höchste Stufe erklimmt und die Würde des Professors errungen hat.

Aber es ist erstaunlich, welche Fortschritte Sfudkowski macht; er wächst von Jahr zu Jahr nicht um Fußes, sondern um Fadenlänge, und das ist angesichts seiner Specialität höchst erfreulich.

Die Zahl unserer Marinemaler ist eine gar geringe, was sich theilweise vielleicht dadurch auch erklärt, daß das gewaltige Reich nur wenige von Culturvölkern bewohnte Küstenstriche aufzuweisen hat.

Aiwasowski und wieder Aiwasowski, der in Paris lebende Boguljubow, dann Beggrow, allenfalls noch Lagorio, der die Landschaft mit der Marine verbindet — und wir sind so ziemlich fertig mit den Marinemalern, deren Werke auf den hiesigen maßgebenden Ausstellungen figuriren.

Da ist's denn in der That sehr erfreulich, einem neuen, so machtvoll aufstrebenden Talente zu begegnen.

Es liegt nahe, den jungen Künstler mit dem Altmeister der russischen Marinemalerei zu vergleichen, deren Beider Wiege ja zudem an dem Ufer desselben Meeres stand. Gleich Aiwasowski malt auch Sfudkowski vornehmlich das Schwarze Meer mit seinem wechselvollen Leben. Ob Sfudkowski ein Schüler Aiwasowskis ist, weiß ich nicht, aber Anklänge an den älteren Künstler finden sich jedenfalls in seinen Bildern. Die Durchsichtigkeit, die Flüssigkeit der Wellen und Wogen Aiwasowskis erreicht Sfudkowski nicht immer, obschon von Jahr zu Jahr in immer höherem Grade, aber dafür bemerken wir bei ihm keine Spur jener fabelhaften und räthselvollen Farbentöne, die der Maler der „Reise Christoph Columbus'" besonders in den letzten zehn Jahren in seine großen Seestücke „hineingeheimnißt" hat, und ebenso hat Sfudkowski da, wo sein Pinsel sich aus den Wasserfluthen auf's trockene Land begiebt, immer mehr Glück, als der ältere Künstler. Mit einem Worte: Sfudkowski steht hier und da Aiwasowski in der technischen Behandlung des Wassers noch nach, aber er ist im Uebrigen, wie überhaupt die moderne Kunstrichtung — und namentlich in Rußland — weit realistischer. Für ihn giebt's nichts Traditionelles und Conventionelles, sondern immer nur die lebendige Natur, deren Zügen er stets zu folgen sucht, früher gar mit ängstlicher Pedanterie.

Jetzt hat sich der Künstler von dieser pedantischen Peinlichkeit des „Abschreibens" der Natur frei gemacht, namentlich was die Ausführung des Details auf dem ersten Plane betrifft. Wie ist das jetzt Alles so viel breiter, freier, zuversichtlicher gemalt! Wenn bei Aiwasowski Talent und die bisweilen vagabundirende Phantasie zu künstlerischen Farbeneffecten sich verbinden, so benutzt der jüngere Maler seine reichen Gaben lediglich zur Darstellung einer künstlerisch empfundenen Wirklichkeit, und eben darum ist Alles, was er schafft, so ungemein stimmungsvoll. Mag auch diese und jene Welle noch nicht ganz den Schwung Aiwasowskischer Zeichnung zeigen, mag auch dann und wann der Brandungsschaum vielleicht noch nicht genug brodeln — obschon auch in dieser Beziehung

einige Bilder der letzten Ausstellung wirklich Meisterhaftes aufweisen — die feinfühlige Behandlung der Luft, der Seeluft speciell, im Hintergrunde so gut, wie auf dem ersten Plan, ist stets eine mächtig wirkungsvolle. Sfudkowski malt uns so zu sagen das Tosen des Sturmes in der Luft selbst; der Kampf der Elemente, den er uns vorführt, wirkt nicht nur auf's Auge, sondern fast auch auf's Ohr: da tost und brüllt der Sturm, da rauscht und knattert die Brandung, da prasseln und zischen die Regenschauer; die zerrissenen Wolken flattern und fliegen, die Wogen kommen und gehen, eine immer höher und spitzer, als die andere; und dasselbe Leben, dieselbe Bewegung bis weit an den Horizont hinaus. Und nicht blos die schon entfesselten Elemente zaubert er auf seine Leinewand: eben so stimmungsvoll malt er uns die Vorboten kommenden Sturmes, die Spuren des abziehenden Unwetters; er malt uns das Säuseln einer frischen, das Wasser kräuselnden Brise bei Sonnenaufgang und um die Mittagsstunde; er malt uns das Zittern der Luft, wenn heiße Sonnenstrahlen auf der bleiern daliegenden Fluth brüten; schäumende Brandung am Hafenbollwerk und an zerklüfteter Felsenküste, am sandigen Ufer durch das spiegelklare Wasser fast greifbar hervorschimmernde moos- und schlammüberzogene Steine und im Sonnenschein blinkendes feuchtes Kieselgeröll. . . . Und dabei zeigt die jetzige Ausstellung, die, viele Motive aus den früheren Jahren bei natürlich gänzlich veränderter Scenerie wiederholend, Einem den richtigen Maßstab giebt zur Beurtheilung der riesigen Fortschritte Sfudkowskis, dessen Name bald zu den ersten unter den russischen Malern überhaupt gehören wird — zeigt diese Ausstellung, daß der Künstler jetzt ebenso zu Hause ist am Ufer des finnischen Meerbusens, wie am Gestade des Pontus Euxinus, denn wir finden einige Bilder aus der Umgegend von Helsingfors und Wiborg; und auf dem Lande so gut, wie auf dem Wasser: eins der schönsten Gemälde der diesjährigen Ausstellung ist gerade das, das ein heranziehendes Gewitter am Dnjepr-Liman darstellt, wo die Stimmung eine vorzüglich getroffene ist, obschon uns der Maler auf einen ihm sonst fremden Boden versetzt — auf den trockenen. . . .

Ja, vor den Bildern eines Klever und Sfudkowski, diesen genialen Interpreten der tausendfachen Schönheiten des Lebens und Wirkens der Natur, träumt man sich fort mit ihnen, vergißt man Gegenwart und Umgebung und unter Umständen gar auch — eine schon übermäßig lange Plauderei zu schließen.

J. Norden.

Vom Rigaschen Stadttheater.

Einleitendes. — Rückblicke. — Die „sieben Raben“. — Der „Bettelstudent“. — Die „schöne Ungarin“. — „Opfer um Opfer“. — „Fromont und Risler“. — „Die Rantzau“. — Shakespeare, Goethe und Molière. — Kathi Frank und Max Löwenfeld. — Aussichten. — „Roderich Heller“ und „der Schriftstellertag“. — Schlußbemerkung.

Riga, Mitte Februar.

G. R.!

Sie haben mir die nach mehr als einer Richtung verantwortungsvolle Aufgabe zuertheilt, die geschätzten Leser der „Nordischen Rundschau“ von Zeit zu Zeit mit den Leiden, Freuden und Bestrebungen des kleinen Theaters an der Flachswage — dessen kein Rigenser ohne die stolze Gedankenparenthese ad interim erwähnt — zu unterhalten. Ich werde mich bestreben, Ihren Wünschen nach Möglichkeit gerecht zu werden. Da liegen vor mir ausgebreitet Theaterzettel, Notizen, Referate, die bescheidenen, stofflichen Reste einer Kunst, deren Wesen Niemand erschöpfender zu bezeichnen vermöchte, als mit Schillers wohllautend treffenden Worten:

„Und wie der Klang verhallet in dem Ohr,
„Verrauscht des Augenblicks geschwinde Schöpfung
„Und ihren Ruhm bewahrt kein dauernd Werk.“

Viel fraglicher aber als das Bannen des Moments, das Festmachen des Flüchtigen, das sich einem empfänglichen Gedächtniß mit seinem Werth und besonders Unwerth oft über alles Wünschen fest einprägt, will mich in zweifelnder Seele die Disposition Ihrer geneigten Leser zu solcher Unterhaltung bedünken. Als Sie die „Nordische Rundschau“ ausrüsteten, im Wettstreit mit zahlreichen, wohlsituirten Colleginnen in die Welt zu treten und um die Gunst der Leute zu werben, sprachen Sie zu ihr: Suche dir, theures Kind, den literarischen Gastfreund in Reval und Dorpat, Riga und Mitau, Petersburg und Moskau, auf der schwarzen Erde und am schwarzen Meer, nicht zuletzt aber trachte ihn zu gewinnen in den behaglich-einsamen, zwischen Feldern und Wäldern weithin zerstreuten Heimstätten des baltischen Gutsherrn, Landpastors und Doctors. Ich glaube indeß keinen Fehlschluß zu thun mit der Vermuthung, daß nur wenige dieser trefflichen Gönner sich einer mehr als flüchtigen Bekanntschaft mit der Rigaer

darſtellenden Muſe erfreuen und höre im Geiſt der überwiegenden Mehrheit achſelzuckende Frage: Was iſt uns Hekuba? Und auf gut Glück ziehen wir von den Argumenten, mit denen ein neues Unternehmen ausgerüſtet zu werden pflegt, eins aus dem Köcher und der Sehne der Rede entſchnellt beherzt die Antwort: Verehrte Leſer, die meiſten unſerer geſchätzten Concurrentinnen, ſofern ſie nicht die gelehrte Calotte tragen, erquicken ihr Publicum mit viertel- oder halbjährlichen Theaterberichten. Da die es ſo machen, die vor uns waren, thun wir's auch ſo.

Das iſt etwas Anderes, widerredet belehrend der verehrte Leſer. „Theaterbericht aus der Hauptſtadt", dergleichen hat einen Sinn und zudem für die braven Provinzler da drüben ein poetiſches Parfüm, einen verklärenden Schimmer. Wir ſind auf dieſem Punkt gar nicht philiſtrös und betrachten Riga durchaus nicht als des Baltenthums auserwählte geiſtige Capitale.

In der That? Dagegen läßt ſich kaum etwas Rechtes vorbringen. Es war ein ſchlechtes Argument, deſſen wir uns bedienten, eines jener Dutzendargumente, mit denen Schwäche und Seichtigkeit ſich decken, nur daß ſie ſich dann mit etwas minderer Offenherzigkeit zu des Pudels Kern zu bekennen pflegen.

Nein, wir haben noch andere Gründe.

Es iſt ein abgeſchloſſenes, engumfriedetes Leben, das wir führen, wir Oſtſeeprovinzialen. Fernab von dem rauſchenden Durcheinanderfließen der Dinge ſitzen wir ſtill in verlorener Ecke, den Blick mehr nach innen gewandt; dafür haben wir aber auch die Ellenbogen noch frei und ein gut Theil mehr Lebensbreite und Lebensbehagen, als auf den großen Märkten der Geſchichte zu finden iſt. Leichter wird es hier dem Einzelnen, vorwärts zu kommen, der tüchtigen Kraft iſt der Spielraum noch überall offen, die Tagesarbeit ſchreitet, ſie bummelt wohl noch ein wenig, aber ſie ſetzt ſich nicht, eine gewiſſe Schöngeiſtigkeit, ein heiterer Optimismus, der draußen raſch verſchwindet, iſt bei uns noch überwiegend und wird es bleiben, ſo lange wir noch an keinen eigentlichen, echten ſocialen und wirthſchaftlichen Nothſtänden laboriren, ſo lange der Minderbegüterte noch nicht für den Bedarf des Tages den Tag daranzuſetzen braucht und das freundlichſte Geſchenk des Lebens bei uns noch vorräthig iſt — Zeit.

Ja, wir haben noch Zeit, wir Balten, recht viel Zeit für unſere großen Geſellſchaften und unſere kleine, rege Geſelligkeit, für Kartenpartien und Clubabende, Thee- und Kaffeekränzchen, Concerte und Theater, Sommer- und Wintererholungen, und darin liegt unſere Zukunft. Wir ſind nur erſt in ſeltenen Fällen genöthigt, uns überanzuſtrengen und zu verbrauchen, es iſt noch ein Ueberſchuß Bethätigungsfähigkeit und Bethätigungsraum vorhanden, und es wird noch eine Zeit vergehen, ehe erſtere ſich ſo weit in letzteren ergoſſen, daß ſie ihn anfüllt bis zum Rand.

Freilich, wir befinden uns jetzt gerade in einem Uebergangsſtadium, aus dem wir uns nur in gemeinſamer Anſpannung unſerer Kräfte glücklich werden herausarbeiten können. Mit allzu Vielem, was unſerer Natur, Gewohnheit und

Entwickelung widerstrebt, müssen wir uns amalgamiren, in neue Formen muß das Alte sich hineinleben, das, dabei vielfach selbst mit umgeformt, von innen heraus seine ungeschwächte Triebkraft zu erweisen hat; dergleichen vollzieht sich nicht ohne Verdruß, Ungeduld, Muthlosigkeit und Schwarzseherei. Dabei dringen von außen her die unabgeklärten geistigen Strömungen der Zeit machtvoll auch auf unsere Lebensanschauungen ein, reißen die liebgewordenen Grenzen unserer Gedankenwelt nieder und stecken die Markpfähle weit hinausgerückt ab in einem endlosen, nebelhaft öden Gebiet durch einander wogender großartiger Neugestaltungen und Kräfte. Kein thätig vordringender Geist kann sich ihnen gänzlich entziehen, die Bahn vorwärts geht mitten in sie hinein und um jeden Schritt freier Selbstbestimmung muß er mit ihnen rechten; mancher Andere glaubt noch im theuren Herkömmlichen zu beharren und hält mit den Händen den Stamm des alten Credo umklammert, während die tragende, nährende Erde unter den Wurzeln schon hinweggespült ist und der Baum der Tradition sich nur durch die hält, die sich an ihn halten. Es kann eben Niemand stehen bleiben im allgemeinen Fluß; aber es ist ein Unterschied, ob wir unter gaukelnden Illusionen auf ihm hin*treiben*, oder bewußt, mit spähendem Blicke auf ihm hin*steuern*, der Gelegenheit der Landung gewärtig. Wer wäre so verblendet oder so leichtsinnig, den furchtbar ernsten Charakter der Zeit, in der wir leben, nicht wahrzunehmen, wer hätte die stille Minenarbeit wühlender Kräfte unter dünner Decke nicht dann und wann zu hören gemeint und den Mahnruf: Seid wachsam! eindringlich vernommen, als erfülle er, von hundert Zungen gerufen, die Luft! Wahrlich, nicht zu Genuß und Spielereien, ob sie damit auch locke und winke, zur *Arbeit* ruft uns die Gegenwart, jeden Einzelnen zur Arbeit an sich selbst, denn wer kann etwas leisten, der nichts ist? — jeden zu besonnener Prüfung des Neuen, zu thätigem Fortschritt — denn beharren ist noch nicht stehen bleiben. Daß wir den Blick von ihnen abwenden, macht die Dinge nicht anders, daß wir die Vergangenheit ihnen rühmend gegenüberstellen, hält sie nicht auf. Bedenken wir doch auch, wie unerträglich und dumpf jene Vergangenheit uns schien, damals, als wir noch in ihr lebten, wie eng der Rahmen, wie lastend die Stagnation, wie verkümmert der Blick! *Die Zeit* ist die *beste*, die die *unsere* ist und ihr gewachsen sein unsere Aufgabe und Pflicht.

Und doch! Trotz des besten Willens stehen wir zu einem bedeutenden Bruchtheil ihrer Erscheinungen nur in einem sehr losen, präciser gesagt, in gar keinem Verhältniß. Politisch rückt sie uns nahe genug auf den Leib, in ihren geistigen Strömungen streift sie uns, nur von ihren künstlerischen Leistungen sind wir abgeschlossen, als lebten wir auf einer verwunschenen Insel. Was im Wort Gestalt gewinnt, läßt sich durch's Wort vermitteln, die *Kunst* aber bedarf unumgänglich der Anschauung, ihre Gegenwart ist Alles, Beschreibung, selbst Nachbildung nur ein trauriger und schiefer Nothbehelf. Wir Balten sind in der Mehrzahl mit regem künstlerischen Sinn ausgestattet; daß er so oft irrlichterirt und sich in dilettantischer Zersplitterung gefällt, liegt hauptsächlich in dem Mangel

eines erreichbaren, überlegenen Objects. Wie ſchwer ſind die Centren des Kunſtlebens für uns zu erreichen, wie ſelten und koſtſpielig die Reiſen, die wir uns verſtatten, wie kurz kann der Aufenthalt, wie flüchtig und verworren der Eindruck nur ſein beim haſtigen Conſumiren maſſenhafter Erſcheinungen! Bei uns zu Hauſe aber beſitzen wir nichts, was den Geiſt erfriſchen und löſen könnte von der Einförmigkeit täglicher großer und kleiner Sorgen, was ihn über ſich ſelbſt hinaushöbe im reinen Anſchauen des frei auf ſich beruhenden, ewig dauernden Schönen und Trefflichen. Ein ſolcher Eindruck thut ganz anders wohl und rückt uns gründlicher zurecht, als zehn gute Bücher vermöchten. Jede geiſtige Aneignung iſt doch im Grunde mühſelige Gedankenarbeit und hinterläßt in der dualiſtiſchen Natur des Menſchen etwas Zwieſpältiges, in jenem völlig ſinnlich-geiſtigen Genuß aber, der durch das Auge und Ohr unſer ganzes Weſen erfaßt und durchdringt, wird uns zugleich Erquickung und Erhebung zu Theil, und wer einmal in äußerer und innerer Bedrängniß dieſe Wirkung an ſich erfahren, wird des beglückten Gefühls nicht vergeſſen, mit dem er im neubelebten Sicheinsfühlen mit dem Ganzen zu ſeiner Arbeit zurückkehrte mit beruhigtem Gemüthe und ausgeweitetem Sinn.

Woher aber ſie nehmen, dieſe wohlthätige Erſchütterung unſeres ganzen Menſchen, dieſe gehaltvoll-erfreuliche Ausfüllung unſerer Mußeſtunden? Die Werke der Malerei und Plaſtik ſtehen uns meilenfern, von den anderen freien Künſten ſtreift hin und wieder die wanderluſtige Muſik über unſer Land oder die commis voyageurs der Schauſpielkunſt klären uns über die zweifelhafte Entwickelung auf, die die Menſchendarſtellung dem Virtuoſenthum zu danken hat. Nicht einmal die culturgeſchichtliche Halbſchweſter der Künſte iſt uns geneigt, nicht einmal Antiquitätenſammlungen beſitzen wir, die uns durch die lebendige Vergegenwärtigung unſerer Vergangenheit enger und verſtändnißvoller der Heimath zu verbinden vermöchten. Umgewühlt und ausgeklaubt durch die unaufhörlichen Kriegsſtürme früherer Jahrhunderte iſt unſer Land und giebt wenig oder nichts her, was uns über den Kunſtſinn und Gewerbefleiß, das Sein und Weſen der Vorfahren eingehender zu unterrichten vermöchte. Sollte es unſer Geſchick ſein, immer nur die Oberfläche des Bodens zu furchen, den wir bewohnen, und ohne Spur von ihm hinwegzuſchwinden — eine dünngeſäete Schicht? Oder ſollen wir ihn uns nur von Generation zu Generation immer wieder *neu* erringen und junge kräftige Wurzeln hineintreiben? Mich dünkt, das Letztere wird wohl das Richtigere ſein. Von der Solidarität unſerer Bevölkerungsklaſſen unter einander und ihrem Zuſammenhang mit der Vergangenheit aber haben erſt kürzlich zwei feſtliche Gelegenheiten erfreulichſtes Zeugniß abgelegt: die im vorigen Jahre veranſtaltete Rigaſche culturhiſtoriſche und die Luther-Ausſtellung. War das ein Wogen und Drängen in den Sälen der großen Gilde und des Schwarzenhäupterhauſes, eine freudige Aufmerkſamkeit, ein ehrliches Bedürfniß, ſich zu unterrichten, ſich die Vergangenheit zu verlebendigen und zu vergegenwärtigen in ihren hiſtoriſchen Bedingungen, von denen ſich *alle* Geſellſchaftsſchichten gleichmäßig durchdrungen

zeigten, nicht blos die höheren und sogenannten gebildeten! Wer den Eifer der Handwerker in der culturhistorischen, die vielen Kopftücher und Bauerröcke in der Luther-Ausstellung wahrnahm, den erfüllte immer stärker das freudige Bewußtsein, daß trotz allen Zwiespalts auf der Oberfläche im Innern eine stille, feste Zusammengehörigkeit, auf gleichen Interessen, gleichen Geschicken und correspondirender Entwickelung fußend, *Alle* durchdrang, *Alle* herbeizog zu diesen Genüssen, die für den Kaltherzigen und Draußenstehenden eben keine Genüsse waren, denn beide Ausstellungen boten der Schaulust sehr wenig und eben so wenig dem Kunstsinn oder dem Bedürfniß der Unterhaltung, im Gegentheil, sie erforderten viel gründliches Eingehen, viel detaillirte Betrachtung und eine ganz ansehnliche Specialkenntniß gegen bescheidenen Lohn. Haben aber nur die, die wirklich baltisch-historische Kenntnisse mitbrachten — und das waren die Wenigsten — eine wirkliche Erweiterung ihres Wissens davon getragen, so nahm doch die Menge ein *Bild* und eine *Anschauung* mit davon und ein gewisses *gehobenes* Gefühl, das *sich* fühlte in der von ihr ausgebreiteten Vergangenheit und die Vergangenheit in *sich*. Und das ist viel. Das ist der ideale Gedanke, der unser Aller Dasein erst den Inhalt giebt, der das kleine, geringfügige Leben des Individuums bewußt oder unbewußt an ein großes allgemeines Leben knüpft und ihm mit dem Gefühl seines gesteigerten Werthes zugleich das Gefühl seiner moralischen Verpflichtung auferlegt.

Diese Empfänglichkeit für das Tiefere und Inhaltvolle verrieth sich nicht ausnahmsweise bei dieser besonderen Gelegenheit. Sie, in einer anderen Richtung wirkend, ist es, die verbunden mit seinen künstlerischen Liebhabereien dem Rigenser nicht nur, sondern jedem Balten das Theater so lieb und werth macht. Haben wir keine Museen, keine Gemäldesammlungen, keine Antikencabinete und Kunstgewerbe-Ausstellungen in Permanenz, so sehen wir doch den allgemein wirksamsten und anregendsten Theil der Kunst, die *Schauspielkunst*, seit einem Jahrhundert unter uns blühen und die Leistungen unserer Bühne zeitweilig die Bedeutung eines Provinzialtheaters weit überschreiten. Wohl möglich, daß das Theater gerade deshalb so sehr unser Lieblingskind ist, weil es uns so viel *ersetzen* muß. Und da es, wie die Dinge sind und bleiben werden, die Kunst überhaupt bei uns repräsentirt, so finde es hier einen Platz der Besprechung und eine geneigte Aufnahme seitens der Leser. Seine Blüthe oder sein Verfall sind nicht so unwesentlich für unsere geistigen Lebensbedingungen, als es scheinen möchte. Der Geschmack, den es vertritt, der Gehalt der Stücke, die speciell auf der Rigaschen, unserer ältesten und bedeutendsten Bühne, aufgeführt werden, dürfte einen ziemlich richtigen Werthmesser abgeben für den Grad unserer Bildung, die Tüchtigkeit unserer Gesinnung, die Richtung unserer Unterhaltungen. Eben jetzt scheint das Theater einem Aufschwunge entgegenzugehen, der sich vorläufig besonders in seiner stärkeren Frequenz kundthut. In den letzten Jahren stand es theilweise aus äußeren Gründen nicht auf der Höhe, die ihm angemessen wäre, und hatte sich der Gunst der Besten nicht besonders zu erfreuen. Gerade die reife Bildung

und das ſtrengere Urtheil aber ſollten ſich nicht von ihm abwenden, denn ſie ſind es, von denen der Geiſt auszugehen hätte, der die Menge leitet und den Künſtlern das Ziel ſteckt.

Das Theater iſt bei uns das einzige, geiſtig-äſthetiſche Band, das alle deutſchen Bevölkerungsſchichten an einander knüpft. Die Anregungen, die es giebt, pflanzen ſich nach oben und unten und in die Breite der Mittelklaſſen fort. Ob es vorzugsweiſe mit leeren Gaukeleien der flachen Vergnügungsluſt der Menge ſchmeichelt, oder mit kraft- und inhaltvollen Stücken das bewegliche Herz derſelben erhebt und erwärmt — die Wirkung wird ſich in weithin zitternden Schwingungen ſtärker oder leiſer wahrnehmen laſſen. Ich bekenne mich nicht zur Anſicht derjenigen, die da meinen, das Publicum regiere das Theater. So viel ich wahrzunehmen vermochte, regieren die Theater viel eher das Publicum, und von ihnen geht event. die herabziehende Tendenz aus, indem ſie aus Exiſtenzangſt den üblen Neigungen der Menge entgegenkommen, was ja immer eine ſichere Rechnung giebt. Wenn man das Publicum als Begriff nehmen will, ſo iſt es ein Begriff von Zufälligkeiten. Es giebt nichts Beſtimmbareres, Haltloſeres, Confuſeres als eine beſtändig fluctuirende Maſſe widerſtrebender Beſtandtheile. Der Geiſt aber, der ſich aus ſolch' einer Maſſe allmählich herausbildet, hat allerdings eine Bedeutung, die Bedeutung der Elemente, die ſich in ihm der Leitung bemächtigt haben, und wenn man ſie nur aufkommen läßt und das allgemeine Empfinden noch geſund iſt, ſind es meiſtens die guten, denn eine Neigung zum Beſſeren, zu einem vervollkommneteren Zuſtande, der ihn über ſich ſelbſt erhebe und ſeine Phantaſie mit reichen, kühnen, angenehmen Bildern erfülle, iſt dem Menſchen natürlich. Was nun ſpeciell unſer Rigaer Publicum anbetrifft, ſo hat es viele liebenswürdige Seiten; allerdings auch lenkſam und dem hohlen Schein keineswegs abgeneigt, verräth es doch eine wahrnehmbare Sprödigkeit, nicht ſowohl gegen das Flache, als gegen das Anſtößige und ein bereitwilliges, freudiges Entgegenkommen für das Bedeutende und Treffliche. Insbeſondere auf dem Luſtſpielgebiet, denn es lacht gern und hat einen feinen Sinn für das Salz echten Witzes und eines geiſtvoll pointirten Dialogs. In ſolchen Fällen verbreitet ſich auch jene aufmerkſam-vergnügte Stille über den Zuſchauerraum, der den modernen Schwänken leider, oder ſollen wir ſagen: zum Glück, nur ſelten zu Theil wird. Der Theaterbeſuch hat eben bei uns nicht ſowohl in der Kleidung, als in der Stimmung noch etwas Feſtliches, ich möchte ſagen: etwas Weihevolles, wenn der Ausdruck nicht doch wieder zu hoch gegriffen wäre.

Die Urſache iſt jene bereits erwähnte Ausnahmeſtellung, die das Theater bei uns einnimmt. Es wäre durchaus verkehrt, es mit einer deutſchen Bühne gleichen Ranges etwa auch in allen Stücken vergleichen zu wollen. Von drüben kann man uns wohl die Kräfte liefern, aber nicht die Norm. Was will es bedeuten, wenn eine Reihe Stadttheater in großen deutſchen Städten auf keiner beſonderen Höhe ſtehen? Das Theater iſt eben nur ein einzelnes Glied

in der Gesammtmanifestation des deutschen künstlerischen Lebens und in der Gegenwart gar nicht einmal eins von bevorzugter Entwickelung. Sind seine Leistungen nicht erhebend, so giebt es eben ringsumher so viel des Erhebenden, das von der Zeitströmung Jedem, der dafür Sinn hat, entgegengetragen wird. Wo die Kunst in ihrer lautersten, auf die Leinwand oder in den Stein gebannten Begeisterung in Domen und Monumenten, in Museen und Ausstellungen predigt und allein aus der Größe vergangener Geschlechter schon eine ununterbrochene Belebung in das Gegenwärtige überströmt, da nimmt man im endlos rollenden Wellenschlag die einzelne Woge minder wahr und von der mächtigeren wird naturgemäß die schwächere verschlungen.

Anders bei uns. Welche höhere Befriedigung sollte das Interesse am Theater und damit das Theater selbst herabdrücken? Es ist uns die Vermittlerin zwischen Kunst und Leben und schreitet hin auf der scharfen Scheide zwischen beiden. Achten wir darauf, daß die Bilder, die es widerstrahle, keine Fratzen seien, keine Trugschatten, sondern faßbare, edle, erfreuliche Gestalten. Was wir ihm entgegentragen, werden wir von ihm empfangen; wir erblicken uns selbst im Spiegel.

* * *

Es sind zwei recht schwere Jahre, die hinter unserem Theater liegen und auch seine nächste Zukunft ist in mehr als einer Hinsicht unsicher. Aus dem ruhigen Abspinnen seiner Tage durch den Brand des schönen, „von der Stadt den darstellenden Künsten" gewidmeten Gebäudes, wie auf dem Giebel zu lesen stand, herausgerissen, ist es noch immer nicht recht in's Geleise gekommen. Gingen schon über die Entstehung des Feuers unheimliche Gerüchte um und erhielten sich hartnäckig, so wurde das Zutrauen zu dem sogleich in Angriff genommenen hölzernen Interimstheater auch nicht dadurch vermehrt, daß man während des Baues die Vorrichtungen eines Sprengversuchs unter dem Bühnenraum entdeckte.

Später, als man vorausberechnet, begann die Saison und brachte allerlei Veränderungen mit sich. Mehrere tüchtige darstellende Kräfte, die eine bewährte Anziehungskraft ausgeübt, waren ausgeschieden, ein neuer Director, in den Verhältnissen noch fremd, stand an der Spitze, die große Oper sah den neuen Bau mit dem Rücken an, was aber die bedenklichste Veränderung war — das Publicum that desgleichen. Vergebens war für die Sicherheit der Theaterbesucher durch starke Feuerwehrwachen, zahlreiche Löschapparate und vortreffliche bauliche Einrichtungen weit besser, als im alten Gebäude gesorgt — wir hatten nun einmal unser Vorurtheil und hielten standhaft zu ihm, trotz aller Gründe, die die Rigasche Presse in schöner Eintracht dagegen aufbrachte. Da des Menschen Natur aber Unbeständigkeit ist, was in Betreff seiner Verkehrtheiten sehr gut ist, so änderte sich auch das allmählich; nachdem die halbe Saison vorüber war, begann man wieder das Theater zu frequentiren — aber die Stimmung war fort. Es wurde wohl applaudirt, es wurde wohl gelacht, gelegentlich auch geweint, es gab wohl auch hin und wieder noch ein fast ausverkauftes Haus, besonders

während der Gaſtſpiele, aber über alle dem ſchwebte doch etwas Unerklärliches, Kühles, Fremdes, das früher nicht geweſen war und Darſteller und Zuſchauer gleicherweiſe lähmte. Erſt dem neuen Director, Emil Pohl, der mit dem Beginn dieſer Saiſon eintrat, gelang es, dieſen Bann zu brechen. Der von ihm ſelbſt verfaßte Prolog, mit dem er die Vorſtellungen eröffnete, bot unſerem Publicum die angenehme Neuheit eines künſtleriſch angeordneten Tableau, in dem ſämmtliche Hauptgeſtalten der deutſchen claſſiſchen Dichtung, farbenreich und geſchickt gruppirt, ſich für die gediegenen Tendenzen unſeres neuen Bühnenleiters verbürgten. Die Vorſtellungen des „Clavigo“, der „bezähmten Widerſpänſtigen“, der Hugo Bürger'ſchen „Brautfahrt“ führten uns die neuen, nach alter, übler Gewohnheit durch Vermittelung der Agenten herüber beförderten Mitglieder vor und gewohnheitsmäßig hätten wir uns wohl auch darin gefunden, daß mehrere derſelben ſich als unzulänglich erwieſen. Die Energie des Directors aber ging darauf aus, Remedur zu ſchaffen und über die dadurch verurſachten Repertoirſtockungen und den Aufſchub neu einſtudirter Sachen half unſere alte treue Freundin Birch-Pfeiffer liebreich hinweg. Ehre ihrem Andenken! Sie iſt die patentirte Lückenbüßerin des deutſchen Theaters, und mit ihrem gefälligen Frauenherzen hat ſie ſich lebenslang abgemüht, Anfängern und Virtuoſen „goldene“ Brücken zu bauen, — oder wären dieſe Brücken mit einem minder ſalonfähigen Zuſatz treffender bezeichnet? Unter den nichtengagirten Debütanten war der Verluſt der tragiſchen Liebhaberin Frl. Stehle nach unſerer Anſicht zu bedauern, da ihre Nachfolgerin gerade in dem auf unſerer kleinen Bühne zumeiſt in Betracht kommenden Converſations- und Luſtſpielfach ein weit geringeres Talent bekundete und nach ein paar mißglückten Verſuchen, die tragende Rolle eines Stückes auf ihre Schultern zu nehmen, thunlichſt in den Hintergrund trat. Brachte dieſer Uebelſtand ſchon in die Auswahl brauchbarer Novitäten eine läſtige Einſchränkung, ſo that auch der diesjährige Winter ſein Möglichſtes, durch Katarrhe und andere Heimſuchungen, die er über die Jünger Thaliens verhängte, die Aufſtellung eines Wochenrepertoirs völlig zur Illuſion zu machen, und es kamen Zeiten, wo man nur den Theaterzettel zu leſen brauchte, um zu wiſſen, was nicht gegeben werden würde. Trotz aller Hinderniſſe jedoch brachte es Herr Director Pohl als gewandter Tactiker fertig, das Publicum ans Theater zu gewöhnen und feſtzuhalten und in Anbetracht der Umſtände läßt ſich auch gegen die Mittel, mit denen er es durchſetzte, nichts einwenden. Ueber ſeine künſtleriſchen Ziele und Beſtrebungen werden wir uns wohl erſt im nächſten Jahre ein Urtheil bilden können, wenn er die Hände freier und das Repertoir unabhängiger von Zufälligkeiten nach eigenen Intentionen eingerichtet haben wird. Wie er jede Gelegenheitsfeier: das Lutherfeſt, den Wagner-Gedächtnißabend u. ſ. w. durch lebende Bilder zu verſchönen ſich bemühte, ſo entſchied er den günſtigen Kaſſenerfolg der Saiſon durch zwei glänzend in Scene geſetzte Ausſtattungsſtücke, den „Bettelſtudenten“ und „die ſieben Raben“. Da waren die Tage der Feuerfurcht ſelbſt im Buſen des ſchreckhafteſten Rigenſers gezählt und

die Theaterventile, die durch greuliches Geklapper ihre Alleinherrſchaft im öden Logenhaus zu feiern pflegten, kehrten wieder zu einer angemeſſeneren ſtillen Thätigkeit zurück. In hellen Schaaren drängte ſich die Menge zur engen Gnadenpforte des Billetverkaufs, und an der annähernd zwanzigmaligen Wiederholung der beiden Zugſtücke zeigte ſich's, ein wie zahlreiches Theaterpublicum Riga doch eigentlich aufzubringen vermag, wenn es nur will. Freilich mag das Contingent vom Lande und aus den benachbarten Städten für dieſe wohlberufenen pièces de résistance ein ganz beſonders ſtarkes geweſen ſein. Man konnte aber auch ſein Behagen an ihnen haben. Die Inſcenirung war eine vorzügliche; mit echt künſtleriſchem Geiſt hatte unſer bewährter Decorationsmaler Hellwig die wechſelnden Bekleidungen des Bühnenraumes beſorgt, wie z. B. in den „ſieben Raben" eine Schneelandſchaft von wirklich poetiſchem Zauber, in dem „Bettelſtudenten" einen Marktplatz von Krakau mit ſchönem gothiſchen Rathhaus, durchſichtiger Luft- und trefflicher Raumperſpective geſchaffen, nicht zu gedenken der Kemenate in tiefleuchtenden Farben in erſterem, des Barockſaales mit ſeinen bauchig gewundenen Ornamenten in letzterem Stück. In die ſehr zahlreiche Comparſerie Leben zu bringen, ließ ſich Herr Director Pohl angelegen ſein und ſorgte, wenn auch nicht gerade für ſchöne, ſo doch für junge Geſtalten, was immer ſchon ein großer Fortſchritt iſt, wenn man bedenkt, welch' ehrwürdige Couliſſenveteraninnen mit bloßen Schultern und fliegendem Gelock früher unſere ſchaudernden Blicke gefangen zu nehmen trachteten und mit welch' beleidigender Gleichgiltigkeit die abgehärteten Herzen der Statiſten Mord, Todtſchlag und die erſchütterndſten Verzweiflungsſcenen an ſich vorübergehen ließen. Die guten Leute waren ja engagirt zu ſtehen, nicht zu fühlen, und ſie ſtanden und fühlten nichts, wie die gemalte Volksmenge auf der Kremljdecoration zum „Leben für den Zar", mit der eine ingeniöſe artiſtiſche Theaterleitung vor einigen Jahren die Koſten für eine lebendige Statiſterie zu ſparen und zugleich eine impoſante Maſſenwirkung herbeizuführen hoffte. Jene gemalten Ruſſen, die ganz ſtill vor ſich hin glotzten, während im Vordergrunde etwa zwanzig Mann mit Arme- und Mützenemporwerfen und frenetiſchem Hurrahgeſchrei die Begeiſterung von Tauſenden auszudrücken ſich befliſſen, waren überhaupt bezeichnend für ſo manche Nothbehelfe, die man damals für unerläßlich hielt. Jetzt wird uns die Illuſion leichter gemacht. Wir brauchen keinen Glauben mehr, der Berge verſetzt, um einen Auflauf, ein Jahrmarktsbild, eine Schlachtſcene, die ſich vor uns abſpielt, begreiflich zu finden; als geſchickter Arrangeur weiß Director Pohl mit geringen Mitteln, denn der Theaterſäckel iſt ſeitdem nicht angewachſen, ſehr hübſche Wirkungen hervorzubringen, wozu ihm die gegenwärtige kleine Interimsbühne freilich eine weſentliche Erleichterung gewährt. Wo es irgend angeht, werden Tableaux geſtellt und meiſt die Actſchlüſſe durch ſolche Arabesken verziert; die Comparſerie, die nach Kräften verwandt wird, wogt lebendig durch einander, nicht mehr in jenen entſetzlichen Pendelbewegungen, die noch ſchlimmer waren, als Stilleſtehn. Auch das Recht der Anciennetät hat Director Pohl als energiſcher Fortſchrittler durchbrochen; es war dies ein ſehr

bedenkliches Gewohnheitsrecht, ich weiß nicht, ob durch factiſche Anerkennung oder ſtillſchweigendes Uebereinkommen unter den Herren und Damen vom Chor, die Jüngeren und angenehmer Anzuſchauenden nur ſo allmählich in den Vordergrund rücken zu laſſen, wie ſie älter und älter wurden. Auf die früher beliebte puriſtiſche Ertödtung der Schauluſt und des äſthetiſchen Genuſſes folgt jetzt die Aera der Wiedererweckung, und wie die bedrängte, mit dem Neubau des Muſentempels ſchwerbelaſtete Theaterkaſſe, erholen ſich die Gemüther der Menſchen. Hoffen wir, daß es nicht bei dieſer äußeren Vervollkommnung bleibe, ſondern daß ſie nur die Vorläuferin ſei zu einem mit Ernſt und echter Kunſtliebe zuſammengeſtellten Repertoir, welches uns, die feſſelndſten, gehaltvollſten modernen und claſſiſchen Dichtungen deutſcher und fremder Literatur vorführend und ſie unter uns einbürgernd, das Theater immer mehr zu dem mache, was es uns ſein ſollte, zum Mittelpunkt äſthetiſcher Anregung, geiſtiger Erfriſchung und ethiſch-künſtleriſcher Erhebung.

Aber nicht nur durch ihre Ausſtattung, auch inhaltlich waren die beiden Zugſtücke geeignet, Intereſſe zu erwecken. „Die ſieben Raben“ ſind ein recht anſprechend dramatiſirtes Märchen, zum Ergötzen großer und kleiner Kinder mit allerlei Zauberſpuk und ein wenig Lieblichkeit verſehen; die humoriſtiſch-burlesken Scenen zeichnen ſich freilich durch eine ziemlich Hans Sachſiſche Deutlichkeit aus, aber die lieben Kleinen haben ja ihren Schutzgeiſt, dem wir ſie in ſo vielen Fällen überlaſſen müſſen, und die Alten amüſirten ſich an der derben Mönchsfopperei. Zudem lag die Rolle der ſtummen Schweſter, der Hauptperſon des Stückes, in den Händen des jugendlich anmuthigen Frl. Orban, und man konnte ſich keine reizendere Vertreterin denken, als dieſe unſchuldig-rührende Geſtalt in ihrem gedämpften, etwas ſcheuen Geberdenſpiel. Bedeutender als die nicht recht vorwärts rückende Handlung der „ſieben Raben“ iſt der dramatiſche Theil der Millöckerſchen Oper „Der Bettelſtudent“. Die Muſik wird von Sachkennern als leicht, aber melodienreich gerühmt, um das witzige, pikante, decente Libretto ſchlingt ſie ſich auch für nicht muſikaliſch gebildete Ohren anmuthig und anregend herum. Das Stück ſteckt voll von Schelmerei und feiner Lebensbeobachtung und enthält zahlreiche, nicht nur muſikaliſch dankbare Rollen. Wie köſtlich iſt die polniſche Wirthſchaft leicht caricirt geſchildert, das adelige Selbſtgefühl, die Rang- und Titelſucht, und dabei beſitzt die Familie nur einen einzigen Leibeigenen, der zugleich Kammerjungfer iſt, und ein Schnupftuch für drei Damen. Auch die ſtürmiſche polniſche Begeiſterung und Schlagfertigkeit kommt treffend zur Geltung. Aber was erzähle ich von Dingen, die Jedermann kennt, ob durch Text, Muſik, Anſchauung oder Briefbogenvignetten? Da auch die Darſtellung eine vorzügliche war, iſt es wohl zu begreifen, daß der Erfolg der Operette denjenigen des „Luſtigen Krieges“ noch übertraf. Auch dieſer erſchien in der erſten Hälfte der Saiſon noch dann und wann auf der Bühne, und mit ihm theilt ſich die beliebte Spieloper „Carmen“ in die Aufgabe, als Lückenbüßer einzuſpringen, wo die in dieſem Jahre permanente plötzliche Erkrankung eine raſche Veränderung des Repertoirs nothwendig macht.

Neue Stücke auf dem Gebiete des Luſt- und Schauſpiels hat die Saiſon verhältnißmäßig wenige gebracht, und von dieſen wenigen haben nur die wenigſten ſich zu behaupten vermocht. Am ſeltenſten iſt die Poſſe erſchienen, wofür wir dem Director beſonders Dank wiſſen, denn es iſt immer noch beſſer, das Publicum amüſirt ſich an den hellen Unwahrſcheinlichkeiten der ſogenannten Luſtſpiele, als daß es ſich an dem baaren Unſinn der Poſſe den Geſchmack verderbe. Eine der beſten auf dieſem Gebiete iſt „Die ſchöne Ungarin“, die allerdings auch ohne jeden inneren Zuſammenhang und aus einer Reihe unverfrorener Anleihen bei älteren Vorbildern zuſammengeſetzt, doch wenigſtens eine ganz flotte Schuſterjungengeſtalt bietet, die von Frl. Eichberger mit geſalzenen Couplets und dummdreiſten Allüren treffend wie immer ausgeſtattet ward.

Durch den berühmten Namen ihrer Autoren bereits der Aufmerkſamkeit empfohlen waren Wildenbruchs „Opfer um Opfer“, Daudets „Fromont und Risler“ und Erckmann-Chatrians „Die Rantzau“. Wildenbruch hat ſich bei uns durch die unwiderſtehliche Gewalt ſceniſcher Wirkung, die ſeinen „Mennoniten“ auszeichnete, raſch einen ziemlich breiten Boden erworben, auch ſind wir nicht unempfindlich für den Ruhm, der einem Autor vorausgeht. Die zwieſpältige Aufnahme, die ſein neueſtes Werk „Opfer um Opfer“ in Deutſchland gefunden, war zwar den Meiſten bekannt, aber man verſah ſich des Beſten, man freute ſich, nach langer Entbehrung einmal wieder ein neues Drama an ſich vorüberziehen zu ſehen, und zur Première verſammelte ſich eine erwartungsvolle, günſtig geſtimmte Menge, zahlreicher, als ſie ſonſt durch ernſte Stücke herbeigelockt zu werden pflegt, im Logenhaus. Die Enttäuſchung, ſo tapfer man auch anfangs gegen ſie anlämpfte, war eine um ſo größere, der Inhalt des Stückes, von Act zu Act ſinkend, konnte ſchließlich kaum noch ernſt genommen werden. Die Gedankenleere und Plumpheit dieſer letzten Leiſtung eines vielverſprechenden Dramatikers rief eine Art Aufregung in äſthetiſch-gebildeten Kreiſen hervor, es gab Leute von Geiſt und Urtheil, die gleichſam für ſich eintraten, indem ſie das Stück vertheidigten: hatten ſie doch durch den „Mennoniten“ für Wildenbruchs dichteriſches Genie ſich begeiſtern laſſen. Da aber liegt eben meines Bedünkens der Irrthum. Wildenbruch iſt kein Dichter, einen wirklichen poetiſchen Werth hat keines ſeiner Werke, das ich kenne, und bis auf „Harold“ und „Väter und Söhne“ kenne ich ſie ſo ziemlich alle; einen wirklichen poetiſchen Werth etwa in ſeinen künftigen Schöpfungen zu erreichen, traue ich ihm auch nicht einmal zu. Dazu fehlt es ihm zu ſehr an Allem, was den Dichter macht, an Innerlichkeit, an dem Drang nach Wahrheit, an zeugungskräftiger Phantaſie, an Originalität der Empfindung. Wildenbruch iſt kein Talent erſten Ranges, aber ein ſehr bedeutendes ſecundäres Talent. Beſitzt er nichts Eigenthümliches, ſo weiß er ſich doch großen Vorbildern geſchickt und mit Auswahl anzuſchmiegen. Aus ſeiner metriſchen Sprache reden abwechſelnd Schiller, Shakeſpeare, Kleiſt und unberühmtere moderne Einflüſſe, ſeine Diction hat einen gewiſſen geſuchten Schwung und ihren pomphaften Wendungen fehlt es an Geſchmack, ſeiner Proſa

ſoufflirt die brave Birch und der platte, nachläſſige Ton des modernen Schwankes. Was ihm aber in ſo eminentem Maße zu eigen iſt, wie keinem ſeiner dichtenden deutſchen Zeitgenoſſen, das iſt der angeborene Sinn für die ſceniſche Mache, die Fähigkeit, mit den einfachſten Mitteln einen Wirbelwind zu erzeugen, der die Zuſchauer fortreißt, der ihnen den Athem und die Beſinnung raubt, der ſie über die inneren Widerſprüche der Handlung, die Zerfahrenheit und Unwahrheit der Charaktere, den engen geiſtigen Horizont des Verfaſſers hinwegträgt, ſtürmend, unwiderſtehlich zum Ende — zum Ende! Und iſt nun das Ende da und der Zuſchauer begiebt ſich mit einer gründlichen Nervenerſchütterung nach Hauſe, welche Nachwirkung klärt ſich aus derſelben? Iſt ſein Inneres wohlthätig emporgerüttelt worden und aus der Enge in's Weite getrieben, iſt ihm der tiefe Gehalt des Lebens, iſt ihm der ſüße Reiz der Poeſie eindringlich nahe getreten, hat ihn menſchliche Größe, menſchliche Schönheit erfaßt und das gewaltige Schickſal, „welches den Menſchen erhebt, wenn es den Menſchen zermalmt“? Nein doch! Seine eigene Halbheit und Dumpfheit, ſeine Miſère und Trivialität haben ihm vertraulich zugenickt, der aufgewirbelte Staub legt ſich, und es iſt Alles, wie es war. Wir wollen nicht ungerecht ſein gegen Wildenbruch. Es ſind nicht ſowohl ſeine eigenen Fehler, als die Unzulänglichkeiten der gegenwärtigen deutſchen dramatiſchen Production, die uns auch in ihm entgegentreten. Es iſt die Signatur der Zeit, eine Phraſenhaftigkeit und Hohlheit, eine nervöſe Ueberſtürzung und innerliche Erſchöpfung, die ſich hier, wie anderswo verräth. In kleineren Hervorbringungen, die mehr momentane Stimmung, als durchgebildete Perſönlichkeit erfordern, in kürzeren lyriſchen Gedichten offenbart Wildenbruch hin und wieder bei Weitem mehr Fülle, echte Leidenſchaft und mit einem eigenthümlichen Inhalt erfüllte Form.

War „Opfer um Opfer“ nur ein unendlich ſeichtes, mit Birch-Pfeifferſchen Rührmitteln operirendes Stück, ſo war „*Fromont und Risler*“ nicht nur weit häßlicher, ſondern auch bedeutend langweiliger. Wir ſtehen den franzöſiſchen literariſchen Verhältniſſen zu fern, um beurtheilen zu können, woher die meiſten franzöſiſchen Schriftſteller, ſobald ſie mit einem Roman Erfolg gehabt, ſich verpflichtet glauben, ihn in eigener oder fremder Bearbeitung auf die Bühne zu befördern, nur ſo viel wiſſen wir, daß *unſere* Bühne durch nichts verpflichtet iſt, dieſe Experimente zu wiederholen. Was die Dramatiſirung von Romanen anbelangt, ſo iſt das ein langes Capitel, aus dem wir nur in Kürze reſumiren können, daß ſolche Verſuche ſelten glücklich ausfallen und eben nur in den Händen ſo gewiegter Dramatiker, wie z. B. Dumas fils, zu gelingen pflegen. Daudet's mit Bélot zuſammen unternommene Dramatiſirung iſt ſolch ein mißglückter Verſuch, allein ſchon deshalb, weil der Dichter ſich zu keiner Umdichtung entſchließen konnte, ſondern einfach die Hauptvorgänge des Romans im Dialog ausgeſchrieben hat. Auf ſolchem Wege kann keine ſich fortbewegende Handlung entſtehen, ſondern nur ein Aggregat loſe verbundener Bilder. Daudet's Hauptvorzug, ſeine ſcharfſinnige Motivirung, war dadurch lahm- und das Peinliche und Verletzende ſeiner auf den moraliſchen Verkrüppelungen der menſchlichen Natur

ſich aufbauenden Sujets bloßgelegt. Eine Reihe überflüſſiger Perſonen treten auf, reden überflüſſige Dinge und verſchwinden. Mit ſo unleugbarem Gewinn und Intereſſe wir jedoch Daudet in ſeinen Romanen, trotz der raffinirten Quälereien, die er gelegentlich mit ſeinen Geſtalten und dem Gefühl des Leſers vornimmt, durch alle Windungen ſeiner zerfaſernden Analyſe und ſeinen geiſtvollen Charakteriſtik folgen — wenn dieſelben Vorgänge uns von der Bühne herab in brutaler Wirklichkeit entgegentreten, wenden wir uns von dieſer Mißbildung des Naturalismus mit Ekel ab. Es iſt nicht genug, daß ein Stück einen moraliſchen Zweck habe, es muß vor Allem eine künſtleriſche Berechtigung haben, und die Natur der erzählenden Dichtung folgt anderen inneren Geſetzen, als die der dramatiſchen. Für die Ausſchreitungen der Leidenſchaft iſt auf der Bühne Raum, nicht für den Cynismus nüchterner, gemeiner, berechnender Unſittlichkeit.

War die Aufführung dieſes Dramas überhaupt ein Mißgriff, ſo war ſie es doppelt, da zur Beſetzung mehrerer Hauptrollen die geeigneten Kräfte mangelten. Eine zierliche gewandte Naive hätte der Rolle der Sidonie vielleicht doch noch einige Anmuth zu verleihen vermocht, in den Händen unſerer ſchwerfälligen, ziemlich trockenen, ſchon in der Erſcheinung ganz ungeeigneten Heroine ward ſie zu einer Verzerrung.

In erfreulichem Gegenſatze zu dieſen beiden ſtand die dritte Schauſpielnovität der Saiſon „Die Rantzau“. Hier iſt Alles geſund und urwüchſig: der Boden der dramatiſchen Vorgänge und der Geiſt, den die Dichter ihren Geſtalten mittheilen. Erckmann-Chatrian conſtruiren ſich das Bauer-Drama in ihrer eigenen Weiſe. Sie beginnen mit einer Reihe Stimmungsbilder, die dramatiſche Dispoſition breitet ſich ſehr bedächtig aus, in ihr liegt die genaue Charakteriſtik der Lebensverhältniſſe und Individualitäten der handelnden Perſonen, zugleich der dramatiſche Fortſchritt. Iſt Alles vorbereitet und beiſammen, ſo folgen ſich Steigerung, Kataſtrophe, Umkehr Schlag auf Schlag. So minutiös die Detailmalerei der Einführung, in ſo großen, derben Umrißſtrichen iſt der Ausgang angelegt. Die beiden Elſäſſer verlangen vom Publicum nicht nur, daß es zuſchaue, ſondern auch, daß es zuhöre, ſich merke und mitſchaffe, — eine etwas ungewöhnliche Forderung, die ſonſt nicht im Programme der modernen Production ſteht. „Die Rantzau“ rufen keine außerordentliche Spannung hervor, die Action geht zum Theil, mehr als der Wirkung gut iſt, hinter der Scene vor, aber ſie erzeugen ein ganz eigenes Behagen. Der geldſtolze, über ſeinen Stand lebende Bauer und deſſen von ihm übervortheilter und ihn nach Möglichkeit chicanirender Bruder, einer eigenſinniger und hartköpfiger als der andere, ihre in Feindſeligkeit gegen einander aufgewachſenen, eigenſinnigen, hartköpfigen Kinder, der ängſtliche, von Geſchenken abhängige, vermittelungsbedürftige, tindlich gutherzige Schulmeiſter, was ſind das für echte lebensvolle Menſchen, was für prächtige Rollen, die aber auch geſpielt ſein wollen. Daran fehlte es nun einigermaßen. Herr Markwordt allerdings war ein ganz herzgewinnender, braver, gemüthvoller Schulmeiſter, Herr Würzburg und beſonders Herr v. Alsdorf aber nahmen die

feindlichen Brüder zu pathetiſch; ſo viel Action hat der Bauer nicht, dergleichen harte, verſchloſſene, ungelenke Naturen wirken um ſo mächtiger, je innerlicher und gebundener ſie geſpielt werden. Im letzten Act iſt faſt Alles in die Hände der Darſteller gelegt und ſie übereilten die Wirkung durch zu frühzeitig ſtrahlende Verſöhnungsmienen. Herr Würzburg brachte in der erſten Hälfte des Stückes einige recht glückliche Momente, und in Anbetracht der Seltenheit ſolcher Aufgaben war die Wiedergabe der übrigen Rollen eine ſorgfältige und anerkennenswerthe.

Unter den neu einſtudirten älteren Stücken verdient beſonders die Wiederaufnahme des Hamlet und zweier Molière'ſcher Luſtſpiele Erwähnung. Im „Hamlet“ bot Herr Göbel, deſſen unermüdliches Streben vor Allem dahin geht, in den Geiſt ſeiner Rollen einzudringen und ſie ſich nicht zurecht zu legen, ſondern zu ergründen, eine vortreffliche, von innerem Leben durchglühte Leiſtung. Wir haben den Hamlet von durchreiſenden Künſtlern blendender, aber nie in der Grundſtimmung wahrer erfaßt geſehen. In der Vorführung der „Iphigenie auf Tauris“ iſt wenigſtens die gute Abſicht zu loben. „Der eingebildete Kranke“ von Molière geſtaltete ſich zu einem Wagniß, da die Regie, offenbar um uns einen culturhiſtoriſchen Genuß zu bieten, den Text ohne Striche einſtudiren ließ und der Darſteller des Argan in Spiel und Toilette ihn in dieſem Beſtreben unterſtützte; im Uebrigen wirkte das übermüthige Luſtſpiel friſch und lebensvoll, wie wenige moderne. Zu einer wahren Muſterleiſtung vereinigten ſich unſere darſtellenden Kräfte in der Aufführung des „Tartüffe“. Sprühender Witz, köſtliche Laune und eine anmuthvolle, von verſchlungenen Verſen leicht getragene Diction ſtreiften dem bedenklichen Sujet alle ſchwerfällige Wirklichkeit ab; uns keinen Augenblick das heitere Spiel vergeſſen zu machen, thaten die Schauſpieler ihr Beſtes. Wollten wir Jedem ſein Recht widerfahren laſſen, wir müßten ſie alle rühmend erwähnen, beſchränken uns aber nur auf die beiden Hauptrollen, den Orgon und Tartüffe. Herr Göbel wußte das Bedürfniß, ſich düpiren zu laſſen, in dieſem braven Schwachkopf vortrefflich zu veranſchaulichen, und Herr Würzburg war in Maske, Haltung, Sprache ein ganz vorzüglicher, eleganter, lüſterner, heuchleriſcher Betbruder. In den „Geſchwiſtern“ von Goethe zeigte Frl. Orban, deren viel verſprechendes Talent eben erſt in der Entwickelung begriffen iſt, eine anmuthige Begabung für treuherzig mädchenhafte Plauderei.

Der December brachte uns das Gaſtſpiel des Fräulein Kathi Frank und des Herrn Max Löwenfeld, in ſo fern eine Neuerung, als die Gaſtſpiele herkömmlicher Weiſe an unſerer Bühne erſt im April und Mai ihre Zugkraft entfalten dürfen. Fräulein Kathi Frank gehört zu den erſten deutſchen Schauſpielerinnen — wir lernten in ihr ein großes, hinreißendes Talent kennen und die gewöhnliche Virtuoſenverirrung. In der „Waiſe von Lowood“, dem unvermeidlichen Gaſtſpiel- und Debutantenübel, entfaltete Frl. Frank als ungeberdige, boshafte, hyſteriſche Jane Eyre einen unſchönen Naturalismus, wohl um den Gegenſatz gegen ihre ſpätere unverwüſtliche Ruhe in dieſer Partie ſchärfer

— nur allzu ſcharf — hervortreten zu laſſen. Herr Löwenfeld als Rocheſter hatte einen gänzlich unerwarteten, einen Lacherfolg nämlich. Unter der Mittelmäßigkeit dieſes Partners litt das Frank'ſche Gaſtſpiel überhaupt nicht unerheblich; wir wüßten Herrn Löwenfeld außer einem leidlichen „Narciß“ nur etwa noch in den beiden Einactern „die Burgruine“ und „ein delicater Auftrag“ ein paar gelungene Chargen nachzurühmen, die indeſſen auch mit größerer Feinheit hätten durchgeführt ſein können. Während ihres Gaſtſpiels probten die Gäſte faſt ſämmtliche ſchauſpieleriſche Fächer durch, die bekannte Leidenſchaft reiſender Künſtler. Nur iſt Frl. Frank eine viel zu temperamentvolle Schauſpielerin, als daß ihr irgend eine Rolle gänzlich mißglücken ſollte, in das naive Fach aber mußte ſie ſich doch allzu ſichtbar hineinzwingen. Weder ihr geiſtvoller, energiſcher, ausgearbeiteter Vortrag, noch ihre reife, hohe Geſtalt eignen ſich dazu, gedankenloſe Geſchwätzigkeit, kindiſche Launenhaftigkeit und unbewußte Gefühlsregungen natürlich und unmittelbar zum Ausdruck zu bringen. Man merkte ihr allzu deutlich die aufgewandte Kunſt an, und die leichten Schmetterlingsgeſtalten trugen ein Gepräge des Bewußten und Abſichtlichen, das ihnen den Zauber abſtreifte. Der ſchelmiſch-überlegene Converſationston der jungen Wittwe im „delicaten Auftrag“ dürfte ihre Grenze gegen das Luſtſpiel ſein. Den höchſten Genuß bereitete uns ihre „Maria Stuart“, eine Leiſtung ſo aus dem Vollen reicher ſchöpferiſcher Individualität, geiſtvoll ſchöner Charakteriſtik und leidenſchaftlicher Gluth, daß ſie kaum zu übertreffen ſein dürfte. Jeder Zoll Königin und lebensdurſtiges Weib, voll geiſtiger Beweglichkeit und ſinnlicher Anmuth, ſtolz und hingebend, ſcharfblickend und in der Liebe allein verblendet, ſo ging ihre Maria über die Bühne, ſchön und edel in der Ruhe, in der Selbſtvertheidigung, im Zorn, rührend, ſanft und weiblich im Abſchied von ihren Getreuen und vom Leben. Ganz durchglüht und hingenommen von Liebesleidenſchaft, ſelbſtvergeſſen, zärtlich und raſend in der Eiferſucht war auch ihre „Adrienne Lecouvreur“. Frl. Frank hat etwas ſo hinreißend Impulſives und dabei eine ſo vollendet ſchöne Lebenswahrheit, eine ſo gewinnende Grazie in der Verkörperung ſinnlichen Gefühls, daß wir bedauern, nicht auch mit einer Hero, Sappho, Eboli und anderen großen Liebesrollen durch ihre meiſterhafte Darſtellung bekannt gemacht zu ſein. Viel zu ſparſam betrat ſie ihr eigenſtes Gebiet und ſchränkte es ſich durch den hyperrealiſtiſchen Drang, der allmählich auch die weibliche Theaterwelt ergreift, noch beſonders ein. So war ihre Pompadour mit ſo viel pathologiſchen Zügen ausgeſtattet, daß von der feurigen Seele und der geiſtigen Herrſcherkraft dieſer genialen Brachvogel'ſchen Schöpfung wenig übrig blieb. Kreidig-blaß, zu Tode erſchöpft, am Stock daherſchwankend, wenn auch noch der Rede, ſo doch der Accente der Leidenſchaft kaum mehr mächtig — in ſolcher Verfaſſung konnte die Pompadour die Trauung mit dem Könige ſicher nicht mehr durchſetzen; Frl. Frank verlieh ihr aber auch ſonſt noch eine gewiſſe Enge und Nüchternheit, die wir nicht als feſte Umrißlinie, ſondern lieber als momentan mangelnde Aufgelegtheit der Künſtlerin, als ein Nicht-in-Stimmung-ſein auffaſſen möchten.

Die zweite Hälfte der Saiſon ſcheint ſich recht bedenklich geſtalten zu wollen. Häufige Erkrankungen ſtörten das Repertoir, das ſich an älteren Stücken kümmerlich fortfriſtet; die neu einſtudirten Stücke rechtfertigten die auf ſie geſetzten Hoffnungen nicht und ihrer waren wenige. Augenblicklich befinden wir uns in einer Theaterſtockung, es ſchlendert wohl noch Alles ſeines Weges, weil es eben ſo ſein muß, aber es iſt kein rechter Zug mehr in der Sache und das Publicum reagirt darauf in ſeiner Weiſe. Hoffentlich kommt mit der Rückkehr des Directors, dem im Januar eine verſpätete Engagementsreiſe nach Deutſchland bewilligt wurde, ein friſcher Schwung in das roſtende Getriebe. Dieſe Reiſe, um die die Zeitungen mit dem Theater-Comité ſeit Jahren gekämpft haben, ohne ſie ihm abzuringen, iſt nun allerdings eine ſehr ernſte Nothwendigkeit geworden. Für den Schluß der Saiſon bereitet ſich eine große Auswanderung der Jünger Thaliens aus der Dünaſtadt vor. Unſere tüchtigſten Bühnenkräfte fühlen faſt ſämmtlich das Bedürfniß, ſich zu verändern; mehr als eine Säule, auf der die Solidität und das künſtleriſche Streben an unſerer Bühne zuverläſſig ruhte, ſetzt ſich in Bewegung und zieht davon. Außer unſerem bewährten komiſchen Trifolium verbleiben uns, wie ich höre, mit Sicherheit nur noch Herr Galſter und Frl. Suhrland, unſere treffliche heroiſche Mutter. Nach Weimar, nach Meiningen, nach Berlin begeben ſich die Anderen; auch das Perſonal der Operette löſt ſich faſt vollſtändig auf. Ein gewiſſer Stil, der ſich in langjährigem Zuſammenwirken ausbildete, eine Art Tradition, die auch neu hinzutretende Mitglieder an ſich zog, erreichen damit ihr Ende. Herr Director Pohl hat nicht weiter mit gegebenen Factoren zu rechnen, er kann ſich nun das Material ſelbſt ausſuchen und zurechtbilden, und allein ſeine Intentionen und Ziele werden es ſein, die im nächſten Jahre unſerer Bühne die Richtung geben. Er kann, wenn er will, recht eigentlich ihr Regenerator werden. Es iſt nur ſchade, daß ſo manche treffliche Kraft unſerer früheren nicht auch ein Bauſtein unſerer Zukunftsbühne werden kann, wir hatten ein Enſemble für's claſſiſche Luſtſpiel z. B., das nicht ſo leicht wieder hergeſtellt werden dürfte.

Die beiden neuen Luſtſpiele „Roderich Heller“ von Schönthan und der „Schriftſtellertag“ von Heinemann ſind ſo ſchablonenmäßig gearbeitet, daß wir uns ihre Erwähnung gänzlich erſparen könnten, wenn nicht gerade der Fabrikſtempel, den ſie tragen, zu einer Bemerkung Anlaß gäbe. Die moderne Luſtſpielproduction hat keinen anderen Zweck, als das Publicum zum Lachen zu bringen, und das Publicum weiß auch ganz genau, daß es mit dem Ankaufe eines Billets die Zwerchfellerſchütterung bezahlt, nach der es Verlangen trägt. Was die Leute in's Theater zieht, iſt häufiger das Bedürfniß, dem Ernſt des Lebens zu entfliehen, als ſich über ihn zu erheben. Dieſes Bedürfniß hat ſeine Berechtigung. Selbſt die ſolideſte Kraft vermöchte eine unausgeſetzte Anſpannung nicht zu ertragen, man will ſich dazwiſchen die Freiheit nehmen, nichts zu denken, nichts zu empfinden, nichts zu thun. Dann geht man in den modernen Schwank, und einen gewiſſen Raum kann derſelbe daher im Repertoir ſelbſt der

beſten Bühne beanſpruchen. Aber auch nur einen gewiſſen. Dieſen zumeiſt ſalz- und witzloſen Erzeugniſſen des Moments fehlt es an Lebenswahrheit, ſie friſten ihr Daſein von überlebten Zuſtänden, z. B. von einer Spießbürgerthumblüthe, die nur in den kleinſten Neſtern noch vorhanden, oder von Bühnenfictionen. Die Stoffe ſind durchaus conventionell und kehren mit beſcheidenen Variationen immer wieder; augenblicklich iſt das handwerksmäßige Schriftſtellerthum an der Reihe, wie in den beiden in Rede ſtehenden Stücken. Und was belacht wird, iſt nicht der Witz und Humor, den die handelnden Perſonen entfalten, ſondern die Dummheiten, die ſie machen. Und da ſie ſo moraliſch ſind, dieſe ſpaßhaften Stücke, was ſchadet es, daß ſie ſo platt und trivial ſind? Nun, in der Trivialität liegt auch ein herabziehendes und vor Allem ein geiſtig abſtumpfendes Moment, und es will mir ſcheinen, daß in den letzten Jahren dieſe Speiſe unſerem Publicum allzu reichlich aufgetiſcht wurde. Soll ſie aus naheliegenden Rückſichten nicht verringert werden, ſo dürfte es ſich doch empfehlen, unter dem ſich producirenden Neuen mit ſtrenger Kritik wenigſtens nur das B e ſt e auszuwählen. Wir ſchädigen uns ſelbſt, wenn wir die Aufgabe und die Bedeutung des Theaters für uns und unſer geiſtiges Leben verkennen.

Soll ich nun noch einer an ſich ziemlich geringfügigen Meinungsdifferenz zwiſchen dem Theater-Comité und den Rigaſchen Zeitungen erwähnen, deren Folgen für das Theater nicht ſo unbedeutend ſein dürften, wie ihre Anfänge? Wirbeln wir keinen unnützen Staub auf! Die Urſachen des Zwieſpalts ſind aus den deutſchen Zeitungen bekannt, die Abwickelung läßt auf ſich warten. Da indeſſen die Preſſe entgegenkommend und wohlwollend und der Ausgleich für das wohlverſtandene Intereſſe des Theaters eine Nothwendigkeit iſt, ſo vollzieht er ſich hoffentlich bald und auf rationeller Grundlage. Wenn nicht, dann davon Eingehenderes zum Schluß der Saiſon.

L e o n h a r d M a r h o l m.

Vom Büchertiſch.

Nordiſche Melodien. Gedichte von **Nicolai Baumbach.** St. Petersburg, W. Erickſon u. Co. 1883.

Verrechnet. Bürgerliches Trauerſpiel in 5 Acten von **Bill Mac Wilko.** St. Petersburg, H. Schmitzdorff. 1884.

„Die Poeſie iſt der Schmetterling auf der Blume der Welt," — dieſe Worte Wolfgang Menzels fielen uns unwillkürlich ein, als wir die Gedichtſammlung durchgeleſen, die Nicolai Baumbach unter dem Titel „Nordiſche Melodien" jüngſt veröffentlicht hat. So einſeitig dieſer Ausſpruch iſt, wollte er das geſammte Weſen der Dichtkunſt charakteriſiren, ſo treffend kennzeichnet er die Sammlung unſeres St. Petersburger Poeten. Wie die ſchillernden Farben des Schmetterlingsflügels im Lichte der goldenen Sonnenſtrahlen durch bunten Wechſel das Auge entzücken und Alles in ſich vereinigen, was Farbenpracht en miniature zu bieten vermag, ſo ſchillern und gleißen die Blätter der „Nordiſchen Melodien" von bunten Gedankenbildern und farbigen, lebensvollen und lebenswarmen Liedern, reich an wechſelnder Stimmung und glänzender Form, — und wie der Schmetterling von Blume zu Blume flatternd von ihrem Dufte naſcht, ſo eilt des Dichters Phantaſie von Blüthe zu Blüthe, die dem Gedankenleben entſprießen, und plaudert trunken das Geheimniß aus, das ihr Duft ihm zugetragen. Nicolai Baumbach iſt ein echter Dichter im Sinne jenes Goethe'ſchen Sängers, dem das Lied „aus der Seele dringt" und der aller Welt verkündet:

„Ich ſinge, wie der Vogel ſingt,
Der in den Zweigen wohnet."

Sein Gebiet iſt die Lyrik und alle Eigenſchaften des lyriſchen Dichters vereinigen ſich in ihm, ſeinen „Melodien" den unmittelbar wirkenden Zauber keuſcher Poeſie aufzudrücken und ihn zu befähigen, was das Herz und den Geiſt bewegt, zu entſprechendem Ausdruck zu bringen. Dazu kommt eine vollendete Harmonie zwiſchen Inhalt und Form, und kann erſterer dem Weſen der lyriſchen Augenblicksdichtung entſprechend auch nirgends „bedeutend" ſein, ſo iſt letztere dagegen frei von Härten, glatt und anmuthig, den Titel der Sammlung „Melodien" vollkommen rechtfertigend.

Dem Liede iſt der weitaus größte Theil der Baumbach'ſchen Gedichte gewidmet; wir treffen dasſelbe in jeder nur denkbaren Geſtalt an und erfreuen

uns an dem reichen Strauße, in dem das beſcheidene Veilchen ebenſo ſeinen Platz gefunden hat, wie die prachtvolle Roſe und die prangende Lilie. „Lieder“, „Abendklänge“, „Weihnachtslieder“, „Oden“, „Sonette“ ſind die verſchiedenen Abſchnitte, in denen uns der Dichter die Erzeugniſſe ſeiner Muſe darbringt und die das Beſte bieten, das wir in der Sammlung gefunden. Fremd iſt Baumbach die Reflexion, fremd jener erhabene Schwung, den wir in einigen Gattungen der Lyrik ſuchen, und ſelbſt die Oden (S. 135—139) unterſcheiden ſich von den Liedern nur durch die Form. Alle Gedichte ſind unmittelbarer Ausfluß irgend einer Stimmung, und wir möchten ſagen, daß Baumbach mehr mit dem ſinnigen Herzen, als mit dem grübelnden Verſtande gedichtet hat. Wir ſuchen daher vergeblich nach einer beſtimmten Weltanſchauung des Dichters: er begnügt ſich damit, uns von den Freuden und Leiden des Lebens zu ſingen. Dennoch zeigt er deutlich, daß er kein Peſſimiſt ſei; über den Leiden und Fehlern, der Vergänglichkeit dieſer Welt thront eine höhere Macht, an die der Dichter das fragende, ſich ſehnende und verzweifelnde Menſchenherz vertrauensvoll ſich zu wenden lehrt:

Die holden Träume vergehen!
In Nacht und Wind
Auf Erden muß Alles verwehen,
Was Wünſche ſind.
Sie kommen in's Herz gezogen,
Doch kaum am Ort,
Da ſpülen des Lebens Wogen
Sie wieder fort.
Nur oben blinken die Sterne
Dir, feſt und treu,
Und das Sehnen nach täuſchender Ferne
Bleibt ewig neu!

Es weht ein freudiges Gottvertrauen aus dieſen weltlichen Liedern, und der reine und ideale Sinn, der ſie durchzieht, erhebt und erfreut den Leſer. Und will er, durch das naturgemäße Einerlei der meiſten Gedichte ermüdet, das Buch bei Seite legen, ſo reizt immer wieder ein neues reizendes Gedicht zum Weiterleſen.

Abgeſehen von einzelnen Spielereien à la Rückert (z. B. S. 121 „Trotz“, S. 43 „Meinem Liebling“ ꝛc.), ſowie von hier und da eingeſtreuten Gelegenheitsgedichten, die, ohne die Sammlung zu ſchädigen, auch hätten wegbleiben können, iſt faſt jedes Lied eine Zierde ſeiner Gattung. Wir greifen zum Beweiſe deſſen nur eines heraus:

Welke Blumen.

Was weinſt Du, ſtille Blume,
Und blickſt mich traurig an?
O nenne Deine Leiden,
Wer hat Dir weh gethan?

Sieh, Deine Schweſtern blühen
Ja alle rund umher!
Du aber ſchweigſt und zitterſt
Und machſt das Herz mir ſchwer!

Nicolai Baumbach iſt, wie ſchon betont, Lyriker. Wo er aus der Subjectivität eines ſolchen herauszutreten ſucht, haben wir das Gefühl, daß er ſich auf einem Gebiete bewege, auf dem er unſicher und nicht zu Hauſe iſt. So ſind denn auch die Balladen (S. 153—195) nicht ſo anſprechend, wie die Lieder. Der Zwang, den die Erzählung dem Dichter auferlegt, verleitet ihn ſelbſt zu Härten in der Form, wie z. B. im Gedichte „Des Schiffers Gruß", das alſo beginnt:

„Mein Liebſter iſt zur See hinaus,
Tritt ſicher ein zu mir;
Vor kaltem, nächtlich wildem Graus
Biet' ich Schutz und Liebe Dir!"

Am beſten ſind Baumbach hier die Gedichte „Alexander und Darius", „Xerxes", „Martin Luther" und einige andere gelungen; der weitaus größere Theil befriedigt dagegen wenig.

Den Schluß bilden unter dem Titel „Liebe" — 108 Liebeslieder, denen eine ſorgfältigere Auswahl ſehr zum Vortheil gereicht wäre. Neben echten Liederperlen finden wir eine Menge jener Gedichte, welchen der feine Satiriker, dem wir das unſterbliche Büchlein „Aus dem Treibhauſe deutſcher Lyrik" verdanken, den ſo bezeichnenden Namen „Cliché-Poeſie" beigelegt hat. Ja, der Dichter verirrt ſich ſogar, was wir am wenigſten von ihm erwarten, zur Geſchmackloſigkeit. Man höre z. B.:

Wenn Dir mein Weg begegnet,
So ſchau' ich zu Dir empor,
Und wenn Du mit mir redeſt,
So bin ich ganz Aug' und Ohr.
Wenn ich Dich küſſen dürfte
Jetzt und in jeder Stund',
Wär' ich nicht Ohr, noch Auge,
So wäre ich ganz nur Mund!

Allerdings wünſcht der Dichter in dem Motto zu der Abtheilung „Liebe", daß nur wer im Herzen die Liebe hege, in dieſe Blätter ſehen möge; denn

— wer die Hohe nicht empfunden,
Wird dieſe Lieder nicht verſteh'n.

Dennoch glauben wir kaum, daß irgend Jemand — und möge ihn auch die gewaltigſte Liebe beherrſchen — das citirte Gedicht ſchön finden wird. Zum Glück giebt's ſolcher Fehlgriffe wenig in der Sammlung, und wir hoffen, daß ſie bei einer zweiten Auflage beſeitigt werden. Alles in Allem können wir die „Nordiſchen Melodien" warm empfehlen: wer neben dem „Gott Mammon",

den der Dichter (S. 154) als „ſtrahlenden König der Welt“ nach Aufzählung ſeiner Miſſethaten brandmarkt, noch den Muſen einen Sitz in ſeinem Herzen einräumt und Sinn für duftige Lyrik hat, wird das Buch trotz ſeiner Dickleibigkeit — es zählt 267 Seiten — mit Intereſſe durchleſen und es nicht ohne lebhafte Befriedigung fortlegen. — —

„Verrechnet“, — das iſt der ominöſe Titel eines fünfactigen Dramas, deſſen Verfaſſer den wohlklingenden Namen Bill Mac Wilko führt und das unlängſt in St. Petersburg erſchienen iſt. Es iſt ein „bürgerliches Trauerſpiel“ und in Jamben geſchrieben. Der Inhalt iſt kurz folgender: Der alte Wucherer Engel liebt Paula, die Stieftochter der Wittwe Roth, und trachtet ſie zu gewinnen. Als gewiegter Practiker trifft er umſichtig alle Vorbereitungen, um das Mädchen zum Jawort zu zwingen, da er annimmt, daß ſie ihn aus Liebe nie heirathen werde. Er bringt als Freund des Hauſes und Verwalter des Roth'ſchen Vermögens das letztere in ſeinen Beſitz: von ihm hängt es ab, ob die Familie Roth an den Bettelſtab kommt oder nicht. So ausgerüſtet, wagt er einen Sturm auf Paula's Herz, die ſoeben ihrer Vertrauten, der Haushälterin Marianne, geſtanden, daß ſie liebe, — einen jungen unbekannten Mann liebe, den ſie in der Kirche geſehen. Engel wird mit harten Worten abgewieſen; Paula ſagt ihm, daß ihr ſterbender Vater ſie vor ihm gewarnt:

„Und hüte Dich vor Engel, Tochter, er
Iſt ehrlos!“

„Paula!“ ruft Engel, und ſie antwortet:

Heule nur, Hyäne!
Der Stein muß ſchmerzhaft Dich getroffen haben.

Alles Bitten und Flehen Engels hilft nichts. Da droht er, ſie aber bleibt feſt:

Ich lache Deiner!
Beraub' uns unſrer Heimath, unſrer Habe,
Denn eher will ich niedre Dienſte thun,
Als Dir gehören, gleißneriſcher Wicht.
Dies bei der Aſche meines theuren Vaters,
Bei meiner Ehre, war mein letztes Wort.

Engel giebt das Spiel noch nicht verloren. Durch Zufall erfährt er, daß der Jüngling, den Paula liebt, der Student und Dichter Bruno von Freienſtein iſt, und heckt einen „teufliſchen“ Plan aus. Er will Bruno, der gleichfalls Paula aus der Entfernung anbetet, dieſer zuführen, die Beiden dann durch ihre Leidenſchaft zu Fall bringen, Bruno, der mit ſeinem Vater und der ihm beſtimmten Braut, ſeiner Couſine Agnes, zerfallen iſt, ſeiner Familie und ſeiner Braut zurückgeben und vor die gefallene Paula hintreten, um ſich ihr als Mann, den eventuellen Folgen ihres Fehltritts den Namen Engel anzubieten. So muß er — meint er — die Geliebte gewinnen. Es geht anfangs auch Alles nach Wunſch. Bruno wird auf ſchlaue Weiſe ſeines einzigen Freundes, Werner Hellmuth, beraubt, die

Liebenden lernen ſich kennen und thun gleich beim Geſtändniß ihrer Liebe dem Böſewicht Engel den Gefallen, „ſich zu vergeſſen“. Die Schuld iſt da, und der Leſer ahnt, daß Engel ſich „verrechnen“ werde, und ſei es auch nur, damit die Sühne das Drama zu einem Trauerſpiele mache. Engel's letzter Triumph iſt, daß er Bruno ſo weit bekommt, aus Liebe zu ſeinem Vater und aus Gefühlen des «noblesse oblige» Paula einen Abſagebrief zu ſchreiben und ſeinem Vater und Agnes auf's Land zu folgen, um Letztere am anderen Tage zu ehelichen. So weit iſt Engel Alles nach Wunſch gegangen; jetzt kommt es aber anders, als er gehofft. Paula beſchließt, ſich vor dem Altare, an dem Bruno und Agnes getraut werden ſollen, zu erſtechen, — nicht etwa, um ſich dadurch an Bruno zu rächen, nein — lediglich, um dadurch ihren Geliebten zum großen Dichter zu machen. Was heißt das? fragt der Leſer erſtaunt. Man höre den Dichter ſelbſt, der Paula alſo philoſophiren läßt:

Dann tauch' ich dieſen Dolch in meinen Buſen
Und ſinke, ſtürze ſterbend vor ihm hin.
Der Anblick wird mit meinem Blut erhärtet
In ſeine Künſtlerſeele unauslöſchlich
Sich prägen — unvergeßlich. Steigt dann heimlich
Wie Märchen die Erinnerung empor
Und ruft ihm and're Stunden in's Gedächtniß, —
Ja and're Stunden — himmliſch ſüßen Glücks, —
Das muß zum Schaffensdrange ihn begeiſtern,
Dann wird er ſeine Adlerflügel meiſtern
Und fliegen ihm beſtimmten, hohen Flug.
— — — — — — — — — — — —
Indem ich ihn zum feſten Manne mache,
Will ich vergehen, das ſei meine Rache!

Paula führt ihren Plan aus: vor dem Altare hält ſie Bruno eine fulminante Rede, in der ſie nochmals das, was ſie durch ihren Selbſtmord erreichen will, entwickelt und zückt dann den Dolch gegen ihren Buſen. Bruno „fällt ihr in die Arme“ und entreißt ihr den Dolch. „Nicht Du! Nein ich!“ ruft er und erſticht ſich. Paula lacht auf, wird wahnſinnig und erſticht in dieſem Zuſtande Engel:

„Fort — Du Scheuſal fort!
Du haſt zum letzten Mal geziſcht!“

Engel ſtürzt zuſammen. „Iſt dies,“ ſo ruft er ſterbend,

„Das Ende? Allbarmherz'ge Liebe! — Oh —
„Ich habe mich fürchterlich verrechnet — —“

Das hat er gewiß! — Wir halten es nach dieſer Inhaltsangabe für überflüſſig, den Leſer auf die Ungereimtheit und Unwahrſcheinlichkeit der Fabel hinzuweiſen. Nur Eins ſei hier hervorgehoben, weil es Gelegenheit bietet, eine allgemeine Frage zu berühren. Iſt die illegale Hingabe eines Mädchens an den Geliebten

eine Schuld, auf die ſich ein dramatiſcher Conflict aufbauen darf? Wir meinen, daß das nicht der Fall iſt, und weiſen auf Goethe's Fauſt hin, wo der Altmeiſter durch die Ermordung des Valentin der Schuld Grethchens eine realere Grundlage giebt, als es ihr Fehltritt ſein kann. Hier — im Trauerſpiel „Verrechnet" — fehlt die Schuld, der Paula zum Opfer fällt, um ſo mehr, als ſie und Bruno lediglich Marionetten in der Hand des Wucherers Engel ſind.

Die Charaktere der Dichtung ſind völlig verzeichnet. Engel iſt ein Schuft durch und durch und philoſophirt dennoch im zweiten Acte, wie es nur der edelſte Menſch kann. Der Dichter ſtellt ihn als ein Opfer der Schlechtigkeit der Welt dar und giebt ihm ein der edelſten Regungen fähiges Herz, läßt ihn aber wie den ſchwärzeſten Böſewicht handeln. Paula, die Hauptperſon des Stückes, iſt ſo excentriſch, daß ſie dem Tollhauſe entſprungen ſcheint. Groß und edel beanlagt, iſt ſie keuſch und rein und giebt dennoch ihre Ehre ohne Weiteres preis. Wie verworren ihre Gedanken ſind, beweiſt zur Genüge ihr oben citirter Monolog. Bruno iſt feurig, ſtolz, hochbegabt — und zugleich ein Lappen ſonder Gleichen. Und ſo, wie die Hauptperſonen, ſind alle Handelnden mißlungen, — ſie ſind wie das Stück das Product einer unreifen, nicht unbegabten, aber dem realen Leben völlig fremd gegenüberſtehenden Phantaſie.

Die Technik des Dramas iſt dem Verfaſſer eine terra incognita. Er cultivirt mit Vorliebe die Vorbereitung auf das Kommende und bewahrt den Leſer ſorglich vor jeder Ueberraſchung: Engel, die causa movens der Dichtung, erzählt in liebenswürdigſter Weiſe in jedem Acte, was im folgenden kommen werde, und da, wo er ſich „verrechnet", übernimmt Paula dieſe nutzloſe Mühe. Daß dabei von dramatiſcher Spannung nicht die Rede ſein kann, liegt auf der Hand.

Die Sprache iſt im Großen und Ganzen nicht übel. Daß das Trauerſpiel in Verſen geſchrieben iſt, halten wir gleichfalls für einen Fehler. Der Jambus eignet ſich nun einmal nicht für ein bürgerliches Trauerſpiel, das ſeine Handlung in die Gegenwart verlegt, und Leſſings Vorbild ſollte hierin doch maßgebend ſein. Doch das nur beiläufig, — ſind die Verſe doch das am wenigſten Schlechte und Verfehlte an dem Trauerſpiel „Verrechnet" von Bill Mac Wilko in St. Petersburg!

Erwin Bauer.

Bibliographischer Anzeiger.

Mitgetheilt von F. v. Szczepanski in Reval.

Bis zum 24. Februar c. sind erschienen:

Annalen d. physikalischen Central-Observatoriums, hrsg. v. H. Wild. Jahrg. 1882. 1. Th. 4°. St. Petersburg. Mk. 10,20.

Baudissin, Gräfin. Wer ist der Held? Roman. Autoris. Ausg. f. Rußland. R. Kymmel, Riga. SR. 1,20.

Beiträge zur Kenntniß der Russischen Armee. Helwing's V. in Hannover. 2 Mk.

Beiträge zur Kenntniß d. russischen Reiches u. der angrenzenden Länder Asiens. 2. Folge. Hrsg. v. G. v. Helmersen u. L. v. Schrenck. 6. Bd. gr. 8°. St. Petersburg. Mk. 5.

Beklewski, S., Ein Beitrag zur Laparotomie bei Darminvaginationen. gr. 8°. Karow. Dorpat. Mk. 1.

Bergholz, A., Ein Beitrag zur Kenntniß der Kinogerbsäure. 8°. Schnakenburg. Dorpat. Mk. 1,20.

Berichte über die Nationale Ausstellung in Moskau 1882. 8°. 358 S. u. 9 Beilagen. Hof- & Staatsdruckerei. Wien. Mk. 4.

Bibliothek, Deutsche, für Russen. Bd. 1 u. 2. Inhalt: 1. Hauff: Kalif Storch. 2. Schiller: Balladen 1. Erickson & Co. Petersburg. 40 Kop.

Bobowski, Nic. Die polnische Dichtung des XV. Jahrhunderts. I. Mariengedichte. 8°. 105 S. Koehler, Breslau. Mk. 1.

Bolz, Hs. Beiträge zur Casuistik der Nephrectomie. 8°. 93 S. Schnakenburg, Dorpat.

Bredichin, Th., sur quelques anomalies apparentes dans la structure des queues cométaires. gr. 8°. Moscou. Mk. 0,80.

Bredichin, Th., sur les anomalies apparentes dans la structure de la grande comète de 1744. gr. 8°. Moscou. Mk. 1.

Bredichin, Th., histoire de l'hypothèse des ondes cosmiques, composée pour l'explication des formes cométaires. Avec suppl. gr. 8°. Moscou. Mk. 2.

Bulletin de l'Académie impériale des sciences de St. Pétersbourg. Tome XXIX. No. 1. 4°. St. Pétersbourg. pro cplt. Mk. 9.

Calmon, R., trois semaines à Moscou. (Mai, Juin 1883.) Paris. Mk. 3,50.

Chwolson, O., Ueber die Wechselwirkung zweier Magnete m. Berücksicht. ihrer Querdimensionen. 4°. St. Petersburg. Mk. 1.

Dzieduszycki, J. Graf. Der Patriotismus in Polen in seiner geschichtlichen Entwickelung. gr. 8°. Gerold & Co., Wien. Mk. 5.

Engelmann, J., Die Zwangsvollstreckung auswärtiger richterlicher Urtheile in Rußland. gr. 8°. Duncker & Humblot, Leipzig. Mk. 1,20.

Evangeliorum quattuor, versionis palaeoslovenicae codex Marianus glagoliliticus. Characteribus cyrillicis transscriptum ed. V. Jagic. gr. 8°. Weidmann, Berlin. Mk. 15.

Feiertag, H., Beobachtungen üb die sogenannten Blutplättchen (Blutscheibchen). gr. 8°. Karow, Dorpat. Mk. 1.

Friedlaender, J., Ueb. die Ligatur der Carotis. 4°. Schnakenburg, Dorpat. Mk. 4.

Geschichte der Ostseeprovinzen Liv-, Est- und Kurland von der ältesten Zeit bis auf unser Jahrhundert. Thl. II., Hälfte 1. Von der Auflösung des livländischen Bundesstaates im 16. Jahrhundert bis auf Herzog Friedrich Casimir von Kurland. 8°. 196 S. Sieslack, Mitau. SR. 1,85.

Götschel, E. v., vergleichende Analyse d. Blutes gesunder u. septisch inficirter Schafe m. beson. Rücksichtnahme auf die Menge und Zusammensetzung der rothen Blutkörperchen. gr. 8°. Karow, Dorpat. Mk. 1.

Hasselberg, B., Untersuchungen üb. d. zweite Spectrum d. Wasserstoffes. 2. Abhandlg. 4°. St. Petersburg. Mk. 1,70.

Imschepetzky, B., sur la généralisation des fonctions de Jacques Bernouilli. 4°. St. Pétersbourg. Mk. 1,70.

Kaspar, E., Biostatik der Stadt Libau u. ihrer Landgemeinde in den J. 1834—1882. gr. 8°. Karow, Dorpat. Mk. 2.

Keyserling, Gräfin Cécile. Maddalena. Novelle. 12°. 88 S. Sommermeyer, Baden-B. Mk. 1,20.

Kochbuch, Neues Mitausches, zugleich nützlicher Rathgeber für Hausfrauen in Küche, Keller, Vorrathskammer und Stall. 8°. 139 S. u. VIII. cart. Sieslack, Mitau.

Kottkowitz, Th., Ueber die Ueberbürdungsfrage in den Schulen. 8°. 23 S. Felsko, Mitau. 35 Kop.

Kraszewski, J. J., Ohne Herz. Uebersetzt von Wilhelm Goldbaum. 2 Bde. 8°. 640 S. Prochaska, Teschen. Mk. 9.

Kügler, E., üb. die Starre d. Säugethiermuskels. gr. 8°. Karow Dorpat. Mk. 1.

Lamansky, secrets d'Etat de Venise. Documents, extraits, notices et études servant à éclaircir les rapports de la Seigneurie à la fin du 15 au 16 siècle. St. Pétersbourg (Brockhaus' Sort., Leipzig). Mk. 30.

Mélanges biologiques. Tome XI. Livr. 5 et 6. gr. 8°. St. Pétersbourg. Mk. 4,70.

Mélanges mathématiques et astronomiques. Tome VI. Livr. 1. gr. 8°. St. Pétersbourg. Mk. 2,80.

Mélanges asiatiques, tirés du bulletin de l'Académie impériale des sciences de St. Pétersbourg. Tome IX. Livr. 1. gr. 8°. St. Pétersbourg. Mk. 1.

Mémoires de l'Académie impériale des sciences de St. Pétersbourg. 7-me Série. Tome XXXI. No. 9—15. 4°. St. Pétersbourg. Mk. 10,30.

Meyer von Waldeck, Friedr., Rußland. Einrichtungen, Sitten und Gebräuche. Abth. 1. Mit 27 Vollbildern u. 51 in den Text gedr. Holzstichen. 268 S. Freytag, Leipzig. Geb. Mk. 1.

National-Bibliothek, deutſche, ſ. Ruſſen. Red. v. F. Booch-Arkoſſi u. F. A. Stroganof. Heft 11. gr. 8°. Voß' Sort., Leipzig. Mk. 1.

Die Neuzeit. Kleine illuſtrirte Zeitung für Rußland. Scheinpflug, Riga. p. Sem. 12 Nrn. SR. 2.

Nordenskiold, A. E., Voyage de la Véga autour de l'Asie et de l'Europe, traduit par Rabot et Lallemand. T. 1. 8°. 18 cartes, 293 grav. d. bois (il formera 2 vols). Paris. Mk. 15, geb. Mk. 20.

Nyrrhén, M., l'aberration des étoiles fixes. 4°. St. Pétersbourg. Mk. 1,30.

Ottmann, R., Beiträge zur Culturgeſchichte der polniſchen Frauen im XVI. und XVII. Jahrh. 8°. C. Gerold's Sohn, Wien. Pf. 60.

Paucker, C., Supplementum lexicorum latinorum. Fasc. 4. gr. 8°. Calvary, Berlin. Mk. 3.

Raum, J., Beiträge zur Entwickelungsgeſchichte der Cyſticercen. gr. 8°. Karow, Dorpat. Mk. 1.

Repertorium f. Meteorologie. Hrsg. v. der Kaiſerl. Akademie der Wiſſenſchaften. Red. v. H. Wild. 8°. Bd. 4. St. Petersburg. Mk. 16,70.

Schmalhauſen, J., die Pflanzenreſte der Steinkohlenformation am öſtlichen Abhange d. Ural-Gebirges. 4°. St. Petersburg. Mk 2,30.

Schuyler, Eugène, the life of Peter the Great. Author of «Turkestan». 2 vols 8°. Sampson Low, London. Mk. 32.

Skobeleff. Personal reminiscences, transl. by Hodjetts. London. 10½ sh.

Szymanowski, Graf K. Osw. Beiträge zur Geſchichte des Adels in Polen. gr. 8°. Schultheß, Zürich. Mk. 3,20.

Une grande dame russe, les conséquences d'une faute. Paris. Mk. 3,50.

Volck, W., Feſtrede zur Jahresfeier der Stiftung der Univerſität Dorpat am 12. Decbr. 1883. 4°. Schnakenburg, Dorpat. Mk. 2.

Wagner, Adolf. Ueber die Hernia properitonealis. 8°. 118 S. M. 1 Tab. Schnakenburg, Dorpat. Mk. 2,25.

Was haben wir von der Ruſſiſchen Cavallerie zu erwarten? Helwing, Hannover.

Wild, H., die Beobachtung der elektriſchen Ströme der Erde in kürzeren Linien. 4°. St. Petersburg. Mk. 1.

Wittram, Th., allgemeine Jupiterſtörungen d. Enke'ſchen Kometen f. den Bahntheil zwiſchen 152° 21′ 7″, 62 u. 170° wahrer Anomalie. 4°. St. Petersburg. Mk. 1,30.

Verordnungen üb. den Dienſt im Felde f. die ruſſiſche Armee v. J. 1881. Ueberſ. v. Bichler. 12°. Helwing, Hannover. Mk. 1,80.

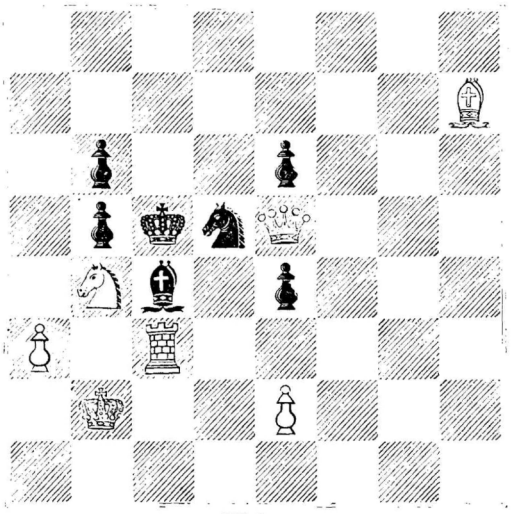
Youssoupoff, le prince. Ivan Tourguéneff et l'esprit de son temps. Réflexions sur la mort du célèbre écrivain, suivies d'un exposé au point de vue moral et religieux de quelques appréciations sur des questions sociales. 8°. 56 p. Lausanne. Mk. 1.

Schach.

Problem Nr. 3.

Von **F. Amelung** in Reval.

Schwarz.



Weiss.

Weiss zieht und setzt in 3 Zügen Mat.

Endspiel-Aufgabe Nr. 3. Von **F. Amelung** in Reval.

Weiss: K f5 — L d5 — Sp b5.
Schwarz: K h8 — Sp e8.
Weiss zieht und gewinnt.

3. Partie des Königslauferbauern.

Gespielt am 17. Januar 1878.

F. Amelung. Weiss.	**A. Ascharin.** Schwarz.	**F. Amelung.** Weiss.	**A. Ascharin.** Schwarz.
1. f2—f4	d7—d5	17. L d3—e2	L d6—e7
2. S g1—f3	c7—c5	18. S b1—a3	L e7—f6
3. e2—e3	S. b8—c6	19. c2—c3	b7—b6
4. L f1—e2[1]	e7—e6	20. S a3—c2	L c8—b7
5. 0—0	L f8—d6	21. d2—d4	T a8—c8
6. b2—b3	S g8—f6	22. T a1—c1	c5—c4
7. L c1—b2	0—0	23. S f3—d2	c4—b3 :[2]
8. D d1—e1	S f6—e8	24. S d2—e4 :	b3—c2 :
9. D e1—g3	S c6—e7	25. S e4—f6 :†	D d8—f6 :
10. L e2—d3	S e7—g6	26. T c1—c2 :	a7—a6
11. S f3—g5	f7—f5	27. D e1—g3	b6—b5
12. D g3—h3	h7—h6	28. L e2—h5	S g6—h4[3]
13. D h3—h5	S g6—h8	29. L b2—a3	T f8—d8
14. S g5—f3	S e8—f6	30. D g3—h3	T d8—d7
15. D h5—h4	S h8—g6	31. K g1 h1	a6—a5
16. D h4—e1	S f6—e4	32. T f1—c1[4]	g7—g5

F. Amelung. Weiss.	A. Ascharin Schwarz.	F. Amelung. Weiss.	A. Ascharin. Schwarz.
33. g2—g4	K g8—h7	45. T e6—f6	K h5—g5
34. f4—g5 :	h6—g5 :	46. T f6 f2	K g5—g4[6]
35. D h3—g3	f5—f4	47. c3—b4 :	a5—b4 :
36. e3—f4 :	g5—f4 :	48. L f8—b4 :	S h4—f3 †
37. g4—g5[5]	f4—g3 :	49. T f2—f3 :	K g4—f3 :
38. g5—f6 :	g3—g2 †	50. a2—a4	T d7—d8
39. K h1—g1	K h7—h6	51. a4—a5	T d8—e8
40. f6—f7	K h6—h5 :	52. T c1—c6	T e8—a8[7]
41. f7—f8 D	T c8—f8 :	53. T c6—e6	T a8—a6
42. L a3—f8 :	L b7—a6	54. T e6—e5 :	L f1—c4
43. T c2—e2	b5—b4	55. T e5—g5	K f4—e4
44. T e2—e6 :	L a6—f1	56. T g5—g4 †	und Weiss gewinnt.

[1] Statt dieses Zuges geschieht gewöhnlich und eben so gut 4. L f1—b5.

[2] Bis zum 23. Zuge ist noch kein einziger Stein geschlagen, gewiss ein seltener Fall! Beide Partien haben sich sorgfältig und vorsichtig entwickelt und stehen gleich gut.

[3] Dieser Zug 28. S g6—h4 ist nicht besser und nicht schlechter, als die anderen hier möglichen.

[4] Natürlich wegen 32. b5—b4.

[5] Dies ist der entscheidende Zug in dieser Partie, welcher den Damentausch erzwingt und die Qualität gewinnt.

[6] Schwarz hat sich vom 42. Zuge an vortrefflich vertheidigt. Sein jetziger Zug 46. K g5—g4 ist ebenfalls der bestmögliche in der Stellung, welche von hier aus in zwei Varianten gespielt ward. In der Partie selbst zog nämlich Schwarz 46. S h4—g6 und verlor das Spiel sehr bald, in der hier mitgetheilten Variante aber hätte Weiss Remis acceptiren müssen, obwohl die Analyse dieses Endspieles kein ganz sicheres Resultat ergeben hat.

[7] Der Zug 52. T e8—e2 hilft zu gar nichts.

Auflösung des Problems Nr. 2. (Februar-Heft.)

1. L d8—e7 — 1. e4—e3 (A)
2. T d4—d3 — 2. Beliebig
3. T d3—e3 † Mat.

A) 1. d7—d6
2. K g4—g5 — 2. e4—e3
3. L e7—f6 † Mat.

Diese Lösung fanden: Th. Dittmann in Libau, A. v. Hofmann in Saveneeken (Kurland), H. Hasselblatt in St. Petersburg, C. Hahn in Wesenberg, N. v. Glehn in Jelgimäggi, Ch. Grohmann, Arthur Ewald, R. Grünwaldt und N. N. in Reval.

Leider hat sich herausgestellt, dass diese Aufgabe eine nebenlösige gewesen ist. Die vom Autor beabsichtigte Lösung ist von keinem Einsender gefunden worden. Damit sie nun die allein mögliche werde, muss zum Problem ein schwarzer Bauer h6 und ein weisser Bauer h5 zugefügt werden. Es ergiebt sich dann folgende Position:

Weiss: K g4 T d4 L g2 L d8 Sp b3 B b4 d2 d5 h5
Schwarz: K e5 B d7 e4 h6. Mat in 3 Zügen.

Wir bitten die Schachfreunde, nochmals die Aufgabe ihrer Aufmerksamkeit zu unterziehen und sehen der Einsendung von Lösungen entgegen.

Lösung der Endspiel-Aufgabe Nr. 2.

Es kommt bei diesem einfachen Spiel auf die kürzeste Matführung in blos 10 Zügen an:

1. L b6—e3: K f8—f7 (bei K—e7 sogleich L e3—f4 u. s. w.). 2. K—g7 K e7. 3. L e3—f4 K—d8. 4. K—f6 K e8. 5. L—e7 K—f8. 6. L—d7 K—g8. 7. K g6 K f8. 8. L d6 † K g8. 9. L e6 † K h8. 10. L d6—e5 † Mat.

Richtige Lösungen gingen ein von Th. Dittmann in Libau, C. Hahn in Wesenberg, N. v. Glehn in Jelgimäggi und Ch. Grohmann in Reval.

Von der Censur gestattet. — Reval, den 1. März 1884.
Gedruckt bei Lindfors' Erben in Reval.

Die Augen der Mutter Gottes.

Eine Geſchichte für die Dämmerung.

Von **Eugen Ernſt** in Livland.

Da man ihn in der kleinen Geſellſchaft als einen kannte, der Manches in der Welt geſehen und beobachtet hatte, drang das junge Volk in ihn mit Bitten und Schmeichelworten, die Zeit des Halbdunkels durch eine Erzählung zu kürzen.

Anfangs ſchüttelte er zwar den Kopf, doch als ſie nicht nachließen, rückte er ſeinen Stuhl näher an das Kaminfeuer und begann:

In einer kleinen windgeſchützten Bucht zu Füßen des Hügels Caſtello auf Capri ſtand vor Zeiten eine Fiſcherhütte.

Wie das Neſt eines ſcheuen Vögleins, dem es am wohlſten in der Stille und Einſamkeit iſt, war ſie zwiſchen Felſen und Klippen hingebaut.

Ringsum lagen zerſtreut ſchwarze Steinblöcke, gleich Särgen, die von der Welt vergeſſen ſind, und aus den Fugen des rothen Kalkſteins der Bergwände lugten die gelben Blüthen des Ginſters und die weißen Blumen des Capernſtrauches, auch ein Oleanderbäumchen hatte Wurzel geſchlagen und nickte, wie ein verliebtes Mägdelein, wenn es dem Liebſten begegnet, mit ſeinen rothen Blüthen im Winde. Und ſtiller und einſamer hätte es ſich auch das ſcheueſte Vöglein nicht wünſchen können, als es hier war: nur die leiſe plätſchernden Wogen des uferloſen Meeres hörte man, oder den Schrei einer Möve, wenn ſie die Riffe umflatterte, oder das Raſcheln des Windes in den Maſtixſträuchern.

Oft aber war nicht einmal das hörbar, — ſtill und bewegungslos lag die blaue Waſſerwüſte da, als wäre ſie erſtarrt, und müde und ſchweigend raſteten die weißen Möven auf den ſchwarzen Klippenkegeln, daß ſie aus der Ferne faſt großen Schneeflocken glichen, und ſchläfrig, als habe ihn die Weltreiſe ermüdet, hing der Wind an den epheuumſponnenen Felswänden.

Wenn die jungen Burſche und Mädchen auf Capri und Ana-Capri jedoch auf die einſame Hütte in der Bucht zu ſprechen kamen, dann lächelten ſie wohl verſtohlen und ſtießen einander heimlich an.

Der Lorenzo ſei nur aus Eiferſucht hinunter in die Einſamkeit gezogen, meinten ſie, denn er könne es nicht anſehen, wenn ſein junges Weib, die ſchöne

Annina, mit einem anderen Manne ſpräche oder gar einem wandernden Maler zulächele, und nun halte er ſie drunten in dem ſtillen Häuschen verſteckt. Auch bedauerten die Mädchen wohl die Annina und gelobten nie einen Burſchen zu heirathen, der ſo eiferſüchtig wäre, wie der Lorenzo.

Die Beiden hörten wohl auch manchmal etwas von ſolchem Gerede, dann aber ſahen ſie einander mit glücklichen Augen an und lachten die dummen Leute von Herzen aus, die derlei Gerüchten glauben mochten.

Als ob nur das Unglück weltſcheu mache? pflegte dann Lorenzo mit einem Achſelzucken zu ſagen, im Glück gehe es oft ebenſo. Und auf ganz Capri und in ganz Italien fände man ſicher kein glücklicheres Menſchenpaar, als ſie eins wären, trotzdem ſie ſo arm ſeien, daß er nicht einmal die nöthigen hundert Ducati zur Hochzeit habe aufbringen können, trotzdem ſie nur Feigen mit Brod und, wenn's hoch hergehe, Pataten mit Salz und Oel ſpeiſten.

Es ſei auch nirgends ſchöner als hier, nickte darauf Annina ſo bekräftigend, daß die langen Ohrringe in ihren zierlichen Ohren einen leiſen Klang gaben. So prächtige blaue Blüthen, wie ſie die Hortenſien vor ihrem Häuschen trügen, ſtänden ſicherlich nicht einmal im Garten des heiligen Vaters in Rom, ſo würzig dufte die Myrthe und der Rosmarin nirgends, wie vor ihrer Thür, und aus dem Geſchwätz der Leute mache auch ſie ſich nicht das Mindeſte. Nur gäbe ſie was darum, wenn die Welt doch zur Einſicht käme, daß man nicht der hundert Ducati bedürfe, um glücklich zu ſein.

Sie hege übrigens auch keinen Zweifel — das ſagte ſie mit einem munteren Lächeln — an künftigem Reichthum, wenn die Heiligen ihre Netze auch fernerhin ſo ſegneten, wie bisher. Zu hundert Ducati kämen ſie gewiß, ſteige doch die Murena im Preiſe und einen erſparten Carlin habe ſie ſchon im Hauſe.

So redeten ſie oft beim Trocknen und Beſſern ihrer Netze im hellen Sonnenſchein, oder wenn ſie ſich um die Mittagszeit auf ein paar Stunden zur Ruhe legten, denn nachts lagen ſie meiſt mit ihrem Boot auf dem Waſſer und kehrten erſt im Frühroth heim.

Das Glück der beiden Leute aber kannte keine Grenzen, als Annina nach Jahresfriſt eines kräftigen Buben genas, den ſie, da er am Tage des heil. Antonius zur Welt gekommen war, Antonio nannten.

Nun hörte man die weiche Stimme Annina's ſo fröhliche Lieder ſingen, daß die Cicaden im Graſe verſtummten, als ſchämten ſie ſich ihres eintönigen Sanges, und ſo jubelndes Jauchzen und Lachen, wenn ſie, den braunäugigen Antonio auf dem Arm, dem Vater bis an den Strand entgegenging, daß die Möven mit lautem Kreiſchen und Flügelſchlagen erſchreckt aufflogen.

Doch das Glück hat Flügel wie die Möven und niſtet nicht gern an einem Ort; auch das Glück Lorenzo's ſpannte eines Tages ſeine Flügel und flog davon — weit fort über's Meer. . . .

Annina erkrankte, war ein paar Tage bleich und müde und voller Schmerzen und eines Abends, als die Sonne zum Nachtbade in's Meer tauchte, da ſchloß

ſie die Augen — es waren graue, wunderbar ſchwüle Augen — für immer. Es nutzte nichts, daß Lorenzo in wilde, ſtürmiſche Klagen ausbrach, ſündhafte, trotzige Gebete zum Himmel und allen Heiligen emporſandte — Annina blieb todt und ruhte bald auf dem einſamen Kirchhof.

Nur der kleine Antonio ahnte nichts von dem Verluſt, der ihn betroffen; er ſchaute mit ſeinen braunen Augen nach wie vor fröhlich in die Welt und ſpielte mit dem Korallenbande der Mutter, nach dem er ſchon oft die Händchen verlangend ausgeſtreckt, vergnüglich zwiſchen den Bäumen und Steinen am Hauſe. Dem Lorenzo aber war der Aufenthalt an der Stätte ſeines einſtigen Glückes verleidet — er übergab den Buben einer alten Verwandten auf Ana-Capri zur Pflege und zog mit den Burſchen, die auf Rechnung eines reichen Kaufherrn aus Torre del Greco auf den Korallenfang gingen, an die Küſte von Afrika.

So trieb er es alle Jahre: im März verdang er ſich und kehrte erſt ſpät im October heim.

Während der wenigen Monate, die er zu Hauſe blieb, übernahm er allerlei kleine Beſchäftigungen und gedachte des kurzen Glückes, das ihm an der Seite Anninas geblüht.

Der alten Baſe aber hatte er mit ſeinem Buben manche Sorge und manches Ungemach aufgebürdet, denn der Burſche war trotzig und ſcheu und wenn ſie ihn mahnte gleich den anderen Kindern, Körbchen aus Seegras zu binden, darin Korallen, Seepferdchen und hübſche Muſcheln zu thun und ſie dann den Fremden zum Kauf anzubieten, kehrte er ihr den Rücken und ſagte, darauf verſtände er ſich nicht; wenn ſie nun ſchalt und zürnte, ſo lief er davon und ließ ſich oft Tage lang nicht blicken. Dann ſtreifte er wohl in den Schluchten und Höhlen der Inſel umher, kletterte auf die ſteilſte Bergwand, ſchwamm wie ein Fiſchlein weite Strecken in's Meer hinaus oder lag träumend und ſchlummernd in dem wüſten Gemäuer der alten Villen und Paläſte und lachte die Alte aus, wenn ſie ihm polternde Strafreden hielt und warnend prophezeihte, es werde ihn ſchon einmal der böſe Kaiſer Tiberius, der auf ſeinem goldenen Roſſe im Berge verzaubert ſchlafe, bei ſich behalten, oder die Geiſter und Sirenen der blauen Grotte würden ihn hinabziehen in die Waſſertiefe und ihn nie wieder an das Sonnenlicht laſſen.

„Baſe," ſagte er dann und blinzelte ſie mit den braunen Augen von der Seite an, „wißt Ihr denn nicht, daß ich keine Furcht davor habe? Den Kaiſer Tiberius kenne ich ſchon lange und auch den Ort, wo er ſchläft — doch iſt er gar nicht ſo böſe, wie Ihr redet, er plaudert mit mir und läßt mich auf ſeinem Roſſe — es glänzt wie die Sonne, Baſe — gern reiten. Und erſt die Sirenen! ach, wenn Ihr die ſähet! die kenne ich alle beim Namen, und wir ſpeiſen auf dem Meeresgrunde Seeigel und Waſſerſchnecken und ſie erzählen, der heilige Antonius, der mich und die Fiſche ſchütze, ſei auch ihr Schutzpatron."

Der frommen Alten wirrten ſolch' gottloſe Reden des Burſchen faſt den Sinn und manch' ein Stoßgebetlein ſandte ſie zur ſchmerzensreichen Gottesmutter empor und flehte um Sinnesänderung ihres Pfleglings. Auch eine Wachskerze

mit Goldblumen gelobte ſie ihrer Namensheiligen, der heiligen Gertrud, wenn ſie ihr beiſtände.

Da Lorenzo jedoch den Knaben gewähren ließ und nicht auf die Klagen der Alten achtete, trieb der Bube ſein früheres Leben weiter; er wuchs ſtark und kräftig empor und hatte die Schönheit und den feinen Gliederbau der Mutter geerbt.

Wenn er ſich da ſo nackend in den Wellen tummelte und die Sonne ihm einen goldigen Mantel um die weißen kräftigen Schultern wob, er bis tief auf den Meeresgrund tauchte und dann wieder den dunkeln Lockenkopf aus dem ſchäumenden Waſſer hob, da klang es wohl oft wie leiſes verſtecktes Kichern zu ihm herüber, ganz als habe ihn eine der Meerfrauen erblickt und wäre nun wieder erröthend und verſchämt in die Tiefe geſchlüpft. Das war aber nur das Waſſer, das ſchäumend an die Felswände ſchlug.

Da begab es ſich, daß eines Sommers ein Maler auf die Inſel kam, weit her aus Deutſchland, — der war ein Sonderling, ſtill und verſchloſſen, mit traurigen Augen und fand Gefallen an dem Buben, der ſich unbegreiflicher Weiſe faſt mit Zärtlichkeit an ihn geſchloſſen hatte. Er trug ihm die Mappe und den Seſſel nach, wußte ihm die ſchönſten Fernſichten und einſamſten Thäler zu zeigen und ward nicht müde, Stunden lang neben ihm im Graſe zu liegen und ſchweigend ſeinem Malen zuzuſchauen. Durch einen Zufall entdeckte bald Meiſter Arnoll, ſo hieß der Maler, daß der Knabe ein ungewöhnliches Talent zum Zeichnen beſaß, und als er nun dem Lorenzo, der ſich eben wieder anſchickte, nach Bonifacio auf die Korallenſuche zu gehen, den Vorſchlag machte, er möge ihm den Buben mitgeben, damit er einen Maler aus ihm mache, zögerte der keinen Augenblick, dem zuzuſtimmen.

Er ließ den Antonio ziehen, hing ihm noch ein Amulet, das gegen den Schlangenbiß ſchützte, um den Hals und nahm Abſchied von ihm.

Auch die alte Baſe war froh, ihn los zu werden, und ſo zog denn der Knabe, nachdem Meiſter Arnoll verſprochen hatte, ihn alle fünf Jahre nach Capri zum Beſuch zu ſenden, mit ſeinem neuen Vater davon.

Darüber verging die Zeit, und als Antonio dem Verſprechen des Malers gemäß nach fünf Jahren zum Beſuch kam, wollte niemand in dem feingekleideten Jüngling den Wildling von früher erkennen.

Die gute Baſe, die gewiß ihre Freude an ihrem einſtigen Pflegebefohlenen gehabt hätte, hatte bereits das Zeitliche geſegnet, und ſelbſt der Vater war ihm entfremdet und blickte nur in ſcheuer Ehrfurcht zu dem jungen Manne auf, der ihn an Geſtalt und Wiſſen überragte. Auch dem Antonio mochte die kleine Inſel fremder geworden ſein, als er es geglaubt hatte, denn nachdem er wenige Tage daſelbſt verbracht, viel in Thal und Fels umhergewandert war und hier und dort eine Skizze aufgenommen hatte, packte er wieder ſein Ränzel und zog davon — zurück zu Meiſter Arnoll nach Genua.

Es mochten aber kaum drei Jahre über die Welt gezogen ſein, da erzählten

ſich die Mädchen oben in Ana-Capri, der Antonio ſei wieder da! Die Tereſa hatte es von der Anarella und dieſe von der Luigia, die ihm ſelbſt begegnet ſein wollte.

Aber es ſei ein Jammer, wie der Burſche jetzt ausſähe: bleich und krank, als ſei ihm die Liebſte über Nacht untreu geworden, und müde, als wolle er ſich in die Gruft legen; dazu habe er ſie ſo ſonderbar mit ſeinen dunklen Augen angeſehen, daß ihr ſchier das Herz ſtill geſtanden und ſie ſchnell das Sprüchlein gemurmelt, das ſie vom Pater gegen den böſen Blick habe.

Und ſie hatte Recht, die Luigia, der Antonio war daheim — auch bleich und elend, ganz wie ſie geſagt.

Lorenzo, der den Koralienhandel aufgegeben und einen kleinen Weinberg gepachtet hatte, war rathlos, was er mit ihm beginnen ſollte, denn da er ihn leiden ſah, brachte ihm das den fremd gewordenen Sohn näher, und die Liebe zu ihm, die in all' den Jahren in ſeinem Herzen geſchlummert, erwachte in doppelter Stärke. Es ſchnitt ihm tief in die Seele, wenn er ihn Stunden lang an irgend einem einſamen Orte mit halbgeſchloſſenen Augen liegen oder ihn in dumpfer Verzweiflung vor ſich hinbrüten ſah, wie Einer, dem böſe Sündenſchuld das Gewiſſen belaſtet. Wohl drang er in ihn mit Bitten und Reden, er möge ſein Herz erleichtern, ihm beichten, was ihn bedrücke oder den Pater Sebaſtiano zu Rathe ziehen — der ſei erfahren in allen Dingen.

Allein Antonio mochte von all' dem nichts hören, er ſchüttelte nur den Kopf, als wollte er ſagen: es iſt vergebens, Ihr Alle könnt mir nicht helfen! Eines Abends jedoch, da ſie allein in der Kammer ſaßen und ein Stück ſilbernen Mondhimmels durch das offene Fenſter zu ihnen hereinlugte und ab und zu ſich ein Ton der Maultrommel zu ihnen verlor, auf der die Conſtanza drüben traurige Volksweiſen ſpielte, begann der Alte wieder davon zu reden: wie er ſelbſt mitleide unter dem Kummer des Sohnes und wie es ihn niederdrücke und bis zum Tode bekümmere, daß er ihm nichts von ſeinem Leide geſtehe. Und nun hielt ſich Antonio nicht länger, er ſank vor ihm in die Kniee und erzählte ihm Folgendes:

„Vater," ſagte er, „es bringt wenig Nutzen, wenn ich Euch von meinem Unglück und Schmerze berichte und wird Euch das Herz nur noch ſchwerer machen, denn Ihr könnt mir weder rathen noch helfen.

„Ach! mir und Euch wäre beſſer geweſen, Ihr hättet mich nie mit dem Fremden ziehen laſſen, Ihr hättet mich bei Euch behalten und ich wäre ein Schiffer geworden, wie der Enrico und Paolo. Dann hätte ich nie Marietta geſehen, nie hätten thörichte Glücksträume mein Herz erfüllt, und nie wäre ich auf den Gedanken gekommen, ſie, die Tochter des berühmten Malers Ginelli, zur Frau zu begehren. Ja, mein Vater, das habe ich gethan, und wißt, was der hochmüthige Mann mir mit ſpöttiſchem Lächeln zur Antwort gab?

„„Beim Himmel und allen Heiligen, Signor Antonio,"" ſagte er, „„Ihr ſeid kühn und könnt es noch einmal weit in der Welt bringen — trachtet Ihr doch gleich nach dem Höchſten! Allein: Chi va piano, va sano! deshalb bitte ich

Euch, ſchlagt Euch die Gedanken an Marietta noch eine Weile aus dem Sinn. Höret mich wohl, nur eine Weile, — bis Ihr ein Bild gemalt, das die Welt und ich ohne Bedenken neben Rafael, Tizian oder den göttlichen Correggio ſtellen kann, — dann möget Ihr abermals um Marietta anfragen und ich will nicht nein ſagen. Und nehmet einen Rath an, junger Freund — das ſagte er mit boshaftem Spott — malt eine Madonna. Eine Madonna mit ſo wunderkräftigen Augen, wie ſie noch keine auf Erden beſitzt, mit Augen, deren Strahl den Sünder vom Wege des Verderbens auf den Pfad der Tugend führt, mit Augen, deren Strahl das Herz derjenigen erweicht, die ſo ſtolz ſind — wie ich.“ “

„Das waren die Worte Genellis; Marietta aber, mit der ich ſchon lange heimlich einig war, gab er in das Kloſter der heiligen Juſtina.

„In meinem Herzen aber that ich nach dieſer ſpottenden Rede des Meiſters das feierliche Gelübde, nicht eher zu ruhen noch zu raſten, bis ich die Bedingung des Hochmüthigen erfüllt. Ein Bild, Vater, ein Bild wollte ich malen, wie die Welt es noch nie erblickt hat, ein Bild, das meinen Namen berühmt macht in alle Ewigkeit, neben dem die alten Meiſter erbleichen und verblaſſen . . . . eine Madonna, in deren Augen jener Ausdruck liegt, der jeglichem irdiſchen Bilde mangelt. Packen ſollte er das Gemüth des härteſten Sünders, packen, daß er reuig und zerknirſcht vor ihm in die Kniee ſinkt und an ſeine Bruſt ſchlägt: Gott, ſei mir Sünder gnädig! und vor dem Blicke dieſer Augen ein neues, ein beſſeres Leben gelobt, und wenn er dann, nachdem er verzweifelt im Staube vor der Heiligen gelegen, wenn er dann empor ſchaut zu ihr, ſoll ihm Verſöhnung, Vergebung, Verzeihung aus ihrem Auge entgegenſtrahlen, erſchauern ſoll er unter dieſem Blick unendlicher Liebe, himmliſcher Güte und jubelnd ſoll es in ſeinem Herzen ertönen: Wahrlich, wahrlich, der Herr hat Großes an mir gethan!

„. . . . Ein ſolches Bild wollte ich malen — aber bald, nur zu bald, mein Vater, ſah ich es ein: jenes Antlitz, jene Augen, die mir nur unklar und nebelhaft vor der Seele geſchwebt, — ſie ſind nimmer auf Erden zu finden, zu den Heiligen ſelbſt, in den Himmel müßte ich klimmen, um ihrer theilhaftig zu werden.

„Alle Galerien, alle Sammlungen, alle Bilder, die in den Städten Italiens zu finden ſind, habe ich durchwandert, geſehen, beſtaunt — allein die Züge und Augen meiner Heiligen traf ich nirgends; manch' ſchönes Menſchenauge, manch' liebliches Mädchengeſicht, auch das Marietta's, machte mein Herz erbeben und ſchneller ſchlagen, allein meiner Heiligen gleichen ſie nicht. . . . Ich finde die Augen der Mutter Gottes nicht! Das drückt mich nieder, mein Vater, und wirft mir Feuerfunken in's Gehirn und tauſendmal täglich ſchluchzt mein Herz: Du mußt von Marietta laſſen, auf immer und ewig, weil Du die Augen der Mutter Gottes nicht finden kannſt! — —“

Antonio hatte geendet und, wie in qualvollen Schmerzen, ſein Geſicht mit den Händen bedeckt. Einen Augenblick war es ſtill, ganz ſtill in dem dämmerigen Zimmer und man hörte nur das Athmen der beiden Einſamen; dann ſagte Lorenzo flüſternd und mit halber Stimme, als fürchte er einen Lauſcher:

„Du haſt alle Augen geſehen — in Bildern und Menſchengeſichtern, aber die Augen der Sirenen, Antonio, die haſt Du nicht geſehen. . . .“

Der aber ſchüttelte nur trübe den Kopf.

„Es giebt keine Sirenen, Vater, — das, was man von ihnen erzählt, iſt eitel Märchen und Fabelei, und Niemand glaubt daran.“

„Märchen und Fabelei?“ er beugte ſich dicht zu ihm nieder. „Märchen ſind es nicht, mein Sohn, aber man redet nicht gern davon und ſcheut ſich von den armen ſeelenloſen Weſen zu ſprechen. Mein Vater hat ſie ſelbſt geſehen, die ſchönen Sirenen, wie ſie nachts in den Höhlen wunderbare Tänze aufführen und ihre Schleier dünner ſind denn Spinnweb' und Nebelwolken, er hat es ſelbſt gehört, wie ſie mit ihren ſüßen Stimmen dem Kaiſer Tiberius ſeltſame Weiſen ſingen und dazu mit buntfarbigen Glasglöcklein eine Muſik machen, todesheimlich und ſchlummerſüß, wie ſie nie auf Erden ein Menſchenohr vernommen. Früher wohnten ſie in der blauen Grotte, aber ſeitdem die Leute dort eingedrungen ſind und mit ihren neugierigen Menſchenaugen in alle Winkel geſpäht haben, ſind ſie fortgezogen. . . . Und ich weiß auch wohin: vorüber an der Marinella, der Marmolata . . . dort, wo der ſeltſam geformte Felsblock, einem Menſchenantlitz ähnlich in Geſtaltung, vorſpringend in's Waſſer ragt, da findet man eine Oeffnung in der Felswand, kaum ſo groß, daß ſie einen Menſchen hindurch läßt und da, in der Rubinella, da wohnen die lieblichen Meerfrauen und ſpielen im Vollmondſchein. Auf dem Todbett geſtand es mir der Vater, wie er ſie oft heimlich belauſcht und wie ihre Augen glänzender ſeien als koſtbare Perlen und ſchöner denn der blaue Himmel und das ſchimmernde Meer.

„Doch nicht ein Jeder dringt ſtraflos in die Geheimniſſe der Rubinella: es ſoll Leute geben, denen nach Wochen, Monden, Jahren, plötzlich — oft wenn ſie Weib und Kind haben und nach fernen Landen gezogen ſind — der Ton jener kleinen Zauberglocken wach wird im Ohr und unſtillbare Sehnſucht nach jenen Melodien im Herzen auftaucht; dann ſiechen ſie dahin und ſterben frühzeitig, oder ſie kehren heim, ſchwimmen hinaus bis an die Rubinella und kommen nie wieder . . . es haben ſie die Meerfrauen zu ſich hinabgezogen in das unergründliche Waſſerreich.

„Mich jedoch hat es nie dahin gelockt, denn mir waren die Augen Deiner Mutter, Kind, die ſchönſten der Welt und ihrer Stimme Ton ſüßer als der Schall jener Zauberglocken.“

Antonio hatte nur mit halbem Ohr auf die Rede des Vaters gehört, ungläubig dazu gelächelt und dann ſein Leben in gewohnter Weiſe weitergelebt. Dieſe Sachen aber berührten ſie in ihren Geſprächen nicht mehr, denn nun, da Lorenzo das Leid ſeines Sohnes kannte und wußte, daß ihm Niemand helfen könne, ergab er ſich ſtill in das traurige Loos, das ihn getroffen hatte. Antonio aber wurde faſt noch einſilbiger und ſein Blick täglich unſtäter und flackernder. — Nun geſchah es eines Nachts — es war ein paar Wochen ſpäter — daß

ihn ein helles Mondlicht nicht zur Ruhe kommen ließ und er ſich deshalb leiſe von ſeinem Lager erhob und hinausging in's Freie.

Da es eine ſchwüle Nacht war und ein warmer Wind von Iſchia her wehte und ihm das Blut wie in tollem Fieber durch die Adern kreiſte, warf er ſeine leichte Kleidung ab und ſprang in die Wellen. Als ihm die Waſſer ſo ſchmeichelnd um Bruſt und Schultern wogten, ward es ihm wohlig zu Muth und er ließ ſich eine weite Strecke hinaustreiben in's Meer.

Weithin lag Alles in tiefer Ruhe, — nur von Pino und Orico ſah man dann und wann eine Fackel der Fiſcher gleich einem Leuchtkäferchen aufblitzen, und ab und zu wurde ein Laut hörbar, als ſtreiche ein ſchwerbeſchwingter Wind über die Saiten einer Harfe — das war der melodieloſe Geſang der Seevögel auf dem Faraglioni.

Wie er nun ſo zweck- und ziellos auf den Wogen ſchwamm, kam ihm plötzlich die Rede ſeines Vaters von den Sirenen zu Sinne und mit ein paar kräftigen Armbewegungen gab er ſeinem Körper die Richtung zur Rubinella hin.

* * *

Als Lorenzo am nächſten Morgen erwachte, rieb er ſich mit nicht gelindem Staunen die Augen, da er ſeinen Sohn mit einem vergnügten und wohlgelaunten Geſicht, wie er es noch nie an ihm wahrgenommen, vor ſeinem Bette ſitzen ſah. Nur in den Augen des jungen Mannes glimmte es wie ein verhaltenes Fieber, doch achtete der Vater nicht darauf, ſondern glaubte vielmehr es als ein glückverheißendes Zeichen der Geneſung betrachten zu dürfen. Eine kleine Weile ließ ihn Antonio in ſeinem überraſchten Staunen, dann faßte er ſeine Hand, drückte ſie zärtlich und ſprach:

„Ihr macht ein ſonderbar Geſicht, Vater, da Ihr mich hier ſitzen ſeht mit einem verwandelten Weſen, aber wißt, daß es mir über Nacht gegangen iſt, wie den im Gebirge hauſenden Schlangen: ich habe die alte Haut von mir geworfen und Ihr kennt mich nun kaum mehr in dem neuen Kleide. Und in meinem Herzen iſt das Sträuchlein der Hoffnung, das welk und verdorrt war, nachtüber wieder ergrünt und ſteht in plötzlichen Blüthen, denn ich habe die Augen der Mutter Gottes gefunden, mein Vater, und mit ihnen Marietta, Glück, Ehre und Berühmtheit.

„Doch ich will Euch, wenn ich es kann, fein der Reihe nach berichten, wie das Alles gekommen — iſt mir doch die plötzliche Freude gleich einem Zaubertrank wirrend zu Kopfe geſtiegen und hat mir die helle Erkenntniß wie mit einem Aſcheregen beſtäubt!

„Ich ſchüttelte neulich zu Eurer Erzählung von den lieblichen Meerfrauen nur ungläubig den Kopf und mochte nicht darüber nachſinnen, da ich es für ein erdachtes Märchengeſpinnſt hielt; doch geſtern, da ich auf den Wellen trieb, und Meeresſtille und Nachteinſamkeit um mich war, und ich willenlos dem ſeltſam

geformten Felsblock zugetragen wurde, da wandelte mich eine kindiſche Neugier an, ich ſchwamm ihm nahe zu und legte das Ohr horchend an den Spalt.

„Eine Weile verging, ehe ich etwas Anderes vernahm, als nur das Wellenraunen am Stein, dann aber, da ich noch immer athemlos hinhorchte, begann mir das Herz plötzlich heftig zu ſchlagen: eine ſüße Melodie hörte ich, ein wunderbares Tönen und Klingen, als ſchlügen kleine, ganz kleine Glasglöcklein an einander, unbeſtimmt und fern. — Mit ein paar haſtigen Bewegungen hatte ich mich durch den engen Spalt gezwängt und achtete nicht der Schmerzen, die mir die ſpitzen Trümmer, an die mein Kopf ſchlug, verurſachten.

„Als ich aber darinnen war und die Augen aufſchlug, da war Alles anders und verwandelt um mich her, und ich mußte mich mit der Hand an die Felswand klammern, um nicht geblendet in dem rothen Feuerlicht unterzuſinken; denn wie eine purpurne Leuchtfluth wallten die Waſſer der Höhle um meinen Leib und züngelten mir wie kleine Flämmchen entgegen. Darüber aber wölbte ſich rubinfarben und klarſichtig, einer rieſigen Glaskuppel ähnlich, die phantaſtiſch geformte Decke, durch die ich den Mond und die Sterne in wechſelndem Scheine flimmern ſah. Das Schönſte und Herrlichſte jedoch, was je einem Menſchenauge begegnet, war ſie, Vater! Sie, die holde Mädchengeſtalt, die läſſig auf dem Korallenriff ruhte, das magiſch leuchtend aus den Wogen in die Höhe ſtieg, und deren weißer Körper mich in ſeiner lieblichen Anmuth an eine halberblühte Roſe mahnte, die man auf perlendem Chianti geworfen.

„Sie hatte ſich leicht auf den Arm geſtützt und die Augen wie in träumeriſchem Sinnen auf den Schläfer an ihrer Seite gerichtet, — ich erkannte ihn wohl, es war der Kaiſer Tiberius, in Schönheit und Jugendfülle, wie ihn die Statue in der Galerie Chiaramonti darſtellt. Das dünne Schleierlein aber, mit dem ſie wohl ſonſt ihr Blondhaar geknotet, lag achtlos zu ihren Füßen, die mit den roſigen Spitzen leicht in das Waſſer tauchten, und aus der Fülle des gelöſten Haares, — geſponnenen Goldfäden glich es, mein Vater, — leuchteten geheimnißvoll blaue Perlen.

„Um ſie und den Schlummernden aber tauchten in wechſelndem Spiel weiße Mädchenleiber aus der rothen Fluth, hoben die ſchneeigen Arme empor, klingelten ein paar Mal mit ſchimmernden Glöcklein an einander, kicherten und tauchten dann mit Lachen unter, um das Spiel wieder von Neuem zu beginnen — ſo ähnelten ſie einem Kranze bleicher Waſſerlilien, den man um das Paar auf der Klippe gelegt.

„Die Glöckchen warfen ſie wohl auch einander zu, daß ſie in farbigem Leuchten die Luft durchſchnitten, fingen ſie geſchickt auf und lachten dazu mit einem ſilberhellen Gekicher. Dann aber machte der Schläfer eine Geberde, als würde er erwachen, und die ſchöne Nixe an ſeiner Seite beugte ſich ſorglich über ihn, wehrte den lauten Spielen der anderen leicht mit der Hand, worauf es ganz ſtill wurde ringsum, und nun ſtimmte ſie ein zauberiſches Lied an — ein Lied, weich und wunderbar und leiſe, wie das verklingende Echo eines Echo,

wie das Tönen einer Aeolsharfe im ſchwülen, zitternden Hauch des Sommernachtwindes.

„Ihre Geſpielinnen jedoch begleiteten das Lied mit leichtem, wechſelndem Klingeln der Glöcklein, und es war mir, als ſtände ich vor Gottes Thron und hörte das Halleluja der Engel. Und dann, dann erhob die ſchöne Nixe auf dem Korallenriff langſam das Auge, und ein Strahl ihres Blickes traf mich, daß ich mit einem leiſen Schrei den Felſen hinabglitt, daß die Waſſer über mir ſchäumend zuſammenſchlugen und ich erſt zu mir kam, als ich wieder draußen auf den Wellen lag und mir das rothe Blut aus der kleinen Wunde, die mir die ſpitzen Steine in die Stirn geſchlagen, warm über die Wange rieſelte, — denn dieſes Auge, Vater, war ſchöner, holdſeliger, tiefer, denn ein Menſchenauge, dieſes Auge entſündigte, dieſes Auge zerknirſchte, betäubte, erneuete — dieſes Auge war's, das ich ſo lange, ſo lange vergebens auf Erden geſucht."

Nun er geendet, ſchwieg er erſchöpft und ſtützte ſich, wie ermüdet an den Pfoſten des Bettes, während der Vater ihn ſtill angehört und nur dann und wann befriedigt mit dem Kopf genickt hatte, als wollte er ſagen, es ſei eben Alles ſo, wie er es vorausgeſagt.

— — — Seit dieſem Tage war Antonio ein Anderer geworden, denn die düſtere Schwermuth ſeines Weſens war geſchwunden und hatte einer glücklichen Heiterkeit Platz gemacht. Er hatte ſich eine ſonnenhelle Kammer zum Atelier hergerichtet, hatte ſich aus Neapel Farben, Leinwand und was er ſonſt noch mißte, kommen laſſen und dann ſeine Arbeit begonnen.

Schon in früher Morgenſtunde hörte ihn der Vater drinnen: bald pfiff er einen Volkstanz oder ſummte ein Liedchen, als wäre er der Froheſten einer und hätte nie an trüben Gedanken gelitten. Es dauerte auch nicht lange, ſo lagen die leichten Umriſſe ſeiner Madonna auf dem Leinen und er nickte dem Vater wohl ein Mal über das andere frohgemuth zu: das würde ganz ſo, wie er es in ſeinem Kopf und Herzen getragen, und ſein Werk werde ihn ſchnell zu Ehre und Berühmtheit bringen. Die Augen jedoch, die er noch Tag und Nacht vor ſich ſähe und auf die Alles ankomme, die wolle er erſt ganz zuletzt, wenn Jegliches an dem Bilde beendet, in das Geſicht ſeiner Heiligen malen, denn — er geſtehe es offen — er fürchte, er würde ſein Werk nie zu Ende bringen, wenn er dieſe Augen, die er nie beſchreiben, nur malen könne, ſo deutlich und wirklich vor ſich auf der Leinwand ſähe.

Könnten ſie doch — dazu lachte er — den Ton der Glocken, die von den ſchönen Nixen ſo geſchickt gehandhabt wären, in ſeinem Ohre wecken und dann wäre es vorüber mit Marietta und ſeinem Glück, und er würde den Augenblick, es wäre der ſchönſte ſeines Lebens, nie erleben, wo der hochmüthige Meiſter in Genua vor dem Strahl dieſer Augen geblendet in's Knie ſänke und ihm reumüthige Abbitte in ſeinem ſtolzen Herzen leiſte.

Vater Lorenzo hörte ſolche Worte gern und betrübte ſich nur zuweilen im Stillen darüber, daß ſeine Annina es nicht habe erleben können, ihr Söhnlein in

ſolcher Ehre und Berühmtheit zu ſehen. Auch dachte er daran, dem heiligen Antonio in Ana-Capri ein neues Feſtgewand zu ſchenken, wenn Alles glücklich zu Ende gelange. . . .

Acht Tage vergingen dem jungen Meiſter in fleißiger Arbeit, da aber dünkte es dem Lorenzo, als erlahme die Kraft und das freudige Schaffen ſeines Sohnes, wenn er auch — ſo ſchien es dem Vater — ſorglich bemüht war, ſolches dem väterlichen Auge zu hehlen. Er fand nämlich, daß die Milch im Krüglein, die er ihm Morgens auf den Tiſch zu ſtellen pflegte, unberührt blieb und der ſchöne Käſe ungenoſſen vertrocknete. Auch geſchah es, daß er, da er einmal leiſe und auf den Zehen in die Kammer ſchlich, Pinſel und Farben auf dem Bänklein liegen ſah und den Antonio in der gebeugten Stellung eines Lauſchenden am Fenſter, das zum Meere hinausging, ertappte. Seine Bekümmerniß aber wuchs täglich mehr und mehr, denn bald machte Antonio keinen Verſuch, ihm noch weiter zu verbergen, daß er ganz in die alte Schwermuth geſunken war: die Farben auf der Palette vertrockneten, die Fliegen liefen über das Bild, und Antonio ſaß wieder ſtumm und in ſich gekehrt, wie vor Wochen, in einem Winkel des Hauſes.

Lorenzo verſuchte ihn zwar ſchüchtern an die begonnene Arbeit zu mahnen, doch er ſtarrte ihn an, als verſtände er kein Wort; dann gab er ihm haſtig zur Antwort, mit dem Bilde eile es nicht, auch habe er ja noch die ſchönſten Sommertage vor ſich. Obgleich ihm nun Antonio kein Wort von dem geſtand, was ihn auf's Neue mit Kummer erfüllt und in Trübſinn gebracht, ahnte Lorenzo doch nur zu gut den Grund ſeines verwandelten Weſens, und ſein Herz bebte in Kümmerniß und Angſt: ſein Sohn war einer von denen, die den Ton der Sirenenglöcklein nicht aus den Ohren verlieren können, und nun härmte er ſich ab in unglücklicher Sehnſucht und mußte — wenn nicht auf eine wunderbare Weiſe Hilfe käme — elend zu Grunde gehen. Hatte ſein Vater doch mehr als Einen gekannt, den ſie in's Verderben gelockt.

Bei ſolchen Gedanken wiſchte er ſich manch' heiße Thräne aus den Augen und klagte ſich mit harten Worten an, durch ſeine unſelige Rede an jenem Abend das Unglück heraufbeſchworen zu haben.

Nur zu bald ward ihm die Beſtätigung ſeiner Ahnung! Denn da er zu einer Abendſtunde unvermuthet zu Antonio trat, fand er dieſen in verzweifeltem Gebet vor einem kleinen Bilde des Gekreuzigten, das über ſeinem Bette hing, und als er auf ihn zutrat, ihn in ſeine Arme ſchloß und leiſe: Mein Sohn! mein Sohn! jammerte, da barg jener ſein heißes Antlitz an ſeiner Bruſt und ſtammelte:

„Es nimmt ein ſchlimmes Ende, Vater! Jenes Weib in der Rubinella hat mir mit ihren Zauberaugen Seele und Herz geſtohlen. Wie Feuersgluthen verzehren mich Liebe und Sehnſucht nach ihr, wie hölliſche Lockung klingt ihr Lied und der Ton der Wunderglocken in meinem Ohr, und Alles gäbe ich hin um ſie — Marietta, die Welt, das Glück und meine Seligkeit!"

. . . Nun wohnte oben auf San Michele ein alter Franciscanermönch,

von dem man weit und breit wußte, daß er im Beſitze von allerlei Zauberſprüchen und Zauberformeln war: gegen Krankheiten, Seuchen und gegen die Macht des Böſen. Zu ihm wanderte Lorenzo eines Tages und erzählte ihm von dem Leide, das ihn betroffen: wie ſein einziger Sohn in einer Mondnacht die Sirenen belauſcht und ihm nun deren Geſang und das Klingen der Zauberglöcklein nicht mehr aus dem Sinn käme, wie er in trüber Sehnſucht hinaushorche auf den Wunderton und ihn zum unglücklichſten Vater der Welt mache.

Trage er doch ſelbſt die größte Schuld an all dem Unglück, habe er ihn doch verführt, hinauszuſchwimmen bis an jene verruchte Grotte, habe er ihm doch die Todſünde auf das Gewiſſen geladen, eine Madonna zu malen, die die Augen einer Meerfrau trüge!

Der Pater Ambroſius hatte dem Verzweifelten Muth zugeſprochen, ihm einen geweihten Rosmarinzweig mitgegeben und ein Blättlein mit einem kräftigen Spruch, das unbemerkt in Antonios Rock eingenäht werden ſollte. Das würde wohl gegen die böſe Verzauberung des jungen Malers ausreichen und den Ton der Glocken bannen.

Als Lorenzo ſpät Abends ermüdet heimkam, ſtockte ihm faſt das Blut in den Adern, da er die Thür des Häuschens weit offen, alle Kammern leer und nur den gelben Mondenſchein drinnen antraf — auch das begonnene Bild war von der Staffelei verſchwunden. . . . Athemlos eilte er hinab an den Strand und rief laut den Namen ſeines Sohnes, aber auch hier war nur Oede und Stille und von Antonio keine Spur zu finden. Da, als er ſpähend hinaushorchte, glaubte er von fernher über dem Waſſer einen bangen Ruf — wie ein Hilferuf klang er — zu vernehmen, dann aber blieb Alles wieder in alter Stille und er irrte in Todesangſt am Ufer hin und her.

Am nächſten Morgen fand ihn ein Fiſcher beſinnungslos neben einem Häuflein Kleider, die man bald als die Antonios erkannte, im Sande.

Von dem jungen Meiſter aber hörte man nie mehr etwas, und die Leute auf der Inſel behaupteten, er wäre von den Sirenen in die Tiefe gelockt und läge auf dem Meeresgrunde.

Die Anfänge der Hanse.

Von Oberlehrer **Bernhard A. Hollander** in Riga.

Nachdem im Jahre 1870 der erste Band der Hanserecesse erschienen und damit ein für die Erforschung der nordischen Geschichte hervorragendes Werk begonnen war, säumten die deutschen Gelehrten nicht, das neu gewonnene Material zu verwerthen und auch einem größeren Publicum zugänglich zu machen. Es wurde eine Reihe von interessanten Aufsätzen veröffentlicht und namentlich auch die Frage nach der Entstehung der Hanse lebhaft erörtert. Schon in dem erwähnten Bande der Hanserecesse selbst hatte Koppmann, der Herausgeber desselben, dieses Thema in der Einleitung behandelt, ihm schlossen sich andere Gelehrte, wie: Usinger, Geiger, Frensdorff, Schaefer an*). Es könnte daher anmaßend erscheinen, daß ich als jüngerer Historiker mit einem gleichen Thema hervorzutreten wage, da es mir doch schwerlich gelingen dürfte, viele neue Gedanken und neue Gesichtspunkte den Lesern darzubieten. Und doch habe ich der Aufforderung des Herausgebers dieser Zeitschrift, einen von mir in Riga über die Entstehung der Hanse gehaltenen Vortrag für den Druck umzugestalten, gern Folge geleistet, denn die deutsche Hanse spielt in der Geschichte unseres Heimathlandes eine so bedeutende Rolle, daß wir Balten uns nicht oft genug ihre Anfänge, ihre Entwickelung, ihre Bedeutung vor Augen halten können. So mag denn auch dieser bescheidene Aufsatz freundlich aufgenommen werden als ein Versuch zur Belebung des Interesses für die deutsche Hanse.

Was bedeutet nun das uns allen so geläufige Wort „hanse“? — Es ist ein altdeutsches Wort, welches schon im 4. Jahrhundert in der Bibelübersetzung des Ulfilas vorkommt und als Bezeichnung für eine Ansammlung von Menschen, für eine Schaar gebraucht wird. Später wird damit eine Verbindung zu einem

*) R. Usinger: Die Anfänge der Hansa in ihrem historischen Zusammenhange (Preuß. Jahrb. Bd. 28. 1871). L. Geiger: Die Anfänge der Hansa (Deutsche Warte Bd. 5. 1873). F. Frensdorff: Die Entstehung der Hanse (Nord u. Süd Bd. 4. 1878) und Richter: Bilder aus d. deutschen Culturgeschichte. 1882. D. Schaefer: Die Hansestädte und König Waldemar v. Dänemark. 1879. Die Recesse und andere Acten der Hansetage von 1256–1430. Herausgegeben von K. Koppmann.

bestimmten Zweck, namentlich eine kaufmännische Verbindung benannt, in welchem Sinne die englischen Könige im 12. Jahrhundert das Wort gebrauchen. Schließlich kommt es auch vor als Benennung einer Abgabe, durch welche man sich die Erlaubniß zur Theilnahme an dem Handel erwarb. Als Bezeichnung für den Bund norddeutscher Städte wird das Wort erst im 14. Jahrhundert gebraucht, und ungefähr von dieser Zeit an können wir erst von einem derartigen Bunde sprechen. Eine genauere Angabe der Entstehungszeit wird aber wohl kaum jemals möglich sein, denn nur gar zu oft geschieht es, daß Umwandlungen und Neuerungen, welche in der Geschichte von der größten Bedeutung sind, sich so allmählich vollziehen, daß ihre Anfänge entweder ganz in Dunkel gehüllt oder doch von einem üppig wuchernden Kranze von Sagen und Dichtungen umgeben sind. Dann ist es die Aufgabe des Geschichtsforschers, für die er oft nur wenig Dank erntet, alles unnütze Beiwerk zu entfernen und die reine, schmucklose, aber auch untrügliche Wahrheit herzustellen. So sind die Anfänge der Schweizer Eidgenossenschaft vielfach mit sagenhaften Erzählungen umsponnen worden, und noch immer will das deutsche Volk es nicht recht glauben, daß der Name Wilhelm Tell aus dem Register der historischen Persönlichkeiten zu streichen ist. — So verlieren sich auch die Anfänge der Hanse in tiefes Dunkel. Man bewundert die Macht und die Kraft, welche dieselbe entfaltete, aber wie und unter welchen Umständen sie in's Leben gerufen, ist erst in jüngster Zeit einigermaßen klar gelegt. Bis in dieses Jahrhundert hinein glaubte man im Allgemeinen die Sache eben so kurz abmachen zu können, wie es noch heute in vielen Schulbüchern geschieht, welche nur die Notiz bringen: 1241 Gründung der Hanse durch Lübeck und Hamburg. So einfach ist es denn doch nicht dabei hergegangen, und jener Vertrag, der 1241 allerdings zwischen den genannten Städten zum Schutze der Straßen geschlossen wurde, ist nur ein sehr geringfügiger Baustein im großen Gebäude des Hansebundes.

In vollständiger Uebereinstimmung ist man heute der Ansicht, daß die Hanse dem Zusammenwirken zweier Momente ihre Entstehung verdanke: der Verbindung deutscher Kaufleute im Auslande und deutscher Städte in der Heimath. Beide Verbindungen können wir nicht verstehen, wenn wir uns nicht jene Zeit des Mittelalters, in der sie entstanden, vor Augen halten. „Alles scheint in Auflösung, überall Krieg, Fehde, Zerstörung, und doch wachsen in dieser Zeit die Städte, und die friedliche Arbeit derselben gedeiht reichlicher und kunstvoller; hart ist der Egoismus, arm an Zucht und guter Sitte scheint das Leben, und doch weiht dieselbe Zeit fast jedes menschliche Verhältniß durch feste Ordnungen und sinnvollen Brauch, und frommer Tiefsinn ist geschäftig, dem Glauben und Gewissen der Menschen reinere Lehre und innigere Frömmigkeit zu erringen. Ueberall Zersetzung und Vernichtung alter Lebensformen und wieder daraus die großartigsten politischen Bildungen, die Germanisirung weiter Landschaften, das Ordensland Preußen, die Hansa. Das Reich war nie machtloser, und doch hat es nie eine Periode gegeben, wo die Herrschaft der Deutschen sich so weit über die alten

Grenzen nach Norden und Osten ausbreitete.“ So schildert uns Gustav Freitag*) jene an Gegensätzen so reiche Zeit nach dem Untergange der Hohenstaufen. Die Macht des deutschen Kaisers und des heiligen römischen Reiches deutscher Nation war dahin, die Kraft desselben reichte nicht mehr aus zum Schutze aller Reichsangehörigen, daher ist Selbsthilfe das Losungswort jener Tage: Selbsthilfe im Inneren des Landes, Selbsthilfe nach Außen gegen die feindlichen Nachbarn. Nicht nur der Ritter muß die Waffen zu führen verstehen, auch der reisende Bürger muß dazu im Stande sein; daher sinkt das Ansehen der Ritter und die Bürger und Städte gewinnen an Bedeutung. Durch den Aufschwung des Handels während der Kreuzzüge sind sie reich und mächtig geworden, und nun erblüht in ihnen ein neues schöpferisches Leben. Aber in diesem neuen Leben treten uns keine bedeutenden, leitenden Persönlichkeiten entgegen, der Einzelne verschwindet im Kreise der Genossen, die ganze Bürgerschaft zerfällt in einzelne Corporationen: Gilden, Zünfte, Innungen.

Wenn nun ein derartiges Streben, durch Vereinigung der Kräfte den mangelnden Reichsschutz zu ersetzen, im Geiste jener Zeit begründet lag, so war wohl nichts natürlicher, als daß auch diejenigen Männer sich zu Schutz und Trutz mit einander verbanden, welche wohl am meisten den Gefahren ausgesetzt und am dringendsten darauf angewiesen waren, sich ihren Erwerb außerhalb der schützenden Mauern der Vaterstadt zu suchen. Es waren das die Kaufleute, die zu jener Zeit mehr als heutzutage Reisen zu unternehmen gezwungen waren. Ueberhaupt liegt zwischen der Thätigkeit eines Handelsherrn aus unserer Zeit, der Zeit der Eisenbahnen und Telegraphen, und eines eben solchen aus jener Periode ein so gewaltiger Unterschied, daß ich verzichten muß, darauf näher einzugehen; nur eines will ich hier betonen, daß die damaligen Verhältnisse in viel höherem Maße das persönliche Hervortreten des Kaufmanns veranlaßten. Es gab damals keine Posten, durch welche die Kaufleute verschiedener Länder mit einander in Beziehung treten konnten; die heute üblichen Commissionsgeschäfte waren damals fast ganz unbekannt und auch der verschiedenartigen Rechtszustände und Rechtsauffassungen wegen nur schwer durchführbar. Daher mußte eben der Kaufmann selbst die Gefahren der Reise auf sich nehmen, mußte selbst seine Waaren in die fremden Länder geleiten und neue in die Heimath holen**).

Und wohin auch die Reise gerichtet war, ob sie zu Lande oder zur See unternommen wurde, überall drohte Gefahr und Unfall dem kühn seinem Berufe nachgehenden Manne***). Wollte er seine Waaren durch das Land führen und sich im Binnenlande ein Absatzgebiet verschaffen, so mußte er sich vor Allem das Geleit derjenigen Herren, durch deren Gebiet ihn sein Weg führte, für schweres Geld zu gewinnen suchen. Dafür wurde ihm aber nur ein geringer Schutz zu

*) F. Freitag: Bilder aus der deutschen Vergangenheit. Bd. II, 1876, S. 108.

**) Vergl. über den Handel jener Zeit: Schäfer a. a. O., S. 180 ff.

***) Vergl. Hemmnisse des mittelalterlichen Handels bei Richter: Bilder aus der deutschen Culturgeschichte II, 1882.

Theil, denn trotz des Geleites wurden die Waarenzüge überall durch mancherlei Gesindel, durch Raubritter und Wegelagerer gefährdet, welche nur der Uebermacht wichen und die Hoffnung auf einen guten Fang nur aufgaben, wenn sie mit den Waffen blutig zurückgeschlagen wurden. Neben diesen Gewaltthätigkeiten hatten die Kaufleute bei ihren Landreisen noch allerlei andere Hindernisse zu bewältigen: sie durften nicht ihre Reiseroute nach Belieben wählen, sondern nur auf ganz genau bestimmten Straßen dahinziehen, auf welchen sie sich unendlich häufigen und lästigen Zollplackereien, die ihnen von jedem kleinen Fürsten aufgelegt wurden, unterwerfen mußten; auch durften sie nicht an jedem Orte nach eigenem Ermessen verweilen oder vorüberziehen, sondern waren in dieser Beziehung von verschiedenen Umständen abhängig. Wenn sich z. B. eine Stadt an ihrem Wege das Stapelrecht erworben hatte, so mußten sie in derselben Wochen lang ihre Waaren zum Verkauf ausbieten, damit die Bürger sich gehörig versorgen konnten. Vielleicht am schwersten zu ertragen war aber das Recht der „Grundruhr", welches dem an den Küsten herrschenden Strandrechte ungefähr entsprach und für den Fluß- und Landverkehr in vielen Gegenden galt. Nach demselben wurde jedes Schiff, welches das Uferbett oder den Uferrand an einer unerlaubten Stelle berührte und jeder Wagen, der umfiel oder in Folge einer Beschädigung mit seiner Axe die Straße berührte, zum Eigenthum des Landesherrn. — Was konnte unter all' diesen drohenden Gefahren der einzelne Kaufmann thun, was half es ihm, daß er vielleicht einer mächtigen Stadt angehörte, hier mußte Hilfe im Moment zur Hand sein, hier konnte er nur Schutz finden in einer Genossenschaft, die, in derselben Lage wie er, Alles mit ihm zu theilen und allen Gefahren gemeinschaftlich zu trotzen bereit war! Daher ist nichts natürlicher, als daß die Kaufleute sich in großer Anzahl zu gemeinsamer Fahrt verbanden.

War ein Handelsherr jener Zeit genöthigt, seine Waaren zur See in ein anderes Land zu befördern, so mußte er sich auch bei einer solchen Reise auf mancherlei Unfälle gefaßt machen. Auch zur See mußte er wohl auf der Hut sein und durfte sein Schiff nicht ohne eine genügende Anzahl bewaffneter Mannschaft die Fahrt antreten lassen, denn zahlreiche Seeräuber lauerten auf Beute, machten die Meere unsicher und scheuten sich nicht, mit großer Kühnheit selbst überlegene Handelsflotten durch ihre Angriffe zu beunruhigen. Nicht minder schwer, als diese Gegner zu überwinden, war es unter den damaligen Verhältnissen, den Kampf mit den heimtückischen Elementen zu führen. Kein Kompaß, keine Karten halfen den Führern der nur wenig umfangreichen Schiffe den richtigen Weg zu finden; allein auf die Sterne mußten sie sich verlassen, und nur selten warnte sie das Licht eines Leuchtthurms vor Klippen und Strandung. Wenn aber trotz aller Vorsicht dem Schiffer doch ein Unglück widerfahren, wenn sein Schiff gestrandet war, dann kamen wohl die Bewohner der Küste herbeigestürzt, aber nicht um ihm zu helfen und ihm sein Eigenthum zu retten, sondern um sich selbst zu bereichern und um das Gut für sich zu bergen. Sie verübten einen Raub unter dem Schutze eines grausamen Rechtes. Vergeblich waren alle

Bemühungen der Städte, dieſes Strandrecht zu beſeitigen, vergeblich kämpften auch die Päpſte und Biſchöfe gegen „dieſe verabſcheuungs- und fluchwürdige, aus dem Heidenthum herſtammende Gewohnheit“ an — das Strandrecht blieb trotz alledem beſtehen und jährlich wurden viele Schiffe Opfer desſelben.

Um dieſen Gefahren in möglichſt guter Weiſe vorzubeugen, war es damals Sitte, alle an der Reiſe Betheiligten für das gute Gelingen derſelben in der Weiſe zu intereſſiren, daß man ihnen einen Antheil an dem Gewinn zuſicherte. So konnte man ſich darauf verlaſſen, daß Capitän und Matroſen alle ihre Kräfte anſtrengen würden, um das Fahrzeug ungefährdet an den Beſtimmungsort zu bringen. Vor allen Dingen pflegte man aber ebenſo, wie die Landreiſen, auch die Seefahrten nur in größerer Genoſſenſchaft zu unternehmen; verſchiedene Schiffe verbanden ſich zu gemeinſchaftlicher Reiſe und zu gegenſeitiger Hilfe. Waren ſolche Fahrten wiederholt von denſelben Kaufleuten unternommen worden, dann wurde wohl aus der vorübergehenden, für die Zeit einer Reiſe geſchloſſenen Verbindung eine dauernde, bleibende. Die Reiſegenoſſen ſtanden ſich auch im fernen, fremden Lande gegenſeitig bei, und ihre Verbindung wurde für die Zeit des dortigen Aufenthalts aufrecht erhalten.

Derſelbe dehnte ſich oft lange aus. Kaufmänniſche Angelegenheiten, der einbrechende Winter und andere Verhältniſſe nöthigten oft zu einer Monate langen Niederlaſſung in der Fremde. Da ſchloſſen ſich denn die Heimathgenoſſen eng an einander zur Unterſtützung in der Noth, aber auch zu geſelligen Vergnügungen in friedlicher Zeit, an den langen Winterabenden. Man baute ſich gemeinſame Wohnungen und Speicher und ſuchte ſich gemeinſame Rechte und Privilegien zu erwerben, denn nicht wie heutzutage genoß Jeder die Rechte und den Geſetzesſchutz des Landes, in welchem er ſich aufhielt, ſondern jeder Fremde oder „Gaſt“ — wie er mit einem allerdings ſehr freundlich klingenden Namen bezeichnet wurde — war an ſich rechtlos. Daher ſuchten die in die Fremde gereiſten Kaufleute gemeinſchaftlich ſich von den Landesherren Privilegien zu erwerben, in denen ihnen die Rechtſprechung nach den Geſetzen ihrer Heimath gewährleiſtet wurde. War dieſes geſchehen, dann dehnte ſich die Niederlaſſung, die Verbindung der Kaufleute oder die Hanſe — wie ſie genannt wurde — bald aus, die Anzahl der zu ihr gehörenden Genoſſen wurde eine immer größere, und bald wurde eine vollſtändige Verfaſſung nothwendig. An der Spitze einer derartigen Hanſe ſtanden Aeltermänner, welche dieſelbe nach Außen zu vertreten und die Ordnung aufrecht zu erhalten hatten. Nach heimiſchem Rechte hielten ſie Gericht und glichen die Zwiſtigkeiten der Genoſſen unter einander aus. Waren dieſelben aber mit den Bewohnern des fremden Landes in Streit gerathen, dann wurde nach vorher vereinbarten Beſtimmungen Recht geſprochen*).

Solche Hanſen deutſcher Kaufleute im Auslande finden ſich ſehr früh, zuerſt in England. So heißt es ſchon um das Jahr 1000 in einem Londoner Stadt-

*) Vergl. z. B. Rieſenkampff: Der deutſche Hof zu Nowgorod. 1854. S. 71.

rechte: „Und die Leute des Kaisers, welche in ihren Schiffen kamen, wurden guter Gesetze würdig erachtet, wie wir selbst*)." Unter diesen Leuten des Kaisers sind wohl deutsche Kaufleute aus Köln zu verstehen, die in London eine Niederlassung begründeten. In späterer Zeit — im 13. Jahrhundert — bildeten sich daselbst neben dieser Hanse der kölnischen Kaufleute noch mehrere andere, namentlich von Lübeck und Hamburg, die mit der ersteren rivalisirten, aber sich schließlich gegen Ende des 13. Jahrhunderts mit ihr zur allgemeinen deutschen Hanse in London vereinigten. Ihre Niederlassung, der berühmte hansische Stahlhof, ist noch lange in den Händen der Deutschen geblieben und wurde erst im Jahre 1852 der englischen Regierung verkauft.

Mit schwierigeren Verhältnissen hatten die deutschen Kaufleute bei ihrer Niederlassung im flandrischen Brügge zu kämpfen. Hier mußten sie mit zahlreichen Kaufleuten anderer Nationen concurriren und wurden von den einheimischen Handelsherren ungern geduldet. Nur mit Mühe konnten die Landesfürsten die immer wieder ausbrechenden Streitigkeiten durch zahlreiche Privilegien für die Fremden dämpfen. Diese Gegensätze veranlaßten von Anbeginn an ein viel festeres Zusammenhalten der Deutschen; sie treten nicht, wie in London, zuerst als Bürger besonderer Städte auf, sondern als „Gesammtheit der Kaufleute des Römischen Reiches". Diese zerfiel allerdings wieder in drei Abtheilungen, welche sich die Städte Köln — als Haupt der die West- resp. Nordsee befahrenden Kaufleute, Wisby — als Haupt der Ostseefahrer, und Lübeck — als wichtigste der im alten Wenden- oder Slavenlande erwachsenen Städte zu Vororten erkoren hatten**). Mit Recht hat man in dieser Eintheilung der deutschen Kaufleute in Brügge die ersten Anfänge der späteren Dreitheilung des Hansebundes erblickt.

Am meisten Interesse für uns Balten hat aber die Niederlassung der deutschen Kaufleute in Wisby, auf Gothland. Diese Insel bildete durch ihre Lage in der Mitte der für das Verkehrsleben des Mittelalters so unendlich wichtigen Ostsee den Centralpunkt für alle Handelsbeziehungen zum Osten hin. Hier wurden die Rohproducte der russischen Länder: Honig, Wachs, Talg, Felle, Holz ꝛc., gegen Erzeugnisse der schwedischen und deutschen Länder umgetauscht, hier traten die Handelsleute dreier verschiedener Nationen in regen Verkehr mit einander. Von Wisby aus — und nicht von Bremen aus, wie früher erzählt wurde — fuhren deutsche Kaufleute um die Mitte des 12. Jahrhunderts zuerst in die Dünamündung und eröffneten damit Livland dem europäischen Verkehr; nur wenig später wurde ebenfalls von Wisby aus der deutsche Hof zu St. Peter in Nowgorod am Wolchow, welcher für den russischen Handel eine so hervorragende Bedeutung gewinnen sollte, gegründet. Allerdings waren schon Gothländer früher daselbst ansässig, aber ohne besonderen Einfluß, und rasch liefen ihnen

*) Hans. Urkundenbuch I. Nr. 2., Hansereceſſe I. S. XXVI.

**) Vergl. Hansereceſſe I. S. XXXI.

die Deutſchen vollſtändig den Rang ab. — In Gothland ſelbſt muß man ſchon früh zwiſchen den feſt angeſiedelten und den nur vorübergehend anweſenden deutſchen Kaufleuten unterſcheiden. Jene bilden in Wisby neben der gothländiſchen eine gleichberechtigte, feſte Gemeinde, letztere bilden eine Vereinigung deutſcher Kaufleute im Auslande, wie wir ſie bereits in London und Brügge kennen gelernt haben, nur daß dieſe vielleicht die wichtigſte von allen iſt. Die Angehörigen von 30 Städten gehören zu dieſer „Einigung der Gothlandfahrer", und nach allen Seiten hin erſtreckt ſich ihr mächtiger Einfluß.

Alle dieſe und viele andere kaufmänniſche Vereinigungen, die ſich von Nowgorod bis London und Brügge ausdehnten, ſind faſt nur durch die freie Initiative der Kaufleute mit ſehr geringer Betheiligung der einheimiſchen Städte entſtanden; dennoch haben ſie weſentlich mitgewirkt zur Entwickelung des großen hanſiſchen Städtebundes und ſind ſchließlich vollkommen in ihn aufgegangen. Mit der Beantwortung der Frage, wie dieſes geſchehen konnte, kommen wir zum zweiten bei der Entſtehung der Hanſe mitwirkenden Momente: der Vereinigung der deutſchen Städte in der Heimath — Ein gewiſſer Zuſammenhang zwiſchen dieſen und den Kaufleuten in der Fremde war doch immer gewahrt worden. Die Städte konnten ihre Angehörigen nicht ganz vernachläſſigen und dem Mißgeſchick und den Erfolgen derſelben nicht ganz gleichgiltig zuſchauen; namentlich wurde aber die Theilnahme dadurch rege erhalten, daß ja nicht dieſelben, ſondern immer wieder neue Kaufleute die Reiſen unternahmen, und damit eine größere Anzahl Bürger für das Schickſal der fernen Niederlaſſung intereſſirt wurde. Hierdurch mußte es ſchließlich dahin kommen, daß die Städte ſelbſt, welche in jener Zeit zum großen Theil aus Kaufleuten beſtanden, Einfluß auf die von ihren Mitbürgern gegründeten, ausländiſchen Hanſen zu gewinnen ſuchten, und daß die letzteren allmählich von den Beſchlüſſen der Städte, an denen ſie wiederum einen Schutz und Rückhalt fanden, abhängig wurden. Nun beſtanden aber die ausländiſchen Niederlaſſungen nicht aus den Bürgern einer und derſelben Stadt, ſondern man konnte in denſelben — wie bereits erwähnt — Bürger aus verſchiedenen norddeutſchen Städten antreffen. Die Folge war, daß oft ein gemeinſames Vorgehen dieſer Städte für ihre Angehörigen nothwendig war, daß Vereinbarungen ſtattfinden mußten, um über gemeinſchaftliche Maßregeln zum Schutze der in fremden Landen Weilenden ſchlüſſig zu werden. So wird 1277 „nach gemeinſamer Berathung und Zuſtimmung der Städte und der Nowgorod beſuchenden Kaufleute" ein Verbot der Nowgorodfahrt erlaſſen*). Derartige Berathungen werden mit dem Ende des 13. Jahrhunderts immer häufiger und ſchließlich bildet ſich ein, wenn auch nicht durch Urkunden oder Statuten geeinigter, ſo doch factiſch vorhandener Bund zur Vertheidigung des deutſchen Kaufmannes im Auslande.

In dieſer Weiſe wurden die Vereinigungen der deutſchen Kaufleute im Auslande die Grundlage und hauptſächlichſte Veranlaſſung der Vereinigung der

*) Hanſereceſſe I. Nr. 10.

deutschen Städte in der Heimath. Ich sage „die hauptsächlichste“, denn außerdem gab es in Nord-Deutschland noch mancherlei Beweggründe zu kleineren Einigungen der Städte unter einander. Das Streben nach Verbindungen der Genossen desselben Standes charakterisirt — wie schon bemerkt — das Mittelalter; ein derartiges Streben ist nun auch unter den Städten zu bemerken. Städtebündnisse kommen häufig vor, berühmt ist ja unter ihnen der rheinische Bund. Man wollte die Freiheiten und Rechte gegen die Bedrückungen der Landesherren schirmen, man wollte die Landstraßen gegen die Wegelagerer und Raubritter schützen, und außerdem sollten durch Verträge über gleiche Münze, gleiches Recht u. dgl. m. die Handelsbeziehungen erleichtert werden. Zunächst schlossen naheliegende Städte mit denselben Interessen sich in dieser Weise an einander, dann reihten sich ihnen andere an, und allmählich entstanden größere Bündnisse, wie z. B. der Bund der wendischen Städte, der den Kern und Mittelpunkt der späteren Hanse bildet.

Unter dem Wenden- oder Slavenlande verstand man das Land zwischen Elbe und Oder, welches zur Zeit der Völkerwanderung von den Slaven besetzt, dann aber wieder nach Jahrhunderte langem, hartem, blutigem Kampfe deutsch und christlich geworden war. Hier waren hauptsächlich durch die Bemühungen des großen Sachsenherzogs Heinrichs des Löwen im 12. Jahrhundert eine Reihe von blühenden Städten emporgewachsen: Rostock, Wismar, Stralsund, Greifswald, vor allem aber das rasch mächtig gewordene Lübeck. Diese Städte vereinigen sich im 13. Jahrhundert unter der Führerschaft Lübecks zu einem Bunde und gewinnen einen bedeutenden Einfluß auf den deutschen Ostseehandel. Ja, Lübeck gelingt es sogar nach langem Ringen, der Stadt Wisby die Vorortschaft der gesammten Ostseestädte, welche dieselbe bisher unbestritten innegehabt, zu entreißen und sie sich selbst anzueignen. Ein Kampf, der des Interessanten viel darbietet, auf den ich aber hier nicht näher eingehen kann. — Aehnlich wie die wendischen, vereinigen sich auch die sächsischen Städte unter der Führerschaft Hamburgs. Diese beiden Bündnisse treten in ein nahes Verhältniß dadurch, daß die beiden Vororte in engen Beziehungen zu einander stehen. „Unter allen Städten, welche die Hanse bildeten, sind,“ wie der Geschichtsforscher Lappenberg erklärt*), „keine, welche so früh, vielfach und enge unter einander verknüpft waren, als Lübeck und Hamburg; keine anderen Städte haben so früh gemeinschaftliche Handelsprivilegien im Auslande sich erworben oder verfolgten die gemeinschaftliche Spur so nahe, keine Städte haben so frühe und so viele gemeinschaftliche Einrichtungen getroffen, als diese über Münze, Schiffsrecht und andere staatsrechtliche, sowie Handels-Einrichtungen. Dieses enge Verhältniß dieser beiden Städte ist aber für die Entstehung der Hanse deshalb besonders wichtig geworden, weil sie als die Vertreter ganz verschiedener Handelsinteressen, des Ostsee- und des Elbhandels, anzusehen sind, welche in richtiger Erkenntniß des eigenen Vortheils zu wechsel-

*) Sartorius-Lappenberg: Urkundliche Geschichte des Ursprunges der deutschen Hanse. 1850. S. XXXI.

seitiger Unterstützung sich vereinten." Eine Reihe von Verträgen sichert dieses nahe Verhältniß, und unter denselben nimmt auch eine keineswegs sehr hervorragende Stellung jener Vertrag vom Jahre 1241 zum Schutz der Landstraßen ein. Die natürliche Folge dieser Beziehungen der beiden Vororte der wendischen und sächsischen Städte war, daß letztere selbst sich einander näherten und sich schließlich zum ersten oder lübischen Drittel des hansischen Bundes unter der Führerschaft Lübecks vereinigten. Ganz ähnlich schaaren sich die westphälischen Städte um ihren Vorort Köln; ihnen reihen sich in auffallender Weise die keineswegs benachbarten preußischen Städte an. Gemeinschaftlich bilden sie das westphälisch-preußische Drittel. Um Wisby einigen sich einzelne schwedische Städte mit vorwiegend deutscher Bürgerschaft und die livländischen Städte, die ja Wisby ihren Ursprung verdankten und von hier aus ihr erstes Recht erhalten hatten. Sie bilden das gothländisch- oder schwedisch-livländische Drittel. Diese schon früher in Brügge beobachtete Dreitheilung der Städte wurde später von der Eintheilung in Quartiere verdrängt.

Dieser weit ausgedehnte, aber nur wenig fest geeinigte Bund hat anfangs nicht einmal einen gemeinsamen Namen, denn erst in der Mitte des 14. Jahrhunderts wird die Bezeichnung der ausländischen Verbindungen der Name des Bundes; erst jetzt hört man sprechen von den Städten der deutschen Hanse (stede der dudeschen hense). Von dieser Zeit an nimmt die Hanse einen gewaltigen Aufschwung und gewinnt auf die Entwickelung des nordischen Handels und auch auf die Staatengeschichte jener Zeit den größten Einfluß. Doch bevor ich auf die Schilderung der äußeren Machtentfaltung der Hanse übergehe, wird es vielleicht am Platze sein, der inneren Organisation derselben — so weit man von einer solchen reden kann — mit einigen Worten zu gedenken.

So wie der Bund der Städte sich allmählich entwickelt hat, so sind auch die Statuten desselben nicht durch eine einmalige Gesetzgebung festgestellt, sondern auch sie haben sich langsam im Anschluß an die augenblicklichen Bedürfnisse herausgebildet. Schriftlich sind sie nie aufgesetzt worden, und keine Urkunde giebt uns Nachricht von den Rechten und Pflichten der einzelnen Bundesglieder; nur aus den Thatsachen selbst können wir Rückschlüsse auf das bestehende Gewohnheitsrecht machen. — Vor allem ist ein Uebel zu betonen, an welchem die Hanse ebenso wie andere Conföderationen des Mittelalters krankte. Es ist dieses die mangelnde Einheit und Geschlossenheit. Keine Stadt wollte ganz in den Bund aufgehen und konnte das auch nicht, da sie durch den Eintritt in die Hanse ihr anderweitiges Unterthanenverhältniß keineswegs aufgab. Dieselbe bildete eben einen Staat im Staate. Jedes Bundesglied wachte eifersüchtig darüber, daß nur ja die eigenen Rechte nicht gefährdet würden, und mit einem jener Zeit ganz besonders eigenen Egoismus benutzte man den Bund nur zum eigenen Vortheil und suchte diesen mit allen Mitteln zu vertheidigen. Wenn aber trotzdem die Hanse eine solche Macht erreichte, so ist das zum großen Theil dem Umstande zuzuschreiben, daß die Städte der Gleichartigkeit ihrer Interessen wegen Hand in Hand mit einander gehen mußten.

Die oberste Bundesgewalt lag in den Händen der städtischen Deputirten, welche sich zu den Hansetagen versammelten. Zunächst kommen nur die Abgesandten der nächstliegenden Städte zusammen, dann wird aber die Betheiligung eine größere, und von 1358 an werden die Hansetage als Versammlungen der gemeinen Städte des Kaufmannes von der deutschen Hanse oder ähnlich bezeichnet. Jede volle, wirkliche Bundesstadt hatte das Recht, ihre Deputirten zur Zusammenkunft zu senden, aber der großen Unkosten und der schwierigen Reise wegen wurde dieses Recht oft nicht ausgenutzt, oder es vereinigten sich doch mehrere Städte auf gemeinschaftliche Vertreter. Neben diesen vollberechtigten Hansestädten scheint es aber noch eine Klasse von geringeren Städten gegeben zu haben, die nur mittelbar Glieder des Bundes waren und an den Versammlungen nicht theilnehmen konnten. — Aus den Protokollen der Hansetage oder den Recessen, welche uns von 1361 an recht zahlreich erhalten sind, können wir am meisten über die Thätigkeit des Bundes und auch über die Verfassung desselben erfahren. Der Ort, an welchem ein Hansetag stattzufinden hatte, war nicht genau bestimmt, doch erhält Lübeck immer mehr den Vorzug. Es gewann vor allen anderen Städten das größte Ansehen und war auch allen Theilen am bequemsten gelegen. Ebenso war für die Zeit und die Häufigkeit der Zusammenkünfte keine feste Regel aufgestellt. Man richtete sich nach dem Bedürfniß, doch machten die Verhältnisse mindestens jährliche Versammlungen nothwendig. Lübeck erhält das Recht des Ausschreibens der Hansetage, und zwar geschieht dasselbe, da die Städte oft sehr nachlässig im Beschicken der Tagfahrten sind, unter Androhung einer Strafe von einer Mark löthigen Goldes für das Nichterscheinen und des Ausschlusses aus dem Bunde im Wiederholungsfalle. Dieses waren die einzigen Strafen, welche der Hanse gegen eine widerspenstige Stadt zu Gebote standen: Geldpön und Ausschluß oder Verhansung, mit welcher stets ein Verbot des Verkehrs mit der verhanseten Stadt verbunden war. Letztere Strafe war sehr gefürchtet und wurde auch nur selten angewandt. Die von ihr betroffene Stadt kam in die traurigste Lage; Handel und Wandel stockten, viele Kaufleute zogen weg, um sich anderwärts ihren Erwerb zu suchen, und in den meisten Fällen mußte sich die Stadt bald dem Bunde unterwerfen. — Je mehr die Hanse an Macht zunahm, desto wichtiger wurden auch die Hansetage. Es war nichts Ungewöhnliches, daß Fürsten und Könige des Nordens sich daselbst einfanden, und daß die Kaiser durch Gesandte ihre Werbungen anbringen ließen. Ueber das Leben und Treiben auf den Hansetagen sind wir so weit unterrichtet, daß ich versuchen möchte, eine Schilderung derselben an der Hand des bekannten Geschichtsschreibers der Hanse, Georg Sartorius*), zu entwerfen und hier einzuschalten.

Die städtischen Deputirten — es waren dieses immer Glieder des Rathes — wurden nach ihrer Ankunft von Beamten des Rathes begrüßt und ihnen der Ehrenwein dargebracht. War eine genügende Anzahl zusammengekommen, dann

*) G. Sartorius: Geschichte des hanseatischen Bundes. Bd. II.

begannen die Sitzungen, die auf dem Rathhause abgehalten wurden; in Lübeck war ein besonderer geräumiger Saal dazu bestimmt. Die Sitzungen begannen um 7 oder 8 Uhr Morgens und wurden am Nachmittage um 2 oder 3 Uhr wieder aufgenommen. Das Präsidium und den obersten Sitz hatten die Vertreter Lübecks inne; um die anderen Plätze, sowie um die Reihenfolge beim Eintritt in den Versammlungssaal fanden wiederholt Rangstreitigkeiten statt, welche Veränderungen nothwendig machten. Einer der Lübecker Bürgermeister eröffnete die Versammlung mit einer Ansprache, in welcher er den Anwesenden den Dank für ihr geneigtes Kommen ausdrückte. Nach derselben wurden Formalitäten, wie in modernen Parlamenten, erledigt: die Vollmachten wurden vorgelegt, Entschuldigungen der Ausgebliebenen verlesen u. dgl. m. Dann ging man zur Tagesordnung über, welche den einzelnen Städten schon beim Ausschreiben mitgetheilt worden war. Gegenstand der Verhandlungen waren alle möglichen, auf die Hanse sich beziehenden Fragen. Kaufmännische und Handelsangelegenheiten nahmen natürlich den ersten Platz ein. Man berathschlagte darüber, in welcher Weise man etwaige Schäden und Gebrechen abstellen, wie man die Kaufleute gegen alle Gefahren schützen und auch in der Ferne das Ansehen des Bundes zum Besten derselben geltend machen könne. Viel Zeit beanspruchten auch — namentlich während der Periode der großen hanseatisch-dänischen Kriege — die politischen Verhandlungen, die Debatten über Krieg und Frieden und über Verträge mit fremden Mächten. Ferner mußten Beschlüsse gefaßt werden über neue Abgaben, die Erhebung des Pfundgeldes, einer von jeder Schiffsladung zum Besten des Bundes erhobenen allgemeinen Steuer, über Bestrafung widerspenstiger Glieder, oder es galt Streitigkeiten zwischen einzelnen Hansestädten zu schlichten und Klagen, die vor das Forum der Städte gelangt waren, zu entscheiden — kurz, es war oft eine kaum zu bewältigende Arbeit der mannigfaltigsten Art, die es hier auf dem Hansetage zu erledigen gab. War eine Sache reiflich überlegt und besprochen worden, dann eilte man zur Abstimmung. In welchem Falle jedoch ein Beschluß rechtskräftig zu Stande kommen und für wen er dann bindend war, darüber scheint keine feste, klare Bestimmung geherrscht zu haben. In Folge des häufigen Ausbleibens einzelner Bundesglieder war bald der Grundsatz aufgestellt worden, daß auf einem rechtzeitig und regelrecht ausgeschriebenen Hansetage Beschlüsse gefaßt werden könnten, die für alle bindend seien, aber dieser Grundsatz wird doch stets wieder angefochten und kann nicht immer zur Geltung gebracht werden. Wiederholt weigern sich einzelne Städte, den Beschlüssen, an denen sie nicht Theil genommen, zu gehorchen, und beweisen damit ihre Unfähigkeit, sich dem Allgemeinen unterzuordnen. Trotzdem kann man wohl als Regel annehmen, daß in Handelsangelegenheiten die Beschlüsse der Majorität für alle, auch für die abwesenden Städte, Geltung hatten; dagegen konnten politische Verträge und kriegerische Leistungen vom Bunde den einzelnen Städten wider ihren Willen nicht auferlegt werden. An den Kriegen konnten die einzelnen Mitglieder theilnehmen oder nicht. Doch in jedem Fall gab es für die Vertreter einer

Stadt mancherlei Mittel und Wege, um einen mißliebigen Beschluß zu verzögern. Wiederholt erklären sie, daß sie nicht genügend instruirt seien, daß sie die Sache zuerst ihrem Rath vorlegen müßten. daher begegnen wir in den Recessen häufig dem Ausdrucke: «de sake hebben de stede (N. N.) to rugge an eren reet getogen.» Auch kommt es vor, daß einzelne Deputirte sich der Majorität nicht fügen wollen und nach stürmischen Sitzungen, von denen wir aus den kurz gehaltenen Protokollen nur wenig erfahren, den Hansetag verlassen und wegreiten. Es machte dieses einen Beschluß nothwendig, nach welchem jede unbeurlaubte Abreise vor Beendigung der Tagfahrt streng bestraft werden sollte. — Die von den Deputirten endgiltig gefaßten Beschlüsse wurden in einem Protokolle oder Recesse, welcher in einzelnen Artikeln dieselben aufzählt, niedergelegt, verlesen und mit dem Siegel der Stadt Lübeck versehen. Die einzelnen Rathssendeboten erhielten dann Abschriften des Recesses und eilten mit denselben in ihre Heimath, wo sie bereits mit Spannung erwartet wurden.

Der Rath der Stadt Lübeck hatte aber nun erst die schwerste Arbeit zu bewältigen. Er mußte die eben gefaßten Beschlüsse zur Ausführung bringen, er mußte die nothwendige Correspondenz für die Hanse abwickeln und den Bund in dringenden Fällen nach Außen repräsentiren. Ueberhaupt gab es mancherlei zu bestimmen, was unmöglich bis zum nächsten allgemeinen Hansetage aufgeschoben werden konnte. So wiederholen sich immer wieder die bei Lübeck angebrachten Klagen über gefälschte oder schlechte Waarenlieferung. Ist z. B. auf dem Hofe zu Nowgorod schlechte Leinwand angekommen, so wird diese durch Vermittelung Rigas und Wisbys nach Lübeck gesandt mit dem Ersuchen, nachzuforschen, wo diese fehlerhafte Waare angefertigt sei, und dann den Uebelthäter zu strafen. In diesen und anderen Fällen hatte Lübeck das Recht, allein oder im Verein mit den wendischen Städten Anordnungen zu treffen, die dann vom Hansetage bestätigt wurden.

Vor und nach den allgemeinen Versammlungen fanden regelmäßig kleinere Tagfahrten der zu einer Landschaft gehörigen Städte statt. Die wendischen, sächsischen, preußischen, westphälischen und auch unsere livländischen Städte haben stets ihre Angelegenheiten auf Specialversammlungen erledigt. Für uns haben das meiste Interesse die livländischen Städtetage, deren Beginn an das Ende des 13. oder in den Anfang des 14. Jahrhunderts zu verlegen ist. Fast jährlich erläßt Riga — denn dieses nimmt hier die leitende Stellung Lübecks ein — Einladungen zu einer Versammlung der Städte, welche gewöhnlich mitten im Lande, in Walk oder Wolmar, stattfindet. An denselben betheiligen sich zehn bis zwölf Städte, denn auch die kleineren (Fellin, Lemsal, Kokenhusen) sind, wenn auch nicht regelmäßig, vertreten. Im Großen und Ganzen sind die Versammlungen ein Abbild der allgemeinen Hansetage. In denselben Formen bewegt sich die Verhandlung, und auch die Gegenstände derselben schließen sich eng an die großen Städteversammlungen an. Die livländischen Tagfahrten sollten ja vor allen Dingen Vorberathungen sein, damit die nach Lübeck zu schickenden Delegirten Livlands

Interessen wohl instruirt vertreten konnten, oder Nachberathungen, um über die Art und Weise, wie die Beschlüsse der Hansetage ausgeführt werden könnten, einig zu werden. Daneben werden aber doch speciell livländische Handelsangelegenheiten in durchaus selbständiger, unabhängiger Weise erledigt. Man bespricht sich über die Eröffnung der gemeinsamen Schifffahrt, über die Münze, über allgemeine Auflagen und Deckung von Unkosten, über den Kampf gegen die gefürchteten Seeräuber, die Vitalienbrüder; auch werden Klagen besonders wegen Uebertretung eines von den livländischen oder den Hansestädten erlassenen Handelsverbotes, wegen verweigerter Zahlung oder wegen Fälschung der Waaren vorgebracht und endgiltig entschieden, es sei denn, daß nicht beide Parteien Angehörige der livländischen Städte sind. Namentlich aber giebt der Handel mit den Russen nach Nowgorod hin immer wieder Veranlassung zu langen Debatten. Und es ist dieses leicht erklärlich, wenn man sich vergegenwärtigt, wie einerseits der Handel nach Rußland unendlich wichtig, aber durch häufige Vergewaltigung des deutschen Kaufmanns von Seiten der Russen gefährdet war und welche Stellung andererseits Livland als vermittelndes Glied dieses Handels einnahm. Hierauf beruhte Livlands Bedeutung für die Hanse, auf diesem Gebiete sind aber auch die livländischen Städte zu immer größerem Einfluß gelangt und haben die anderen Hansestädte immer mehr verdrängt.

Die Frage, welche livländischen Städte zur Hanse gehörten, ist bei dem Mangel eines Verzeichnisses sämmtlicher Hansestädte nur schwer zu beantworten. Auf den Hansetagen erscheinen nur Vertreter von Riga, Dorpat, Reval, aber wir haben bereits gesehen, daß überhaupt nicht alle Bundesglieder an denselben betheiligt waren. Dieses zeigt sich auch hier, denn außer den genannten Städten lassen sich noch Pernau, Wenden, Wolmar, Fellin urkundlich als Hansestädte nachweisen, und die Zugehörigkeit der übrigen livländischen Städte zur Hanse erkennen wir schon daraus, daß dieselben zur Deckung der durch die Reise der Delegirten erwachsenen Unkosten herbeigezogen werden. Ferner werden die von Lübeck nach Livland gesandten Schreiben fast immer an die drei großen Städte „und den gemeinen Städten des Landes zu Liflande sämmtlichen und besonderen“ oder dem ähnlich adressirt. Es scheint daher wohl richtig zu sein, was Sartorius annimmt, daß das ganze Ordensland Livland zur Hanse gezählt wurde und damit auch alle kleineren Städte dieser Landschaft einen Antheil an den gemeinschaftlichen Handelsfreiheiten hatten.

In dem Bisherigen ist von der Entstehung und Organisation der Hanse berichtet worden, wie sie sich in friedlicher Weise vollzog; damit ist aber noch ein wichtiger Factor nicht berührt worden. „Denn nicht die Ruhe und Sicherheit der Verhältnisse, in denen Jeder, der eigenen Kraft vertrauend, den selbstgewählten Weg gehen kann, führt die Einzelnen zu engem Zusammenschließen, sondern nur Gefahr und Noth lehrt die Hilflosigkeit des Alleinstehens und die Macht der Vereinigung würdigen und erkennen“ *). So haben sich auch die Städte

*) W. Geiger a. a. O. S. 270.

der Hanse in schweren Zeiten des Krieges und der Noth eng an einander geschlossen und sind erst in und durch dieselben zu ihrer wahren Macht gelangt.

Schon 1284 sehen wir eine ganze Reihe norddeutscher Städte vereinigt, um gegen König Erich von Norwegen, der deutsches Kaufmannsgut in Bergen mit Beschlag belegt hatte, energisch vorzugehen. Die städtischen Kriegsschiffe — die Friedenskoggen oder Orlogschiffe — schneiden den Norwegern alle Zufuhr ab und zwingen den König durch die bald ausbrechende Hungersnoth zum Frieden. Rasch und glänzend hatten die Städte ihren Zweck erreicht und den Sieg erfochten. Doch dieser Kampf war nur ein Vorspiel zu den umfangreicheren Kriegen mit den dänischen Königen, in welchen es sich um Wichtigeres, um die Herrschaft über die Ostsee, handelt.

Die Geschichte des 13. und 14. Jahrhunderts berichtet uns von manchen harten Kämpfen der deutschen Fürsten und Städte gegen die Dänen, welche mit wechselndem Erfolge geführt wurden, doch für die Entwickelung und Kräftigung der Hanse werden erst die Kriege gegen Waldemar IV. Atterdag von weittragenderer Bedeutung. In schlichter Weise erzählt uns der Chronist Detmer aus Lübeck*) den Beginn des Krieges gegen den mächtigen König: „Im Jahre Christi 1360 (muß richtig heißen: 1361) sammelte König Waldemar von Dänemark ein großes Heer und sprach, er wolle sie dahin bringen, wo Goldes und Silbers genug wäre, wo die Schweine aus silbernen Trögen äßen. Und er führte sie nach Gothland und machte da auf dem Lande viele zu Rittern und schlug viel Volkes nieder, weil die Bauern unbewaffnet und des Streites ungewohnt waren. Er zog fort vor die Stadt Wisby. Sie zogen ihm aus der Stadt entgegen und übergaben sich der Huld des Königs, weil sie wohl einsahen, daß da kein Widerstand möglich war. So bekam er das Land und nahm von den Bürgern der Stadt große Schatzung an Gold und an Silber und zog seines Weges.“ — Eine derartige Gewaltthat konnten sich aber die Hansestädte unmöglich gefallen lassen; sie durften es nicht dulden, daß einer ihrer wichtigsten Handelsorte dem alten dänischen Feinde zum Opfer fallen sollte. Daher wurde von den Abgeordneten verschiedener Städte — wahrscheinlich wendischer und preußischer — welche gerade in Greifswald versammelt waren, als die Kunde von der Eroberung Wisbys dorthin gelangte, sofort der Beschluß gefaßt, daß jeder Verkehr mit Dänemark bei Todesstrafe und bei Verlust der Güter verboten sein und daß man sich zu weiteren Verhandlungen bereits am 31. August wieder versammeln solle. Auf der zweiten Tagfahrt in Greifswald erscheinen neben den wendischen und preußischen Städten auch Gesandte des deutschen Ordens und der Könige von Schweden und Norwegen, mit welch' letzteren Verträge abgeschlossen werden; außerdem wird das Handelsverbot gegen Dänemark erneuert und zum ersten Mal eine allgemeine Steuer, der Pfundzoll, erhoben.

Im Frühjahr 1362 beginnt der Krieg gegen den Feind. Die hansische

*) Chronik des Detmer, herausgegeben von Grautoff, I. S. 252.

Flotte, ungefähr 52 Schiffe ſtark, richtete ihren Lauf gegen die Feſtung Helſingborg; dieſelbe wurde Wochen lang belagert und mit 16 Maſchinen Tag und Nacht beworfen, aber die Bundesgenoſſen blieben aus und der Anführer des hanſeatiſchen Heeres, der Lübecker Bürgermeiſter Johannes Wittenborg, hatte nicht genügende Truppen, um Helſingborg zu belagern und die Schiffe kampfbereit zu halten. Er mußte die Flotte von Mannſchaften entblößen, und dieſe Schwäche benutzte Waldemar, um derſelben eine bedeutende Niederlage beizubringen. Die Belagerung muß aufgehoben werden, die Trümmer der Flotte werden nach Lübeck zurückgeführt, und damit enden für's Erſte die kriegeriſchen Ereigniſſe; aber durch drohendes, kriegbereites Auftreten und klug geleitete Verhandlungen gelingt es den Städten im November 1362 doch, einen verhältnißmäßig günſtigen Waffenſtillſtand, in welchem ſicherer Seeverkehr und ſicherer Handel nach Dänemark gewährleiſtet wurde, zu erlangen. Dieſem Waffenſtillſtande folgte erſt nach langen Unterhandlungen, in denen namentlich die Uneinigkeit der Städte einen Erfolg verzögerte, im Jahre 1365 ein endgiltiger Friedensſchluß. Der Bürgermeiſter Joh. Wittenborg aber mußte die Niederlage mit dem Tode büßen. Vor dem Lübecker Rath angeklagt, wurde er, obgleich man ihm wahrſcheinlich nur ſein Unglück, vielleicht auch Nachläſſigkeit vorwerfen konnte, doch des Todes ſchuldig befunden und hingerichtet.

Nicht lange dauerte jener Friede. Die Erbitterung war eine zu große, die beiderſeitigen Intereſſen berührten einander zu nah. Bald hören wir wieder über Bedrückungen, Gewaltthätigkeiten und ungerechte Erpreſſungen des Königs Waldemar und ſeines nunmehrigen Schwiegerſohnes und Bundesgenoſſen Hakon von Norwegen klagen, aber trotz der erſten Niederlage ſind die Städte feſt entſchloſſen, dem Könige energiſch entgegen zu treten. — Im November 1367 verſammelten ſich im Rathhausſaal zu Köln die Abgeordneten von zwölf Hanſeſtädten und ſchloſſen die berühmte Kölner Conföderation, welcher eine Reihe anderer Städte beitrat, ſo daß im Ganzen ungefähr 57 zum Bündniſſe gehörten. In der Urkunde*) derſelben heißt es: „Um mancherlei Unrecht und Schaden, den die Könige von Dänemark und Norwegen dem gemeinen Kaufmann thun und gethan haben, wollen die Städte ihre Feinde werden und eine der anderen treulich helfen. . . . Sollte es geſchehen, daß eine Stadt von der wendiſchen Seite, von Preußen, von Livland und von der deutſchen Hanſe im Allgemeinen, von der Südерſee, von Holland und von Seeland nicht dazu thun will, wie es von den anderen Städten vereinbart worden, deren Bürger und Kaufleute ſollen keine Gemeinſchaft mehr haben mit allen Städten in dieſem Bunde, alſo daß man ihnen nicht abkaufen noch verkaufen ſoll, daß ſie in keinen Hafen ein- oder ausfahren, laden oder löſchen ſollen zehn Jahre lang.“ Es folgen dann genaue Beſtimmungen darüber, wie viel Mannſchaften und Schiffe die einzelnen Bundesglieder zu ſtellen haben, über den Feldzugsplan u. dgl. m. Der Schluß lautet: „Dieſe Verbindung ſoll mit

*) Hanſereceſſe I. Nr. 415.

allen ihren Artikeln und Punkten fest stehen drei Jahre lang nach der Zeit, daß wir gemeinsam uns mit den Königen ausgesöhnt haben" ꝛc. So war also diese Conföderation nicht nur ein für diesen Krieg geschlossenes Bündniß, sondern reichte über denselben hinaus und war der Ausgangspunkt einer festeren Organisation der Hanse. Noch im Laufe des Winters wurden weitere Bündnisse mit norddeutschen Fürsten abgeschlossen, und es begannen dann sofort die Rüstungen, an denen sich Livland — beiläufig bemerkt — mit einem Koggen und 100 Mann unter einem Kostenaufwand von 1700 Mark betheiligte. Waldemar soll anfangs den Fehdebrief der Hansestädte mit bissigen, spöttischen Bemerkungen in Empfang genommen haben, aber er muß sich gegenüber der ihm feindlichen Macht doch nicht stark genug gefühlt haben, denn noch bevor um die Osterzeit des Jahres 1368 die Hanseschiffe zum Angriff vorgingen, verließ er eilig sein Land, vermuthlich um sich auswärts Bundesgenossen zu verschaffen.

Die einzelnen Details dieses Krieges, der bis zum Jahre 1370 fortgesetzt wurde, gehören nicht hierher; es mag nur angeführt werden, daß die Hanseaten glänzende Erfolge erringen. Sie erobern gleich zum Beginn des Feldzuges Kopenhagen und nehmen fast das ganze zum dänischen Königreiche gehörige Insel- und Festland ein, nur die Festung Helsingborg, vor welcher im ersten Kriege die Macht der Hanse gebrochen war, widerstand lange Zeit und capitulirte erst gegen Ende des Feldzuges. Im November 1369 ist die dänische Macht bereits so geschwächt, daß in Abwesenheit des Königs der Reichsrath sich genöthigt sieht, einen Waffenstillstand zu schließen, dem am 24. Mai 1370 der Friede zu Stralsund folgt. Derselbe beweist uns, daß die Städte nicht nur Siege zu erfechten, sondern sie auch auszunutzen verstanden. Freier Handel durch das ganze Reich und Erneuerung der alten Handelsprivilegien waren die ersten Bedingungen des Friedens. Ferner sollten aber die Städte auf 15 Jahre in den Besitz einer Anzahl fester Schlösser mit zwei Drittheilen ihrer Einkünfte gelangen, und schließlich wird ihnen bei den künftigen Königswahlen in Dänemark eine entscheidende Stimme eingeräumt. „Wäre es jedoch" — so lautet der Vertrag*) — „daß unser Herr König Waldemar sein Land Dänemark bei seinem Leben einem Anderen gestatten (tosteden) will, dann sollen und wollen wir es nicht gestatten, es sei denn, daß die Städte ihre Zustimmung geben, und daß er ihnen ihre Freiheiten mit seinem großen Insiegel besiegelt habe. . . . Ebenso soll man es halten, wenn der vorbenannte unser Herr König Waldemar mit Tode abginge, was Gott verhüte" ꝛc. ꝛc.

Von diesem Frieden an datirt die Uebermacht der Hanse im Norden, ihr Einfluß auf die skandinavischen Reiche. Zum ersten Mal hatte man sich völlig einig nach Außen hin als großen Bund gezeigt und bewährt. Diese Einheit suchte man um jeden Preis zu bewahren, und so lange dieses gelang, erwarb sich die Hanse den Ruhm, deutsche Ehre und deutsches Ansehen aufrecht erhalten zu

*) Hanserecesse I. Nr. 524.

haben auch zu einer Zeit, als das deutsche Reich in einzelne Länder zu zerfallen drohte und nur wenig Achtung genoß. Von diesem Höhepunkte der hansischen Macht führt ein langer, keineswegs ruhmloser Weg zum allmählichen Niedergang derselben; doch diesen weiter zu verfolgen, liegt außerhalb des Bereiches meiner diesmaligen Aufgabe. Dieselbe will ich freudig für erfüllt anerkennen, wenn es mir gelungen sein sollte, ein einigermaßen anschauliches Bild von den Verhältnissen zu zeichnen, aus denen allein die Hanse emporwachsen konnte, die Hanse, in welcher wir den Inbegriff und die Vereinigung kaufmännischer Unternehmungslust und bürgerlicher Tüchtigkeit zu erblicken gewohnt sind. Mag auch der Glanz der Hanse im Laufe der Jahrhunderte erloschen sein, so lange es noch Städte giebt, die einst Glieder jenes großen Bundes waren, werden die Bürger derselben mit Stolz auf die Zeiten hanseatischer Macht zurückblicken, und so lange es noch baltische Städte giebt, werden sie der ehrenvollen Stellung, die sie einst in der Hanse einnahmen, mit Freudigkeit gedenken und sich rühmen, mitgearbeitet zu haben an den großen Aufgaben des Bundes.

Theodor Hermann Pantenius.

Von **Eberhard Kraus**, z. H. in Moskau.

II.

„Allein und Frei“ wurde noch in Riga geschrieben. Eine Zeit lang nahm der Dichter hier die Stellung eines Redacteurs der „Baltischen Monatsschrift“ ein, bis er den ehrenvollen Ruf an die Redaction des „Daheim“ in Leipzig erhielt und ihm Folge leistete. Seine späteren Dichtungen sind sämmtlich in den Spalten des „Daheim“ erschienen und später in Separatabdrücken veröffentlicht worden, der größte Theil unter dem Gesammttitel „Im Gottesländchen“.

Während uns der Dichter in seinen beiden Erstlingswerken in eingehender und lichtvoller Schilderung namentlich die kurischen Edelleute und Literaten vorführt, ist der Träger der Hauptrolle in der allerliebsten Novelle „Um ein Ei“ ein Bauer, und Bauern sind es, deren Leben und Treiben vorzugsweise geschildert wird. Die warme Liebe des Dichters zum Lettenvolk tritt recht leuchtend in der Schöpfung des kernigen thatkräftigen „Wezwagar-Wirths“ und seines von rührender Hingebung erfüllten „Weibleins“ hervor. Da Pantenius ein unzulässiges Idealisiren fern liegt und er durchgängig bemüht ist, sowohl beim einzelnen Charakter, wie bei ganzen Menschenklassen und Berufssphären Licht und Schatten in künstlerischem Verhältniß zu vertheilen, so wird uns als Gegensatz zu Wetzwagar der schlaffe, indolente Breede vor Augen geführt. Auch in der Schilderung der übrigen Bauern sind neben den unleugbaren Vorzügen des lettischen Volkscharakters auch seine Schwächen hervorgehoben. So viel wir zu beurtheilen vermögen, ist die Denk- und Redeweise des lettischen Bauern, wie die charakteristischen Eigenthümlichkeiten des Bauernthums überhaupt, sein practischer, verständiger Sinn und die trotzdem jedem albernen Humbug zum Opfer fallende Naivetät treffend wiedergegeben. Wir wissen nicht, ob eins oder das andere von unseres Dichters Werken in's Lettische übersetzt worden ist. Sie verdienen es jedenfalls alle, und wir glauben, daß sie ihr Theil zur Wiederannährung der beiden ohne jeden zwingenden Grund mehr und mehr aus einander gehenden Bevölkerungsschichten unserer Heimath beitragen würden *).

*) Wie die Rigasche Presse Ende Februar berichtete, hat die lettische Zeitung „Balss“ in ihrer No. 8 d. J. die Uebersetzung des Pantenius'schen Romans „Im Banne der Vergangenheit“ begonnen. D. Red.

Sehr reich ist die kleine Novelle an dichterischen Schönheiten. Die Gattenliebe ist der rothe Faden, der sie durchzieht, und sowohl das adelige, wie das bäuerliche Ehepaar werden in ihrem ehelichen Verhältniß in ganz reizenden, anmuthduftenden Umrissen skizzirt.

Der Eigenthümer des Gutes, auf dem die Vorfälle in „Um ein Ei" sich abspielen, ist ein seltsamer Herr. Von strengem Gerechtigkeitsgefühl erfüllt, hält er es für gut, seinen Bauern keinen Deut mehr zukommen zu lassen, als ihnen gebührt. Da die Regierung stets für „das Recht" der Bauern eintritt und die letzteren ebenfalls anfangen, sich ihren Herren gegenüber auf den Rechtsstandpunkt zu stellen, so soll dieser eingehalten werden, doch alle persönlichen, freundlichen Beziehungen zwischen Herr und Bauer kommen damit in Wegfall. Alles soll nach dem Buchstaben des Gesetzes gehandhabt werden, Beziehungen herzlicher und gemüthlicher Natur werden als die Durchführung des Princips beeinträchtigend bei Seite geschoben. Das Ideal des Baron Thorhaken sind die englischen Großgrundbesitzer, ihnen strebt er nachzueifern in seinen politischen, in seinen wirthschaftlichen Anschauungen, sogar in seiner Lebensweise. In den Augen seiner Nachbarn, die nach kurischer Art alles Gekünstelte verachten, macht er sich dadurch lächerlich, bei den Bauern verhaßt. Die Letzteren kennen seine leitenden Motive nicht und halten für nutzlose Härte, was bei ihm doch nur strenges Betonen seines Princips ist. Wenn er beispielsweise auf Grund alter Documente einem Bauern das Fischereirecht in dessen Teich gegen reichliche Geldentschädigung nimmt, so sehen die Bauern darin nur einen willkürlichen Eingriff in ihre Rechte. Die Erbitterung gegen ihn ist groß; nur der Wezwagar-Wirth, der dem Baron einmal das Leben gerettet hat, vertritt und vertheidigt seinen Herrn. Da kommt es auch zwischen ihnen zum Bruch. Der Baron hat Wezwagar das Recht auf die Benutzung eines Waldweges gegen jährliche Zahlung eines Hühnereies zugestanden unter nachdrücklicher contractlicher Betonung, daß, wenn die Zahlung einmal unterbliebe, das Recht in Wegfall kommen würde. Schon einmal hat der Wirth das Ei vergessen; als sich der Fall nun wiederholt, untersagt ihm der Gutsherr, im Glauben, es sei absichtlich geschehen, den Waldweg ferner zu benutzen, was für Wezwagar große Unbequemlichkeiten bedeutet. Der Wirth läßt sich, nachdem er alle Mittel erschöpft, um den Herrn zur Zurücknahme des Verbots zu bewegen, in seiner Aufregung zu einem unehrerbietigen Auftreten gegen ihn hinreißen, in Folge dessen ihm sein Gesinde gekündigt wird. Auf die Bitten der Frau Wezwagar's und die Fürsprache seiner Frau erklärt sich der Baron bereit, dem Mann, der ihm das Leben gerettet, zu vergeben; doch Wezwagar's Trotz vereitelt alles. Er wird jetzt ganz in's Lager der Feinde des Barons hinübergezogen, deren Groll auf's Höchste gestiegen ist und die mit dem Plan umgehen, den Herrn zu ermorden. Wezwagar soll sich an der Ausführung des Anschlages betheiligen. Doch er ist eine viel zu gerade, rechtliche Natur, um ohne Weiteres dem Verbrechen seinen Arm zu leihen. Vom Zwiespalt zwischen Groll und Ehre zerrissen, sucht er Hilfe bei seinem Pastor und findet sie. Das

ist so recht aus dem Leben gegriffen: wie manches kämpfende und vom Netz des Verbrechens umstrickte Bauernherz ist durch freundlichen Zuspruch seines geistlichen Berathers auf den rechten Weg gebracht worden. Als der Mordanschlag trotz Wetzwagar's Widerspruch ausgeführt werden soll, wird er durch sein energisches Dazwischentreten vereitelt.

Obgleich die Entwickelung des Conflicts ein wenig gesucht erscheint, denn nur durch das Zusammentreffen vieler zufälliger Nebenumstände wird er auf seinen Höhepunkt gebracht, so liegt doch nichts Unwahrscheinliches darin, denn wie geringfügig ist oft der Anlaß zu einem Verbrechen, wie schwer das Herausringen einer Menschenseele aus den Banden der Versuchung. Wir können darum den geistigen Kampf des Bauern wohl mitfühlen und werden durch den schönen, versöhnlichen Schluß in der wohlthuendsten Weise berührt.

„Unser Graf" ist eine Novelle von feiner, psychologischer Anlage und Ausmalung, die in einem Conflict zwischen Pflicht und Leidenschaft gipfelt, wie er im Leben manch' scheinbar festgegründetes Glück untergräbt: es ist der Conflict zwischen ehelicher Treue und Liebe. Graf Polderkamp, seit einer längeren Reihe von Jahren in glücklicher Ehe lebend, sucht eine Erzieherin für seine Kinder und findet sie in der Person eines verarmten Edelfräuleins, Alice Heinersdorf. Seine Frau, eine vornehme, kühle Natur, die gleichwohl ihrem Manne gegenüber voll Liebe und Hingebung ist, befürchtet, die junge Dame möchte in ihrer Eigenschaft als Standesgenossin höhere Ansprüche erheben, als einer Erzieherin zukäme, und sucht sie daher von Anfang an durch gemessenes Verhalten auf ihren „Standpunkt" aufmerksam zu machen. Die natürliche Folge ist, daß der Graf sich ihrer annimmt. Polderkamp ist ein von Grund aus liebenswürdiger Charakter, der weibliche Zartheit und Tiefe des Gemüths mit männlicher Kraft und äußerlicher Derbheit vereinigt. Seinen Kindern ist er ein älterer Freund und Spielkamerad, seinen Untergebenen ein Vater, den Nothleidenden ein Helfer, den Zurückgesetzten und Unterdrückten ein Schirm und Schutz. Trotz seiner scheinbaren Leichtlebigkeit ist er der tüchtigste Landwirth, der sorgsamste Hausvater. Seine äußerliche Liebenswürdigkeit ist so groß, daß er in der ganzen Umgegend nur unter dem Namen „unser Graf" bekannt ist. Kein Wunder, daß dieser Mann, der keinen Mißklang um sich zu leiden vermag, der überall hin Leben und Freude bringt, durch das unerquickliche Verhältniß zwischen seiner Frau und der Erzieherin unangenehm berührt wird. Sein Eintreten für die Letztere erweckt die Eifersucht der Gräfin; sie wird durch die stete Erregung, der sie ausgesetzt ist, krank, launisch und vergrämt und dadurch um so ungerechter. Ihr Verfahren erscheint dem Grafen herzlos, seine Liebe wendet sich mehr und mehr von der Frau weg und Alice zu, deren Frohsinn und muntere Laune eine verwandte Saite in ihm erklingen machen. Kein Theil hat den Muth zu einer offenen Aussprache. Eine Scheidung erscheint dem Grafen unerträglich, da er dadurch seiner überaus geliebten kleinen Töchter beraubt würde. Und würde seine Frau sie wohl überstehen? Eine Entfernung der Lehrerin aus dem Hause erscheint andererseits aus verschiedenen

Gründen ebenfalls unthunlich. Die Verhältniſſe werden durch verſchiedene Zwiſchenfälle immer verworrener und unlöslicher. So ſieht ſich denn der Graf der Fluth ſeiner Leidenſchaft preisgegeben, ohne einen rettenden Entſchluß faſſen zu können und weiß, daß ſie eines Tages über ſeinem Haupte zuſammenſchlagen wird. Der verhängnißvolle Augenblick kommt: er geſteht ſeine Liebe und findet Erwiderung, denn auch Alice iſt trotz ſchwerer Seelenkämpfe dem Anſturme der Leidenſchaft unterlegen. Die Liebenden verabreden für den nächſten Tag eine Zuſammenkunft. Mit der Flinte über der Schulter, als ginge er auf die Jagd, begiebt ſich der Graf zu dem beſtimmten Ort. Noch einmal ſtürmen Ehre, Pflicht und Gewiſſen auf ihn ein, noch iſt es Zeit, noch iſt der verhängnißvolle Schritt nicht gethan. Während er in tiefem Sinnen dahinſchreitet, reißt ein Baumzweig den Hahn ſeiner Flinte los, und nur die Verſicherung an demſelben verhütet ein Unglück. Wie nun, wenn die Verſicherung nicht geweſen wäre?! Ein Leben, das zur Laſt geworden, wäre von allen Leiden und Qualen befreit, durch einen Unglücksfall, wie andere mehr. Kein Menſch würde je etwas von den Zweifeln ſeines Gewiſſens erfahren. Der Gedanke nimmt mit übermächtiger und unwiderſtehlicher Gewalt Beſitz von ihm. Ein Blitz, ein Knall — und ein armes, zerriſſenes Menſchenherz iſt zur Ruhe eingegangen!

Wenn uns auch der Graf nach ſeiner ganzen Charakteranlage nicht recht zu einer derartigen That geſtempelt ſcheint, denn ein leichter und lebensfreudiger Sinn unterliegt einer derartigen Verſuchung ſchwerer, als ein ernſter, grübleriſcher, ſo ſind andererſeits die Macht der Leidenſchaft, der er nicht länger widerſtehen zu können glaubt, und vor Allem ſein hoher Ehrbegriff und ſeine Selbſtloſigkeit in Betracht zu ziehen, Eigenſchaften, die ihn lieber die eigene Perſon aufopfern, als über Andere Unglück und Leiden bringen ließen. Bei alledem macht aber der Schluß einen unerquicklichen Eindruck.

Vorzüglich iſt die wachſende Eiferſucht der Gräfin geſchildert, ihre Selbſtquälerei, ihre Ungerechtigkeit gegen die Erzieherin, die ſie vor ihrem Gewiſſen durch Vernunftgründe zu rechtfertigen ſucht, während die einzige Erklärung in ihrer Leidenſchaft liegt. Die Gräfin überlebt den Tod ihres Mannes nicht lange. Alice Heinersdorf wird, nachdem die Wunde vernarbt, glücklich an der Seite eines Gemahls. — Eine prächtige, echt kuriſche Figur iſt der alte Doctor Berg. Auch der auf angeblich adelige Herkunft ſtolze und ſich mit adeliger Verwandtſchaft brüſtende Paſtor Jong dürfte nicht ohne originelle Charakterzüge ſein. Trefflich läßt der Dichter einen alten Edelmann ſich über eine derartige Narrheit folgendermaßen vernehmen: „So ſind dieſe Literaten. Wenn es ſich um die Erwerbung von Rechten handelt, dann ſind ſie die Bürgerlichen, und doch verachten ſie, was den eigentlichen Bürger macht, Handel und Gewerbe, ſo ſehr, wie nur der verſimpeltſte Landjunker, und bietet ſich ihnen auch nur der Fetzen von einem Rittermantel, ſo greifen ſie gewiß mit beiden Händen zu, ſie, die doch gelegentlich ſo auf die hohle Trommel ihres Bürgerthums zu pochen wiſſen.“ Kann man dieſes Urtheil des alten Herrn auch im Allgemeinen nicht gelten laſſen, ſo

wird dadurch im Einzelnen viel Wahrheit ausgedrückt und manch' wunder Punkt getroffen.

„Der Korsar" ist eine rührende kleine Weihnachtsgeschichte, die einen wüsten und verbummelten Studenten, den „Korsar", zum Gegenstande hat. Durch Zufall geräth dieser am Weihnachtsabend in das Zimmer eines armen, ihr krankes Kind pflegenden Weibes. Sein Herz wird ergriffen durch das Elend dieser Frau, die trotz ihres redlichen Fleißes es nicht hat dahin bringen können, ihrem Kinde einen heiligen Christ zu bescheeren. Er entfernt sich, um bald darauf mit einer reichlichen Weihnachtsbescheerung zurückzukehren und ist glücklich, „wie ein Junge, dem der beabsichtigte lustige Streich gelingt". „Ich will nicht mehr schlemmen," sagt er beim Weggehen tief bewegt zu seinem Freunde, „während solche kleine, schwache Frauenzimmerchen hungern und frieren. Du kannst mich einen Schurken nennen, wenn Du mich je wieder betrunken siehst."

Eine der fesselndsten Dichtungen von Pantenius ist „Im Bann der Vergangenheit". Ein bedeutender Vorwurf ist es, der hier seine dichterische Empfängniß befruchtet hat: hier sehen wir die Geschicke des Einzelnen mit denen des Heimathlandes eng verflochten und durch sie bedingt in buntem Wechsel vor unserem geistigen Auge hin- und wiederspielen. Alle Schichten der kurländischen Bevölkerung steigen mit gleicher Deutlichkeit vor uns auf. Zu diesem farbenreichen Bilde des kurischen Lebens und Wesens vereinigen sich alle Vorzüge des Dichters: seine geniale Charakter-Erfassung und Wiedergabe, sein drastischer Humor, seine erschütternde Tragik.

Auf den lebensfrischen Charakteren, deren Bekanntschaft wir machen, lastet mit tödtender Wucht der Bann der Vergangenheit. Ihre Freude am Dasein wird getrübt, ihre Thatkraft gelähmt durch die Schatten vergangener Zeiten, die in die helle Gegenwart hineinfallen und ihren Lebenspfad verdunkeln. Ein Roman, der einen solchen Titel trägt, muß in seinen Grundzügen tragisch sein: wenn uns auch das plötzliche Hereinbrechen des Unglücks über Gestalten, bei denen wir vergeblich nach einer wirklichen Schuld suchen, überrascht, so mußte uns doch schon das Wort: „Im Bann der Vergangenheit" auf eine tragische Lösung der entwickelten Conflicte vorbereiten und zugleich dieselben in gewissem Sinne anticipiren. Nicht die Enkel sind es, sondern ihre Väter, welche die tragische Schuld auf sich geladen haben, und um so ergreifender muß ihr Unglück wirken, da sie selbst von schwerem Verschulden frei und edlen Willens voll sind. Sie ähneln Vögeln, die sich in die freie Luft emporschwingen möchten, doch durch ein Band an ihrem Fuß zurückgehalten werden. Der düstere Bann einer entschwundenen Zeit durchkreuzt und zerstört gleich einer Geisterhand das Glück der Lebenden.

Wir glauben, daß der Dichter nicht so sehr die Vergangenheit hat anklagen wollen, als einzelne Schuldmomente derselben, die ihm für seinen Zweck dienlich erschienen, zur Verwickelung in seinem Roman benutzt hat. Eine allgemeine Schuld des deutschen Stammes gegen die Letten z. B. dürfte schwer zu erweisen sein. Der Deutsche ist dem Letten allerdings vielleicht kein pelikanhaft aufopfern-

der Vater, aber gewiß ein Pflegevater geweſen, der ſich nach Kräften bemüht hat, die übernommenen Pflichten zu erfüllen. Natürlich verſchwindet die Verpflichtung in dem Maße, in welchem der Zögling ſich emancipirt und ſelbſt Herr ſeiner Geſchicke ſein will. Können die Letten ſich doch nicht einmal durchgängig auf den früheren Beſitz des Landes ſteifen, da ſie namentlich in Kurlands Gauen, die ehemals von anderen Völkerſtämmen bewohnt wurden, durch die Deutſchen ſelbſt hineingeführt worden ſind. Und ſollte an ihnen wirklich gefrevelt worden ſein, ſo kann doch nicht geleugnet werden, daß man ſeither mit allen Kräften bemüht geweſen iſt, das etwaige Unrecht wieder wettzumachen. Pantenius ſcheint an eine Schuld des Deutſchthums ebenfalls nicht recht zu glauben. Wenigſtens läßt er ſich durch den Mund einer Perſönlichkeit des Romans dahin vernehmen, daß doch nicht der Deutſche den Letten tyranniſirt hätte, ſondern der Herr den Knecht, wie andernorts auch. Daß in unſerer Heimath die nationalen Gegenſätze ſich mit Herr und Knecht deckten, iſt allerdings zu beklagen, ein allgemeines Schuldmoment läßt ſich jedoch aus dieſem Verhältniß nicht ableiten, denn „es ging eben nicht anders“. Immerhin mag die Vergangenheit einen nicht aufgehenden Reſt hinterlaſſen haben, der zu tragiſchen Conflicten Anlaß giebt. Etwas weit hergeholt ſcheint uns nur die Pointirung eines ſolchen Conflicts in dem Selbſtmord eines jungen Letten in Folge einer körperlichen Züchtigung, zu einer Zeit, in der die körperliche Züchtigung vollkommen an der Tagesordnung war.

Doch auch auf anderem Gebiete hat die Vergangenheit den Weg der Nachgeborenen mit Hinderniſſen bedeckt, die hinwegzuräumen nicht Jedermanns Sache iſt. Die Zerklüftung der Stände wird uns in keinem Roman von Pantenius in ſo kräftigen Conturen vor Augen geführt, wie gerade hier. Und zwar iſt es nicht blos der Gegenſatz zwiſchen Edelmann und Literat, der Betonung findet, ſondern vorzugsweiſe derjenige zwiſchen dem heruntergekommenen Deutſchen und dem emporſtrebenden Letten. Wir werden an das Sterbelager der berüchtigten „polniſchen Wirthſchaft“ geführt, von der Kurland in Folge ſeiner langen Zugehörigkeit zu jener Adelsrepublik Manches überkommen hat. Wir ſehen, wie ſie ſich gegen das Hereinbrechen der neuen Zeit aufbäumt, von der ſie nicht das Gute, ſondern faſt ausſchließlich das Schlechte annehmen will, wie ſie vor Wuth ſchäumt, wenn ſie ſich verdientermaßen überflügelt ſieht und noch dazu vom verachteten Lettenthum, das den Spruch „Thue Geld in Deinen Beutel“ nur zu wohl beherzigt und dadurch der ſorgloſen, gaſtfreien, verſchwenderiſchen alten Wirthſchaft den Todesſtoß bereitet. Wir lernen ferner die Repräſentanten der alten Adelsauffaſſung kennen, jene geborenen Herren der Welt, die auf das „Volk“ mit Verachtung herabſehen und mit dem Fürſten Windiſchgrätz „den Menſchen erſt beim Baron beginnen laſſen“. Wir ſind Zeugen, wie dieſer extreme ariſtokratiſche Hochmuth bei den eigenen Standesgenoſſen energiſchem Widerſpruch begegnet und wie ſeine Vertreter mehr und mehr vereinzelt dazuſtehen beginnen. Doch die alte Zeit giebt ſich nicht ſo leicht verloren. Der Fortſchritt bewegt ſich, nach dem Ausſpruch eines bedeutenden Hiſtorikers, nicht in gerader Linie, ſondern

gleichsam spiralenförmig vorwärts, immer wieder kommt es zu Rückschritten und Rückfällen, immer wieder macht sich der Bann der Vergangenheit geltend. Die Mutter des Helden im Roman hat einen Bürgerlichen geheirathet, ihm selbst bringt die Liebe zu einem bürgerlichen Mädchen nur Elend und Unheil. Doch wir entnehmen der Dichtung wenigstens den Trost, daß die Schläge, welche die alte Zeit gegen die Gegenwart führt, zu ihren letzten gehören. „Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit und neues Leben blüht aus den Ruinen."

Durch den Mund der einsichtsvollsten und bedeutendsten Personen im Roman spricht Pantenius sich frei über die herrschenden und in der Vergangenheit wurzelnden Mängel aus. Zugleich weist er auf die seiner Ansicht nach richtigen Mittel zur Abhilfe hin und läßt uns Gespräche zwischen den Vertretern der alten und der neuen Richtung belauschen, die durch ihren geistigen Gehalt, ihren Gedankenreichthum, ihre Ideenfülle im höchsten Grade fesseln und anregen. Die ausgesprochenen Ansichten sind aber zum überwiegenden Theil solcher Natur, daß sie unseren Widerspruch herausfordern, denn der Verfasser nimmt in politischen Fragen einen Standpunkt ein, wie er wohl nur von Wenigen in den baltischen Provinzen getheilt wird. Schon in der Novelle „Unser Graf" tritt diese Auffassung unserer politischen Lage hervor, doch haben wir uns eine Auseinandersetzung mit derselben bis hierher verspart.

Ein näheres Eingehen auf die politischen Ideen des Dichters können wir uns um so weniger versagen, als sie zu originell und auch zu geistvoll sind, um in einer Besprechung seiner Werke unbeachtet gelassen zu werden.

Nach dem Ausspruch einer Person des Romans, die wir als urtheils- und einsichtsvoll kennen lernen, würden die meisten unserer baltischen Politiker dem edlen Ritter aus der Mancha gleichen, der gegen eingebildete Gegner kämpfte. Und weshalb? Der Landtag bestände ja noch immer aus denselben Gliedern, jeder Proceß würde in der Landessprache verhandelt, in allen Kirchen würde das reine Lutherthum gepredigt, wo wäre da die Gefahr? — Wenn also eine Gefahr glücklich abgewendet worden ist, war sie dann weniger vorhanden? Oder selbst zugegeben, daß man in unseren Provinzen vielleicht zu mißtrauisch und argwöhnisch im Wittern von Gefahren ist, sollte das wirklich ein Fehler sein? Wachsamkeit kann nie übertrieben werden, sagt ja doch Friedrich der Große, dem eine Erfahrung in solchen Dingen kaum abgesprochen werden kann: «Toujours en vedette!» Und überdies, — sind denn nicht schon wirklich schwere Verluste über uns hereingebrochen? Wer einigen guten Willen hat, braucht nicht weit zu suchen.

Nach unseres Dichters Auffassung könnte man alle deutschen Balten in „Colonisten" und „Patrioten" eintheilen. Die ersteren fühlten sich im Lande noch als die eingewanderten herrschenden Fremdlinge, die anderen als vollständige Kinder der Heimath, als Brüder aller Bewohner derselben, gleichviel, welcher Nationalität sie seien. Von letzterem Standpunkt allein ließe sich Rettung erwarten. Es fehlt nicht an einer erfreulichen Perspective auf lettische Bildungs- und Culturstätten aller Art, auf Erhebung des Lettischen zur Landessprache und

dergleichen Dinge mehr. „Noch ist es Zeit, daß sich eine große Patriotenliga von Balten bildet," heißt es da, „die nichts weiter sein wollen, als Balten ohne Unterschied der Sprache, und die Extreme an die Wand drücken, aber wahrlich, es ist der letzte Augenblick." Dem Verfasser schwebt augenscheinlich Finnland als Vorbild vor, aber Finnlands Zustände und Verhältnisse sind doch sehr viel anders, als die unsrigen. Dort giebt es nur eine indigene Nationalität, bei uns zwei. Dort sind den Leuten vor allem nicht die Hände gebunden, wie bei uns. Wir müssen gestehen, daß wir die rettende Hand, welche uns von unserem umbrandeten Felsen mitten in die Hochfluth schleudern will, damit wir sie durchschwimmen oder darin untergehen, mit sehr getheilten Gefühlen betrachten.

Wir glauben, ein „Patriotenthum", nach Pantenius' Anschauung, existirt nur in sehr isolirten Kreisen. Und auch das „Colonistenthum" dürfte vereinzelt dastehen, namentlich in der crassen Form, wie es der Dichter uns vorführt. Wie viele Deutsche fühlen sich denn noch gleichsam als Fremdlinge im Lande, wie viele richten ihre Blicke mehr nach Westen, als auf den eigenen Grund und Boden, wie viele halten sich denn noch für die geborenen Herren der Letten und Ehsten? Wir meinen, daß diese Auffassung ganz im Verschwinden begriffen ist, ohne gerade einem „Patriotismus", wie er uns empfohlen worden ist, Platz gemacht zu haben. Es muß also noch ein dritter Standpunkt existiren, der gewiß die allerzahlreichsten Anhänger zählt. An wirklicher Liebe und Theilnahme für die indigenen Stämme hat es in früheren Zeiten vielleicht noch weniger gefehlt, als jetzt, wo die niedlichen kleinen Struwelköpfe zu recht kräftigen Jungen herangewachsen sind und sich so unliebenswürdig wie möglich machen, ja schließlich mit einem in's Lettische und Ehstnische übersetzten «Ote-toi, que je m'y mette», uns auf den Altentheil zu setzen bestrebt sind. Wir glauben, daß es nur wenig Leute giebt, die ihren Freunden aus purer Liebe und Theilnahme und „um ihres unverschämten Geilens willen" alles das zugestehen, was sie haben wollen. Entpuppen sich diese ehemaligen Freunde dazu noch als Gegner und wollen mit Gewalt zu ihrem Ziel kommen, dann bleibt wohl kaum etwas Anderes übrig, als «non possumus» zu sagen.

Wenn wir annehmen, daß in früheren Zeiten die Liebe für die eingeborene Bevölkerung größer war, als jetzt, so können wir einen sprechenden Beleg dafür anführen. Nach Pastor Bielensteins Reisebriefen aus dem kurischen Unterlande (erschienen in der „Baltischen Monatsschrift") steht auf dem Grabmal eines Pastors Stender aus dem vorigen Jahrhundert hinter seinem Namen der Zusatz „Latwis" (Lette). Und doch sind die Stenders nachweislich eine deutsche Familie. Ist das nicht ein Sicheinsfühlen mit dem Volk, wie es heutzutage undenkbar ist? Und sollten wirklich die Deutschen die Schuld an der jetzigen Entfremdung tragen? Man sei gerecht!

Die Mittel, die Pantenius im Auge hat, um den „Bann der Vergangenheit" völlig zu brechen, bedeuten im Grunde ein Brechen mit der Vergangenheit selbst. Und das wollen Wenige im baltischen Lande. Wir lieben und ehren unsere

Vergangenheit, denn sie hat uns nebst manchem Schlimmen, dessen Bann sich uns noch heute fühlbar macht, gar vieles Gute gebracht. Wir wünschen nicht einem ungeduldigen Jüngling zu gleichen, der die Steine eines Geduldspiels durch einander wirft, um sie dann von Neuem zu ordnen, sondern wir wollen sie einen um den anderen zurechtrücken, bis alle in der rechten Ordnung sind. Die Früchte der Arbeit unserer Vorfahren, ihres reichlich vergossenen Schweißes und Blutes, sollen wir nicht mißachten, sie nicht verloren gehen lassen. Freilich, wo gewisse Kräfte walten, da kann sich auch kein Gebild — erhalten!

Fern liegt es uns, in den vorstehenden Auslassungen den warmen Patriotismus des Dichters, seine wirklich innige Liebe zum Heimathlande angreifen oder verdächtigen zu wollen. Wir glaubten nur, seine von dem Landläufigen verschiedenen Ansichten registriren zu müssen, wir glaubten dem Leser nicht vorenthalten zu dürfen, wie ein an Eigenschaften des Geistes hervorragender Landsmann über unsere heimathlichen Verhältnisse denkt. Ob er Recht hat oder wir, wer vermag es zu entscheiden? Stehen wir doch Alle im „Bann der Gegenwart".

Der Held des Romans, Werner von Hennematt, ist ein junger kurischer Edelmann, der den größten Theil seiner Erziehung im Auslande genossen hat. Er kehrt zurück, mit Vorurtheilen über die heimathlichen Verhältnisse erfüllt, voll seichter Wichtigthuerei und äußerlicher Vornehmheit. Doch kaum berührt sein Fuß den heimathlichen Boden, kaum befindet er sich wieder im Kreise jener einfachen, geraden, offenen Menschen, die allen äußeren Schein verachten, so fällt alles Fremde in seinem Wesen gleich Schlacken von ihm ab: er ist wieder, was er war, ein geradsinniger, ehrlicher und treuer Charakter. Einen Theil seiner Kindheit hat er im Hause des alten Proßnitz, des Arrendators eines Kronsgutes zugebracht: hier, in freundschaftlicher Gemeinschaft mit dessen Kindern, Eberhard und Therese, in der Lehre und Erziehung eines edlen Mannes, des alten Pauli, hat er schöne Jahre verlebt. Seine Mutter hat sich bald nach seiner Geburt scheiden lassen, um den Mann ihrer Liebe zu heirathen, einen Arzt, der ihr ganzes Herz gewonnen hat, während ihr Gemahl sie über seinen Jägerpassionen vernachlässigte. Sein Vater ist nicht lange nach diesem Vorfall gestorben. Der von Natur scheue und verschlossene Knabe hat erst unter der freundlichen Leitung des alten Pauli und durch die liebenswürdige Zutraulichkeit der beiden Kinder gelernt, sein Herz zu erschließen.

Jetzt, nach langer Trennung aus der Fremde heimgekehrt, hat Werner vergessen, was er der Familie verdankt. Aus Rücksichten auf die aristokratische Nachbarschaft und aus Dünkel will er sich von diesen Leuten, die ihm gesellschaftlich nicht gleichstehen, möglichst fern halten. Doch es bedarf nur einer Zusammenkunft mit diesen schlichten, offenherzigen Menschen, um das Kartenhaus seiner Entschlüsse zusammenbrechen zu lassen. Was für ein prächtiges Geschwisterpaar, dieser Eberhard, diese Therese! Ihr gerades Wesen, ihre furchtlose, ehrliche Sprache, die stets das Kind beim rechten Namen nennt, wen muthen sie nicht an? Der alte Proßnitz, durch und durch ein Vertreter der Vergangenheit,

der Repräsentant des Stolzes der Deutschen gegenüber den Letten, in seiner Art noch hochmüthiger, als ein Edelmann, roh, verschwenderisch, liederlich, ein Säufer, hat doch so viel des heimathlichen Wesens an sich, so viel Gutherzigkeit und Biederkeit, daß wir ihm nicht ganz gram sein können. Die alte „Standesperson", wie er sich im Gegensatz zum Bauer selbst nennt, hat seine Wirthschaft gänzlich verfahren. Ein emporgekommener Lette, Johanson, der Arrendator eines benachbarten Kronsgutes, spielt vollständig den Bankier des Alten, um ihn später in seiner Hand zu haben. Das Motiv ist, wie wir später erfahren, Rache, da ein Bruder Johanson's durch den Vater von Proßnitz in Folge einer körperlichen Züchtigung zum Selbstmord getrieben worden ist. Die „alte Standesperson" hat sich an das Verhältniß ganz gewöhnt: leichtlebig, wie der Kurländer von altem Schlage ist, glaubt er, Johanson, der früher auf seinem Hof gedient hat und seiner Meinung nach stets gut behandelt worden ist, erweise ihm nur den schuldigen Tribut seiner Dankbarkeit, wenn er ihm Geld leihe. An die Zukunft denkt er nicht, er lebt nur dem Augenblick, sein Sohn soll alles in Ordnung bringen. Von diesen zerfahrenen Verhältnissen erfährt Werner Hennematt und mit der dem Kurländer angeborenen Bereitwilligkeit, Landsleuten und Freunden hilfreich beizuspringen, dringt er in Eberhard, von ihm eine größere Summe, einen nicht unbedeutenden Theil seines eigenen Vermögens, als Darlehn entgegen zu nehmen. Eberhard weigert sich lange, aber in der Ueberzeugung, er würde es im umgekehrten Falle ganz ebenso gemacht haben, nimmt er das Anerbieten des Freundes an. Therese, ein klar denkendes, verständiges, großherziges Mädchen, warnt Werner vergebens, sein Schicksal mit dem ihrer Familie zu verknüpfen. Die anfangs unbewußte, später mit unwiderstehlicher Gewalt hervorbrechende Liebe zu ihr ist es in nicht geringem Grade, die seinen Entschluß, den rettenden Helfer zu machen, bestimmt. So wie Therese, einfach, schlicht, entschlossen, hochgesinnt, so denkt Werner sich seine einstige Frau, und doch kann er an eine Heirath mit ihr nicht denken. Das Testament seines Vaters bestimmt, daß Werner eine Frau von kurischem Indigenatsadel oder wenigstens von gutem deutschen Adel heirathen solle. Falls sie von livländischem, ehstländischem, französischem, englischem, dänischem oder schwedischem Adel wäre, sollte sein Erbe Lindenhof verkauft und der Erlös ihm übergeben werden. „Sollte die Braut aber, was gewiß nie der Fall sein wird, von russischem Adel, oder gar eine Bürgerliche sein, und der obgedachte Werner Hennematt *sie doch heirathen* (sic!), so soll Lindenhof öffentlich meistbietlich sub hasta verkauft werden und soll das Geld der Ritterschaft zufallen, damit aus den Zinsen auf den Rittergütern Feldscherer und Hebammen angestellt werden, *damit keine Aerzte nöthig sind*." Werner's Hochmuth ist durch seine Liebe längst überwunden worden. Therese zu Liebe will er auch seinem Reichthum entsagen, um in ihrer Gemeinschaft Noth und Entbehrung zu tragen, aber Eines hält ihn zurück, der ausgesprochene Wille seines Vaters. Der Bann der Vergangenheit lähmt seinen Entschluß. Wohl kann Werner sich vorstellen, daß es hauptsächlich der Zorn

des Vaters gegen den bürgerlichen Geliebten seiner ehemaligen Frau, den Arzt Densborn, war, der seine Feder bei Aufsetzung des Testaments geführt hat, wohl sagt er sich, daß Niemand noch über das Grab hinaus in die Geschicke der Lebenden einzugreifen sich vermessen darf — und doch — und doch — er glaubt dem todten Vater Treue schuldig zu sein und dieses Gefühl der Pflicht und Treue gegen einen Verstorbenen läßt ihn den schwersten Seelenkämpfen verfallen. Wie sorglich hat sein Vater noch in der Todesstunde des kleinen Söhnleins gedacht, wie rührend geht aus seinen letzten Aufzeichnungen die Liebe zu ihm und zugleich der ganze Charakter des derben Jägers hervor:

„Die Grethe, das faule Mensch, soll funfzehn bekommen, weil sie die Milch für den kleinen Jungherrn hat überlaufen lassen, aber aus dem ff.

„Wenn ich todt bin, den kleinen Jungherrn in einen Pelz wickeln und die Flasche in zwei Tücher, das sie warm bleiben tuht.

„Wenn dem General seine Hunde wieder über die Grenze kommen — todtschießen.

„Karlis soll die alten Braunen nehmen, nicht die jungen. Karlis soll ganz langsam fahren. Im Schritt, wegen des kleinen Gehirns. Der Neuhöffsche soll ihm 5 Rubel geben, aber wenn die Kanahlie Trap fährt, funfzehn aus dem ff, oder noch besser auf das Gemeindegericht.

„Das Halbpelzchen, wo man ihn einwickeln soll, hängt im gelben Schrank, links, hinten.

„Die Müller soll außerdem noch 100 Rubel bekommen vom Neuhöffschen Herrn, weil sie den kleinen Jungherrn so gut gepflegt hat. Sie sollen ihm nicht die Nase einwickeln, daß er atmen kann."

Werner's Herz schwankt lange zwischen seiner eingebildeten Pflicht und seiner Liebe. Endlich siegt die Leidenschaft. Schon früher hat er Therese gegenüber seine Gefühle zum Durchbruch kommen lassen und nur die Dazwischenkunft einer dritten Person hat ihn daran verhindert, das entscheidende Wort zu sprechen. Jetzt soll es geschehen. Doch Therese hat sein verändertes Wesen, das nur in den quälenden Gewissenszweifeln seine Ursache hatte, falsch gedeutet. Sie hält es für Wiederaufsteigen des adeligen Hochmuths; verschiedene kleine Mißverständnisse kommen dazu, die sie in dieser Ansicht bestärken: sie giebt dem Gedanken Raum, Werner habe nur leichtfertig mit ihr tändeln wollen; ihr leidenschaftliches Gemüth wallt hoch empor, sie verwünscht ihre Liebe und reißt sie mit Aufbietung aller Kräfte, wie sie meint, völlig aus ihrem Herzen. In dieser Zeit geschieht es, daß der Sohn des alten Johanson, Karl Johanson, um ihre Hand anhält. Sie hat nicht lange vorher erfahren, daß ihr Großvater den Bruder des Alten in den Tod getrieben, sie kennt den jungen Johanson als einen zwar unbedeutenden, aber grundehrlichen und guten Menschen, dem die Vereinigung mit ihr ein kräftigender Halt sein würde, und — sie nimmt den Antrag an. Kurz darauf erscheint Werner, der endlich mit sich in's Reine gekommen ist. Therese flieht vor ihm, zerrissenen Herzens erkennend, wie sie im Sturme der Leiden-

ſchaft ihr Glück verſcherzt hat, und Eberhard muß ihn über das Geſchehene unterrichten. Werners Muth iſt gebrochen: er will das Land verlaſſen, das ihm Stunden des ſchönſten Glücks und vielleicht eine Ewigkeit von Leid und Qual gebracht hat. Nur einmal noch will er Thereſe ſehen, ſich für immer von ihr verabſchieden. Thereſe gewinnt es über ſich, dieſe Begegnung zu ertragen, und Werner macht ſeinen letzten Beſuch in Inſelhof. In ernſter und trüber Stimmung verläuft ſein Zuſammenſein mit den Geſchwiſtern. Der Tag iſt ein drückend heißer, die Schwüle der Luft ſcheint ein furchtbares Unwetter zu verkünden. Und mit der Schnelligkeit des Blitzes bricht etwas Unerhörtes herein: eine Windhoſe fegt über das Land, die Wälder niederbricht und ragende Kirchen dem Boden gleich macht, die auch das Haus des alten Proßnitz in einen Trümmerhaufen verwandelt, der alles Lebendige begräbt.

Wir ſind durch die Plötzlichkeit des hereinbrechenden Endes eine Weile wie betäubt, wir fragen uns vergebens, wie und warum? bis ſich der Bann des Entſetzens löſt und wir es als eine gewiſſe Wohlthat empfinden, daß den Leiden und Kämpfen dieſer Menſchenherzen, die ihren Frieden vielleicht für immer dahin hatten, ein plötzliches Ziel geſetzt worden. Ihnen erſchien der Tod nicht in der Geſtalt eines Glücksräubers, auch nicht in der eines Rächers, ſondern ſanft in ſeinem unerwarteten Hereinbrechen löſte er, was menſchliche Hände nicht zu löſen vermocht hatten, den Bann der Vergangenheit.

Es iſt unmöglich, in beſchränktem Raum auf alle Schönheiten und Vorzüge dieſer Dichtung hinzuweiſen. Ganz beiläufig wollen wir auf die Liebenswürdigkeit zweier Frauengeſtalten aufmerkſam machen: das ſind Tante Evchen und Tante Amalie. Treffend iſt in kurzen Zügen Heinrich Hennemann charakteriſirt, der ſtets etwas zum Verkauf anbietet, unter anderem eine ausgeſuchte landwirthſchaftliche Bibliothek, die auch ſehr gute franzöſiſche Romane enthält. Wie ergreifend iſt die Unterredung Johanſons mit dem Paſtor, in der er durch den Hinweis auf das Vorbild des Heilands dahin gebracht wird, auf ſeine Rache zu verzichten. Wie fein gekennzeichnet ſind die beiden Geſtalten Werner Froburg und Joſephine! Wie viel Pſychologie und Gemüthstiefe liegt in der kurzen zarten Epiſode ihrer Liebe! Friſch und lebendig, wie ſtets bei Pantenius, iſt die Diction.

Die Sprache des Volkes iſt ungekünſtelt und naturwahr. Welchen Kurländer wird nicht der Ausdruck: „Daß Du wegſtaubteſt!“ heimathlich berühren! Wie ergötzlich ſind die Neckereien der Dienſtboten wiedergegeben:

„Hans auf dem Berge, Hans im Thal!“ ruft die alte Hofmutter der neugierigen Magd Dorthe zu. „Beſſer doch, als in der Tonne geboren und durch den Schund geſäugt“, iſt die Antwort derſelben, die ihr einen gehörigen Schlag auf den Rücken einträgt, doch auch den Beifall der Umſtehenden. „Laßt ſie nur, Mütterchen,“ meinte jetzt der Aelteſte, „je mehr Du die Katze ſtreichelſt, deſto höher hebt ſie den Schwanz.“

Dorthe hatte jetzt die Lacher gegen ſich und Jacob, der Hausknecht, der

in ſteter Fehde mit ihr lebt, goß noch Wermuth in den Leidenskelch, indem er ſang:

„Weine nicht, Du altes Mädchen,
Noch zu freien haſt Du Ausſicht,
Eben iſt dem grauen Knechtlein
Ja ſein altes Weib geſtorben.“

Unſer Geſammturtheil über „Im Bann der Vergangenheit“ muß dahin lauten, daß die etwaigen Mängel dieſes Romans durch ſeine Vorzüge bei weitem überwogen werden und daß er in vielen Stücken die formvollendetſte und tiefſte Dichtung von Pantenius iſt. — —

Während alle bisher behandelten Romane und Novellen des Dichters zu ihrem Schauplatz Kurland hatten, verſetzt er uns im Roman „Das rothe Gold“ nach Riga oder, um den fingirten Namen zu gebrauchen, Hanſaburg. Daß Pantenius ſelbſt mehrere Jahre in dieſer Stadt verlebt hat, und daß ſeine Erinnerung an dieſelbe noch nicht verblaßt iſt, merkt man an der Treue der Localſchilderung. Mit wie lebhaften Tinten wird uns das Leben und Treiben der großen Stadt, der Verkehr der Geſchäftswelt vor Augen geführt, wie anſchaulich iſt die Schilderung des Strandlebens, ſowohl der Reichen, wie des beſcheidenen Mittelſtandes, jener Geſellſchaft von Oberlehrern, die uns in ihren einzelnen Gliedern ſo draſtiſch vorgeſtellt wird: „Da war ein Oberlehrer für das Lateiniſche, ein Mann mit einem Römerkopf und römiſcher Urbanität und Dignität in ſeinem Weſen; da war ein Oberlehrer für das Deutſche, ein kleines, verkümmertes Kerlchen, dem man jedes Rippchen auf dem entblößten Oberleibe zählen konnte; da war endlich ein Oberlehrer für das Griechiſche, ein wahrer Coloß von Rhodos, mit dem gutmüthigſten Geſicht von der Welt, einem Spitzbauch und ſieben Leibesſproſſen, von denen der eine ihm immer ähnlicher ſah, als der andere. Sie wurden Tidde, Hinze, Pinze, Lipſe, Papſe, Tatze, Wakul genannt (Theodor, Heinrich, Peter, Ludwig, Paul, Theophil, Walter) und waren in Alter und Größe ganz gleich weit aus einander, ſo daß ſie allgemein die Orgelpfeifen hießen, die ganze Familie aber die Orgel genannt wurde.“

Die Sprache iſt, wie ſtets bei Pantenius, dem realen Leben entnommen und in Form und Ausdruck dem Bedürfniſſe angepaßt. Etwas ſeltſam berührt nur der ſtets wiederkehrende Ausdruck „das rothe Gold“, der in die gewöhnliche Umgangsſprache nicht hineingehört. Mit Erſtaunen müſſen wir uns wiederholt die Frage vorlegen, wie der Dichter, dem eigentlichen Geſchäftsleben doch fernſtehend, ſich die Sprache der Börſenleute und Speculanten in dieſer Weiſe hat zu eigen machen können. Jede Geſtalt hat ihre eigene Ausdrucksweiſe; der unternehmende Geſchäftsmann, der blaſirte Roué in der Kröpſch'ſchen Conditorei, der junge aufſtrebende Juriſt, alle treten mit feſtumzogener Schärfe in unſeren Geſichtskreis. Wie kommt es nun bei alledem, wird Mancher erſtaunt fragen, daß der Roman in Riga ſelbſt ſo durchaus abfällig beurtheilt worden iſt, daß er auch den unparteiiſchen Leſer als Lebensbild aus dieſer Stadt nicht in vollem

Maße befriedigt? Man hat eingewandt, die Charaktere, die der Dichter uns vorführe, seien keine durchgehenden Signaturen der Stadt, er greife nur einzelne Figuren heraus, die zum Theil die Bewohnerschaft Rigas der Außenwelt gegenüber in nichts weniger als günstigem Lichte erscheinen ließen. Zugegeben, die Typen sind, wenn auch an sich durchaus lebenswahr, in ihrer Gesammtheit keineswegs die Stadt völlig charakterisirend. Dennoch muß man bei ruhiger Abwägung zugestehen, daß kein Dichter die Pflicht hat, uns in einem Roman ein in jedem Detail erschöpfendes Bild der ihn beschäftigenden Gesellschaft vor Augen zu führen, sondern Alles gethan hat, wenn seine aus derselben herausgegriffenen Gestalten, als solche, Lebenswahrheit haben. Und diese Eigenschaft kann man den Figuren im „Rothen Gold“ nicht absprechen. Ein Dichter nimmt eben seine Gestalten, wie er sie braucht, und kann dabei unmöglich Rücksicht auf Gilden oder Rathsherrenbänke nehmen, die nachträglich vielleicht über die ihnen octroyirten Mitglieder im höchsten Grade aufgebracht sind. Das einzige Mittel, dem zu begegnen, wäre ein vorhergehendes Ballotement, und ein solches dürfte nur unter gewissen Schwierigkeiten zu bewerkstelligen sein. Pantenius läßt seinen Roman allerdings in Riga spielen, aber hat er darum die Aufgabe, uns die Bewohnerschaft dieser Stadt auf breitester Grundlage vorzuführen?

Wir meinen, der Grund unserer Unzufriedenheit liegt tiefer. Nicht die zum Theil wenig für Riga einnehmenden Romanfiguren sind es, welche dieselbe hervorrufen, sondern die hier und da hervorlugende persönliche Anschauung des Verfassers über diese Stadt. In seinen kurländischen Romanen kommen auch Gestalten vor, die ihrer Heimath gerade nicht sehr zur Zierde gereichen, aber überall schaut doch die warme Liebe des Dichters zu seinem „Gottesländchen“ durch. Diese Liebe für den Schauplatz des Romans fehlt im „Rothen Gold“. Pantenius empfindet für Riga alle Achtung, aber gerade keine warme Sympathie. Und selbst seine Achtung hat hin und wieder einen so eigenthümlich ironischen Anflug, daß sie uns erst recht nicht die Zuneigung ersetzt. Wohl erkennt Pantenius die Tüchtigkeit der Rigaschen Bürgerschaft an, aber nebenbei versetzt er doch auch ihrem Philisterthum gar zu gern kleine Seitenhiebe. Wohl sagt er voll Hochachtung an einer Stelle von den Männern der Stadt: „Sie alle ertheilten mit Lust und Liebe ihren Unterricht oder schalteten in ihrer Kanzlei und waren froh, wenn ihnen ihr meist kärglich bezahltes Tagewerk noch so viel Zeit übrig ließ, daß sie sich im Interesse ihrer geliebten Vaterstadt in der einen oder der anderen Weise bethätigen konnten. Streng gegen sich und Andere ging ein jedes seinen Weg, und es fiel Niemandem ein, sich ein anderes Los zu wünschen, als das biblische: „Und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen.““ Dann aber läßt Pantenius wiederum den Oberlehrer der lateinischen Sprache, der aus Kurland gebürtig ist, sich im Gespräche mit einem geborenen Rigenser, wie folgt, vernehmen: „Es sind überhaupt merkwürdige Menschen, Ihre Mitbürger. Keine Spur von Talent, aber Charakter in Fülle. Man will nichts Großes, aber man fängt das Kleine mit Verstand an und man führt es mit Ausdauer zu

Ende. Alles marſchirt wirklich in Reih und Glied und jedes Rad in der Maſchine fühlt ſich als ſolches und thut ſeine Pflicht. Man lernt dieſe Raſſe recht in der Schule kennen. Wie ſelten iſt da einer, der die Welt auf den Kopf ſtellt, um ſie dann in ſeiner Weiſe wieder aufzubauen! Aber fleißig, willig, brav ſind ſie Alle und ſie machen ihre Aufgabe in der Schule ſo gut, wie im ſpäteren Leben. Ich beneide Sie um Ihre Mitbürger. In meiner Heimath, in Kurland, hat man unvergleichlich mehr Geiſt — nehmen Sie es mir nicht übel, es iſt wirklich ſo — aber es kommt nur wenig dabei heraus. Wir haben lauter „enorm begabte“ Jünglinge, aber nur zu viele ſehr mittelmäßige Männer. Und woher kommt das? Weil man bei uns, wenn von einem Fremden die Rede iſt, fragt: „Iſt er klug?“ während die Hanſaburger fragen: „Iſt er tüchtig?“ Und das iſt recht ſo; denn es kommt ſchließlich nicht auf den Verſtand an — den kann Jeder haben — ſondern auf den Willen. Der macht es.“ — So viel Anerkennung auch in dieſer Auslaſſung enthalten iſt, ſo involvirt doch der Paſſus, welcher den Rigenſern weniger Talent und Geiſt, als den Kurländern zuſpricht, eine offenbare Ungerechtigkeit. An Geiſt, an wirklichem ſchöpferiſchen Geiſt hat es der Bewohnerſchaft Rigas nie gefehlt, und wenn ſich dieſer auf anderen Gebieten bethätigt, wenn er ſich nicht in ſo glänzender und in die Augen ſpringender Form zeigt, wie in Kurland, ſo liegt das gewiß hauptſächlich an der ſtrengen Disciplin von Jugend auf, welche die Phantaſie zurückdrängt und dem berechnenden Verſtande die Oberhand verſchafft. Während die übermüthige Jugend des Nachbarländchens ohne Scheu vor Autorität und geſellſchaftlichem Zwang in ungebundener Weiſe ſeiner Laune die Zügel ſchießen läßt und dadurch allerdings in höherem Grade blendet und beſticht, verknallt der Rigenſer ſein Pulver weniger gern im Feuerwerk des Witzes und Humors, als daß er es zu ernſter Bergmannsarbeit verwendet. Er legt es eben „productiver“ an, als der Kurländer. Wir glauben, daß der Dichter ſich einfach eine kleine Ungenauigkeit hat zu Schulden kommen laſſen, wenn er den Leuten in Kurland mehr Geiſt zuſchrieb, als ihren Nachbarn. Es kommt eben darauf an, was man Geiſt nennt. Mit demſelben Rechte könnte man vom Berliner ſagen, er habe mehr Geiſt, als der Dresdener oder Münchener, während doch Mutterwitz und heitere Laune die einzigen zutreffenden Bezeichnungen ſind.

Manche Eigenthümlichkeiten des Rigenſerthums geißelt der Dichter vielleicht mit Recht. So das Vereinsleben, das „allerdings ein bedeutender und wichtiger Culturträger iſt, in dem aber andererſeits eine Menge Zeit in der nutzloſeſten Weiſe vergeudet wird“, denn „hundert kluge Menſchen ſind zuſammen noch nicht ſo geſcheidt, wie jeder einzelne von ihnen, wenn er allein iſt“. Iſt nun das Vereinsleben in gewiſſem Sinne ein Auswuchs zu nennen, ſo wurzelt es doch andererſeits in einer rigiſchen und ſo auch allgemein baltiſchen Eigenſchaft, die man nicht unbedingt verurtheilen kann, da durch ſie Großes geleiſtet worden iſt. Theodor Schiemann ſagt in ſeiner „Reformation Alt-Livlands“: „Wir ſind reich an tüchtiger Begabung, an rüſtiger Arbeitskraft und an arm großen Männern;

wir haben viel ſtaatsmänniſche Tradition und nur wenig Staatsmänner gehabt. Was dem Einzelnen abging, hat von jeher bei uns die Genoſſenſchaft, die Corporation erſetzen müſſen. In ihr liegt unſere Kraft." Das bezieht ſich ebenſo auf die baltiſchen Adelscorporationen, wie auf die Bürgerſchaft Rigas, die den erſteren an politiſchem Tact und Weitblick nicht nachſteht. Pantenius hat darum Unrecht, wenn er mit einer gewiſſen Souveränität auf ihren corporativen Sinn, ihre Abgeſchloſſenheit, ihr ganzes Treiben herabſieht. Das hat Riga nicht verdient, denn wenn vielleicht wirklich Manches darin kleinlich und „eitles Flitterwerk" iſt, ſo liegt doch in dem Ringen und Streben ſeines Bürgerthums ein großer Kern. Mit kleinen Mitteln wird oft Großes erzielt. Die baltiſchen Bürger haben alle Urſache, auf ihre Standesgenoſſen in Riga ſtolz zu ſein.

Dieſe etwas weitläufigen Auseinanderſetzungen waren nöthig, um den Urſachen der Verſtimmung über Pantenius' Roman nachzuforſchen. Es mußte vor Allem ein in der Sache völlig Unparteiiſcher, ein Nichtrigenſer ſein, der das Für und Wider gegen einander abwog, um zu dem Schluß zu gelangen, daß unſer Dichter der Stadt Riga allerdings bis zu einem gewiſſen Grade Unrecht gethan hat.

Wir glauben nicht fehlzugreifen, wenn wir der Annahme Raum geben, der Dichter habe in Riga, wo er die erſten Jahre ſeines poetiſchen Schaffens verlebt, nicht durchgängig diejenige geiſtige Anregung gefunden, die er wünſchte und brauchte. Aber kann überhaupt ein Künſtler (vielleicht mit Ausnahme des Muſikers) darauf zählen, an irgend einem Ort der baltiſchen Lande wirkliche Anregung und Unterſtützung zu finden? Namentlich ein der edlen Dichtkunſt Befliſſener wird ſtets mit einem gewiſſen Mißtrauen betrachtet und nicht ganz mit Unrecht, denn nichts wäre ſchrecklicher, als wenn Uhland's gutgemeinter Rath in vollem Umfange befolgt würde:

„Singe, wem Geſang gegeben,
„In dem deutſchen Dichterwald,
„Das iſt Freude, das iſt Leben,
„Wenn's von allen Zweigen ſchallt."

Man geht aber darin entſchieden zu weit und verhält ſich zu kühl gegen wirkliche Talente, wie z. B. Leonhard Marholm und Victor Andrejanoff es ſind. Selbſt Pantenius findet noch lange nicht die Würdigung, die er verdient, und doch hat noch nie ein Schriftſteller den Herzſchlag des provinziellen Lebens ſo voll erfaßt und wiederzugeben gewußt, wie er.

Gleich zu Anfang des Romans werden wir mit drei jungen Rigenſern bekannt gemacht, die auf einem Lübecker Dampfer in ihre Heimath zurückkehren. Zwei von ihnen, Kaufleute ihres Zeichens, ſind auf der Suche nach dem rothen Golde, das ihnen auf dem breiten Strom, in dem ſich die Abendſonne ſpiegelt, entgegen zu ſchimmern ſcheint. Jedoch jeder wünſcht es aus verſchiedenen Gründen und mit verſchiedenen Mitteln zu erwerben. Georg Anrath, ein tüchtiger, ſolider junger Mann, hat neben dem Streben, ſich emporzuſchwingen und im Leben

etwas zu gelten, den lebhafteſten Wunſch, die Schulden ſeines Vaters, der Bankerott gemacht hat, bezahlen zu können. Friedrich Marholt, ein gewiſſenloſer Charakter, ſucht den Reichthum, um ſeinen Hang nach Wohlleben zu befriedigen, um über die Menſchen herrſchen zu können; auf die Mittel kommt es ihm wenig an. Der dritte junge Mann iſt Percy Herbeck, der Sohn des reichen Handelsherrn und General-Conſuls Johann Chriſtian Herbeck, in deſſen Comptoir ſpäter ſowohl Anrath, wie Marholt Beſchäftigung finden ſollen. Percy hat das Geſchick das rothe Gold mit vollen Händen in den Schooß geſtreut, doch nicht zum Segen, ſondern zum Verderben. Von ſeiner Mutter, einer eitlen, genußſüchtigen Frau, erzogen und verhätſchelt, hat er nie gelernt, ſich zu mäßigen, ſeinen Wünſchen und Begierden Zügel anzulegen und iſt in Folge deſſen einer jener blaſirten Lebemänner geworden, wie ſie in großen Städten zu Dutzenden zu finden ſind. Sein Vater, ein thätiger, im höchſten Grade unternehmender Geſchäftsmann, hat es nicht vermocht, in ſeinem Sohne Thatkraft und Luſt an geregelter Beſchäftigung zu wecken. Seine Verſuche, den Sohn zu erziehen, ſind ſtets durch die Mutter vereitelt worden, der gegenüber der ſonſt ſo energiſche Herbeck ſich in unbegreiflicher Weiſe willfährig erzeigt, als hätte er ihr eine ſchwere Schuld abzubüßen. So iſt Percy zu dem jugendlichen Taugenichts geworden, als den wir ihn kennen lernen. Doch es ſteckt ein guter Kern in dem Jüngling. Er hat ein für das Edle und Reine empfängliches Herz und einen glänzenden, funkenſprühenden Geiſt, der alle Menſchen feſſelt, die ihm näher treten. Das Räthſelhafte und Widerſpruchsvolle in ſeinem Weſen läßt ihn nur noch anziehender erſcheinen. „Wie ſoll ein Menſch nicht unbegreiflich ſein,“ ſagt Percy an einer Stelle von ſich ſelbſt, „der das Kleine verachtet, weil er das Große achtet und liebt, und der doch zu träge iſt, um das Große zu thun.“

Ein ungemein liebliches Weſen iſt Percy's Schweſter Ellen. Ein einfacher Sinn, ein edles, menſchenfreundliches Herz haben ſie vor den Gefahren des rothen Goldes bewahrt. Wie Percy der Mutter Liebling iſt, iſt ſie der des Vaters, dem ſie auch mehr ähnelt, als der Mutter. Wie bezeichnend iſt der Gegenſatz zwiſchen dem oſtentativen Wohlthun Frau Dora's und Ellen's ſtiller, liebevoller Wohlthätigkeit vor Augen geſtellt! Ellen liebt ihren Bruder unbeſchreiblich und er ſie nicht minder. Das ſchöne Verhältniß zwiſchen den beiden Geſchwiſtern bildet eine wahrhaft herzerfriſchende Epiſode des Romans.

Percy ſetzt nach ſeiner Ankunft in der Vaterſtadt ſein Leben ganz in alter Weiſe fort. Dem ſtrict ausgeſprochenen Wunſch ſeines Vaters gegenüber, an den Geſchäften theilzunehmen, beſchränkt er ſeine ganze Thätigkeit darauf, auf der Börſe die ſchlechten Witze aufzufangen und im Comptoir und in der Conditorei zu colportiren. Was ſoll ihm auch eine Aenderung ſeines Lebens! „Ich fühle den Tod in meiner Bruſt,“ ſagt er im Gefühl ſeiner zerrütteten Geſundheit und gedenkt die kurze Spanne Zeit, die ihm vergönnt iſt, nach wie vor im Genuß zu verbringen.

Da tritt durch einen Zufall ein ſchönes und edles Mädchen in ſeinen

Gesichtskreis, Fanny Mohrbach, die Tochter eines Oberlehrers und selbst Lehrerin. Er lernt sie lieben, und diese Liebe wird ihm ein reinigender Lufthauch, der die dumpfen Nebel, welche seinen Horizont einengen, zersprengt und seinem Blick ungemessene Weiten erschließt. Ihr gegenüber legt er den blasirten Wüstling völlig ab, er öffnet ihr sein Herz, offen und zutraulich, wie ein Kind. Sie lernt den edlen Kern seines Wesens kennen und giebt sich, obgleich sie mit einem Anderen so gut wie verlobt ist, doch rückhaltlos der Liebe für Percy hin, dem sie, wie sie fühlt, mehr wie eine Freundin und Geliebte, dem sie ein rettender Gott ist. Wenn dumpfe Verzweiflung ihn übermannt, richtet sie ihn auf und spricht ihm Trost und Zuversicht zu. Wohl ist Percy voll klarer Erkenntniß über sich selbst. „Ich bin eine Pflanze," sagt er, „die in dem Treibhause erwuchs und in dem allzu fetten Boden üppig emporschoß und reichliche Blätter trieb. Als man sie aber in den Garten versetzte, da erwies es sich, daß es ihr doch an der rechten Triebkraft fehlte."

Nur das Vertrauen Fanny's zu ihm läßt ihn noch auf sich selbst vertrauen, ihr Glaube an ihn rettet ihm den Glauben an sich selbst. Er wendet sich an seinen Vater, dem gegenüber er bisher stets zurückhaltend und verschlossen gewesen ist und bittet darum, ihn in Geschäften von großer Tragweite, die Vertrauenspersonen erfordern, zu verwenden. Der Vater, erst erstaunt und mißtrauisch, wird durch das Ehrenwort des Sohnes, daß nur reine Motive ihn bestimmten, befriedigt und giebt dessen Wunsch nach. Wir fangen an, für Percy zu hoffen, der von Anfang an unser ganzes Herz gewonnen hat, und geben dem Gedanken Raum, ihn an Fanny's Seite dereinst noch als tüchtigen und thätigen Mann zu erblicken.

Fanny's Bewerber, ein junger Dr. Eichner, hat unterdessen sein Verhältniß zu ihr gelöst, nachdem er sie zu verschiedenen Malen beschworen, ihren Umgang mit dem jungen Wüstling aufzugeben, wodurch sowohl sie, als er, der Doctor, compromittirt würden, und sie an ihre schuldigen Pflichten erinnert hat. Da springt Fanny deutlich der ganze Egoismus dieses jungen Strebers, eines Repräsentanten des eifrig an seiner dereinstigen bürgerlichen Stellung arbeitenden Philisterthums, der Unterschied zwischen ihm und Percy in die Augen und sie ruft bewegt: „Percy würde nicht die Verletzung dessen, was Sie meine Pflichten nennen, schmerzen, sondern der Verlust meiner Liebe!" Das trifft den Doctor in's innerste Herz, und sein großes Leid beleuchtet grell „all' den Flitter, auf den er so stolz gewesen war". Er erkennt, daß wer „die Liebe eines edlen Mädchens nicht demüthig als ein Gnadengeschenk Gottes hinnimmt, sie nicht verdient hat".

So weit hat uns der Dichter geführt, und wir folgen seiner führenden Hand unter der Ueberzeugung, es werde sich noch Alles zum Guten wenden, wenn auch wiederholt Andeutungen, daß der Grund von des General-Consuls großem Vermögen in verdächtigem Dunkel ruhe, die Kunde von geschäftlichen Mißhelligkeiten uns auf schlimmere Verwickelungen gefaßt machen.

Da bricht plötzlich eine ganz unerwartete Katastrophe herein. Frau Dora hat von dem Verhältniß ihres Sohnes zu Fanny Mohrbach erfahren und untersagt ihm die Fortsetzung desselben. Ein heftiges Gespräch zwischen Mutter und Sohn erfolgt und versetzt Percy in eine solche Aufregung, daß er einen Blutsturz bekommt und auf's Sterbelager geworfen wird. Die Mutter ist in Verzweiflung, doch er weist sie von seinem Krankenbett hinweg; nur in's reine Herz der Schwester ergießt er sein Leid. „Es ist doch schade!" ruft er bitter aus. „Diesmal hätte ich wollen können, aber nun versagt der mißhandelte Leib. Es ist ein moralisches Stück, in dem das Laster seine richtige Strafe erhält. Die Zuschauer können befriedigt nach Hause gehen und ihren Thee mit viel Selbstgerechtigkeit versüßen."

Wahrhaft meisterhaft ist die Wiedergabe des Eindrucks von Percy's Tod auf die verschiedenen Personen: die Schilderung des stummen Schmerzes des General-Consuls, der affectirten und doch leidenschaftlichen Trauer Frau Dora's, des tiefen Leides von Ellen und Fanny, des flüchtigen Bedauerns seiner Genossen und Cumpane.

Das tiefste Mitgefühl mit dem Unglücklichen, dessen Liebe nur der letzte Abendsonnenschein vor dem Hereinbrechen der Nacht gewesen ist, erfaßt uns. Warum, fragen wir uns, dieser plötzliche Tod einer Persönlichkeit, die von Anfang an unser größtes Interesse in Anspruch genommen, die keine schwere Schuld auf sich geladen hat und die vom Dichter nicht so geschildert worden ist, als wäre sie keiner Besserung fähig? Wohl jedem Leser wird Percy von Anfang an als die Hauptperson des Romans erschienen sein. Wer wird da nicht durch seinen plötzlichen Tod in der Mitte des Romans betroffen sein? Das reale Leben spielt ja allerdings räthselhaft genug, ein Roman aber verfolgt künstlerische Aufgaben und das Wesen der Kunst ist Harmonie, die nicht durch allzu schreiende Dissonanzen unterbrochen werden darf, sonst hört sie auf, Harmonie zu sein. Der Künstler hat eben keinen zwingenden Grund, die crasseste Realität zu copiren, denn er findet in seiner Phantasie und Intuition Mittel genug, die Härten des Lebens auszugleichen und künstlerisch zu gestalten. Selbst ein Realist, wie Zola, findet seine Grenzen, die durch die Natur des Kunstwerks bedingt sind: das Kunstwerk, mit dem wir es hier zu thun haben, der Roman, muß die Aufmerksamkeit der Leser stets regen, ihr Interesse stets in ungeschwächtem Fluß erhalten, und es ist ein Fehler, wenn ein interessantes Moment vor dem Schlusse in Fortfall kommt. Und es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß durch Percy's Tod die Handlung des Romans eine große Einbuße erleidet, seine Farben für die Folgezeit verblassen. Wir glauben, der Dichter wollte Percy einestheils deshalb nicht gern am Ende des Romans sterben lassen, weil durch sein Hinscheiden das Glück der übrigen Personen in trüberem Licht erschienen wäre, vor Allem aber lag ihm wohl daran, die Wirkung dieses Ereignisses auf die Nahestehenden darzuthun und für deren Charakterentwickelung zu benutzen. Dann liegt aber der Fehler in der Anlage des Romans. Der Dichter hätte unser Interesse für Percy nicht in dem Grade wecken sollen, wenn er ihn nur

episodisch zu verwenden gedachte. Er hätte nicht so viel seines großen Talents auf die Ausmalung dieses Charakters verwenden, er hätte vor Allem nicht unsere Hoffnung auf seine Umwandlung wachrufen sollen.

Die jungen Kaufleute Anrath und Marholt, beide Commis bei Herbeck, haben unterdessen eine sehr verschiedenartige Laufbahn eingeschlagen. Während Anrath durch Fleiß, Tüchtigkeit und Eifer das Vertrauen des General-Consuls, durch seinen Muth, seine Thatkraft, seine Herzensgüte, seinen schlichten, geraden Sinn die Liebe Ellen's erwirbt, sucht Marholt auf krummen, dunklen Wegen zu Einfluß und Macht zu gelangen. Namentlich hat er es auf den alten Hartwinkel abgesehen, eine räthselhafte Persönlichkeit, die im Hause des General-Consuls lebt und früher mit diesem zusammen im Geschäft eines reichen Kaufmanns, des Oheims von Frau Dora, gedient hat. Verschiedene Reden des Alten lassen in Marholt die Gewißheit reifen, der General-Consul habe sein Geld auf unrechtmäßige Weise erworben, und er setzt alles daran, um hinter das Geheimniß zu kommen. Vor Allem sucht er sich bei Hartwinkel einzuschmeicheln, wird vom Alten aber mißtrauisch zurückgewiesen, während Georg Anrath dessen ganzes Vertrauen erringt. Eine Krankheit, in die der Alte fällt und in der Georg ihn auf's treulichste geflegt, läßt ihm diesen doppelt schätzenswerth erscheinen. Er vertraut ihm schließlich an, daß ein Papier in seinen Händen sei, welches den General-Consul vollständig in seine Gewalt liefere. Ellen hat in ihrer Menschenfreundlichkeit den alten Hartwinkel ebenfalls während seiner Krankheit besucht und ist dabei mit Georg zusammengetroffen. Frau Dora kommt bald dieser geheimen Liebe auf die Spur und erlangt von ihrem Gemahl Anrath's Entlassung. Wie in Allem, willfahrt Herbeck ihr auch hierin, obgleich ihm persönlich Georg als Schwiegersohn hochwillkommen wäre. Er erklärt Anrath offen die Sachlage, und sie scheiden von einander als warme Freunde, ja Georg besteht darauf, seinem alten Principal vor der Trennung noch einen Dienst zu leisten, indem er für ihn nach der Residenz fährt und dort schwierige Geschäftsverhältnisse ordnet.

Während Anrath's Abwesenheit stirbt der alte Hartwinkel und vermacht Anrath testamentarisch sein Vermögen. Marholt, der Wind von dem geheimnißvollen Papier bekommen hat, durchsucht gleich nach dem Tode des Alten dessen Wohnung wie ein Verzweifelter, findet es aber nicht. Schließlich faßt er den Entschluß, dem General-Consul behufs Gelderpressung kurzweg mitzutheilen, er befinde sich im Besitz des Papiers, und das Weitere den Umständen zu überlassen. Das Papier enthält aber den Nachweis, daß Herbeck in Gemeinschaft mit Hartwinkel eine zufällig aufgefundene Summe aus dem Nachlaß ihres verstorbenen Principals unterschlagen hat. Dadurch erklärt sich das ganze Verhalten des General-Consuls seiner Frau, der rechtmäßigen Erbin, gegenüber. Seine Schuld glaubt er ihr nie abtragen zu können und hat schon schwer genug für sein Vergehen gebüßt, indem er zusehen mußte, wie sein einziger Sohn systematisch verzogen und irregeleitet wurde. Jetzt ist das Maß voll, der Sclave eines Marholt kann und will er nicht werden. Er beschließt, zu sterben. Ein Brief an seine Frau, der Alles erklärt,

wird glücklicherweiſe durch Ellen rechtzeitig entdeckt und ſein Vorhaben durch ſie verhindert. Die Scene, wie Ellen am ſturmgepeitſchten Meere in nächtlicher Dunkelheit ihrem unglücklichen Vater die Piſtole aus der Hand windet und ihren weichen Mund auf ſeine in Erregung und Verzweiflung bebenden Lippen preßt, gehört zu den ſchönſten, die Pantenius geſchrieben, und drückt ihm auf's Neue den Stempel eines echten Dichters auf. Die Tochter, in ihrer Unſchuld und aufopfernden Liebe, vereinigt nun die ſchwergeprüften Eltern.

Die Ankunft Georg's, die Alles endgiltig klar legt, wirft einen neuen Lichtſtrahl in das von Leid ſo ſchwer getroffene Haus. Er und Ellen werden ein Paar. Marholt verſchwindet und verkommt in Elend.

So iſt denn derjenige, welcher das rothe Gold nicht um ſeiner ſelbſt willen begehrt, reichlich damit geſegnet worden, dem Würdigen iſt es zugefallen, nicht dem Habgierigen und nicht dem Verſchwender.

Der Roman hat große Schönheiten und iſt reich an glücklicher und zutreffender Charakterſchilderung, doch der Fehler in der Entwickelung verdirbt viel. Nichts vermag uns den Tod Percy's vergeſſen zu machen, ſelbſt nicht die ſpannenden und aufregenden Scenen am Schluß, wenn uns auch der Ausgang des General-Conſuls, der ſchwer genug für ſein Vergehen geſtraft worden iſt und in unſeren Augen gewiß gereinigt daſteht, auf's Lebhafteſte befriedigt, denn ſeine Klugheit und Thatkraft haben von Anfang an unſere volle Theilnahme erregt. Der Vorwurf, den man vielen Romanen macht, man könne ſchon auf den erſten Seiten das Ende errathen, trifft für das „Rothe Gold" nicht zu, denn es iſt ausgezeichnet durch überraſchende und meiſt ſehr geſchickte Wendungen. Pantenius liebt ja überhaupt die Ueberraſchungen und treibt, wie bereits wiederholt ausgeführt worden, dieſe Vorliebe bisweilen zu einem Fehler. Oft gelingt es ihm aber auch, dadurch wahrhaft großartige Wirkungen zu erzielen.

Wenn in einer Beſprechung des Romans in der „Baltiſchen Monatsſchrift" die Anſicht vertreten wird, Pantenius habe im „Rothen Gold" einen allgemeinen Stoff für Riga zugeſchnitten, um ihm mehr Zugkraft zu verleihen, ſo vermögen wir dem nicht beizuſtimmen. „Das Intereſſe an ſeiner Schöpfung zu mehren," heißt es da, „ſetzt er die Kinder ſeiner Phantaſie auf belletriſtiſch noch unangebrochenen Boden, der mit dem ganzen Reiz der Neuheit die Bedingungen eines geeigneten Untergrundes der Erzählung verbindet. Nicht Riga galt die Darſtellung, und was aus dem reichen Schatz ſeiner Erinnerung des Dichters geiſtigem Auge zufloß, hat er in majorem gloriam ſeines Schaffens verwerthet."

Wir glauben dem gegenüber, daß Pantenius gerade von der Abſicht ausgegangen iſt, Riga zu ſchildern, und ſich danach ſeinen Stoff gewählt hat, einen Stoff, der ihm in ſeiner univerſalen Geſtalt geeignet ſchien, das Univerſale in Riga, das kaufmänniſch Großartige zu charakteriſiren. In den Epiſoden des Romans bietet er uns immerhin ſpeciell Rigaſches genug. Daß die Schilderung Rigas in vielen Stücken nicht zutreffend iſt, liegt unſerer Anſicht nach weniger am Stoff, als an den Gründen, die weiter oben erörtert worden ſind.

„Die wahre Liebe“, wie „Der Korsar“ eine Weihnachtsgeschichte, läßt uns Zeugen eines Streites zwischen zwei jungen Brautleuten sein, die schließlich voll Unwillen aus einander gehen, weil jeder Theil überzeugt ist, der andere empfinde nicht die „wahre Liebe“ für ihn. Auf einer Fahrt im Schneegestöber, die sie am Weihnachtsabend gezwungener Weise mit einander unternehmen müssen, kommen sie vom Wege ab, verlieren den Schlitten und gerathen durch die Heftigkeit des Unwetters in die äußerste Lebensgefahr. Die Aufopferung, die Jeder nun für den Anderen an den Tag legt, läßt sie erkennen, daß es denn doch die „wahre Liebe“ sein müsse. Bevor sie gänzlich erliegen, bringt ihnen ein vorüberkommender Schlitten Rettung, dessen Glocke sie in ihren durch das Erstarren herbeigeführten Phantasien in die Kinderzeit zurückversetzt und ihnen als Weihnachtsglocke in's Ohr klingt.

Die kleine Erzählung ist ganz wunderbar zart und anmuthig.

Im „Afrikareisenden“, einer Humoreske, wird uns ein junger Afrikareisender, Namens Ramsel, vorgeführt, welcher der ihm gespendeten Aufmerksamkeiten herzlich satt ist und sich bei einem begeisterten Freunde der Erforschung fremder Erdtheile, dem Commerzienrath Oberried, unter dem Namen eines Oberlehrers Ramsel einführt. Die Familie des Commerzienraths ist durch dessen etwas zu kräftig auftretendes Interesse für fernliegende Gebiete und deren Erforschung durchaus nicht sehr erbaut und empfängt Ramsel als Mann, der „nie in Afrika war und auch keine Aussicht hat, dahin zu kommen“, nur um so liebenswürdiger. Der junge Mann findet bei Frau und Tochter des Commerzienraths volles Verständniß, als er von den Leiden „eines ihm bekannten Afrikareisenden“ erzählt, der von seinem Nachbar zur Rechten bei Tisch gefragt wird, „ob er sich auch einmal durch das Kauen alter Stiefelsohlen habe erhalten müssen, während seine Nachbarin zur Linken sich erkundigt, ob die Niam-Niam ihre Stammesgenossen roh oder gekocht verzehren.“ Es gelingt dem frischen, jungen Manne bald, das Interesse der Tochter des Commerzienraths, Martha, eines frischen, liebenswürdigen Mädchens, zu gewinnen, bei der, da sie die bedeutenden Männer nicht recht leiden kann, seine Unberühmtheit eine große Fürsprecherin ist. Was ihre Neigung noch rascher und heftiger entflammt, ist der Umstand, daß im Hause des Commerzienraths ein junger Russe, der Asien durchforscht haben will, verkehrt, für dessen etwas verdächtige Persönlichkeit der Commerzienrath bis zu dem Grade Sympathie empfindet, daß er ihm die Hand seiner Tochter zuzuwenden gedenkt. Ramsel gelingt es, mit Hilfe eines Dritten, den Menschen, der gar nicht einmal Russe ist, als Betrüger zu entlarven. Unter Benutzung der Schwächen des Commerzienraths hat er ausschließlich auf die Hand Marthas, als einer reichen Erbin, speculirt. Die Erzählung schließt mit der Verlobung Marthas mit Ramsel. Der Commerzienrath, der durch den angeblichen Russen schließlich darüber aufgeklärt wird, wie lächerlich er sich, ohne im Besitz gediegener Bildung zu sein, durch seine übertriebene Vorliebe für die Entdeckungs-Wissenschaft mache, nimmt sich die Lehre zu Herzen und äußert, daß

Ramsel ihm als Schwiegersohn willkommen sein werde, aber nicht weil, sondern obgleich er ein Afrikareisender sei. Martha ist von ihrer Antipathie gegen berühmte Männer gründlich geheilt und Ramsel ist ebenfalls um manche Erfahrung reicher, da er, dem man in's Gesicht nur Weihrauch gestreut, unter seiner Maske Gelegenheit gehabt hat, unbefangene, ja gehässige Urtheile über sich zu vernehmen. Eine trefflich gezeichnete Figur ist der Commissionsrath Plesch, der sich durch seine Passion für den Sport und für aristokratische Manieren noch lächerlicher macht, als der Commerzienrath durch seine Schwäche für die Afrikaforschung. Namentlich drastisch wirkt die Gegenüberstellung der beiden Persönlichkeiten, da jede den Fehler der anderen klar erkennt und nur für den eigenen blind ist.

Die Humoreske hat alle Vorzüge der Feder unseres Dichters: die Charakterzeichnung ist prägnant, die Conversation lebhaft, die Handlung fließt munter und spannend fort.

Auf Pantenius' Thätigkeit als Redacteur des „Daheim" näher einzugehen, verbietet uns der Raum, und doch ist sie höchst beachtenswerth. Das „Daheim" bringt in jedem Jahrgang zahlreiche Artikel von ihm, deren Inhalt eben so gediegen, wie geistvoll ist.

Wenn gewiß auch die weitesten Kreise wünschen, die schöpferische Kraft von Pantenius speciell als baltischer Dichter möchte uns zu einer ferneren Reihe mit gleicher Meisterschaft gezeichneter Bilder verhelfen, so glauben wir doch, daß im Allgemeinen seine Thätigkeit auf diesem Gebiete abgeschlossen ist. Wohl mag uns noch die eine oder die andere heimathliche Dichtung aus seiner Feder freudig überraschen und uns auf's Neue einen Beweis davon geben, wie unerschöpflich die Fülle seiner Phantasie ist. Der Höhepunkt seines Schaffens ist hierin aber doch wohl überstiegen. So sehr wir ihn dafür bewundern müssen, daß er bisher mit so großem Geschick der Gefahr, in Wiederholungen zu verfallen, entgangen ist, so ist sie auf die Dauer schwer zu vermeiden. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir annehmen, der Dichter selbst habe dies erkannt. Der Umstand, daß er seine beiden letzten hervorragenden Schöpfungen nicht hat in Kurland spielen lassen, spricht dafür. „Der Afrikareisende" namentlich, die erste Dichtung von ihm, die ihren Schauplatz in Deutschland hat, legt uns die Vermuthung nahe, der Dichter Pantenius ziehe allmählich dem Menschen in die Fremde nach, — wie wir hoffen, nicht ohne hin und wieder eine Reise in die Heimath zu unternehmen Pantenius bildet sich als Künstler zu sehr nach der Natur, als daß er sich der ihn umgebenden Lebenssphäre auf die Dauer entziehen könnte. Die lange Abwesenheit aus der Heimath, für welche vorübergehende Besuche keinen Ersatz bieten, läßt die vaterländischen Eindrücke allmählich in ihm verblassen und schafft Raum für neue. Wie Pantenius selbst in einem seiner Aufsätze treffend bemerkt, sollte der Romanschreiber und Novellist füglich nur Verhältnisse berühren, die er genau kennt. Wenn das nun auch nicht durchgängig befolgt zu werden braucht, denn alsdann wären der Phantasie die Schwingen arg beschnitten und beispielsweise ein Sichzurückversetzen in die Vergangenheit nicht recht zulässig, so hat

Pantenius selbst doch stets nach diesem Grundsatz gehandelt. Es ist undenkbar, daß er einen Roman etwa in Spanien spielen lassen sollte, ohne längere Zeit in diesem Lande gelebt zu haben. Dieser Umstand vorzugsweise läßt uns der Befürchtung Raum geben, er könnte sich mit der Zeit ganz von den ihm allmählich fremdwerdenden baltischen Verhältnissen abwenden. Nur wenn der Dichter sich entschlösse, für längere Zeit wieder in unsere Provinzen überzusiedeln, könnten wir eine gleiche Entfal'ung seiner Schaffenskraft erwarten, wie in den ersten Jahren seiner dichterischen Thätigkeit. Daran hindert ihn aber leider seine Lebensstellung.

Sollte sich jedoch sein Genius von jetzt an neuen Gebieten zuwenden, die Theilnahme seiner Landsleute wird ihm gewiß auch dahin folgen. Man wird ihm, der so viel zur Kenntniß unseres Landes und wohl auch zu unserer Selbsterkenntniß beigetragen hat, gewiß auch dann noch Interesse bewahren, wenn er sich auf die Schilderung anderer Verhältnisse werfen sollte, im festen Vertrauen, auch ferner noch durch seine schriftstellerische Thätigkeit an fruchtbringender Erkenntniß zu gewinnen.

Aus ruſſiſchen Dichtern.

II.

Lucius' Tod.

Lyriſches Drama.

Von **A. Maikow***).

Aus dem Ruſſiſchen überſetzt von **Sophie Behr** in Moskau.

Der Dichter Lucanus, der Philoſoph Seneca und der Epikuräer Lucius ſind von Nero, als Betheiligte an der Verſchwörung Piſo's, zum Tode verurtheilt.

Ein Zimmer im antiken Geſchmack. In der Mitte ein Tiſch mit Speiſen; an demſelben, in liegender Stellung, der Epikuräer Lucius, allein dem Mahle zuſprechend. Seneca ſchreibt ſein Teſtament. Lucanus ſitzt in tiefes Nachdenken verſunken. Im Hintergrunde der Scene eine Gruppe von Freunden und Schülern Seneca's.

Lucius

(nachdem er ſich nach dem Eſſen die Hände in einer von einem Sclaven ihm dargereichten Schale gewaſchen, ſpricht:)

Den nenn' ich einen weiſen Mann,
Der bis zum Ende denken kann.
So merke ich bei jedem Schlucke,
Daß, wenn der Tod heran ſich ſchleicht,
Die Eßluſt er zuerſt verſcheucht.
Schon lange eſſ' ich, kau' und ſchlucke,
Doch nichts iſt mir Genuß! Vielleicht
Wird mich der Rebe Saft erquicken,
Des Bacchus' feur'ger Quell in mir
Der Trübſal Keim vielleicht erſticken!

*) Apollon Maikow, einer der bedeutendſten ruſſiſchen Lyriker, iſt 1821 geboren. Die Dichtung „Lucius' Tod" erſchien unter dieſem Titel Смерть Люція 1865 im „Ruſſiſchen Boten" (Русскій Вѣстникъ). In den ſpäter veranſtalteten Geſammtausgaben der Werke des Dichters führt ſie den Titel «Три смерти». D. Red.

Doch wer, Ihr Freunde, trinkt mit mir? . . .
Lucanus . . . fiebert! o ich ſtaune! —
Von Stoicismus ganz bethört,
Iſt Seneca ſchon längſt geſtört!
Doch wenn ihr Beid' ſo trüber Laune —
Nimmt's mich nicht Wunder, wenn Euch jetzt
Mein klarer Menſchengeiſt entſetzt!

Lucanus.

Nicht ziemt der Scherz zur Todesſtunde!

Lucius.

Doch beſſer, daß man luſtig ſtirbt,
Denn kindiſch ſich die Laun' verdirbt
Umſonſt . . .

Lucanus.

Ich hör's aus Deinem Munde!
Wer ſich der Völlerei geweiht,
Hat freilich nicht viel einzubüßen!

Lucius.

Ei, Lieber, laß' uns Frieden ſchließen!
Ich lebte gern' noch läng're Zeit
Und ſcheide ſchwer von dieſem Leben . . .
Doch muß es ſein: drum ſei's vollbracht!
Den Muth dazu, die geiſt'ge Macht
Soll Deine Muſe, Freund, mir geben;
Du ſchriebſt ja „An den Tod" einmal:
Was ſagſt Du, Freund, zu meiner Wahl?
Weißt Du es noch, wie Du den Schleier
Vom Todesantlitz zogſt zumal,
Weißt Du es noch? . . .

(declamirt:) „Des Todes Angſt liegt darin nur:
„Wir fürchten, daß nicht jede Spur
„Des Lebens raſch erſtickt;

„Daß unſer Geiſt die Leiche ſchaut,
„Die blaſſen Lippen ohne Laut,
„Das Aug', das glanzlos blickt;

„Wir ſehen, wie die Fliege facht
„Ohn' Ehrfurcht vor des Todes Nacht,
„Auf unſ'rer Stirne ſchleicht;

„Wie Jeder, der um uns geweint,
„Sei's Vater, Mutter oder Freund,
„In Angſt vor uns entweicht."

Lucanus.

Entſetzlich! wie hatt' ich den Muth! . . .

Lucius.

Erlaub'! die Lehr' am Schluß iſt gut.

(fährt fort:) „Aus feuchter Erde noch hervor
„Wird lauſchen aufmerkſam Dein Ohr
„Des äußern Lebens Spur;

„Und wenn der Frühling über Dir
„Entfaltet holder Knospen Zier
„Und bunt erglänzt die Flur —

„Dann wardſt Du längſt des Wurmes Raub,
„Der gierig nagt an Deinem Staub
„Und Aug' und Wange zehrt. . . ."

Lucanus (unterbrechend).

Laß ab!

Lucius (fährt fort).

„Und brennend wird die Sehnſucht ſein
„Aus dumpfer Nacht nach Sonnenſchein —
„Doch ach, der Deckel wehrt! . . .

„Doch wiſſe: unnütz iſt Dein Graus;
„Bei Deinem eig'nen Leichenſchmaus
„Wirſt Du nicht Zeuge ſein;

„Nicht wirſt Du mit der Freunde Schaar
„In Trauer ſteh'n an Deiner Bahr'
„Und weinend Blumen ſtreu'n.

„Der Tod entband Dich jeder Pflicht;
„Du ſtehſt als Gott in hehrem Licht;
„Dir kam das Höchſte zu:

„Du fandſt in Deinem ſtillen Grab
„Was nimmer Dir das Leben gab —
„Des Nichtſeins ew'ge Ruh!" -

Wie herrlich! Glaubt Ihr nicht zu hören
Des großen Epiktetus Kunſt? —

Wie mag ein Dichter uns bethören!
Veränderlich iſt ſeine Gunſt
Wie gold'ger Wolken Nebeldunſt! . . .
Ihr ſeid der Glocke zu vergleichen,
Die auf dem Markte Jedem tönt,
Der es vermag, ſie zu erreichen! . . .
Ob Leben er, ob Tod, erſehnt,
Ob Luſt, ob ewiges Entſagen . . .
Euch zu verſteh'n, iſt wahrlich ſchwer!

Lucanus (auffahrend).

Was wollen Deine Worte ſagen?
Daß flüchtig ich und — unwahr wär'? . . .

Seneca
(im Schreiben innehaltend, hält Lucanus zurück).

Laßt ab vom Streit! iſt es wohl recht,
In nutzlos leerem Wortgefecht
Die letzten Stunden zu verbringen!
Der Tod iſt ernſt, (zu Lucius) glaub' mir, mein Freund,
Laß Plato's Lehre Dich durchdringen:
Der Tod ſoll Neugeburt uns bringen,
Wie ſchrecklich er uns auch erſcheint.
Und wie des Morgenroths Erglühen,
Und wie der Lilie zarter Duft,
Wie höh'rer Sphären Harmonien,
Giebt neues Leben uns — die Gruft!
Die ird'ſchen Schranken werden ſchwinden
Und in uns werden, neubeſeelt,
Gefühle wir in Menge finden,
Für die uns hier der Sinn gefehlt.
Du biſt ein Gott, den Feſſeln binden;
Der Tod wird Dich davon befrei'n
Und wird Dein Weſen neu geſtalten:
So trittſt Du durch des Schickſals Walten
Als Gott in's Jenſeits wieder ein!

Lucius.

Ich will mit Dir darob nicht ſtreiten.
Doch ſage mir, weshalb, mein Freund,
Sich ſtets die Meinungen entzweiten,
Wo je zwei Menſchen nur vereint?

Trotz Deiner Red' in ernſter Stunde
Blieb mir die Hoffnung unbekannt,
Und künft'gen Lebens frohe Kunde
Begreifet nimmer mein Verſtand.
Sahſt Du den Lorbeer ſich verjüngen? . . .
Seit hundert, hundert Jahren hat
Sich ſchon erneuert jedes Blatt;
Und wenn die jungen Knospen ſpringen,
Erſcheint der Lorbeer jedes Jahr
Dir grün, wie er es immer war. . . .
So, Seneca, wird's uns ergehen:
Wir drei, Lucanus, ich und Du,
Wir gehen bald zur ew'gen Ruh' —
Doch wird die Menſchheit fortbeſtehen!
Ein and'rer Dichter kommt nach Dir,
Es werden and're Weiſe leben
Und lieben, leiden und vergeben —
Und ſtreiten, wie Du heut' mit mir.
Doch ſei es d'rum: das künft'ge Leben
Mag wirklich, meinethalb, beſteh'n;
Doch iſt's unmöglich zuzugeben,
Daß freudig wir hinübergeh'n!
Uns will die Aend'rung nicht behagen. —
Hört eine jener alten Sagen:
Ein Philoſoph lebt' lange Zeit
Einmal in tiefſter Einſamkeit;
Karg war ſein Leben, arm ſein Kleid;
Gebeugt, in Elend halb verkommen,
Schlich barfuß, hungernd er einher. . . .
Da plötzlich ward die Mär' vernommen,
Als König ſei er aufgenommen,
Erwählt vom Volk zu Macht und Ehr'!
Und wie er nun die alten Fetzen
Bereit durch Purpur zu erſetzen,
Da ſeufzte er aus Herzensgrund
Ob ſeines Schickſals Neugeſtalten,
Und traurig ſprach ſein blaſſer Mund:
„Der Fetzen hat mich warm gehalten!“
Iſt das nicht unſ'res Lebens Bild?
Wir ſtehen an des Grabes Rande,
Befreit vom irdiſchen Gewande,
Das wärmend unſern Leib umhüllt! —

Du ſagſt, wir ſind in jenen Sphären
In Geiſt und Sinnen Göttern gleich?
Doch wird's Befried'gung uns gewähren? . . .
Säh'n Götter uns im ird'ſchen Reich,
Sie möchten manchmal mit den Zähnen
Uns zu zerfleiſchen ſich erſehnen! —
Und ſieht ein Gott des Mahls Genuß
Und hört das Koſen holder Liebe, —
Ob er, erſtickend ſüße Triebe,
Nicht Grimm und Trauer fühlen muß? . .
Mir graut vor ſolchen Lebens Kälte!
Soll Herrſcher ich der Welten ſein
Und wechſeln nur der Bilder Reih'n,
Auf daß als mächt'ger Gott ich gelte?
Soll mir der Menſch die Puppe ſein,
Die ich an einem Faden lenke,
Ohn' daß ich Herz und Gunſt ihr ſchenke,
Noch ihrem Spiel? — Ich ſchwör's, o nein,
Ich will und kann ein Gott nicht ſein!

Lucanus.

Was in der Zukunft Schooß verborgen,
Läßt meine Seele unberührt!
Mich drücken ſchwer die ernſten Sorgen,
Daß ich die Werke nicht vollführt,
Die ich mit Freudigkeit begonnen;
Was mit dem Herzblut ich geſchafft,
Seh' ich in Aſche nun zerronnen!
Wozu ward mir die Leidenſchaft,
Wozu des Geiſtes hohes Streben,
Wozu der Liebe ew'ge Macht,
Der Seele ſchöpferiſche Kraft,
Wozu, wozu ward's mir gegeben?!
Wo iſt des Lebens tief'rer Sinn,
Wenn Alles ſpurlos ſoll vergehen?
Wo iſt der Gott, der, wie ich bin,
Zu Herrſchaft mich und Macht erſehen,
Und der mich ſpurlos läßt verwehen —
Ein Häufchen Aſche ohne Sinn?! . . .
Ward mir des Sanges holde Gabe
Als bloßer Zufall nur verlieh'n? —

O nein, in ihr ſah ich erblüh'n
Des höh'ren Geiſtes reiche Gabe! —
Es war mein Lied der Wiederklang
Von meines Volkes Fühl'n und Denken:
Mit Donnerwort und Liebesſang
Des Volkes Geiſt und Herz zu lenken,
War mein Beruf, war meine Macht!
Wenn ich die heimathloſe Wahrheit,
Die Keiner ſchaut' in voller Klarheit,
Im Erzgebilde Euch gebracht;
Und wenn der Feind mit Spott und Geifer
Sich auf ſie warf in blindem Eifer,
Zerfleiſchend ſie mit wildem Zahn —
Da freuten ſich die Auserwählten,
Die nicht zu jener Maſſe zählten,
Ob ſolchem Zorn und ſolchem Wahn! . . .
Und jene Wuth der nied'ren Schmeichler,
Der Abergläub'gen und der Heuchler,
Die zu entlarven ich gewagt?
Ein Schatten blos hat ſie geplagt!
Es mußten ſelbſt des Landes Stützen,
Wenn ich es wollt', mir dienſtbar ſein:
Ich konnte durch mein Wort allein
Sie gleich entehren, wie beſchützen.
Mit Nero ſelbſt im Streit ich lag —
Und wer bot Nero je die Spitze? . . .
Er rückte heftig mit dem Sitze
Und biß die Nägel, wenn ich ſprach
Und Beifall aus der Menge brach. . . .
Saht Ihr des Mächtigen Erblaſſen,
Als er, vom Zorne übermannt,
Den Seſſel ſtürzt' und wuthentbrannt
Den Saal verließ. Wer kann es faſſen,
Daß ich — ſo ſtark im Augenblick —
Vernichtet ſtehe vom Geſchick? —
Iſt dies das Ziel des heißen Strebens,
Iſt dies der Ruhm ſo reichen Lebens? —
O Götter, nein! das kann nicht ſein!
Ich fühl's — und ſollt' es Wunder geben!
Ich will und muß und werde leben,
Und ewig, ewig werd' ich ſein!

(Ein Centurio erſcheint mit einer Rolle in der Hand.)

Lucius (auf den Centurio deutend).

Da iſt Dein Retter! Ich muß ſagen,
Bis jetzt ſeh' ich kein Wunder tagen!
(Zum Centurio:)
Was giebt's?

Centurio (ihm die Rolle überreichend).

Es ſendet der Senat
Euch dies Decret.

Lucius.

Welch' edle That!
Laßt den Senat uns gnädig heißen!

Lucanus.

So lies doch!

Lucius.

Halt! was gilt die Wette:
Ob dies uns tödte oder — rette?

Lucanus.

Ich möchte Dich in Stücke reißen
Für ſolchen Scherz!

(entreißt ihm die Rolle und lieſt das Decret, in welchem u. A. geſagt iſt, daß der Caeſar in ſeiner unausſprechlichen Gnade ſie von der Schmach der Folter befreit und ihnen das Recht verleiht, ſelbſt ihre Todesart zu wählen und dieſelbe an ſich zu vollſtrecken: Friſt bis Mitternacht. Der Centurio iſt verpflichtet, für die Erfüllung beſagten Decrets einzuſtehen und dem Senat über das Erfolgte zu berichten.)

Lucius.

Nicht ſchlecht. Das Schriftſtück iſt gelungen.

Lucanus.

Verbrecher! Mörder!

Lucius.

Und dabei
Von ſeinem Anſtand tief durchdrungen,
Daß es nicht menſchenwürdig ſei,
Daß man dem Henker ſich verpflichte . . .
(Zum Centurio:)
Du ſchauſt mit traurigem Geſichte
Auf Seneca?

Lucanus (zum Centurio).

Und ſenkſt den Blick? . . .
Und Rührung ſpricht aus ſeinen Zügen . . .
Glaub' mir: die Götter wollen's fügen —
O gieb dem Leben uns zurück,
Auf daß dereinſt das Volk Dich preiſe!
Siehſt Du in jenem würd'gen Greiſe
Nicht lichter Unſchuld reinen Blick? . . .

Centurio.

Die Pflicht . . .

Lucanus.

Die Pflicht! Und ruhmlos bleiben
Willſt Du, in Knechtſchaft feſtgebannt?
Blind opfernd Freund und Vaterland,
Um rohe Grillen zu vertreiben? —
O, wenn dem kalten Pflichtgefühl
Noch nicht Dein Herz zum Opfer fiel,
So führ' mich vor die hohen Räthe!
Mein letztes Wort hör' der Senat,
Wie eines Sterbenden Gebete!
Laß vor dem Tode, der uns naht,
Vor aller Welt, in lichter Klarheit
Bekennen mich die heil'ge Wahrheit,
Die ich erkannt in Wort und That!

(Der Centurio zieht ſich in den Hintergrund des Zimmers zurück, ohne auf Lucanus zu achten. Dieſer fährt in heftiger Bewegung fort:)

Befleckt iſt ihrer Ehre Schild,
In Dunkel iſt ihr Geiſt gehüllt,
Und Ruhm und Vaterland und Ehre
Sind Worte nur für inn're Leere!
Das iſt des Volkes höchſtes Gut,
Was tief in ſeinem Herzen ruht! —
Erniedrigend des Volkes Größe
In Sinnestaumel, Sinnesluſt,
Mit Flitter deckend ſeine Blöße,
Mit Furcht erfüllend ſeine Bruſt;
Die Wahrheit durch die Folter beugend,
Und nur vor Sclavenaugen ſteigend,
So wähnt Ihr Euch für ew'ge Zeit
Von Tadel und Gericht befreit . . .
Doch wißt, daß Ihr Euch ſelbſt bereitet

Das Schickſal, das Euch bald erreicht!
Wenn Ihr, von Schmeichlern irrgeleitet,
In Eurem Wahne Göttern gleicht,
Ein hehres Denkmal Euch errichtet,
Als ſei's ein göttlicher Altar . . .
Nicht lange währt's, ſeid Ihr gerichtet
Von einer neuen Heuchlerſchaar!
Das Denkmal ſtürzt mit Schmach und Schande,
Es ſteht der Haß in hellem Brande,
Dem Vater flucht das eig'ne Kind . . .

Seneca.

Halt' ein, Lucanus! ſie ſind blind!

Lucius.

Wie magſt Du auf Cyclopen ſchauen,
Auf dieſer Elſtern wüſten Schwarm?
Nach ihrer Lehre wird Dein Arm
Nicht neue Weisheitsregeln bauen!

Lucanus.

O, daß man mir den Kampf noch gönnte!
O, daß zum Volk ich reden könnte!
Ein Dichter ſtirbt in unſern Mauern
Mit Seneca! und Alles ſchweigt . . .
Nicht bebt das Volk in heil'gen Schauern!
Das Volk, das ſich in Ehrfurcht neigt
Und liebend preiſt des Geiſtes Macht!

Lucius.

O ja, es liebt euch wie das Feuer
Den Schmetterling in dunkler Nacht,
Bis ihn bedeckt des Todes Schleier . . .
Dein Volk, dem Du ergeben biſt,
Macht Dich zum Narr'n in kurzer Friſt!

Lucanus (das Geſicht mit den Händen bedeckend).

Und Caeſar! Theilten wir doch Beide
Wie Brüder einſt der Jugend Freude!
O wenn er jener Zeit gedenkt,
Macht er ſein Urtheil ſelbſt zu nichten . . .
Er hat ein Herz noch, das ihn lenkt . . .

Gar ungerecht die Menſchen richten!
Was bin ich ihm, was iſt mein Traum,
Was meines Lied's armſel'ge Gabe?

Lucius.

Du dauerſt mich, mein armer Knabe!
Laß fliehn der Hoffnung ſüßen Traum!—

(Ein Schüler Seneca's erſcheint, von einem Sclaven begleitet, und ſpricht leiſe.)

Schüler.

Still, Freunde, hört . . . ich bringe Gutes!

Lucanus.

Verzeihung?

Schüler.

Hier giebt's einen Gang;
In Frauenkleidern, feſten Muthes
Entfliehet Ihr den Strom entlang.
Lucanus kann mit Dir entweichen;
Ich bleibe mit dem Sclaven hier,
Und wie ſich jene Beiden gleichen,
Verwechſelt man auch mich mit Dir. . . .
O flieht, ſo lang' noch Friſt gegeben!
In Sicherheit iſt Euer Leben,
Wenn uns erblickt des Tages Licht!

Lucanus.

Ich ſagt' es wohl: ich ſterbe nicht!

Seneca.

So flieh', Lucanus! einem Greiſe
Geziemt nicht Flucht vor ſeinem Feind!

Lucius.

Wie er im Frauenkleid erſcheint,
Säh' gern ich!

Schüler.

Rüſte Dich zur Reiſe!
Zum Circus ward das ganze Land;
In jedem Hauſe ſteckt Verderben;
Wie Piſo fiel von eig'ner Hand,

Ward Poſthumus gemordet; ſterben
Mußt' Cajus. — Habt Ihr noch die Wahl?

Seneca.

Mein Freund, man ſtirbt ja nur einmal
Einmal — das iſt ein Feſt!

Schüler.

Bedenke,
Wie viel mit Dir verloren geht!
Zu lehren haſt Du viel!

Seneca.

Verweht
Der Same, den ich ſorgſam ſenke?
Muß er nicht herrlich auferſteh'n?

Lucanus.

O theurer Lehrer, hör' mein Fleh'n!

Schüler.

Du biſt im finſtern Reich der Lüge
Das einz'ge Licht!

Seneca.

Du brachteſt mir
Nun Bitt' und Schmeicheln zur Genüge.
Es nutzt Dir nichts. Ich bleibe hier.

Schüler.

Ich wußt' es wohl — ich kannte Dich!
O Jammer, was ſoll aus uns werden! . . .
Im Finſtern trauern wir um Dich,
Daß uns das Licht erſchien auf Erden
Und raſch erloſch . . . O Seneca,
An Deine Höhe reich' ich nimmer! —
Ich fühl's, der höh'ren Wahrheit Schimmer
Bringt mir den Gott dem Herzen nah!
Auf meinem Wege blieb ſoeben
Ich wie ein Kind betroffen ſteh'n,
Ein ſeltſam Schauſpiel anzuſeh'n . . .
Vom ſcheuen Volke dicht umgeben,
Sah eine Todtenbahr' ich ſteh'n,

Auf ihr Epicharis als Leiche . . .
(Man feiert' Cypris' Feſt im Reiche
Und Piſo gab bei ihr den Schmaus.)
Und geſtern war's: in ihrem Haus
Litt ſie des Räderns Folterqualen
Und ſchwieg und litt mit kaltem Muth! . . .
Es brachen Knochen, ſtrömte Blut . . .
Da hat den Knoten ſie geſchlungen —
Sich zu erdroſſeln iſt's gelungen;
Erſtaunt rief ſelbſt der Centurion:
„Lebt Cato's Geiſt in Sclavenſeelen?“
Und Rom? ein Jeder wird Spion,
Den ſie nicht grad' zum Henker wählen!

Lucanus.

Epicharis!

Schüler.

Ja, denk' Dir, ſie,
Die wir des wild'ſten Lebens ziehen!

Lucanus.

Und Du ſagſt noch, wir ſollten fliehen?

Lucius.

Ja, Zeiten giebt's, ich glaubt' es nie,
Die plötzlich Alles umgeſtalten.
Der Selbſtmord iſt kein Heldenſtück;
Doch Held iſt, der mit klarem Blick
Das Leben ſchaut und ſucht's zu halten.

Lucanus.

Sie hatt' den Tod in ihrer Macht;
Das halbe Rom konnt' ſie verderben —
Und nicht ein Wort erregt' Verdacht!
Umringt war ſie von Glanz und Pracht,
Und Gold und Gut konnt' ſie erwerben,
Und Ehr' und Ruhm und Herrſchermacht
Konnt' ſie mit einem Wort erlangen!
O Seneca, ſo ſtreng und bleich,
Dein Antlitz ſchau' ich nun mit Bangen!
Wie könnt' ich leben — ehrlos, feig?

Nein, nein, ich ſchwör' es, nicht beſchämen
Soll mich der Weiber Heldenmuth!
Mag Rom denn unſer Leben nehmen! —
Der Wölfin Säugling lechzt nach Blut;
Nun glaub' ich an die alte Sage.
So ſei es d'rum . . . ich bin bereit,
Zu flieh'n aus dieſer Höllenplage,
Wo Todtſchlag lauert jederzeit!
Der Sclav' allein das Sterben ſcheut,
Für uns iſt Tod — Triumph!

(umarmt Seneca und die Freunde und ſpricht gen Himmel blickend:)

O Götter!
Ihr gebt mir jetzt das hohe Glück
Des grauen Alterthums zurück!
Ihr ſeid des Heldenthumes Retter! —
Ich ſteh' in dieſem Augenblick
Hoch über menſchlichem Gelichter
Als Künſtler da, als hehrer Dichter;
Und herrlich ſteh'n vor meinem Blick,
Wie Marmorblöcke ernſt und prächtig,
Gedanken da, im Werden groß,
Des Meiſters harrend, der ſie mächtig
Zum Lichte ruft aus dunklem Schooß. . . .
So lebt denn wohl, ihr holden Träume,
Die unerfüllt ich laſſen muß! —
Als Gott verlaſſ' ich dieſe Räume;
Freiwillig ſterben — iſt Genuß!

(Lucanus, nachdem er Seneca und Lucius umarmt, entfernt ſich, von den Lictoren gefolgt.)

Seneca

(will ihm folgen, wird aber von den Schülern aufgehalten, die ſich ihm entgegenwerfen; er fährt ſich mit der Hand über die Stirn und ſpricht langſam und feierlich:)

Mein Leben hatt' ein einzig Ziel,
Zu dem ich ſchweren Pfad erklommen;
Und wenn ich jetzt als Opfer fiel,
Habt Ihr mein Streben übernommen:
Ein Lernen war mein ganzes Sein;
Jetzt iſt der Tod mir neue Lehre,
Ein neuer Klang ſoll er mir ſein,
Der höh'res Wiſſen mir erkläre.
Der Schöpfer gab mir den Verſtand,
Auf daß die Welt ich ſollt' erkennen,

Und was in ihr und mir ich fand,
Sollt' ich der ſpätern Nachwelt nennen.
D'rauf ließ er durch des Böſen Macht
Verderben, Sünde mich erproben,
Auf daß ich, trotz der Stürme Nacht,
Im Lichte trüg' mein Haupt erhoben;
Auf daß mein Geiſt durch That und Wort
Erſtark' und wirke fort und fort. —
Ich hab's vollbracht. Noch fehlt dem Bilde
Der letzte Strich von Meiſterhand,
Daß ſtolz und herrlich es erſtand.
Nicht zitt're ich vor dem Gebilde;
Die Hand iſt feſt — bald iſt's gethan —
Mein Geiſt, der neue Kraft gefunden
Im Kampf auf ſchwerer Erdenbahn,
Hat bald das Leben überwunden. —
Es iſt vorbei. . . . Das Auge bricht . . .
Und fern erglänzt ein neues Licht! —

Die Freunde umfaſſen ſchluchzend die Kniee des Philoſophen. Auf ſie herabblickend, fährt er fort:

Schön iſt das Leben, wenn wir Alle
Wie Glieder einer Kette ſind;
Wenn in geſchmückter Feſteshalle
Das Mahl uns einet, gleichgeſinnt;
Wenn gläubig ich mit Jedermann
Dieſelben Götter ehren kann. —
Doch wenn das Volk, von Dir geſchieden,
Sich neue Götterbilder ſchafft
Und boshaft ſtöret Deinen Frieden
Und lauernd nagt an Deiner Kraft —
Wenn ſie mit Fingern auf Dich weiſen,
Sobald ſie Dich von ferne ſeh'n —
Glaubt mir, nicht glücklich kann ich preiſen
Die außerhalb des Volkes ſteh'n! —
Da ſteh'n wir nun, die letzten Sproſſen
Des alten, herrlichen Geſchlechts,
Von allen Würden ausgeſchloſſen,
Verlacht, verhöhnt ob unſ'res Rechts!
Und grauſig wüthen Sturm und Wellen,
Und Blitz und Donner füllt die Luft;
Wir ſeh'n den ſtolzen Maſt zerſchellen
Und ſinken troſtlos in die Gruft! . . .
Vorbei ſind, Brüder, unſ're Zeiten;

Es kommt ein anderes Geſchlecht,
Um neue Pfade zu bereiten
Für neue Ziele, neues Recht. . . .
Mag ſein, daß wir mit unſrem Glauben
Dem neuen Fortſchritt ſtörend ſind;
Daß wir ihm Licht und Wärme rauben,
Wie Knospen tödtet eiſ'ger Wind. . . .
Mag ſein, daß wir im Wahn befangen,
Daß uns die Wahrheit nicht beglückt,
Weil unſer Auge, traumumfangen,
Nach rückwärts, nicht nach vorwärts blickt. . . .
So ſuchen wir mit Sehnſuchtsbangen
Vergebens nach der Wahrheit Licht —
Indeß vielleicht ein And'rer ſpricht:
„Hier iſt die Wahrheit, hier das Licht!"
Nein, nein, zu Ende iſt mein Streben. . . .
O öffnet mir die Adern ſchnell!
Wie Sokrates laß ich mein Leben,
Der meines Wiſſens Licht und Quell!
Ich komme, Freund! —

(entfernt ſich in Begleitung der Schüler.)

Lucius.

Wie ſchön hat Seneca geendet!
Welch edles Denken bis zum Schluß!
Wie ich als Held ihn ehren muß,
Fühl' ich dem Volk mich abgewendet:
Was nützt Dein Tod, o edler Greis?
Was nützt Dein Muth zur Todesſtunde?
Man giebt Dich dem Geſchwätze preis,
Dein Name geht von Mund zu Munde —
Und bald vergeſſen iſt Dein Loos!

(ſieht durch das Fenſter auf den Himmel und die fernen Berge.)

Wie friedlich dort die Berge ſchimmern!
So bleiben ird'ſchen Hoffnungstrümmern
Die Götter fern und theilnahmlos. . . .
Was ſollt' ſie auch die Menſchheit kümmern? . . .

(ſich umſehend:)

Gleich ſchwer iſt Leben hier wie Tod! —
Nur wenig Zeit iſt mir geblieben:
Kann ich das Sterben nicht verſchieben,
Treibt's mich doch nicht zu raſchem Tod.

Nächſt Ruh' muß uns zu großen Werken
Ein gutes Mahl erheiternd ſtärken. . . .
Des Todes Nachruhm gilt mir gleich!
Was hilft's, wenn einſt in Schülerkreiſen
Mich bärtige Rhetoren preiſen?
Nicht lindert's jetzt den Todesſtreich! . . .
Nicht forſch' ich nach verborg'ner Kunde,
Ob nach dem Tod mein Geiſt beſteht,
Ob Leib und Seele geh'n zu Grunde —
Ich weiß nur, daß der Menſch vergeht! —
So löſ' ich denn die Erdenbande
Und geb' den Leib in Ehren frei,
Daß er mir nicht mehr Sclave ſei! —
Ei, kommt!

(Ein Sclave erſcheint.)

Mein Haus am Meeresſtrande
Soll ſtrahlen heut' im Feſtesglanz;
Ein üpp'ges Mahl ſollſt Du bereiten
Und Blumen auf mein Lager breiten;
Schaff' Mädchen mir zu Luſt und Tanz,
Laß mich der Cymbeln Klängen lauſchen;
Doch hüt' Dich, daß der Faune Chor
Nicht wieder zerr' mein armes Ohr! —
Laß die Fontainen glitzernd rauſchen;
Den Schlüſſel nimm zur Kellerthür
Und hol' der Becher reichſte Zier;
D'rauf lade mir die theuren Gäſte,
Schick' Sclaven raſch von Haus zu Haus,
Und wer noch lebt, erſchein' beim Schmaus
Zu ſeines Freundes Ehrenfeſte! —
Es hat Marcellus alten Wein,
Den er bewahrt jahraus, jahrein;
In meinem Namen bitt', zu ſenden
Mir heut' von dieſem ſelt'nen Gut;
Sag' ihm, Dein Herr müſſ' heute enden! —
Nun wohl! . . . Dein Dienſt war treu und gut:
Ich dachte Dein im letzten Willen.

(Der Sclave fällt ihm zu Füßen.)

Nun geh' und geiz' und feilſche nicht;
Laß meine Pracht ganz Rom erfüllen! —
Ja, Eines noch: verſäume nicht,
Die holde Pyrrha einzuladen!

Bring' ihr der Blumen reichſte Pracht
Von unſern ſonnigen Geſtaden;
Ihr helles Aug', das ſorglos lacht,
Verſchön're mir die letzte Nacht!

(Der Sclave geht.)

Zu ihren Füßen will ich liegen
Und Seligkeit in vollen Zügen
Erſchöpfend athmen im Genuß;
Der Wellen Murmeln will ich lauſchen,
In würz'gen Düften mich berauſchen
Bei meiner Liebſten ſüßem Kuß!
Und wenn ich ſatt zum Ueberdruſſe,
Soll ſie mir ſelbſt zu würd'gem Schluſſe,
Das Gift credenzend in dem Wein,
In Unſchuld mich dem Tode weih'n!
So ſterb' ich leicht bei Luſt und Scherzen,
Ein Sybarit, der höchſtes Gut
Genoſſen und mit leichtem Herzen,
Beſänftigend das heiße Blut,
Auf duft'gem Lager ſchlummernd ruht.

Drei Gedichte von Iwan Turgenew*)

Deutsch von **Alexander von Reinholdt** in St. Petersburg.

1.

Sommerabend im Dorfe.

Ein Gang durch's Dorf — welch' Wonnefühlen ruft er wach!
Mein Blick schweift hoch empor zum alten Kirchendach
Und folgt der Krähen luft'gem Schwärmen;
Von üpp'gen Feldern, saft'gem Wiesengrün umringt,
Steh' ich am Ufer eines Bachs, und zu mir dringt
Gebell der Hunde, dumpfes Lärmen,

Und fernes Brüllen trächt'ger Heerden. Herrlich ist
Der herrschaftliche Garten, einsam, wild und wüst,
Mit seiner Linden Schattenkühle; —
Die Luft — Crystall, von keinem Windeshauch erregt;
Ich stehe still und lausche, trunken und bewegt,
Die Brust voll seliger Gefühle.

Auf fleiß'ger Bauern braunem Antlitz ruht mein Blick:
Ja, ich verstehe sie; ihr kärgliches Geschick,
Fast möcht' ich es mit ihnen theilen ....
Zum Brunnen eine alte Frau nach Wasser geht;
Die Stange knarrt und biegt sich; bei der Rinne steht
Ein Bauer mit erhitzten, durst'gen Gäulen ...

*) Die Manen des unvergeßlichen Turgenew werden es uns hoffentlich nicht übel nehmen, daß wir hier einige seiner „Jugendsünden" den deutschen Lesern vorlegen. Wir sind der Meinung, daß sie dessen werth sind. Mit Gedichten in Prosa beschloß er seine Laufbahn, mit Gedichten in Versen begann er sie. „Ich habe factisch eine fast physische Antipathie gegen meine Gedichte," schrieb Turgenew einmal in einem Privatbrief, „und besitze nicht nur kein einziges Exemplar meiner Dichtungen, sondern gäbe auch viel darum, wenn sie überhaupt nicht existirten." Das Urtheil ist offenbar zu streng. Seine größeren epischen Dichtungen, in denen wir bereits, wenn auch schwache Contouren seiner späteren Novellentypen finden, enthalten vorzügliche Partien. Ebenso lassen einige seiner lyrischen Gedichte, so die von uns übertragenen, nach unserer Ansicht, formal wie inhaltlich nichts zu wünschen übrig und würden jedem patentirten Lyriker alle Ehre machen. Trotzdem sind Turgenew's Gedichte in keine der Ausgaben seiner gesammelten Werke aufgenommen worden, auch in die neueste nicht. Die kleineren Gedichte sind in verschiedenen Journalen der 40er Jahre zerstreut — in den „Vaterl. Annalen", dem Almanach „Gestern und Heute" vom Grafen Sollogub hrsgb. und im „Zeitgenossen" — innerhalb der Jahre 1845—1847. Der Uebersetzer.

Da — Jemand fährt und ſingt — Gott, welch' wehmüth'ger Sang!
Doch luſtig ſchreit er auf und — aus der Ferne drang
Nur noch der Karrenräder Rollen . . .
Ein Mädchen tritt in's freie Vorhaus und empfängt
Den Kuß der Sonne, die am Horizont ſich ſenkt
Und ihr die Wangen färbt, die vollen.

Vom Anberg, hinterm Dorf, gleich fetter Gänſe Flug,
Bewegt ſich langſam ein ſchwerfäll'ger Fuhrenzug
Mit reifer Felder duft'ger Beute;
Dort — an des üpp'gen Hanfes grünen Meeresſaum
Grenzt bläulich, eingehüllt in luft'gen Nebelflaum,
Der Steppen unbegrenzte Weite.

Da liegt die Steppe . . . endlos ſcheint ſie meinem Aug' . . .
Es regt ſich rieſelnd in der Luft ein milder Hauch . . .
Die Erde faßt ein heimlich Beben . . .
Den Himmel ſchläfert längſt . . . Der dunkle Waldesrain
Erglänzt zum letzten Mal in goldig-rothem Schein,
Bis blaue Schleier ihn umweben . . .

2.

Erinnerung.

Wenn an des Herzens längſt vernarbte Wunden
Zufällig rührt vergeſſ'ner Namen Klang,
Und traute Bilder, die ſchon längſt verſchwunden,
Gemahnen an der Liebe Untergang, —

Dann ſchäm' ich mich, daß ich ſo langſam lebe,
Daß in der Seele Platz für all' den Kram,
Daß ich mein Sein ſo inniglich verwebe
Mit Jugendzähren und mit Liebesgram.

Ich ſchäm' mich, ja; doch Kummer füllt die Seele
Bei dem Gedanken: iſt's denn wirklich wahr,
Daß nie mehr holder Trug die Bruſt mir ſchwelle,
Daß nun mein Herz gefeit für immerdar?

Daß ich nun ſtolz zurückweiſ', was beglücket, —
Der Jugend harmlos eitle Träumerei'n,
Und Alles, was die Seele duftend ſchmücket
Wie erſter Frühlingsſchmuck im Sonnenſchein? . . .

Und dumpfes Weh erfaßt mich beim Gedanken,
Daß ich bereit war, die Erinnerung
Unachtbar zu verſpotten . . . Nein, ihr danken
Will ich: faſt fühle ich mich wieder jung . . .

3.

Mondloſe Nacht.

Mondloſe Nacht, du ſchweigende, du warme!
Wollüſtig ruheſt du, entwandt dem Arme
Des liebestrunkenen Gemahls . . .
Doch iſt's vielleicht die Ahnung der Genüſſe,
Und harrſt du ſchamhaft der geheimen Küſſe?
Nacht, ſage mir, wer ruht an deinem Hals?
Doch von der Frage wird dir nicht geheuer,
Und dichter hüllſt du dich in dunkle Schleier . . .
Du ſteckſt mich an . . . Ich zieh' den Nachtduft ein . . .
Und glühend praſſelt's drin, wie Rauſch vom Wein . . .
Mir iſt's, als hörte ich dein endlos Flüſtern,
Mir unbegreiflich, doch ſo ſchmeichelnd, lüſtern . . .
Es ſteigt empor der Dünſte Wohlgeruch . . .
Und wie bei liebesnächtlichem Beſuch —
Das Antlitz flammt . . . Die Bruſt ſchwellt das Erinnern,
Und Seligkeit und Trauer bebt im Innern . . .
In Schlaf wiegt ſich der nächtliche Zephyr,
Und bebt und ſäuſelt koſend über mir . . .

„Guter Fiſchfang“.

Novellette.

Dem Spaniſchen nacherzählt von **F. Leoni** in Libau.

Der Erbfolgekrieg war beendet. Mit Wunden und Ruhm bedeckt, aber ohne einen Heller in der Taſche, wie es damals faſt allen Helden paſſirte, kehrte der edle Baron von Mequinenza nach ſeinem verwüſteten Schloſſe zurück, um ſich dort von allen Strapazen zu erholen und in Frieden die mageren Einkünfte zu verzehren, die ihm als Beſitzer des kleinen Erdenfleckens zu Gebote ſtanden.

Don Jaime, Baron von Mequinenza, hatte als Capitain in der Armee des Enkels Ludwig's XIV. gedient und war 35 Jahre alt, groß und ſchön, kühn und unternehmend. Zwar war er in den Wiſſenſchaften nicht ſo recht zu Hauſe und auch ſehr wenig beleſen, doch glaubte er dafür durch eine große Beredtſamkeit und ſchwungvolle Phantaſie Erſatz bieten zu können. Fügen wir noch hinzu, daß er keine Eltern mehr hatte, unverheirathet und der einzige Erbe ſeines Stammes, ſowie ein großer Bewunderer des ſchönen Geſchlechtes war, ſo ſagen wir damit Alles, was man von einem arragoneſiſchen Hidalgo erwarten kann.

Was nun das Schloß betrifft, oder das Caſtell, wie es meiſt genannt wurde, ſo ließ es in Bezug auf die Solidität ſeiner Grundveſten Nichts zu wünſchen übrig, ſonſt aber wurde es kaum durch irgend etwas Anderes an Vernachläſſigung und einer gewiſſen ſtolzen Miſère übertroffen. Es war zur Hälfte auf einem Felſen erbaut, zur Hälfte in denſelben wie hinein geſchnitten und wurde von der einen Seite von den Waſſern des Ebro umſpült, während es ſich von der anderen Seite an einen Berg lehnte, deſſen Gipfel ſich bis in die Wolken verlor.

Am Fuße dieſes Felſens befanden ſich ungefähr ein Dutzend Häuschen und Hütten, welche von den Vaſallen des Schloßherrn bewohnt waren. Mit dieſem ſtolzen Namen kennzeichnen wir die Ackerbauern, welche ſich die Bearbeitung der vier Morgen Landes, aus denen das Beſitzthum ihres Oberherrn beſtand, angelegen ſein ließen. Wollte man vom Dörfchen bis zum Schloß gelangen, ſo

mußte man einige Anhöhen erſteigen, die ſich ſtufenweiſe erhoben und an einem tiefen, ausgehauenen Graben mündeten, der mit einer Zugbrücke verſehen war. Man hatte, ungefähr eine halbe Meile vom Caſtell, die Waſſer des Ebro in das enge Bett geleitet, die nun toſend und brauſend am Schloſſe vorbeiſtürzten, um ſich an einer anderen Seite wieder nach der kurzen Abſchweifung mit dem Fluß zu vereinigen.

Ein zweiter, kleinerer Felſenvorſprung, eben ſo unzugänglich und vom Schloß durch das eingedämmte Waſſer getrennt und wie dieſes gleichſam über dem Ebro in der Luft ſchwebend, war durch die kühne Hand eines den Boden ausbeutenden Menſchen mit einer kleinen Hütte und einem Obſtgärtchen bebaut. Ein breiter Balken aus Nußholz diente als Brücke zwiſchen dem Schloß und dieſer Anſiedelung und eben ſo unmöglich, wie es war, zu jenem zu gelangen, wenn die Zugbrücke aufgehoben war, ſo konnte man auch nicht die Hütte ohne Hilfe des Balkens, dieſes improviſirten Steges, erreichen.

Auf dem großen Felſen lebte nun in ſeinem Schloſſe, wie wir es ſchon geſagt haben, Don Jaime von Mequinenza nach Abſchluß ſeiner Kriegslaufbahn, auf dem kleinen dagegen wohnte in ſeiner Hütte ein einfacher Fiſcher, der die ſonderbare, aber ſpeculative Idee gehabt, ſich in dieſer wilden und gefürchteten Gegend ſeine Häuslichkeit zu gründen. Damien, ſo hieß er, hatte es ſich ausgedacht, an ſeinem kleinen Stege ein großes Netz zu befeſtigen, durch welches das Waſſer der Caſcade leicht hindurchſtrömen konnte, jedoch nicht ohne die Aale darin zurückzulaſſen, die, von dem Strome mit fortgeriſſen, ihre urſprüngliche Heimath verlaſſen hatten. So hatte nun der Fiſcher ohne beſonders große Mühe den Vortheil, faſt immer einen guten Fang zu machen und konnte ſeine Aale in den benachbarten Dörfern leicht an den Mann bringen, wodurch er ſich ſo manchen Batzen Geldes verdiente.

Da wir topographiſch nun genügend mit dem Schauplatz unſerer Geſchichte bekannt ſind, ſo können wir jetzt auf die näheren Details derſelben eingehen.

Wir haben geſagt, daß Damien bei ſeinem wunderbaren Fiſchfange guten Verdienſt hatte, aber wir haben vergeſſen hinzuzufügen, daß er trotzdem nie bei Kaſſe war. Dies war aus dem Grunde der Fall, weil Damien, wie ſo viele andere Männer, die Dummheit begangen hatte, ſich mit einem ſehr jungen, ſehr hübſchen, ſehr graziöſen, aber überaus den Putz und Staat liebenden jungen Mädchen zu verheirathen, das noch dazu eine ihm angeborene Coketterie zur Schau trug.

Carmen, oder Carmelita, wie ſie öfters genannt wurde, war ein Mädchen aus dem Volke, welches weder leſen noch ſchreiben konnte und auch durchaus nicht das Bedürfniß darnach empfand, es zu lernen, aber ſie war mit einer ſo pikanten Schönheit begabt, daß ſie ſelbſt den heiligen Antonius hätte in Verſuchung führen können, wenn der fromme Einſiedler nicht durch Gottes Gnade gehalten worden wäre. Sie war im Gegenſatz zu den meiſten ihrer Landsmänninnen blond, klein und rund, dabei ſo ſchlank wie ein Schilfrohr und ſo geſchmeidig

wie eine Weidenruthe. Welche wunderbaren Formen hatte ſie, welche Taille, welche Schultern, welche Büſte! Wie zierlich ſchritt ſie einher, und wie hübſch und graziös konnte ſie ihr Köpfchen drehen. Einen Teint, ſo friſch wie ein Maimorgen, geſund wie die Luft in dieſen Höhen, zärtlich wie eine Turteltaube, froh und lächelnd wie ein Sonnenſtrahl, auf zarten Füßchen trippelnd, bei deren Anblick man vom Paradieſe und ſeinen Houris träumen konnte, — mit einem Wort, ſie war ein entzückendes Geſchöpf.

Ach Carmen, Carmela, Carmelita! was ſollte wohl der arme Damien anderes thun, als dich anbeten und dich dort oben auf dem Felſen verſtecken, wo Niemand dir am Tage einen Beſuch abſtatten konnte, ohne daß das ganze Dörfchen, ja die ganze Umgegend ihn hinaufklettern ſah und wo auch Nachts Keiner deine Hütte umſchleichen konnte, außer wenn er dies in einer Entfernung von mehreren hundert Fuß tiefer thun wollte.

Obgleich Carmen ſo einſam auf ihrer Felſenhöhe lebte und kaum von Jemand als nur von ihrem Manne geſehen wurde, ſo ging doch faſt der ganze Erlös von den Aalen des Ebro für Schürzen, Tücher, bunte Perlen, Ohrringe und ähnlichen Flitterkram dahin. Durchdrungen von dem Gefühl, daß ſie noch zu etwas Höherem beſtimmt ſei, putzte ſich Carmela alle Tage ſo, als ob ſie zum Tanze gehen wollte und ſetzte ſich in ihrem Staat vor die Thür ihrer Hütte. Dort wurde ſie von den Spatzen, von den Blumen des Gartens und von den vorüberziehenden Wolken geſehen, — ſonſt freilich von Niemandem, ſie wartete aber ruhig, bis ihre Stunde einſt kommen würde. Die einzige Nachbarſchaft der Hütte, das ſtolze Caſtell, war eben vor der Rückkehr des Baron von Mequinenza vollſtändig unbewohnt, und vom Thale aus konnte man, der großen Entfernung halber, die Frau des Fiſchers nur für eine Blume in leuchtenden Farben halten, die dort oben auf dem Abhange wuchs. So konnte alſo derjenige, den Carmen in ihren beſten Kleidern erwartete, nur durch die Luft zu ihr kommen.

Aber ſehnte ſich denn das junge Fiſcherweib nach einem Herzliebſten und liebte ſie denn nicht ihren Mann? Ja, wer konnte das ſo genau wiſſen! Nur ſo viel ſtand feſt, daß ſie faſt immer allein war, da Damien die meiſte Zeit damit verbrachte, mit ſeinen Aalen in der Umgegend umher zu wandern und ſie ſo vortheilhaft als möglich zu verkaufen. Er hatte ihr verboten, während ſeiner Abweſenheit in's Dorf hinunter zu ſteigen, und ſie gehorchte ihm blind, erſtens, weil Gott es einmal ſo befohlen, und zweitens auch, weil ein ſo reizendes Geſchöpf wie ſie, nach ihrer Meinung, ſich nicht mit einfachen Bauersleuten abzugeben brauchte. — Hier könnte man einwenden, daß ja Damien auch nur ein einfacher Bauer war! Nun, eben deshalb gefiel er ihr auch nicht, obgleich ſie ihn geheirathet hatte.

Wie ſollte er ihr auch gefallen, ſo ſchmutzig und ſchlecht gekleidet, wie er war, mit ſeinen ſchwieligen, von Dornen geritzten Händen, ſeinem ſonnengebräunten, dunklen Geſichte und ſeinem unangenehmen Fiſchgeruch, der ſich ſchon auf fünfzehn Schritte von ihm bemerkbar machte? Ihr, die ſo hübſch und zart, ſo ſtolz und zierlich wie eine Madrilena war?

Freilich, wenn der Fiſcher ſo ſchlecht gekleidet war, ſo mußte man den Grund darin ſuchen, daß ſeine Frau ſo luxuriös für ihre eigene Perſon war. Hätte er ſeine Hände geſchont und weniger gearbeitet, ſo hätte ſie fleißig ſchaffen und ſich die ihrigen dabei verderben müſſen. Mußte ſie es nicht auch einſehen, daß man durch die Hilfe dieſer für ſie ſo übelriechenden Fiſche die ſchöne Seife im nächſten Städtchen kaufen konnte, die ſo gut roch und mit der ſie ſo gern ihre zarten Finger wuſch?

Aber was nützt es, mit einem Weibe über ſolche Dinge vernünftig zu raiſonniren, noch dazu mit einem Weibchen von achtzehn Jahren, ſo friſch, ſo leicht und ſo reizend, wie die ſieben Farben des Regenbogens! Ach, die Dankbarkeit und die Erkenntlichkeit, das ſind viel zu ernſthafte Gefühle für ein ſo junges Weſen und die Gerechtigkeit iſt eine viel zu unbequeme Idee für eine lachende Einbildungskraft. Die Tugend wird im Schmelztiegel des Unglücks geläutert und geprüft, Carmelita aber — war nicht unglücklich.

Alles dies bedeutet und läßt es ſchon vorausſetzen, daß Carmela ſich ſtark in ihren Gedanken mit Don Jaime beſchäftigte, ja daß ſie ſich ſchon in ihn verliebte, ſobald das Gerücht im Dorfe umging, daß der junge Edelmann als ſiegreicher Kriegsheld in das Schloß ſeiner Väter einziehen würde.

Don Jaime kam in ſeine Heimath zurück und — es war nur nöthig, daß er das reizende Geſchöpf einmal ſah, um ſich bis über die Ohren in ſie zu verlieben. Unterdeſſen fuhr Damien fort, ſeine Aale zu fangen. Immerhin aber war er ſeit der Rückkehr des Barons von einem unbeſtimmten Gefühl bewegt, das er ſich anfangs ſelbſt nicht erklären konnte und das von der Eiferſucht nicht ſehr entfernt war. So tief gewurzelt in ſeinem Herzen auch die Ehrfurcht und die Achtung vor ſeinem Herrn und Gebieter war, ſo konnte er zuletzt doch nicht umhin, daran zu denken, daß Don Jaime mehr als nöthig nach ſeinem hübſchen Weibe guckte und daß zwiſchen Schloß und Hütte eine kleinere Entfernung beſtand, wie zwiſchen Hütte und Dorf, beſonders, wenn er die Brücke aus dem Nußholzbalken in Betracht zog.

So kam es denn, daß Damien eines ſchönen Tages Rheumatismus im rechten Bein vorſchützte, einen jungen Burſchen mit ſeinen Aalen in die Dörfer ſchickte und faſt gar nicht mehr, wenn nicht nur auf kurze Zeit, ſeine Hütte verließ. Um die Wahrheit zu ſagen, ſo waren ſeine Befürchtungen nur zu wohl begründet. Don Jaime und Carmelita waren es ſchon müde, ſich nur durch Zeichen zu verſtändigen, ſie waren ganz närriſch in einander verliebt und entbrannten in der höchſten Gluth, wie es zwiſchen leidenſchaftlichen Perſonen, die ſich nur anſehen, aber nicht ſprechen können, nur natürlich iſt. Die platoniſche Liebe aus der Entfernung wurde ihnen zur drückenden Laſt, der Raum, der zwiſchen ihnen lag, war ihnen verhaßt und — die kleine Brücke war ſchließlich leicht zu überſchreiten. So warteten ſie denn mit der größten Spannung darauf, daß Damien wieder ausgehen würde, da ſie ſich in ſeiner Abweſenheit ein Rendezvous geben wollten. So viel hatten ſie durch Zeichen mit einander verabredet.

Es war ein wunderſchöner Maiabend. Die beiden Gatten ſaßen vor ihrer Thür und freuten ſich an den letzten Strahlen der untergehenden Sonne. Dieſe iſt noch heutzutage immer dieſelbe, wie vor tauſend Jahren, und wir kennen ſie Alle, darum wollen wir ſie auch nicht näher beſchreiben. Wir wollen nur conſtatiren, daß ſie an dieſem Abend mit ganz beſonderer Langſamkeit und majeſtätiſcher Ruhe hinter den Bergen verſchwand, beinahe ſo, als wenn ſie daran dächte, gar nicht mehr an dieſen Ort zurückzukommen. Es war einer von den erhabenen Momenten, in denen die Zeit ſtill zu ſtehen ſcheint, eins dieſer Feſte in der Natur, von denen die Geſchichte nicht ſpricht, einer dieſer herrlichen und feierlichen Tage, an denen man glauben könnte, daß Welt und Natur zum erſten Mal den höchſten Grad ihrer Schönheit erreicht hätten und daß Alles, was vorher geweſen, nur eine Periode des Wachſens und des Entfaltens ſei, während die Zeit, die folgen würde, nur ein allmählicher Verfall, ein Dahinſterben ſein könnte. Carmela und Damien betrachteten in ſchweigender Bewunderung die untergehende Sonne, deren letzte Feuerſtrahlen den Horizont mit einer prophetiſchen Farbe erleuchteten. So roh und unentwickelt auch die innere Natur der Beiden war, ſo fühlten ſie doch in Folge der moraliſchen Erregung, die ſich ihrer bemächtigt hatte, daß dieſer Sonnenuntergang an dem Abende ihnen nicht ſo gleichgiltig und bedeutungslos ſein werde, wie an anderen Abenden.

Dadurch, daß ihre beſchränkte Intelligenz es ihnen nicht ermöglichte, die ihre Seele bewegenden dunklen Ahnungen und Vorgefühle zu analyſiren und ſich über dieſelben Rechenſchaft zu geben, vermehrte ſich ihre Angſt und Verwirrung mit jedem Augenblick, an dem die Sonne tiefer am Horizonte ſank. Sie blieben ſchweigſam und wagten kaum die Augen zu erheben, da ſie ihre geheimen Gedanken zu verrathen fürchteten.

Zwiſchen den beiden Schuldigen, der Frau, die den Verrath und Treubruch plante, und dem eiferſüchtigen Manne, der Mordgedanken hegte ſchien ſich ein ſtillſchweigender Accord gebildet zu haben; eine unausgeſprochene Mitſchuld unter einander verband ſie, ſo daß weder der eine, noch die andere daran dachte, ſich über ein ſo langes und ſonderbares Schweigen zu wundern.

Als endlich die Sonne ganz verſchwunden war, athmeten Beide tief auf, wie nach einer langen und mühſamen Arbeit. Sie waren, ein Jeder mit ſich ſelbſt, einig, ihr Entſchluß war unwiderruflich gefaßt. Sie ſahen ſich ohne Furcht und Zurückhaltung in die Augen. Dann richtete Damien ſeine Blicke nach dem Schloſſe und grüßte ehrfurchtsvoll Don Jaime, der unverwandt nach Carmela hinüberſchaute. Sie knixte mit der unſchuldigſten Miene von der Welt. —

Damien, der ſeine Frau beobachtet hatte, ſtreckte lächelnd ſein krankes Bein aus und ſagte dann zu ihr: „Wirklich, jetzt geht es mir wieder beſſer, und ich will einmal gleich einen Gang nach dem Dorf machen, um zu ſehen, ob ich nicht einige blanke Silberſtücke eintreiben kann, die man mir ſchuldig geblieben iſt. Ich werde dort über Nacht bleiben und dann morgen in aller Frühe nach meinen Netzen ſehen, die bis dahin hoffentlich voller Fiſche ſtecken. Alſo, leb' wohl bis dahin, Carmelita."

„Leb' wohl, Damien,“ antwortete Carmelita ohne ſichtbare Bewegung.

Noch niemals hatten ſich die beiden Eheleute in dieſer Weiſe getrennt; indeſſen hielten ſie ſich nicht damit auf, über dieſe Thatſache nachzudenken. Damien nahm ſeinen Hut, einen großen Stock, auf den er ſich beim Gehen angeblich ſeines kranken Beines halber ſtützte; er überſchritt die kleine Balkenbrücke und ſtieg dann längs dem Schloßgraben zu Thal. Ganz in der Ferne erleuchtete die ſcheidende Sonne noch den Kamm eines Bergrückens, dann wurde es allmählich finſter. —

Acht Stunden ſpäter war das Himmelsgeſtirn wieder auf der Rückkehr und erhellte den Platz vor der Fiſcherhütte mit dem anbrechenden Lichte. Der ganze Ernſt, die ganze Traurigkeit, mit der es ſich am Abend vorher zurückgezogen hatte, ſchien nur eine Comödie geweſen zu ſein. Sie war wieder da, die leuchtende Sonne, eben ſo ſtrahlend wie ſonſt, glühend, wie eine angezündete Fackel, überall Leben und Heiterkeit ausgießend, wohin nur ihre Strahlen drangen. Das Gewäſſer erglänzte in ihrem Lichte, die Nebel über den Waſſern des Ebro zerriſſen wie ein Gazeſchleier, die Heerden und Hirten begannen ſich in den Thälern zu regen, die Sperlinge hüpften dreiſt umher und die Hühner gackerten ihren Morgengruß.

Es war in der That dieſelbe Sonne, die während ihrer achtſtündigen Abweſenheit über den Ocean geſchifft war, die Mittagszeit in Amerika verkündigt und einigen Völkerſchaften an den Geſtaden des Stillen Meeres als Gott geleuchtet hatte. Dieſelbe Sonne, die bei einer Menge Trauungsceremonien in China als Fackel gedient, die Wüſten Hindoſtans verſengt und die Steine am Heiligen Grabe geküßt hatte. Wie eine Neugierige war ſie nun wieder da, um zu erfahren, was aus den beiden Fiſchersleuten geworden war, die ſie am Abend vorher in Hoch-Arragonien vor der Thür ihrer Hütte verlaſſen hatte. Was Damien anbetrifft, ſo können wir von ihm ſagen, daß er an dieſem Morgen ſich zufriedener als am vorhergehenden Abende fühlte, wenn wir nach der Behendigkeit urtheilen wollen, mit der er die ſteilen Abhänge des Schloſſes hinan kletterte. Andere Fiſcher aus dem Dorfe folgten ihm, und alle zuſammen ſangen mit lauter Stimme eins ihrer Volkslieder.

Sie kamen an die Zugbrücke, die ſchon hinuntergelaſſen war, durchſchritten den Hof des Schloſſes, in welchem noch Alles in den Federn lag und gelangten bis an den Platz, dem gegenüber in einiger Entfernung Damien's Hütte lag.

„Die Waſſer machen heute einen großen Spectakel“, ſagte einer von den Fiſchern.

„Da iſt ja die kleine Brücke“, ſagte Damien.

„O ja, gewiß“, ſagten ſie und ſchritten weiter.

Aber als ſie dorthin kamen, fanden ſie die Brücke nicht, ſie war eingeſtürzt, und es blieb faſt keine Spur vom Balken übrig.

„Wie iſt das nur geſchehen! Ein Balken aus Nußholz, ſo breit und ſo ſtark! Nun, ich werde mir heute einen anderen beſorgen müſſen,“ ſagte Damien

achſelzuckend. „Kommt, Burſchen, helft mir noch die Netze herausziehen, bevor es zu ſpät iſt.“

Sie griffen Alle zu, indem ſie wieder ihr Lied anſtimmten.

„Teufel! Was das ſchwer iſt!“ rief einer von ihnen.

„Ach, Du haſt da eine gute Beute; 250 Pfund wenigſtens“, ſagte ein Zweiter. „Das iſt ein guter Fang!“

„Ich glaube, wir fiſchen den Brückenbalken heraus,“ fügte ein Dritter hinzu.

Damien lächelte. Ein anderer Fiſcher, der beim zweiten Netz beſchäftigt war, rief jetzt: „Du ſagſt, daß Dein Netz ſchwer iſt, nun, dies hier wird nicht weniger wiegen, 300 Pfund taxire ich.“

„Es werden wohl einige Felsſtücke ſein, die ſich in den Maſchen des Netzes verfangen haben,“ ſagte ein Neider.

Damien wurde unruhig, Schweißtropfen der Angſt ſtanden ihm auf der Stirne.

„Wie kann das ſein, eins eben ſo ſchwer wie das andere?“ flüſterte er vor ſich hin. Sich ſo viel als möglich an den Stützpfeilern des Steges feſthaltend, ſchwang er ſich über das Waſſer und ſchritt ſeiner Hütte zu.

Das erſte Netz fing jetzt an, ſich über dem Waſſer zu zeigen. Es enthielt wirklich einen Theil des Balkens, einen ganz exact abgeſchnittenen Theil. Die kleine Brücke war während der Nacht durchgeſägt worden.

Die Fiſcher hatten ſich noch nicht von ihrem Erſtaunen erholt, als ſie plötzlich mit einem Schreckensſchrei zurückprallten. Zu gleicher Zeit ertönte von der Hütte ein ſchreckliches, herzzerreißendes Klagegeſchrei, Damien erſchien auf der Schwelle mit verwirrten Haaren, ſtierem Blick und ſo ſonderbar und grell lachend, wie ein der Vernunft beraubtes Weſen. Die Fiſcher hatten auf dem Grunde des erſten Netzes den Leichnam des Don Jaime erblickt.

Damien hatte in der Hütte Niemanden gefunden, Carmelita's Bett war nicht einmal berührt, aber ihr lebloſer Körper fand ſich im zweiten Netz, zuſammen mit der anderen Hälfte des Balkens.

„— Auch ſie! O, das habe ich nicht gewollt!“ ſchrie Damien mit der vollen Kraft ſeiner Lungen, „auch ſie! Guter Fiſchfang!“ rief er, ſo laut er konnte. Dann lief er in die Hütte zurück und ſchloß ſich ein. Als ſpäter die Gerichtsbeamten in dieſelbe eindrangen, um ihn feſtzunehmen, trafen ſie ihn dabei an, daß er ſich mit einer Säge die rechte Hand abzuſägen im Begriff war und dazu ohne Aufhören mit gräßlichem Lachen ſchrie: „Guter Fiſchfang!“

Er war verrückt geworden. — —

Vom Obriſten Guſtavſon.

(Guſtav IV. Adolph, 1778—1837).

Aus ungedruckten Briefen.

Von Dr. **Arthur Kleinſchmidt** in Heidelberg.

Der großherzoglich heſſiſche außerordentliche Geſandte und bevollmächtigte Miniſter am Hofe König Jérôme Napoleons von Weſtphalen, Baron von Mornainville, ein feiner Beobachter von Menſchen und Verhältniſſen, macht in einer Anzahl mir vorliegender Briefe, die in den Darmſtädter Archiven aufbewahrt werden, dem Großherzoge Ludwig I. von Heſſen und bei Rhein Mittheilungen über die Anweſenheit des entthronten Königs Guſtav IV. Adolph in Caſſel und ſein Auftreten. Dieſelben intereſſirten den Großherzog um ſo mehr, als ſeine Schwiegertochter, die Erbgroßherzogin, eine Schweſter der Königin Friederike von Schweden, der tiefgebeugten Gemahlin des „Don Quixote der Legitimität“ war. Uns aber liefern ſie aus der Feder von Augenzeugen, die obendrein auf Seite ſeines Todfeindes, des Kaiſers Napoleon, ſtanden, unwiderlegliche Beweiſe dafür, daß der verbannte Waſafürſt nie aufhörte, in jedem Zolle ein König zu ſein, und trotz des wohlfeilen Hohnes der großen Maſſe ſein theils ſelbſt verſchuldetes, theils auferlegtes Unglück mit reſignirter Würde trug. Laſſen wir nun Mornainville das Wort.

Am 15. September 1811 ſchreibt er zum erſten Male über den König von Schweden: er ſei in Begleitung eines däniſchen Offiziers durch Caſſel gekommen, um nach der Schweiz zu gehen, und bei dem däniſchen Geſandten Baron Selby abgeſtiegen, und Tags darauf berichtet er nach Selby's Mittheilungen Näheres. Guſtav Adolph kannte Selby von der Zeit, da dieſer an der Geſandtſchaft in Stockholm geweſen. Als er bei Selby eintrat, um zu warten, bis die Pferde gewechſelt würden, ſagte er, es würde ſeinerſeits ein Mangel an Schuldigkeit ſein, wenn er Caſſel berühre, ohne ſich dem Miniſter des Königs von Dänemark vorzuſtellen, zu deſſen Unterthanen zu gehören er die Ehre habe, und ihn zu bitten, er möge ihn zu den Füßen ſeines Vetters, König Friedrichs VI., legen und Höchſtdenſelben für den Empfang in Dänemark danken. Er ſchien ruhig und reſignirt und äußerte: „Sie ſehen in mir einen fahrenden Ritter, der kein

Vaterland mehr hat und ein Aſyl ſucht.“ Er beklagte ſich ſehr über ſein Land und hob hervor, er habe jede Unterſtützung von einer Nation zurückgewieſen, die ſo ſchlecht an ihm gehandelt habe, hingegen ſeien von ihm Anſtalten getroffen, um ihm nach der Schweiz zuſtellen zu laſſen, was ihm von ſeinem Erbtheile gebühre, und er werde beſtrebt ſein, damit auszukommen. Während er ein eiligſt bereitetes Dejeuner gütig annahm, ſprach er von Schweden, äußerte ſich mit viel Rückſicht von ſeinem Oheime und Nachfolger Karl XIII., obgleich er wohl wußte, wie dieſer an ihm geſündigt habe, und nannte Bernadotte voll Achtung, ohne ihn jedoch je als Kronprinzen zu bezeichnen und ihm einen anderen, als ſeinen Familiennamen zu geben; wegen Rußlands frug er Selby nur, ob man an Krieg mit dieſer Macht glaube; über Großbritannien klagte er und ſchien ſein Bündniß mit den Briten zu bereuen. Wenn der Geſandte ihn „Majeſtät“ nannte, ſo lehnte Guſtav Adolph dies Prädicat ab und bat um den einfachen Grafentitel, verſäumte hingegen nie, von ſeiner Gemahlin als von „der Königin“ zu reden. Auf die Frage der Geſandtin, ob er in Karlsruhe, wo die Königin bei ihrer Mutter lebte, einen Aufenthalt machen werde, erwiderte er, da er ihr nichts Gutes melden könne, werde er nicht dahin gehen, bat hingegen um eine Karte, um den Poſtweg nach Baſel zu ſuchen, und ſchien entſchloſſen, über Mainz am linken Rheinufer zu fahren. Der Poſtmeiſter wollte ihm vier ſtatt ſeiner drei Pferde einſpannen; er aber bat Selby, dieſe Gefälligkeit abzulehnen, da er die Koſten ſcheuen müſſe, und dankte ihm herzlich für die Erledigung ſeines Auftrages. Nach anderthalb Stunden fuhr der Wagen vor, Guſtav Adolph nahm in der liebreichſten Weiſe Abſchied von ſeinen Wirthen und willigte nur widerſtrebend darin, daß ſie ihn bis zum Wagen geleiteten; er erzählte noch, bis Hamburg ſei er mit däniſchem Paſſe gereiſt und dort hätten ihm die Behörden einen franzöſiſchen ausgefertigt. Seine Geſundheit ſchien gut. Er reiſte in offener Kaleſche, niemand von ſeinen alten Leuten war bei ihm, ſein ganzes Gefolge beſtand in einem Diener. Die Begegnung mit dem geſtürzten Monarchen machte den tiefſten Eindruck auf die Familie Selby, die ihrer Rührung kaum Meiſterin wurde.

Am 17. Februar 1812 erfolgte Guſtav Adolphs Scheidung von ſeiner vortrefflichen Gemahlin, einer der unerklärlichſten Schritte ſeines wunderſamen Lebens, und ſchon am 25. April berichtete Morainville dem Großherzoge, er höre von guter Quelle, der „Graf von Gottorp“, wie ſich der frühere Monarch damals nannte, habe wirklich Neigung zu einer neuen Heirath; am 6. Juni erfahren wir weiter, der Graf von Gottorp, der ſich als däniſcher Unterthan anſehe, habe den König von Dänemark um die Erlaubniß zur Wiederverheirathung gebeten, ihm aber den Namen ſeiner Auserkorenen nicht genannt; er habe ſich unter die Herrnhuter aufnehmen laſſen wollen, doch hätten ſie ſeinen Antrag unter dem Vorwande abgelehnt, ſie könnten in keine Verbindung mit gekrönten Häuptern eintreten; ſeine Noth ſei ſo groß, daß er ſeine Juwelen veräußern müſſe, einen dem däniſchen Könige angetragenen Solitair im Werthe von 40,000 Thalern habe dieſer zu ſeinem Leidweſen nicht gekauft.

Von dieſen Heirathsgerüchten hören wir ſeitdem nichts mehr.

Am 30. Juni 1813 erſchien Guſtav Adolph unter dem Titel „Prinz von Holſtein“ abermals in Caſſel, wo er auf die Erlaubniß wartete, nach Dänemark zu gehen. Er ſtieg im Hotel ab, zog aber auf die Bitte des Barons von Selby am 1. Juli zu dieſem über. Der Miniſter Graf Siméon, der gerade den Premierminiſter Grafen von Fürſtenſtein vertrat, machte ihm ſofort ſeine Aufwartung und erhielt einen Gegenbeſuch; dann ging Fürſtenſtein zu ihm. Im Namen des Königs von Weſtphalen bezeugte deſſen Günſtling Fürſtenſtein Guſtav Adolph die Theilnahme, die Seine Majeſtät an ſeiner Lage nähme, und den Wunſch, ihm Erleichterung zu verſchaffen oder Geldhilfe zu gewähren. Der „Prinz von Holſtein“ ſchien über ſo viel Wohlwollen gerührt, erwiderte Fürſtenſteins Beſuch und lehnte das Anerbieten dankend ab. Er verließ das Haus nur, um Spaziergänge zu machen oder das Theater zu beſuchen, für das er beſondere Vorliebe zu haben ſchien. Jérôme nahm lebhaftes Intereſſe an dem Entthronten, deſſen Schickſal wenige Monate ſpäter das ſeinige werden ſollte; lange unterhielt er ſich ſeinetwegen mit Frau von Selby, beſonders äußerte er Erſtaunen darüber, daß Guſtav Adolph auf den untilgbaren Titel „Majeſtät“ Verzicht geleiſtet habe, und tadelte als unverzeihlich ſeine Scheidung von der Königin. Als Baron Selby ſeinem hohen Gaſte auf ſeine Bemerkung, er ſei in Ungewißheit, wo er wohnen ſolle, entgegnete, am beſten lebe er bei der Königin, wurde der Verblendete ärgerlich, ſagte, ſeine Scheidung habe gute Gründe und ſei unwiderruflich; auch ſchien er Urſache zu Klagen über den badiſchen Hof zu haben. Seine Geſundheit war nicht gut, er ſah leidend aus, war von ungleicher Laune, oft zerſtreut und in ſich gekehrt. Aber er begann wieder Geſelligkeit aufzuſuchen, redete von Schweden und ſeinem eigenen Unglücke, nahm jeden Abend bei Frau von Selby den Thee und ſprach mit, wenn Leute da waren. Auf Morainville machte er einen unbeſchreiblichen Eindruck, der Geſandte hebt ſeine große Einfachheit, Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit ebenſo hervor, wie die ſeinem Range eigene Zurückhaltung, den Adel und die Würde ſeines Weſens, und ruft dem Großherzoge am 11. Juli begeiſtert zu: „Der Strohſtuhl, auf dem dieſer Fürſt ſo beſcheiden ſitzt, dünkt mir ein Thron. Er flößt mir einen heiligen Reſpect ein.“

Aus Kopenhagen traf die Erlaubniß ein, ſich im Holſteinſchen niederzulaſſen; Guſtav Adolph ging zuerſt nach Frankfurt, um einige Geſchäfte zu regeln. Morainville erzählt am 23. Juli, man könne nicht umhin zu geſtehen, daß er ſich in Caſſel alle Herzen gewonnen habe; er lebe ſehr zurückgezogen, gehe nur ſpazieren oder in das Theater, bisweilen jedoch ſuche er Zerſtreuung, ſeine Geſellſchaft ſei ſehr angenehm, er wiſſe eine Menge intereſſanter Anekdoten und trage ſie graciös vor; ganz plötzlich aber verſinke er in Träumereien und Trauer, Thränen entſtrömen ſeinen Augen. Er trat, wie Morainville erwähnt, höchſt einfach gekleidet auf, ſtets geſtiefelt und geſpornt; nur bei dem Gegenbeſuche, den er Fürſtenſtein abſtattete, trug er die Malteſer-Uniform und den däniſchen Elephanten-Orden. Einmal nur beſuchte er eine große Geſellſchaft bei dem ihm

von Karlsruhe bekannten öſterreichiſchen Geſandten Baron Schall und entzückte Jedermann. Morainville hatte hier die Ehre, mit ihm Schach zu ſpielen und äußerte im Geſpräche über den Urſprung und die Schönheit dieſes Spieles, der Erfinder müſſe eine große Vorliebe für die Damen gehabt haben, da die Königin die beſte Figur ſei; Guſtav Adolph belehrte ihn dagegen, ſein Vorfahr Karl XII., deſſen einzige Erholung das Schach geweſen ſei, habe es eigenthümlich geſpielt; er habe nämlich die Rollen von König und Königin vertauſcht, die Königin und nicht den König mat geſetzt und habe behauptet, es ſei ein Irrthum, der Königin ſo viel Vorrechte zu gewähren und den König eine ſubalterne Rolle ſpielen zu laſſen. Morainville hatte wiederholt Gelegenheit zu hören, wie ſehr „der Prinz von Holſtein“ das Andenken des Kaiſers Paul Petrowitſch ehrte, da er oft von ihm, deſto weniger von ſeinem Sohne Alexander I. Pawlowitſch ſprach; an jenem Abende bei Schall erwähnte Guſtav Adolph, aber ohne Aufregung, des Umſtandes, daß im Saale des Rathhauſes zu Riga eine Serie von Bildern ruſſiſcher Zaren ſei und Alexander erlaubt habe, das Bild ſeines Vaters daraus zu entfernen, wobei er hinzufügte, dem Sohne mache dies wenig Ehre.

Am 2. Auguſt hören wir, es habe nicht den Anſchein, als werde ſich der frühere König von Schweden in Holſtein niederlaſſen, da der Brief Friedrichs VI. ihn nichts weniger als dringend dazu aufgefordert habe; in ſeiner Gereiztheit ſolle Guſtav Adolph ſo weit gegangen ſein, ihm den Elephanten-Orden zurückzuſenden, den er ſeit 1. November 1786 mit der Deviſe «Gud och Folket» trug. Ein letzter Brief unſeres Gewährsmanns Morainville vom 22. Auguſt 1813 meldet, der Entthronte habe in der That den Orden zurückgeſchickt, weil ihm der König von Dänemark nicht in einfachen und klaren Worten erlaubt habe, in Holſtein, dem alten Lande ſeiner Väter, zu leben und auf ſeine wiederholten Dienſtanerbieten keine Antwort erfolgt ſei. An Selby erging die Weiſung, er möge Guſtav Adolph belehren, ſeine Briefe und Packete ſeien in Kopenhagen angelangt, ohne aber in nähere Erklärungen einzutreten. Der Brief ſchließt: „Es iſt meinem Collegen nicht geboten worden, jeden Verkehr mit ihm zu vermeiden; ſein Hof begnügte ſich, ihm zu geſtatten, daß er ihm wie bisher die allgemeine Höflichkeit erweiſe.“ So ſcheiterte kläglich auch die Hoffnung des Unglücklichen, auf dem Boden ſein müdes Haupt zur Ruhe zu legen, der die Wiege der Dynaſtie Gottorp getragen hatte, er mußte in der Welt umherirren, und wenige Fürſten dachten ſo edel, wie Ludwig XVIII. von Frankreich, der am 21. October 1814 nach Wien an Talleyrand ſchrieb: „Meine Thür wird niemals Jemandem verſchloſſen ſein, der mir die ſeinige geöffnet hat.“

Aus der Hauptſtadt.

Zur Phyſiognomie der „Faſtenzeit“. — Aus dem muſikaliſchen Leben der Reſidenz. Gerteud Giers. — Franzöſiſche Dichtung auf deutſcher Bühne. — Die „Spielhagen-Frage“. — Adolf von Sonnenthal. — Aus unſerer Gerichts-Chronik.

St. Petersburg, Mitte März.

Die „großen Faſten“ ſind in's Land gekommen, ohne daß ſich die Phyſiognomie des Reſidenzlebens darum merklich geändert hätte. Nur in den Hofkreiſen und den ihnen nahe ſtehenden Geſellſchaftsſchichten hat das Salontreiben bis zu Oſtern eine Unterbrechung zu erleiden, und das eine und andere Theater iſt geſchloſſen; dafür aber giebt's andere, die jetzt erſt geöffnet werden, giebt's Gaſtſpiele auf Bühnen, wo auch in der Faſtenzeit geſpielt wird, giebt's Kunſtausſtellungen aller Art, Recitatoren und Preſtidigitateure, giebt's Muſikaufführungen verſchiedener Vereine und Virtuoſenconcerte, giebt's — gar Vieles, was die urſprüngliche Bedeutung der zwiſchen dem Carneval und dem Oſterfeſt liegenden Wochen eigentlich recht illuſoriſch macht.

Früher trug die „große Faſtenzeit“ ein weit charakteriſtiſcheres Gepräge; damals, als wir nur die ſechs Hoftruppen zählten, die während dieſer Zeit alle feierten und nur Concerte mit lebenden Bildern bringen durften; als ein Machtgebot der Kaiſerlichen Theaterdirection mit Ausnahme der Concerte der „Kaiſerl. Ruſſiſchen Muſikaliſchen Geſellſchaft“ alle übrigen auf dieſe Wochen zuſammendrängte; als von Kunſtausſtellungen noch gar wenig zu hören war — die erſt ſeit Anfang der 70er Jahre regelmäßig und in immer wachſender Zahl veranſtaltet werden — als überhaupt das Programm öffentlicher Vergnügungen für den Petersburger ein weit ärmeres war, als heute, wo wir neben den ſechs Hoftruppen eben ſo viel namhaftere Privattruppen, viel zu viele Cafés-chantants in und außerhalb der Stadt und eine Menge von Vereinen haben, die Kunſtzwecke verfolgen und muſikaliſche und dramatiſche Aufführungen aller Art — ſogar Opernaufführungen veranſtalten; wo endlich mit Aufhebung des Monopols der Kaiſ. Theaterdirection auch die Concerte freigegeben ſind, ſo daß die Wochen vor Oſtern auch in dieſer Beziehung ihr ehemaliges charakteriſtiſches Gepräge verloren haben.

Dazwiſchen gab's gar eine Zeit, wo alle Theater auch während der Faſten-

zeit fortſpielten. Seit drei Jahren aber iſt auf Wunſch des hl. Synods die Verfügung getroffen worden, daß gleich nach der „Maſſljaniza“ die ruſſiſche Schauſpiel- und Operntruppe und das Ballet vom Vergnügungsanzeiger abgeſetzt werden. Es iſt das aber nur eine halbe Maßregel: denn das deutſche Theater, die franzöſiſche Truppe, kurz Alles, was nicht einen äußerlich ruſſiſchen Charakter trägt, braucht nicht zu feiern. Das führt denn zu gar ſonderbaren Erſcheinungen. Wir haben hier z. B. einen ſehr ſtrebſamen „Verein von Freunden ſceniſcher und muſikaliſcher Künſte“, der auch eine Privat-Theaterſchule unterhält. Da die Clauſurvorſchrift ſich im vorigen Jahre auch auf alle Privattheater bezog — daß dem nicht mehr ſo iſt, iſt eine weitere Inconſequenz — ſah ſich dieſer Verein, der Tſchaikowſki's Oper „Jewgeni Onegin“ einſtudirt hatte und ſie in der Faſtenzeit zur Aufführung bringen wollte, in eine ſehr unangenehme Lage verſetzt. Alles war fertig; mit großen Koſten war das den Petersburgern noch ganz fremde Werk inſcenirt worden und plötzlich heißt's: Quod non! „Onegin“ iſt eine ruſſiſche Oper — folglich geht's nicht. Aber man wußte ſich zu helfen. Sie war bereits in Deutſchland aufgeführt worden; es gab einen deutſchen Text; alſo — deutſch wird die ruſſiſche Oper geſungen und der Verlegenheit iſt ein Ende gemacht. Nicht wahr — das nimmt ſich recht ſonderbar aus? Da iſt ferner Herr Kartawow, der Rival des Moskauer Operettentheater-Impreſario und Vergnügungscommiſſars en gros Lentowſki. Bis zur Faſtenzeit ſpielt ſeine ruſſiſche Operettentruppe im „Kleinen Theater“; dann aber wird ſie durch eine franzöſiſche abgelöſt, und mit ihr zieht in das ſonſt nur mittelmäßig beſuchte Theater an der Fontanka erſt recht Leben und tolle Luſt ein, denn in der Darſtellung von Operetten thut's den pikanten, chicenſen Franzöſinnen doch Niemand gleich.... Solcher Anomalien giebt's noch manche.... Daß unter den fortſpielenden Truppen die der italieniſchen Oper ſich nicht befindet, iſt nur ein Zufall: ihre Stagione hört immer mit Beginn der Faſten auf; ein Theil der Truppe begiebt ſich dann in der Regel nach Moskau, wo er im dortigen Hoftheater einen Cyklus von Vorſtellungen geben muß....

Und ſo müßte es denn, will man anders die Faſtenzeit von oben her für die große Maſſe wirkſamer machen, ihrer Bedeutung mehr Relief verleihen, durchaus heißen: conſequente Durchführung der Anſicht und Maßregeln. Läßt ſich aber das aus dem einen oder anderen Grunde nicht ermöglichen — nun, ſo dictirt gar keine beſchränkenden Maßregeln; ſo wie ſo wird ja gerade das Volk, d. h. die untere Schicht der Geſellſchaft, der ſie zumeiſt gelten, am wenigſten von ihnen betroffen; es beſucht ja ohnehin kaum das Theater, das nationale ſo wenig, als irgend ein anderes. Ja, wenn man in dieſen fünf Wochen die Schenken ſchließen oder wenigſtens die Ausſchankzeit beſchränken wollte — das hätte vielleicht eine andere Wirkung; aber natürlich iſt das unmöglich, und ſo bleibt Alles beim Alten. Und was die intelligenten Klaſſen betrifft, ſo tröſten die ſich ſehr bald darüber, daß ſie anſtatt eines hiſtoriſchen Dramas oder einer ernüchternd wirkenden ſatiriſchen Comödie — «La belle Hélène» und «La fille de

M-me Angot» zu ſehen bekommen und anſtatt einer Oper von Glinka oder Rubinſtein ſich von Pariſer Chanſonetten-Sängerinnen ihr „Trou—la—la la“ vorſingen und tänzeln laſſen.

Die Faſtenzeit ſelbſt aber hat ihren alten, ernſten, ſtillen und eigenartigen Charakter ganz und gar verloren. . . .

* * *

Bis vor Kurzem war ſie wenigſtens noch die ausſchließliche Aera der Concerte. Wöchentlich gab's da an 15 bis 20 Soiréen und Matinéen verſchiedenſter Art muſikaliſchen Programms von Virtuoſen und Soliſten aus aller Herren Ländern, von Vereinen und Clubs, und an dem Kunſthimmel St. Petersburgs zogen glänzende und ſtrahlende muſikaliſche Sternſchnuppen in Schwärmen vorüber, wie am aſtronomiſchen Himmel im Auguſt und November. Es war eine Hochfluth von Concerten, die regelmäßig alle Jahre wiederkehrte, wie Aequinoctial-Fluthen an den Küſten der Nordſee. Es war dann ein Singen und Klingen und Summen und Tönen, als gäben ſich die muſikaliſchen Geiſter der ganzen Welt an den Ufern der Newa ein Rendezvous. . . .

Jetzt, wie geſagt, iſt auch das anders geworden. Jetzt beginnt die Wanderung der Künſtler und Künſtlerinnen verſchiedenen Charakters, der Sterne erſten und zweiten Ranges und ſolcher gar keinen Ranges gleich mit Eröffnung der Saiſon und erreicht ein Ende erſt zu Oſtern. Man kann jetzt zu jeder Zeit im Jahre hier gute Concerte hören — in den Sommermonaten in den „Vauxhalls“ von Pawlowsk, Oſerki ꝛc. — aber die, die ſie veranſtalten, ſie merken, daß es auch ſonſt nicht mehr ſo hier iſt, wie früher. St. Petersburg iſt nur ganz ausnahmsweiſe noch einmal das altberühmte goldſtrotzende Eldorado für die Jünger der Frau Muſica. Wir haben überhaupt weit weniger Geld als früher; eine Thatſache, von der wir ſelbſt nicht ſo ſehr überzeugt ſind, als eben die Fremden, die herkommen, um ein glänzendes Geſchäft zu machen und anſtatt Geld in Scheffeln Enttäuſchungen mit ſich über die Grenze nehmen. Und dann iſt das Quantum des Vorhandenen auf dem Gebiete des Vergnügens und Kunſtgenuſſes — und mag dieſer oft auch nur ſehr zweifelhafter Natur ſein — ſtets im Wachſen begriffen. Früher gab's, um bei der Faſtenzeit ſtehen zu bleiben, in dieſen Wochen ſo gut wie nichts weiter, als Concerte. Jetzt iſt die Concurrenz das ganze Jahr über eine gewaltig große.

Da veranſtaltet z. B. allein die Kaiſ Ruſſiſche Muſikaliſche Geſellſchaft im Winter zehn große Symphonie-Concerte und zwölf Quartett-Soiréen mit den allerbeſten, nicht blos einheimiſchen, ſondern auch ausländiſchen Kräften; da iſt der zehn bis zwölf Jahre alte „Verein für Kammermuſik“, der eine lange Reihe trefflicher Concerte giebt; da ſind all' die berühmten und unberühmten Profeſſoren des Conſervatoriums, angefangen bei Dawydow, dem Celliſten von europäiſchem Rufe mit ſeinem großen Ton und der mächtigen Bogenführung, und Auer mit ſeiner eben ſo claſſiſch als virtuos ſingenden Geige, und Braſſin, dem Könige der

Pianiſten unſeres Conſervatoriums, und Everardi, der alljährlich eine Schaar friſcher junger Geſangskräfte der ruſſiſchen Oper zuführt, — bis herunter zu den dii minorum gentium, die nur einmal im Jahre durch mächtige Programmzettel ſich beim Publicum in eine ephemere und für ſie ſelbſt keinerlei materielle Rückſtände hinterlaſſende Erinnerung bringen; da ſind ferner die Enſemble-Concerte der Zöglinge des Conſervatoriums und die muſikaliſchen Aufführungen der deutſchen Vereine, an deren Spitze der ſtrebſame St. Petri-Geſangverein ſteht, der unter der bewährten Leitung des Profeſſors L. Homilius dieſer Tage wieder mit großem Erfolge Rubinſteins geiſtliche Oper „Das verlorene Paradies“ zur Aufführung gebracht hat, und die Concerte orthodoxer Kirchenmuſik der Hofſängercapelle und die Monſtre-Concerte der vereinigten Muſikcorps aller Garderegimenter, das ſogenannte „Invaliden-Concert“ mit ſeiner öffentlichen Generalprobe und ſeiner Wiederholung, während das Concert ſelbſt ſo gut wie Niemandem zugänglich iſt, der nicht zum Hofe oder zu der Generalität gehört, und die eben ſo faſhionablen Concerte der Philharmoniſchen Geſellſchaft und der Kaiſ. Patriotiſchen Geſellſchaft und — ja, iſt's denn noch nicht genug? Und doch könnte ich noch ſo Manches aufzählen, was wir an ſtändigen und regelmäßigen Genüſſen auf muſikaliſchem Gebiete aufzuweiſen haben. Zu all' dieſem aber kommt dann erſt die Schaar der ſingenden, geigenden, klavierſpielenden, orgelnden, blaſenden Zugvögel. . . .

Dieſem ungeheuren Angebote ſteht aber eine verhältnißmäßig nur geringe Nachfrage gegenüber. Wo ſoll denn das Publicum für dieſe Maſſe von Concerten herkommen, deren Zahl ſich auf mindeſtens 150 ſchätzen läßt? Höchſtens 12,000 Einwohner der Reſidenz bilden unſer Concerte beſuchendes Publicum, und hier ſind ſowohl die Mitglieder der Kaiſ. Muſikaliſchen Geſellſchaft mitgerechnet und alle ſonſtigen Melomanen, ſowie auch die zufälligen Gäſte, die im Jahre ein-, höchſtens zweimal in einem Muſikſaale zu treffen ſind. Nehmen wir nun an, daß von jenen 12,000 Einwohnern im Durchſchnitte jeder vier bis fünf Concerte beſucht, ſo ſtellt ſich heraus, daß kein einziges Concert mehr als 400 Gäſte zählen kann; nun werden aber in Wahrheit viele Concerte nicht blos von Hunderten, ſondern von einigen Tauſenden beſucht, und da erſcheint's denn ganz natürlich, wenn manche Concertgeber gar kein Auditorium haben und ſich genöthigt ſehen, „Krankheits halber“ oder ſonſt aus irgend welchen „unvorhergeſehenen Gründen“ die Aufführung in der eilften Stunde noch abzuſagen. Und das paſſirt etwa nicht unbedeutenden Künſtlern und Winkelvirtuoſen, ſondern mancher Träger eines berühmten Namens hat hier in St. Petersburg ſo ſchlimme Erfahrungen machen müſſen. . . .

Wenn jemand zwei-, dreimal in der Newa-Reſidenz eine glänzende Ernte gehalten hat, dann iſt's mit ſeinen „Ausverkauft“-Träumen in der Regel vorbei. Wie auf allen Gebieten, ſo liebt die große Maſſe der Reſidenzler auch auf dieſem die Abwechſelung. «Toujours perdrix!» Nirgends wird man, ſelbſt der «perdrix», ſo leicht überdrüſſig, wie hier. Der gluthängige, ſchwarzlockige Geigen-

könig aus Spanien, Pablo Saraſate, weiß was zu erzählen hiervon. Wagenladungen von Lorbeeren, Haufen Goldes und ein frenetiſcher Jubel wurden ihm vor vier Jahren entgegengebracht; er kam wieder und wieder, und in dieſem Winter mußte er zu ſeinem Concerte beträchtlich zuzahlen. Und Profeſſor Delaborde aus Paris und Sophie Menter haben in ihren Tagebüchern ähnliche Eindrücke verzeichnen können. Und wenn der Wiener Pianiſt Alfred Grünfeld, der ſich im vorigen Jahre alle Herzen und Ohren und — Beutel im Sturme eroberte, nachdem er nun noch vor zwei Monaten eine hübſche Nachleſe gehalten hat, im nächſten Jahre bereits wiederkommen ſollte, ſo dürfte auch er hier wohl noch immer begeiſterte Lobpreiſungen finden, aber nur ein kleines Auditorium.

Ihre Künſtlereitelkeit braucht ſich dadurch nicht gekränkt zu fühlen. Man denkt darum nicht um ein Haar ſchlechter von ihnen; als früher — aber man läuft ihnen nicht mehr ſo zu; denn ſo ſind wir nun einmal . . .

Unter ſolchen Umſtänden hat hier das „wer zuerſt kommt, mahlt zuerſt“ eine ganz beſondere Berechtigung.

In dieſer Saiſon kam zuerſt Eugen d'Albert, oder Rubinſtein III., wie der erſt 19jährige und doch ſchon ſo berühmte Schüler Liſzt's getauft worden iſt, der wohl nicht ſo genial iſt, wie Anton Rubinſtein — der einzige Künſtler, der hier Jahr für Jahr ſicher ſein kann, daß, wenn er ein Concert anſagt, bereits vierzehn Tage vor demſelben alle Billets vergriffen ſind — aber als neue, intereſſante Erſcheinung ein großes Publicum anlockte und durch ſeinen gemüthvollen, ruhigen Vortrag ohne jegliche Affectation Alles feſſelte, ſo daß er im rieſigen Saale der Adelsverſammlung drei ſehr gut beſuchte Concerte veranſtalten konnte. Vor ihm war freilich die kleine Ungarin Ilona Eibenſchütz ſchon dageweſen, die gleich zu Beginn des Herbſtes eintraf, aber ſie kommt als ein bloßes Curioſum weniger in Betracht und verſammelte eigentlich nur ein wohl reizend anzuſchauendes, aber gewiß nicht maßgebendes Auditorium von Kindern verſchiedenen Alters. Daß Pablo Saraſate, Sophie Menter, Alfred Grünfeld, diesmal mit ſeinem Bruder, dem trefflichen Celliſten Heinrich Grünfeld, uns beſucht haben, das wurde ſchon bemerkt. Neben Eugen d'Albert erregte einiges Aufſehen auch Hegyeſi, der berühmte Celliſt des berühmten „Florentiner Quartetts“, der im Sommer als Soliſt im Orcheſter des Vauxhall „Oſerki“ ſich viele Freunde erwarb, deren Zahl noch wuchs, als er im Herbſte ſich in einem eigenen Concerte in der Stadt ſelbſt hören ließ, um dann einem ehrenvollen Rufe als Profeſſor am Conſervatorium zu Prag Folge zu geben.

Damit iſt jedoch die Reihe der fremden Virtuoſen noch nicht erſchöpft, die hier in dieſer Saiſon ihre „Viſitenkarten“ abgegeben haben und die noch in Ausſicht ſtehen, wie z. B. Tamberlik, gleich den Tenoriſten Robini, Mario, Calzolari und Maſini auch ein vielgefeierter Stern unſerer italieniſchen Oper von ehemals, u. A. Aber das genügt, um darzuthun, wie viel uns geboten wird. Nur noch eine beſonders leckere Schüſſel will ich namhaft machen, die auf dem reichen Concertmenu der diesmaligen Faſtenzeit ſteht: das Kleeblatt Auer, Braſſin

und Dawydow veranſtaltet in der zweiten Hälfte des März je einen Schumann-, Schubert- und Beethoven-Abend. Ein „Göttermahl“ für jeden echten Muſikfreund, und danach fällt das Abonnement auch aus.

* * *

Und neben all' den muſikaliſchen Genüſſen, die uns der Concert-Anzeiger allwöchentlich in Ausſicht ſtellt, giebt's, wie geſagt, trotz der „Faſtenzeit“ auch noch viele andere, denn die Theater feiern ja nur zur Hälfte.

Neben der Operettentruppe des Herrn Kartawow iſt es die deutſche Kunſt, die in dieſen Wochen beſondere Anziehungskraft ausübt, dank den Gaſtſpielen von Frl. Gertrud Giers, Frl. Nina Weiſſe und Adolph v. Sonnenthal, und — zur Ehre der St. Petersburger wollen wir hinzufügen — eine weit größere Anziehungskraft, als das Kleine Theater mit ſeinen Offenbach'ſchen und Lecoq'ſchen Weiſen.

Gertrud Giers! So mancher Revalenſer und Dorpatenſer erinnert ſich noch des drallen „Trudchens“, das vor zehn bis zwölf Jahren auf den kleinen baltiſchen Bühnen an der Hand der Mutter die erſten Schritte auf den weltbedeutenden Brettern machte: heute als Backfiſch in irgend einer einactigen Poſſe und morgen als Kammerzofe in einem Vaudeville. Ob er ſie wohl jetzt wieder erkennen würde? Aus dem Backfiſch iſt — eine Heroine, aus der Kammerzofe — eine Tragödin geworden. Sie, die nach den erſten Debuts in den Oſtſeeprovinzen, in Leipzig und ſpäter in Düſſeldorf die unvermeidliche Jane Eyre, das rührende Kleiſt'ſche Käthchen, die romantiſche Preciosa ſpielte — heute verkörpert ſie Geſtalten wie Meſſalina, Medea, Phädra, die Jungfrau von Orleans, Lady Macbeth u. ſ. w. «Per aspera ad astra» lautet der Wahlſpruch der Künſtlerin; den «astra» deutſcher Bühnenkunſt ſteht ſie durchaus nahe; das «aspera» aber iſt ihr nur wenig anzumerken. Strotzend von Geſundheit und Kraft, ein walkyrengleiches Heldenweib, ſo tritt ſie vor uns hin, und öffnet ſie in gemüthlicher Plauderſtunde den Mund, ſo ſprudelt es Humor hervor, ohne Ende, prickelnder, geiſtvoller Humor, wie ihn nur der Zufriedene kennt. Und wie ſollte ſie nicht zufrieden ſein! Gertrud Giers hat das Glück gelächelt in ſtets wachſendem Maße. Seit ſie vor etwa ſieben Jahren durch Zufall — in Budapeſt war es, wo ſie einem bedrängten Theaterdirector aus böſer Klemme half, indem ſie in Wilbrandts „Meſſalina“ für die plötzlich erkrankte Trägerin der Hauptrolle helfend einſprang — ſeit ſie alſo durch Zufall auf das Gebiet der Heroine gewieſen, ſich dieſem Fache ganz gewidmet hat, iſt ihr Stern ſtets im Steigen begriffen geweſen. Von Budapeſt ging ſie nach Köln, um hier ſchon als Primadonna zu wirken und nach einem kurzen vorübergehenden Aufenthalte in Caſſel ſiedelte ſie 1879 nach Hamburg in's Stadttheater über, deſſen berühmter Director Pollini mit ihr einen Contract auf ſieben Jahre abſchloß unter den glänzendſten Bedingungen. Nur dieſem Contracte wohl iſt es zuzuſchreiben, daß ſie heute noch nicht zum Verbande des „Deutſchen Theaters“ gehört. Aber in Berlin iſt ſie doch

wohlbekannt, und während ihres letzten Gastspiels daselbst hat sie achtzig Mal hinter einander „Fedora“ von Sardou spielen müssen. Einem Gastspiel-Engagement Folge gebend, weilt nunmehr die Hamburger Heroine in St. Petersburg.

Im Ganzen ist diese Zeit nicht gerade die günstigste für Gastspiele. Wir sind im März meist schon etwas theatermüde und die Beutel noch leerer, als zu Beginn der Saison. Der materielle Erfolg ist daher für die Kais. Theaterdirection kein bedeutender, der künstlerische Erfolg aber für die auf festes Honorar spielende Heroine ein getheilter. Man wirft Frl. Giers eine gewisse Manierirtheit vor und zudem ist die Wahl ihrer Gastrollen keine ganz glückliche gewesen: ihre ganze Eigenart trat nur in der „Messalina“ und in der „Phädra“ hervor. Aber die Titelrolle der Wilbrandt'schen Tragödie ist nicht gerade die sympathischste, die man sich denken kann, und die „Phädra“ stand nur einmal auf dem Repertoir: Frl. Giers spielte sie in einer Vorstellung, die die deutsche Hoftruppe zum Besten des „Alexander-Hospitals für Männer“ am 16. c. veranstaltete*). Mächtige Leidenschaftlichkeit, ein künstlerisch beherrschtes Temperament, eine plastisch abgerundete Spielweise und eine minutiöse Ausarbeitung jeder Partie, endlich ein sonores, wenn auch nicht sehr modulationsfähiges Organ, dem namentlich elegische Töne fehlen — das sind die glänzenden Seiten ihrer Leistungsfähigkeit. Und die Zeit ist nicht mehr fern, wo sie mit Charlotte Wolter und Clara Ziegler an der Spitze aller deutschen Bühnenkünstlerinnen stehen wird. . . .

Ein Mißgriff — ob sie selbst, ob die Regie des deutschen Theaters ihn verschuldet hat, vermag ich nicht anzugeben — ein Mißgriff war es jedoch, daß sie auch als die Titelheldin der Sardou'schen Comödie „Odette“ hier auftrat. Mir ist nie recht erfindlich gewesen, warum die deutsche Bühne bei französischen dramatischen Dichtern Anleihen macht. Indessen sind die Pariser Sitten- und Unsittencomödien, Ehebruchsdramen und Conversationsstücke in den deutschen Theatern vollständig eingebürgert — zum Schaden deutscher Kunst und zum Schaden der französischen Bühnendichter. Eben so wenig wie Gogols „Revisor“ oder Freytags „Journalisten“ je auf einer französischen Bühne nur einigermaßen wahrheitsgetreu und erträglich werden aufgeführt werden können, eben so wenig wird je eine deutsche Truppe — vielleicht einige Wiener ausgenommen — je einem Sardou, Dumas, Barrière, Feuillet, Augier ganz gerecht werden können. Aber die Deutschen, weniger klug und weniger stolz wohl auch, als ihr Nachbarvolk, sagen: „Der Bien kann nicht, aber der Bien muß“, und reißen, indem sie jene französischen Comödien auf ihre Bühnen verpflanzen, das Bild aus seinem Rahmen, die Episode aus der Mitte, in der allein sie verständlich und annehmbar erscheint, und es entsteht ein Zwitterding höchst unerquicklichen Charakters. Racine, Molière, Beaumarchais, allenfalls auch Scribe, sind auf einer deutschen Bühne möglich, die modernen Dramatiker der Seinestadt aber nicht.

*) Da ich diese Zeilen gerade am Morgen des 16. schreibe, so kann ich Ihnen über den Ausfall dieser so dankenswerthen Vorstellung auch noch nichts berichten.

Das weiß unſere deutſche Truppe ſehr wohl, die hier ja neben einer franzöſiſchen wirkt, die im Enſembleſpiel ſowohl, als auch in manchen Einzelleiſtungen ihr überlegen iſt, und es iſt daher Uſus, daß ihr Repertoir von jeglichem franzöſiſchen Import frei bleibt. Der Gaſtſpielerin aber mußte eine Conceſſion gemacht werden, und ſo ſahen wir „Odette“ im Deutſchen, dieſelbe Odette, die im „Théatre Michel“ mit Mlle. Dica-Petit in der Titelrolle einen durchſchlagenden Erfolg erzielte. Was war aus der Sardou'ſchen Comödie geworden, die ja durchaus nicht zu den beſten dieſes fruchtbarſten der heutigen Pariſer Bühnendichter gehört, die aber auf dem heimiſchen Boden und in der adäquaten Mitte immer wirken wird? Trotz aller redlichen Mühe, die ſich die Darſteller gaben, trotz mancher relativ wirklich guten Leiſtung war das Reſultat ein recht mäßiges. Das waren nie und nimmer Franzoſen, und wie wenig war vom Reiz des Dialogs übrig geblieben! Alles erſchien plumper, grober, greller. Auch Frl. Giers ſelbſt vermochte die Sache nicht zu retten; auch ſie war nicht die Odette, die Sardou ſich gedacht, weder äußerlich, noch in der Verkörperung des Charakters, und zeigte ſie ſich auch hier wiederum als eine bedeutende Schauſpielerin, ſo that es Einem doch leid um die reiche Kraft, die vergeblich aufgewandt wurde. . . . Und leid that uns auch der franzöſiſche Autor.

Außer in den genannten Rollen bekamen wir Frl. Giers auch noch als Eleonore in Spielhagens „Gerettet“ zu ſehen. . . .

* *
*

Endlich iſt der Name genannt, dem zu begegnen Sie wohl längſt ſchon erwarteten. Aber es ſei mir geſtattet, die „Spielhagen-Frage“, die bei uns ſo unendlich viel Staub aufgewirbelt hat und die die Reſidenzpreſſe anderthalb Wochen hindurch in einer geradezu lächerlichen Aufregung erhalten hat, hier wenigſtens recht kurz zu behandeln. Dieſe tragikomiſche Epiſode dürfte zudem dem Leſer der „Nordiſchen Rundſchau“ ſchon bekannt genug ſein.

Wodurch entſtand denn eigentlich dieſer Scandal, den die Spadaſſins der Feder, die Aventuriers der Straßenpreſſe, Feuilletoniſten, die ihren Eſprit ſich aus einer fuſelhaltigen Sphäre holen, mit ſo großem Behagen nährten und fütterten und der um ſo größer ward, je mehr die Stimme der Beſonnenheit mahnend und beſänftigend, zurechtſtellend und beſchwichtigend ſich in dieſem Hexenſabbath geltend zu machen ſuchte, dieſer Orgie, die Bosheit und Unverſtand, Grobheit und Dummheit, Selbſtüberhebung und Phraſe, Klatſchluſt und Racenhaß mit einander feierten — ein Ende zu machen bemüht war?

Ja, die Sache iſt eigentlich herzlich einfach; aber auch ſehr lehrreich und für unſere Verhältniſſe in unangenehmer Weiſe charakteriſtiſch.

Spielhagens neueſtes Schauſpiel hat — ſagen wir es offen — in Deutſchland eigentlich Fiasco gemacht. Wäre nicht gerade er der Autor des „Gerettet“ geweſen: unrettbar verloren wären Dichtung und Dichter; ſo aber ward der Name „Spielhagen“ zu einem gewaltigen Milderungsgrund, und das mächtige

Talent von Gertrud Giers that ein Uebriges und rettete, was zu retten war; ihr allein hat der Dichter es zu danken, wenn er schließlich „gerettet!“ ausrufen konnte. Auf seine Bitten hin entschloß sie sich denn auch, das Stück in ihr Petersburger Gastspielrepertoir aufzunehmen und bestimmte es sogar für die Benefiz-Vorstellung. . . . Da verlautete plötzlich das Gerücht, Spielhagen wolle selbst nach St. Petersburg kommen, um der Aufführung beizuwohnen. Es verbreitete sich schnell und wurde sympathisch begrüßt.

Von allen modernen Dichtern und Schriftstellern Deutschlands ist in Rußland kaum sonst noch einer so populär, wie der Autor der Romane „Problematische Naturen“, „Durch Nacht zum Licht“, „In Reih und Glied“. Aus gutem Grunde: seine Werke tragen sehr wenig specifisch deutsche Züge an sich und der Geist, der in seinen ersten Romanen lebt, hat viel an sich von dem Geiste der russischen Belletristen aus dem Lager der «обличителей» oder „Ankläger“; endlich wirkt das glänzende Erzählertalent Spielhagens, seine effectvolle Darstellung auf Jedermann fesselnd. Und so kam es, daß fast alle seine Werke in's Russische übertragen wurden und durch die Feuilletons der Tagespresse eine weite Verbreitung fanden.

Die Sympathien, die Spielhagen unzweifelhaft bei russischen Schriftstellern und unserem großen Publicum genießt, sollten nun einen beredten Ausdruck finden, und das war ganz hübsch und in der Ordnung. Warum sollte die russische Schriftstellerfamilie nicht mit Freuden Spielhagen ehren, wie z. B. die Franzosen Turgenew feierten?

Aber da bemächtigten sich Renommage, Eitelkeit, Selbstüberhebung des Namens des vielbewunderten deutschen Romanciers, um aus den Ovationen für ihn *sich* ein Podium der Selbstberäucherung zu errichten. Die Stimmen, denen es auf eine wirkliche, tactvolle Anerkennung fremdländischen Talentes ankam, wurden überschrien, und in der „Schriftstellerfamilie“ trieben wieder einmal Unfrieden, Zwiespalt und die leidige persönliche Rancune, ohne die wir es nun einmal nicht machen, ihr häßliches Wesen. Als es so weit gediehen, da mischten sich dann auch gar bald die Ritter der Freude am Klatsch und der Lust am Scandal in die Sache und dem Faß wurde gar der Boden ausgeschlagen durch den unbedachten Antrag Michelsohn in der Duma, auch diese solle sich an der Ovation betheiligen. Nun gab's keinen Halt mehr: es erhob sich ein Höllenlärm. Keiner kam mehr zu Worte. Alles schrie und brüllte durch einander. Alles wurde zusammengeworfen: die „Nemzy“ im Allgemeinen und die „deutsch-jüdischen“ und „jüdisch-russischen“ Journalisten im Speciellen; die „Duma“ und die Bedeutung und das Talent des an der ganzen Sache vollständig unschuldigen Spielhagen, dessen Name bald hinaufgeschraubt wurde bis zu den Fixsternen, bald hinuntergetreten wurde in den Staub und Schmutz; der Antragsteller Michelsohn und sein Opponent Baron Korff*); und die schmutzige Wäsche, die dabei große

*) In Folge des Protestes des Stadtverordneten Korff unterblieb die officielle Betheiligung der Duma an den Ovationen beim Empfange Spielhagens am Bahnhofe und im Theater.

und kleine Blätter wuschen, klatschten sie sich vor Aller Augen gegenseitig um die Ohren. Ein Schauspiel — daß Einem grün und blau vor den Augen werden konnte!

Und was denkt Spielhagen selbst, der so bescheidene, ovationsfeindliche Mann? Nun — was er denkt: vielleicht verfallen die Lärmmacher und Scandalsüchtigen einmal selbst noch darauf. Im Uebrigen aber suchte er die Ovationen, die ihm so — c'est le mot — „an den Kopf geworfen" wurden, unschädlich zu machen; mit feinem Tact ließ er Alles über sich ergehen, nur hier und da bärendienstähnliche Lobpreisungen mit elegantem Sarcasmus, allzu grobe Schmeichlerausfälle mit treffendem Witz parirend. Ueberall, wo er redete, in der „Palme" am 10. c., beim Souper zu Ehren des Geburtstages Kaiser Wilhelms, am 11. im Alexandra-Theater, wo das Benefiz von Frl. Giers stattfand und ihm ein goldener Lorbeerkranz überreicht wurde, beim „Spielhagen-Diner" am 13. c. — überall spielte der formgewandte, so elegant und geistreich sprechende Mann mit dem martialischen Schnurrbart den höchsten Trumpf aus, jedes Mal sich und die Situation glänzend rettend.

„Unvergeßlich" werden aber ihm wohl diese „St. Petersburger Tage" bleiben und vielen unter uns auch. . . .

* * *

„Spielhagen und kein Ende!" konnte es in der ersten Hälfte des März bei uns heißen, und jetzt muß ich mir selbst es mahnend zurufen.

Noch ein anderer berühmter Deutscher weilte ja zu derselben Zeit in unserer Mitte: Adolf v. Sonnenthal, heute von Vielen als der beste der deutschen Bühnenkünstler bezeichnet, der jüngst zum stellvertretenden Director des Hofburg-Theaters ernannte und auf diese Weise vom Kaiser so hoch, wie einst nur noch La Roche ausgezeichnete Abgott der Wiener und Oesterreicher überhaupt.

Nicht der K. Theaterdirection haben wir sein Gastspiel zu verdanken, sondern dem rührigen Begründer des deutschen Theaters zu Moskau — Herrn Director Paradies, der mit einem Theil seiner mindestens convenablen Truppe seit dem 11. c. im Demuth-Theater einen Gastspiel-Cyklus eröffnet hat, dessen Alle und Alles überstrahlender Mittelpunkt der Wiener Charakterdarsteller ist. Auf denselben Brettern, auf denen unlängst Coquelin so ungeheuren Beifall errang, läßt sich nun ein anderer Künstler von Gottes Gnaden bewundern, einer jener gar wenigen Vertreter nicht einer generellen Kunst, sondern der universellen, der Kunst überhaupt, wie Rossi, wie namentlich Salvini. An diesen letzteren Meister gemahnt mich Sonnenthal am meisten. Beide sind aus demselben edelsten Holze geschnitzt. Beide sind absolute Herrscher über das Ganze ihrer geistigen Fähigkeiten und physischen Eigenheiten; Beide verstehen es jederzeit, den eigenen Menschen auszuziehen und die jeweilige Rollengestalt anzuziehen; Beide verinnerlichen sie in gleicher Weise das Spiel und zeigen uns naturgemäße Wahrheit im Lichte und Widerschein Alles harmonisirender Kunst; Beide werden sie in jeder

Rolle stets nur neues Behagen erzeugen, ein Behagen, in das sich schließlich auch die mächtigste Erschütterung, die tiefste Rührung auflöst, die durch diese oder jene Leistung und Scene der Meister in uns hervorgerufen hat.

Adolf v. Sonnenthal hat bereits im vorigen Jahre sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum als Mitglied des Burgtheaters gefeiert, und er hat heute die „50" schon überschritten. Und doch vergißt man sein Alter, wenn er Uriel Acosta oder den Herzog von Aleria („Marquis de Villande") oder Hamlet spielt, und man vergißt Alles, selbst daß man im Theater ist, wenn er Gestalten, wie Graf Waldemar oder Risler („Risler sen. und Fromont jun.") oder Fabricius („Die Tochter des Herrn Fabricius") verkörpert — verkörpert im wahrsten Sinne des Wortes. Hier hört das Raisonniren und Analysiren auf, denn solche Leistungen stehen, ganz wie die Salviniſchen, über aller Kritik; hier kann man nur bewundern, nicht urtheilen, hier muß man sehen, denn beschreiben läßt es sich nicht! . . . Und von Abend zu Abend ist dann auch der Erfolg und Zudrang im Steigen begriffen — trotz der, wie schon bemerkt, für ein Gastspiel nicht mehr ganz günstigen Zeit.

Sonnenthal war nie ein Freund davon, seine göttliche Kunst zu Markt zu tragen, und das Virtuosen-Wanderthum war ihm verhaßt, wie das Tamtam der Reclame. Wohl darum war er bis hierzu bei uns der großen Masse kaum dem Namen nach bekannt — desto durchschlagender aber auch sein Erfolg als Uriel Acosta, in welcher Rolle er am 11. c. zum ersten Mal vor die St. Petersburger hintrat. Und wer dieser ersten Vorstellung und der zweiten und der dritten beigewohnt hatte, dem ging es, wie es in jenem bekannten Quartett — mutatis mutandis — heißt:

„Und da ich ihn gesehen —
Möcht' ich ihn wieder sehen
Wohl viele Tausend Mal,
Wohl viele Tausend Mal!"

Doch ich beginne zu schwärmen — was meine Leser freilich auch thäten, wenn sie mit mir soeben Sonnenthal als Grafen Waldemar im Freytag'schen Schauspiel hätten bewundern können — und ich kehre daher zur Wirklichkeit zurück und die ist, daß der Wiener Künstler nur zehn und nicht „tausend Mal" hier auftritt, um dann mit der Paradies'schen Truppe nach Moskau weiter zu ziehen, und daß, während Gertrud Giers ihre Koffer packt, bereits eine andere bedeutende deutsche Schauspielerin sie abzulösen hier eingetroffen ist: Frl. Nina Weiße, die junge Tragödin aus Frankfurt a. M., der ein vortrefflicher Ruf vorausgeht, über die ich aber erst im nächsten Briefe werde berichten können, da dieser schon unterwegs ist, wenn ihr Gastspiel beginnt.

* * *

Kann ich Sie somit heute von der Tragödin noch nicht unterhalten, so könnte ich Ihnen aber doch von mancher Tragödie des Lebens erzählen, die in der letzten Zeit ihren Abschluß im Gerichtssaal gefunden hat.

Vor Allem ist's eine erschütternde Illustration unserer socialen und sittlichen Zustände, die in den allerersten Märztagen im Bezirksgericht vor unseren Augen entrollt wurde und große Sensation erregte. Nicht etwa blos durch das wieder einmal „nicht schuldig" lautende Verdict der Geschworenen; sondern namentlich durch den Boden, auf dem der Proceß erwuchs, durch die trostlose Perspective und den jammervollen Einblick in gewisse Dinge, die er uns eröffnete und gewährte, ist er von besonderem Interesse.

Auf der Anklagebank saßen Eudoxia Wolfram, 22 Jahre alt, der Edelmann Koslowski, 18 Jahre alt, und der Kleinbürger Masslowski, 17 Jahre alt. Die Anklage lautete für alle drei auf — Giftmordversuch, verübt an dem 21jährigen Ehemann der Wolfram, einem ehemaligen Studenten des Instituts der Ingenieure.

Die Sache hat weder Liebesleidenschaft, noch politische Umtriebe zum Hintergrund, sondern nur moralische Verkommenheit.

Eudoxia war Modistin, wurde aber von ihrer Brodherrin einer Kleinigkeit wegen auf die Straße gestoßen. Hier wird sie vom Studenten Wolfram aufgelesen und eine einjährige wilde Ehe war die Folge seiner gewiß gut gemeinten Handlungsweise. Schon während derselben merkt das Mädchen, daß ihr „Retter" ein Trunkenbold und roher Geselle ist; doch er ermannt sich und der Priester segnet den Bund. Ein kurzes Flitterwochenglück zieht ein in die armselige Studentenwohnung. Es werden Pläne für die Zukunft geschmiedet, aber sie scheitern an der Schnapsflasche, und bald geht Alles nach dem Alten. Nein, es wird noch schlimmer: Hunger und Elend klopfen an die Thür und finden leicht Einlaß; an die Stelle der Gleichgiltigkeit und Kälte treten Mißhandlungen, Zank und Streit; eine Fehlgeburt ist die Folge davon; bei der Jagd nach dem täglichen Brod geht's mit dem Studium nicht weiter, und Wolfram verläßt die Anstalt, um sie mit dem — Tracteur zu vertauschen. Was die Gattin erarbeitet, wird vertrunken; bald erlaubt der auch vom Hochmuthsteufel Besessene ihr nicht einmal mehr, bei Fremden Dienste zu thun, wie er selbst sich weigert, schlecht bezahlte Privatstunden zu übernehmen. So erzählt Eudoxia vor Gericht, während freilich einige Zeugen behaupten, Wolfram habe sie stets geliebt. Dem sei, wie da wolle: genug, ihr ward das Leben unerträglich und sie sah sich nach „Trost" um. Ein „Freund" ihres Mannes, eben jener Koslowski, gleich ihm und Masslowski, ein Nichtsthuer und Stammgast der Schenke, wird zum „Tröster". Eudoxia stellt jetzt den Mann vor die Alternative: entweder Du wirst ein Anderer oder ich habe nichts mehr mit Dir zu thun. Das Letztere geschieht. Cynisch erklärt sie dem Gatten, sie gehöre fortan seinem „Freunde" Koslowski. Nun — und Wolfram? Er verkehrt nach wie vor mit ihm! . . . Koslowski aber denkt der Sache ein Ende zu machen: er redet Eudoxia zu, eine — Scheidung zu bewirken. Wolfram geht nicht darauf ein, und da reift in ihr und ihrem Geliebten der Plan, den Lästigen aus dem Wege zu schaffen. . . . Es war am 4. März 1882. . . . Stunden lang hatten Wolfram, Koslowski, Masslowski im Tracteur

gesessen; Abend wird's und die Stunde naht, wo das Vorhaben ausgeführt werden soll: Massłowski versieht Wächterdienst auf der Straße, an der nächsten Ecke harrt Eudoxia des Ausganges der Sache; Koslowski aber lockt sein Opfer in ein dunkles Vorhaus, wirft den Trunkenen zu Boden und gießt ihm ein Fläschchen Schwefelsäure in den Mund. . . .

Der Ueberfallene kam mit dem Leben davon, und der Mordversuch war gleich Tags darauf ruchbar geworden.

Vor Gericht waren Eudoxia und Koslowski geständig; Massłowski stellte jede Theilnahme in Abrede.

Die Geschworenen gaben zu, „daß Gift gereicht worden wäre, aber — ohne Absicht, Wolfram zu tödten!"

Das ist in Lapidarzügen der Proceß mit dem dunkelgrau in Dunkelgrau gefärbten Hintergrund, ein Proceß, über den sich nur unendlich viel sagen läßt oder — gar nichts. Ich ziehe für dieses Mal Letzteres vor. . . .

J. Norden.

Vom Büchertiſch.

Dr. Th. Schiemann: Die Reformation Alt-Livlands. Fr. Kluge, Reval. 1884.

Beiträge zur Kunde Ehſt-, Liv- und Kurlands. Bd. III., Heft 2. Fr. Kluge, Reval. 1884.

W. Mollerup: Dänemarks Beziehungen zu Livland vom Verkauf Ehſtlands bis zur Auflöſung des Ordensſtaates (1346—1561). Autoriſirte Ausgabe aus dem Däniſchen von W. Ruberg. Berlin, Fr. Siemenroth. 1884.

In dem Proſpecte, den die „Nord. Rundſchau“ vor ihrem Erſcheinen verſandte, verſprach ſie in gut baltiſch-deutſchem Geiſte für die Verbreitung von Kenntniſſen und Aufklärung zu wirken, und zwar wollte ſie dieſes in erſter Linie durch ihre unterhaltenden und belehrenden Artikel thun, aber ferner auch dadurch, daß ſie den Leſer mit den Neuerſcheinungen des einheimiſchen, deutſchen Büchermarktes bekannt zu machen und ihm leſenswerthe Werke in Erinnerung zu bringen verhieß. In Bezug auf die belletriſtiſche Literatur der letzten Zeit hat der Herausgeber ſein Verſprechen bereits im erſten Heft zu erfüllen begonnen, im Nachſtehenden ſei es geſtattet, auch auf die wichtigſten baltiſch-hiſtoriſchen Erſcheinungen des Jahres 1884 hinzuweiſen. Man erwarte nicht eingehende kritiſche Beſprechungen — die gehören in ein Fachblatt, — nur zur Orientirung ſollen die folgenden Zeilen dienen. — Und wenn es nur wenige baltiſch-hiſtoriſche Werke ſind, die auf ihrem Titelblatt die Jahreszahl 1884 tragen und daher hier beſprochen werden können, ſo zeigen die wenigen doch, daß die Arbeit auf dieſem Gebiete nicht ruht.

Wie überall, wo die evangeliſche Kirche Anhänger zählt, ſo wurde auch in den baltiſchen Provinzen das Lutherfeſt im vorigen Jahre mit Begeiſterung gefeiert. In Wort und Schrift wurden die Verdienſte Luthers geprieſen, und es konnte nicht fehlen, daß man ſich nun auch fragte, wie die Lehre Luthers in unſer entlegenes Heimathland gelangte und wie es geſchah, daß ſie ſo raſch bei uns Wurzel ſchlagen konnte. — Dieſe Frage wurde ſchon damals in allgemein anerkannter Weiſe beantwortet von Friedrich Bienemann in ſeiner Schrift: „Aus Livlands Luthertagen“ und von Ph. Schwartz in einem Vortrage, den er zur Schulfeier des Gouv.-Gymnaſiums in Riga hielt und gleich darauf in der „Rig. Zeitung“ (cf. No. 249 u. 250 v. J.) unter

dem Titel „Die Beziehungen Livlands zu Luther im Zuſammenhang mit der Reformation unſeres Landes“ veröffentlichte. Nachträglich iſt noch ein damals in Reval gehaltener Vortrag Th. Schiemann's: „Die Reformation Alt-Livlands“ (Reval, 1884) im Druck erſchienen. Und wir können nur erfreut darüber ſein, daß derſelbe dadurch auch weiteren Kreiſen zugänglich gemacht iſt, denn, da es nicht möglich geworden, Luther's Andenken durch ein ehernes Standbild in unſeren Provinzen zu verherrlichen, müſſen wir um ſo mehr jedem Einzelnen dankbar ſein, der ſein Andenken in unſeren Herzen neu belebt. In lebendiger Weiſe, in ſchöner Sprache und — was die Hauptſache iſt — getragen von einem warmen, livländiſchen Patriotismus berichtet uns der Verfaſſer, „wie wir lutheriſch geworden ſind“. Er giebt uns einen kurzen Ueberblick über die complicirten Verhältniſſe des damaligen Livlands — eines Staatengebildes, „wie es ſich in der Weltgeſchichte nicht mehr wiederholt hat“, und ſchildert uns im weiteren Verlauf des Vortrages die Stellung, welche die einzelnen Beſtandtheile des Staates: der Erzbiſchof und die Biſchöfe, der Ordensmeiſter Plettenberg, die Ritterſchaften und die Städte, zur Reformation einnehmen. Bis zu den berühmten Landtagen von Rujen und Wolmar (1526), auf welchen man es für nothwendig erkannte, „die Lande gleichmäßig unter eines Herren Regiment zu bringen“ — eine Erkenntniß, die leider nicht zur That werden konnte — und ſich darauf vereinigte, „bei dem Worte Gottes zu bleiben, dabei zu leben und zu ſterben“, führt uns Schiemann, um dann nach einem kurzen Blick auf den inneren Entwickelungsgang der Reformation in Reval mit einem Ausblick in die Zukunft zu ſchließen.

Schiemann ſtützt ſich namentlich auf die oben erwähnte Bienemann'ſche Schrift und auf das Revaler Rathsarchiv, das jetzt unter ſeiner Verwaltung ſteht und das wohl noch manchen verborgenen Schatz in ſich birgt.

Wie ſehr man aber darauf bedacht iſt, dieſe Schätze des Revaler Rathsarchivs zu heben, das beweiſen uns insbeſondere die Publicationen der ehſtländiſchen literäriſchen Geſellſchaft, die „Beiträge zur Kunde Ehſt-, Liv- und Kurlands“, von denen zu Beginn dieſes Jahres das 2. Heft des 3. Bandes erſchienen iſt. Gleich der erſte Artikel desſelben trägt die Ueberſchrift: Publication aus dem Revaler Rathsarchiv von Gotthard von Hanſen und bringt uns Mittheilungen aus dem reichen mittleren oder ſchwediſchen Archive, das gegenwärtig geordnet wird*). In der erſten Abtheilung der „Publication“ referirt Hanſen über den Inhalt der Briefe Guſtav Waſa's, die, wie der Verf. ſelbſt ſagt, für die politiſche Geſchichte des Landes nichts Erhebliches darbieten, „aber immerhin kein zu unterſchätzendes Bild geben von den ſocialen und culturhiſtoriſchen Verhältniſſen jener Zeit, von der Stellung des Raths der ſelbſtändigen, reichen Handelsſtadt zum Könige des Nachbarreiches,

*) Vergl. von demſelben Verf.: Ueber den letzten Urkundenfund im Rev. Rathsarchiv (Beiträge ꝛc. II, 2. 1876.)

von dem ungenirten Tone, wie ſich dieſer Rath mit Königen in Verhandlung ſetzt, von dem ferner, wie ſich unſere politiſchen Angelegenheiten allmählich im 16. Jahrhundert umgeſtalteten, wie Streitigkeiten entſchieden, wie Schuld- und Erbſchaftsſachen behandelt wurden und ſich — in die Länge zogen".

In der zweiten Abtheilung berichtet Hanſen über die im Archive befindlichen Briefe Erich's XIV. (54 an der Zahl). Sie führen uns in äußerſt lebendiger Weiſe das Verhältniß des ſchwediſchen Königs zu Reval vor Augen. Das erſte Schreiben Erich's iſt vom 4. Jan. 1561, das letzte vom 25. Juli 1568 datirt und auch aus jedem der dazwiſchen liegenden Jahre ſind Briefe des Königs vorhanden. Sie geben uns Aufſchlüſſe über die Verhandlungen, welche der Unterwerfung Revals und Ehſtlands unter die ſchwediſche Krone vorausgingen, über dieſe Unterwerfung ſelbſt und über die Anfänge der ſchwediſchen Herrſchaft. Das letzte Schreiben berührt ſchon den Zwiſt Erich's mit ſeinen Brüdern Johann und Karl, der zu ſeiner Abſetzung führte. Hanſen theilt uns ein paar intereſſante Actenſtücke über denſelben mit, namentlich einen längeren Erlaß der beiden Brüder, in welchem ſie alle Urſachen ihrer Erhebung gegen Erich genau herzählen. — Hervorheben will ich auch die von Erich erlaſſenen intereſſanten Beſtellungsſtatuten und Artikel für die „deutſchen Hofleute" (1564).

Der 2. Artikel dieſes Heftes der „Beiträge", betitelt „Aus Revals Communalleben zur Schwedenzeit", bringt uns eine Publication von Eugen von Nottbeck aus dem Archive der Gr. Gilde zu Reval, das man ſeit dem Jahre 1880 aufzuräumen begonnen hat. Nottbeck giebt uns einige kurze, aus dem 16. Jahrhundert ſtammende Aufzeichnungen der Aelterleute über Strafgelder und dann theils in Ueberſetzung aus dem Niederdeutſchen, theils im Auszuge das Diarium, d. h. die protokoll- oder chronikartigen Aufzeichnungen des Aeltermanns Caspar Meuſeler. Das Diarium zerfällt in 2 Abtheilungen, die von 1610—1620 und von 1621—1641 reichen; aus der letzteren werden uns nur Bruchſtücke mitgetheilt. Dasſelbe gewährt uns einen intereſſanten, aber nicht ſehr erfreulichen Einblick in das Culturleben Revals im 17. Jahrhundert. Die auf der Gilde vorkommenden Exceſſe ſind oft von unglaublicher Rohheit, die Zänkereien der Gilden unter einander und mit dem Rathe nehmen kein Ende, und aus kleinlichen Urſachen entſteht oft ein Jahre lang andauernder Streit. Die von Meuſeler niedergeſchriebenen Notizen über die perſönlichen Beziehungen Guſtav Adolf's zur Stadt bilden eine kleine Ergänzung zu dem Aufſatze Greiffenhagen's im vorigen Hefte der „Beiträge": „Heimiſche Conflicte mit Guſtav Adolf" (S. 17).

Der letzte Artikel dieſes reichhaltigen Heftes bringt uns, gleichfalls aus der Feder Eugen von Nottbeck's, Mittheilungen über „Die Huldigungen der Stadt Reval im 16. Jahrhundert". Der Verfaſſer berichtet uns, geſtützt auf die Quellen des Revaler Rathsarchivs, über die Verhandlungen und Streitigkeiten, die den einzelnen Huldigungen vorausgingen. — —

Es iſt oft und von verſchiedenen Seiten betont worden, wie nothwendig es ſei, daß durch einzelne Monographien das Erſcheinen einer guten, auf wiſſenſchaftlicher Grundlage beruhenden livländiſchen Geſchichte*) vorbereitet würde, und daß namentlich die Beziehungen, welche zwiſchen Livland und den Nachbarſtaaten beſtanden, Gegenſtand der Erörterung ſein müßten. Es iſt dieſem Wunſch auch vielfach Rechnung getragen und das Quellenmaterial zu Darſtellungen benutzt worden. Einen ſolchen äußerſt bedeutſamen Beitrag zur Kenntniß der livl.-däniſchen Geſchichte bietet uns Mollerup in ſeiner Schrift: Dänemarks Beziehungen zu Livland vom Verkauf Ehſtlands bis zur Auflöſung des Ordensſtaats (1346—1561). Ueberſetzt von W. Ruberg. Berlin, 1884.

Dieſe Arbeit iſt bereits im Jahre 1880 in däniſcher Sprache erſchienen und wurde ſchon damals mehrfach in anerkennender Weiſe beſprochen, aber erſt jetzt iſt das Buch durch die Ueberſetzung weiteren Kreiſen in unſeren Provinzen zugänglich gemacht und damit ein allgemein gehegter Wunſch erfüllt worden.

Beziehungen zwiſchen den Völkern Scandinaviens und unſerer baltiſchen Lande ſind ſchon ſeit alten Zeiten bemerkbar, aber während dieſelben bis zum 13. Jahrhundert nur in gegenſeitigen Raubzügen beſtanden, beginnen ſeit dieſer Zeit planvollere Beſtrebungen, die unter Benutzung der ſchwierigen Lage des jungen livländiſchen Staates zur Gründung der däniſchen Colonie in Ehſtland führten. Im Jahre 1219 wurde der Bau des Schloſſes Reval begonnen und nun herrſchten, abgeſehen von einer circa 11jährigen Unterbrechung (1227—1238), die Dänen in Ehſtland bis 1346. In dieſem Jahre wurde das Land von König Waldemar Atterdag dem deutſchen Orden verkauft, welcher es dann dem livländiſchen Orden überließ. Die Geſchichte dieſer Zeit iſt von unſeren Hiſtoritern nach verſchiedenen Richtungen hin bearbeitet worden. Ich erwähne nur die Werke von Hausmann: „Das Ringen der Deutſchen und Dänen um den Beſitz Ehſtlands bis 1227.“ Leipzig 1870, und von Bunge: „Das Herzogthum Ehſtland unter den Königen von Dänemark.“ Gotha 1877. Die Entwickelung des Ablöſungsproceſſes Ehſtlands von Dänemark und die Erwerbung desſelben durch den Deutſchorden iſt von Höhlbaum dargeſtellt worden in ſeinem Aufſatze**): „Zur deutſch-däniſchen Geſchichte der Jahre 1332—1346.“ — Mollerup will uns, wie der Titel es bereits ſagt, die Beziehungen Dänemarks zu Livland während der Jahre 1346—1561 ſchildern.

Nachdem der Verfaſſer im erſten Abſchnitte uns damit bekannt gemacht, wie es möglich war, daß trotz des formellen Verkaufs „ſich im Laufe des 15. Jahrhunderts eine Auffaſſung über das Verhältniß Ehſtlands zu Dänemark

---

*) Eine ſolche fehlt uns noch immer. Ueber die letzthin erſchienene anonyme Geſchichte Livlands Th. II. Abth. I. möchte ich mir ein Urtheil noch vorbehalten.

**) Hanſiſche Geſchichtsblätter. Jahrgang 1878.

bildete, welche darauf hinauslief, daß der Orden dieſen Landſtrich unrechtmäßiger Weiſe beſaß", — und wie es geſchehen konnte, daß auch im 16. Jahrhundert von däniſcher Seite Anſprüche auf die Oberhoheit über Ehſtland erhoben wurden, führt er uns in den folgenden Abſchnitten mitten in die ereignißreiche Zeit des 16. Jahrhunderts, in die Zeit des Unterganges livländiſcher Selbſtändigkeit. Das Land wurde von Ruſſenſchaaren überfluthet und ſah ſich außer Stande, allein dem Feinde zu widerſtehen, es mußte ſich nach auswärtiger Hilfe umſehen, und es war nur die Frage, welchem Nachbarſtaate man ſich anvertrauen ſollte. Dänemark erhielt vor Schweden und Polen den Vorzug. Im Folgenden ſchildert uns der Verfaſſer den Verlauf der Verhandlungen und wie ſie ſchließlich ſcheiterten, weil der König zu unbillige Anforderungen ſtellte. Auch Herzog Magnus — der Bruder Friedrichs II. von Dänemark — deſſen Auftreten in Livland die größten Hoffnungen erregte, war nicht der geeignete Mann, um däniſche Intereſſen mit Erfolg zu vertreten. „Von allen Perſonen, die in der Geſchichte der Auflöſung Livlands eine Rolle geſpielt haben, iſt Niemand mehr verachtet worden wie Herzog Magnus, kein Name ſo verhaßt geworden wie der ſeinige." — Das Ende war, daß aus den Trümmern des livländiſchen Ordensſtaates Herzog Magnus nur Oeſel, die Wiek und das Stift Pilten für ſich gewann, während Ehſtland — das frühere däniſche Beſitzthum — in die Hände Schwedens überging.

Ueber alle dieſe Verhältniſſe berichtet uns Mollerup in klarer, ſachlicher Weiſe unter Heranziehung vielfacher neuer Materialien, denn er ſtützt ſich nicht nur auf die bekannten Bienemannſchen und Schirrenſchen Urkunden-Sammlungen, ſondern auch namentlich auf die Sammlungen des Geheimarchivs in Kopenhagen. Die däniſche und livländiſche hiſtoriſche Literatur iſt in ausgiebiger Weiſe benutzt worden. — —

Am Schluſſe dieſer Zeilen kann ich nicht umhin, noch auf einen Aufſatz Schiemanns: „Ein Jahrhundert vor der Reformation", den derſelbe in der „Balt. Monatsſchrift" (31. Bd., 1. Heft) veröffentlicht hat, hinzuweiſen. Schiemann ſchildert in demſelben die ſchwierige Lage des Ordens in Preußen und Livland zu Anfang des 15. Jahrhunderts und die Beziehungen desſelben, ſowie des Rigaer Erzbiſchofs Joh. Wallenrode zum Coſtnitzer Concil.

Riga, im März 1884. —r.

Beiträge zur Studenten-, Frauen- und Judenfrage. Plaudereien von **Franz Bönckien.** St. Petersburg, W. Erickſon u. Co. 1884.

Unter vorſtehendem Titel iſt dieſer Tage eine Broſchüre erſchienen, die mit der Prätenſion auftritt, in drei äußerſt wichtigen Fragen das ſagen zu wollen, „was Viele wohl gedacht, Wenige aber mit hinreichender Offenherzigkeit öffentlich ausgeſprochen haben". Der Verfaſſer, augenſcheinlich einer jener Schüler der

Alma Mater Dorpatensis, die es auf der Univerſität zu nichts gebracht haben und ihre durch eigene Schuld verfehlte Exiſtenz dadurch beſchönigen wollen, daß ſie ihre eigenen Unvollkommenheiten zu allgemeinen ſocialen Mißſtänden aufzubauſchen ſuchen, gießt in ſeinem erſten Beitrag „Bäume müſſen nicht in den Himmel wachſen“ eine Fluth von Galle und Gift über die Dorpater Corporationen aus. Seine Kenntniß der einſchlägigen Verhältniſſe, ſeine Urtheilsfähigkeit und namentlich ſeine Denkweiſe, wie ſie in ſeiner aphoriſtiſchen Behandlung der Studentenfrage zu Tage treten, befähigen ihn vollkommen, in die Zahl der berüchtigten dörptſchen Original-Correſpondenten der „Nowoje Wremja“ aufgenommen zu werden. Man höre nur, wie er ſein Thema behandelt. Die Univerſität Dorpat hat gute und mannigfache Bildungsmittel; das genügt den Studenten aber nicht: ſie ſchaffen ſich ein weiteres Bildungsmittel in den Corporationen. Das iſt das Einzige, was „das Beſtehen der Studentencorporationen einigermaßen erklärt“! Bewähren ſie ſich nun als Bildungsmittel? Nein — im Gegentheil, ſie verhindern das erſprießliche Studiren der Muſenſöhne, — alſo fort mit ihnen! Denn — ſo meint Böncken — „Univerſitäten haben ja nur Sinn, wenn ſie als Klöſter aufgefaßt werden . . .“ Alſo fort mit Allem, was dagegen iſt! Dazu kommt noch, daß die Corporationen — „ein Stück mittelaltriger (sic!) Rohheit“ — den perſönlichen Leichtſinn fördern und ihre Mitglieder zwingen, ſich dem „corporellen Heerdentriebe“ zu opfern, ſo daß nur wenige die Univerſität mit einem Examen verlaſſen. Wem das aber dennoch paſſirt, der bringt der Geſellſchaft wenig Nutzen: er iſt „moraliſch geknickt“, ein „Nothgeburt-Gelehrter“, der den Markt des Lebens um einen Handwerker bereichert . . . Da der Verfaſſer ſich wohl kaum zu den letzteren gezählt wiſſen will, ſo ſcheint er gleichfalls ein „Opfer des corporellen Heerdentriebes“ zu ſein. Seine ſuffiſante Ignoranz läßt jedenfalls vermuthen, daß er kein Examen beſtanden hat, — ja die Wuth, mit der er „denjenigen Kern der Corporationen, den man nicht mit Unrecht „die Schwefelbande“ nennt“, ſchildert und nach Aufzählung aller der Schandthaten, die dieſe „Bande“ täglich losläßt, erzählt, daß ſie „unglaubliche Quantitäten des bekannten Verdummungsgetränkes, Bier genannt, vertilge“, berechtigt zur Annahme, daß er ſich ſeinerzeit an dem Lebenswandel der „Schwefelbande“ und ihren Genüſſen recht reichlich betheiligt hat.

Dieſe letztere Annahme findet in den Aphorismen, die den Titel „Wahrheit und Lüge in der Frauenfrage“ führen, lebhafte Beſtätigung. Die Frauen-Emancipations-Frage iſt nach des Verfaſſers Anſicht eine „verheirathete“; ihr Mann heißt „Liberalismus“. Dieſe Ehe iſt ſelbſtverſtändlich zu perhorresciren, weil die Frauen von Anbeginn bewieſen haben, daß ſie nicht ſelbſtändig ſein können und der Liberalismus ſich manchmal irren kann. Außerdem gehen die Frauen „leicht aus Rand und Band“! — Das iſt in dieſer Frage die Quinteſſenz der Böncken'ſchen Weisheit, die er verbrämt mit einigen Anekdoten auftiſcht. Wer ſich aus dieſem Unſinn einen Vers machen will, möge es verſuchen.

Das dritte und letzte Capitel handelt von der „Miſſion der Juden“.

Die Chriſten ſind Heuchler und laſterhafte Geſchöpfe, die Juden aber ihre Religionslehrer. Ihre Miſſion iſt, „dem Chriſten zur Erkenntniß ſeiner Fehler und Laſter dienlich“ zu ſein und erreicht erſt dann ein Ende, wenn die Chriſten aufgehört haben, laſterhaft zu ſein . . . Ob und wann das geſchehen wird, ſagt Böncken leider nicht, und was nach Erfüllung ihrer Miſſion aus den Juden werden wird, erfahren wir leider auch nicht. Vermuthlich müſſen ſie dann alle ausſterben, — und es heißt da auch an einer Stelle: „daß der alte, lebensmüde Jude ſo gern ſterben möchte“! Doch das iſt ja gleichgiltig. Wiſſen wir doch jetzt durch den Denker Böncken, was die Judenfrage eigentlich iſt! Und darauf kommt es ja doch nur an. Nur ſcheint es, daß der Weg zur Erkenntniß derſelben direct in's Irrenhaus führt. . . .

Die Lectüre des Büchleins wäre erheiternd, wenn es nicht betrüben müßte, zu ſehen, daß der Verfaſſer es ernſt mit ſeinen „Beiträgen“ meint und factiſch glaubt, für ſeine Anſichten und Vorſchläge Gläubige zu gewinnen. So unglaublich das ſcheinen muß, ſo iſt es doch immerhin möglich, — ſagt doch Goethe: „Thoren und geſcheidte Leute ſind gleich unſchädlich, nur die Halbnarren und Halbweiſen, das ſind die gefährlichſten“, — und zu den letzteren gehört ſicherlich der Verfaſſer. Es iſt daher ſehr zu bedauern, daß er für ſeine Expectorationen einen Verleger gefunden hat. E. B.

Die oberpahlſche Freundſchaft. Deutſch-ehſtniſches Gedicht. Von J. J. **Malm**. Vierte Original-Auflage. Reval, F. Waſſermann. 1884.

—e— In vortrefflicher Ausſtattung iſt kürzlich ein Neudruck des alten allbekannten und allbeliebten halbdeutſchen Gedichts veranſtaltet worden, das als originelles Product baltiſchen Humors und durch ſeine gelungene Nachahmung der Sprache der ſogenannten Kadaka-Sakſad nicht nur bei ſeinem Erſcheinen allgemeine Heiterkeit erregte, ſondern auch noch heute Jedem ein Lächeln abnöthigt, der im Leben mit irgend einem der noch nicht ausgeſtorbenen oberpahlſchen „Wreinde“ in Berührung gekommen iſt. Wir empfehlen daher die vierte Auflage allen Freunden urwüchſigen Humors mit dem Bemerken, daß zum beſſeren Verſtändniß des halb deutſchen, halb ehſtniſchen und mit ruſſiſchen Brocken verſetzten Kauderwälſches der Text mit erklärenden Noten verſehen iſt. Um Mißverſtändniſſen vorzubeugen, fügen wir hinzu, daß die letzteren nicht von Theodorus di Santa Paolo (zu deutſch: P. Th. Falck) herrühren.

* * *

Außer den oben beſprochenen Büchern ſind der Redaction von den reſp. Verlegern oder Verfaſſern noch nachſtehende Werke eingeſandt worden, über welche je nach Gelegenheit referirt werden ſoll:

Iwan Turgenjew: Fünf Novellen (Zwei Freunde. — Eine ſeltſame Geſchichte. — Jakow Paſſinkoff. — Tagebuch eines Ueberflüſſigen. — Hamlet und Don Quichote.) Autoriſirte Ausgabe. Mitau und Hamburg, Behre. 1884.

Ein wahres Wort über das Ruſſiſche Volk. Von einem Ruſſen. Leipzig, Otto Wigand. 1883.

Th. Kottkowitz: Ueber die Ueberbürdungsfrage in den Schulen. Mitau, Victor Felsko (Fr. Lucas'ſche Buchhandlung). 1884.

Geſchichte der Oſtſeeprovinzen Liv-, Ehſt- und Kurland von der älteſten Zeit bis auf unſer Jahrhundert. Th. II, erſte Hälfte. Mitau, E. Sieslack. 1884.

N. Freſe: Neuere und neueſte Geſchichte zum Gebrauch in den oberſten Claſſen höherer Lehranſtalten. Dorpat, C. Mattieſen. 1884.

H. W. A. Kellner: Das Meiſterſchaftsſyſtem zur praktiſchen Erlernung der ruſſiſchen Sprache. Lection II und III. Leipzig, C. A. Koch (J. Sengbuſch).

Ferdinand Wahlberg: Vald. Skådeſpel i tre akter. Helſingfors, P. H. Beijer. 1884.

А. Мессъ: Выборъ стихотвореній Гете и Шиллера, съ подробными замѣчаніями, для употребленія въ VII кл. гимназій и т. д. Рига, 1883.

Сельскохозяйственныя и статистическія Свѣдѣнія. Выпускъ I. Изд. департамента земледѣлія и сельской промышленности. С.-Петербургъ, 1884.

Statut und Berichte I—VI (1879—1883) des Hausfleiß-Vereins zu Dorpat. Druck von H. Laakmann.

Berichtigung. In dem Bericht „Vom Rigaſchen Stadttheater" (März-Heft) S. 510, Zeile 17 von unten muß ſtatt „aber ſie ſetzt ſich nicht" — „aber ſie hetzt ſich nicht" geleſen werden. In demſelben Artikel iſt ferner S. 519, Z. 5 von oben ſtatt „hellen Unwahrſcheinlichkeiten" — „halben Unwahrſcheinlichkeiten" zu leſen.

Bibliographischer Anzeiger.

Mitgetheilt von F. v. Szczepanski in Reval.

Vom 25. Februar bis zum 25. März n. St. sind erschienen:

Adreßbuch des Russischen Reiches. 8°. Meyer & Bielitz, Wien. Geb. SR. 15.

Beiträge zur Kenntniß des Russischen Reiches und der angrenzenden Länder Asiens. Zweite Folge, hrsg. v. G. v. Helmersen u. L. v. Schrenck. Bd. VII. Th. Pleske, Uebersicht der Säugethiere u. Vögel d. Kola-Halbinsel. Th. I. Säugethiere. M. 1 Tafel. 1884. 8°. 212 S. Petersburg. SR. 1,30.

Boquillon, C., Professeur à l'Ecole d'Infantérie Militaire Constantin. Vademecum. Guide pratique de conversation usuelle en langue française. St. Pétersbourg 1884. 16°. 152 S. Aufl. 3000.

Böncken, F., Beiträge zur Studenten-, Frauen- u. Judenfrage. Plaudereien. 8°. W. Erickson & Co., St. Petersburg. 40 Kop.

Chronik, Kurze Sibirische. Deutsch v. Fr. Böncken. Schmitzdorff, St. Petersburg. 80 Kop. (Mk. 3.)

Dostojewsky, F. M., Die Brüder Karamasow. Roman in 4 Bden. Grunow, Leipzig. Mk. 18, geb. Mk. 28.

Findeisen, A., Die evangelischen Jünglingsvereine. Vortrag, gehalten den 17. Nov. 1883 v. A. F., Pastor an St. Petri in St. Petersburg. 8°. 22 S. Grote, St. Petersburg. 20 Kop.

Graßhoff, Frhr. W. W. v., Sibirien oder die Declassirten vom 14. Decbr. Histor. Orig.-Roman. 2. Ausg. 2 Bde. 8°. Kleimenhagen, Cassel. Mk. 8, geb. Mk. 10.

Keuchel, G., Der alte und der neue Glaube. Ein Lebensbild. 8°. 594 S. Deubner, Berlin. Mk. 6.

Kontkewitsch, St., Theologische Untersuchungen im südwestl. Theile von Russisch-Polen. 8°. 41 S. u. 1 Karte. St. Petersburg.

Krönungen, die, der Zaren und Kaiser Rußlands, von Zar Michail Feodorowitsch (1613) bis Alexander III. (1883) incl. Album in gr. Folio-Format, 36 Bogen mit 217 größeren und kleineren Illustrationen der ersten Künstler; Text in historischer Reihenfolge in russischer u. franz. Sprache. Hoppe, St. Petersburg. Geh. Mk. 30, geb. Mk. 40, Velin-Ausg. Mk. 60.

Leger (Louis). Chronique de Nestor, traduite sur le texte slavon-russe, avec introduction et commentaire critique. Gr. in-8. Paris. SR. 7,50.

Lermontoff, Le démon. Trad. Paris. Mk. 2.

Lermontoff, Un héros de notre temps. Trad. Paris. Mk. 3,50.

v. Löwis, Osc., Die Reptilien Kur-, Liv- und Ehſtlands. Ein Handbüchlein für alle Naturfreunde in Stadt und Land. 8°. 62 S. Kymmel, Riga. SR. 0,80.

La Lutte, Drame en cinq actes. Par Mme. ***. 8°. Le Soudier, Paris. Mk. 2,50.

Mauthner, Fr., Xantippe. Ein ſatiriſcher Roman. Autoriſirte Ausgabe für Rußland. Kymmel, Riga. SR. 1.

Mittheilungen und Nachrichten f. die evangeliſche Kirche in Rußland, begr. v. C. C. Ullmann, gegenwärtig red. v. J. Th. Helmſing. Bd. 40. 1884. H. 1/2, gr. 8°. Baemeiſter, Bernburg. p. cplt. Mk. 10.

Mühlau, Prof. Dr. F. Beſitzen wir den urſprünglichen Text der heiligen Schrift? Vortrag. 8°. 24 S. Karow, Dorpat. 30 Kop.

Jakttagelser, Vega-expeditionens vetenskapliga, bearbetade af deltagare i resan og andra forskare, utgifna af A. E. Nordenskiöld. II. och III bandet. 8°. Beijer, Stockholm. à Mk. 25.

v. Prſchewalski, N., Obriſt im ruſſ. Generalſtabe. Reiſen in Tibet und am gelben Fluſſe in den Jahren 1879 bis 1880. Ueberſ. von Baron E. von Stein-Nordheim. Ill. H. Coſtenoble, Jena.

Pypin, A. N., und V. D. Spaſſowitſch. Geſchichte der ſlaviſchen Literaturen. Nach der zweiten Auflage aus dem Ruſſiſchen übertragen von T. Pech. Autoriſirte Ausgabe. Bd. II. Hälfte 2. (Schluß.) 8°. Brockhaus, Leipzig.

Pypin, A. N., Das ſerbiſch-wendiſche Schriftthum in der Ober- und Niederlauſitz. Aus dem Ruſſiſchen übertragen, ſowie mit Berichtigungen und Ergänzungen verſehen von T. Pech. 8°. Brockhaus, Leipzig.

Règlement définitif du Budget de l'Empire pour l'exercise. 1882. Rapport présenté au Conseil de l'Empire par S. Exc. M. Le Controleur de l'Empire. St. Pétersbourg. 1883. 4°. 49 S. Aufl. 310.

Reiſcher's Handbuch für den Odeſſaer Getreideverkehr. Ruſſiſcher Merkur, Odeſſa. SR. 5.

Revue, Ruſſiſche, Vierteljahrsſchrift für die Kunde Rußlands, hrsgb. v. Carl Röttger. 8°. Jahrg. XIII, H. 1. Schmitzdorff, St. Petersburg. p. 1/4 SR. 6.

Roskoſchny, H., Rußland. Land und Leute. 55 Lfg. Aſien. 14./15. Lfg. Greßner & Schramm, Leipzig. Fol. à Mk. 1.

Die Ruſſen in Livland. Erzählung zur Zeit des Unterganges von Livlands Selbſtändigkeit, von einem Balten. Deubner, Berlin. Mk. 2.

Sagoskin, Der Verſucher. Bearb. u. überſ. v. H. v. Veltheim. Bachem, Köln. Mk. 1.

Schmidt-Warneck, Dr. F., Die Volksſeele und die politiſche Erziehung der Nation. gr. 8°. 472 S. Puttkammer & Mühlbrecht, Berlin. Mk. 9.

Tabellen zur ſanskritiſchen Declination und Conjugation. Fol. Krüger, Dorpat. 80 Kop.

Verein, der, des Evangeliſchen Feldlazareths in St. Petersburg. Bericht über die Thätigkeit im Jahre 1883. 8°. Krug, St. Petersburg.

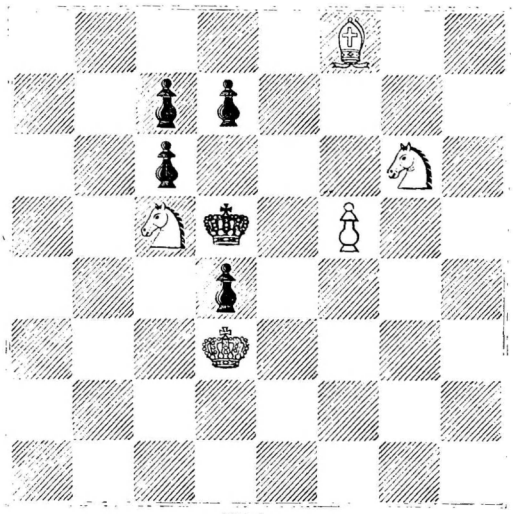
Volck, Prof. Dr. W., In wie weit iſt der Bibel Irrthumsloſigkeit zuzuſchreiben? 8°. 20 S. Karow, Dorpat. 30 Kop.

Schach.

Problem Nr. 4.

Von **N. von Glehn** zu Jelgimäggi (Ehstland).

Schwarz.



Weiss.

Weiss zieht und setzt in 3 Zügen Mat.

Endspiel-Aufgabe Nr. 4. Von **F. Amelung** in Reval.

Weiss: K f5 — L f3 und b4.

Schwarz: K d8 — Sp c8.

Weiss zieht und gewinnt.

Das Endspiel der beiden Laufer gegen einen feindlichen Springer gehört zu den schwierigsten, und daher sind auch bisher nur etwa fünf Gewinn-Positionen dieser Art entdeckt worden, deren eclatanteste von den genialen Meistern Kling und Horwitz in London herrührt: Weiss: K f5 — L f3 — c1. Schwarz: K f7 — Sp f6; Weiss zieht und gewinnt in spätestens 14 Zügen den Springer. — Nicht viel leichter ist unser Endspiel No. 4, bei welchem indessen schon in etwa 10 Zügen der schwarze Springer erobert wird.

4. Partie des Philidor.

Gespielt zu Riga im April 1883.

A. Ascharin. Weiss. (ohne Thurm a1)	St. polyt. Globus. Schwarz. (ohne Spr. h8)	A. Ascharin. Weiss. (ohne Thurm a1)	St. polyt. Globus. Schwarz. (ohne Spr. h8)
1. e2—e4	e7—e5	15. D d1—f3	L e8—d7
2. S g1—f3	d7—d6	16. f4—f5	D h4—d8 [1]
3. d2—d4	e5—d4:	17. D f3—g4	f7—f6
4. S f3—d4:	S g8—f6	18. S g3—h5	D d8—e7
5. S b1—c3	L f8—e7	19. L e3—d4	K g8—h8
6. L f1—d3	0—0	20. D g4—h4	T e8—f8
7. h2—h3	T f8—e8	21. S h5—f4	L d7—c8
8. 0—0	S f6—d7	22. S f4—e6	T f8—g8
9. f2—f4	S d7—c5	23. T f1—f4	h7—h6!
10. S d4—e2	L e7—f6	24. T f4—g4	K h8—h7
11. L c1—e3	S c5—d3:	25. L d4—e3	e7—e5?? [2]
12. e2—d3:	L f6—e3:	26. T g4—g7:†! [3]	T g8—g7:
13. b2—e3:	b7—b6	27. L e3—h6: [4]	und Weiss gewinnt.
14. S e2—g3	D d8—h4		

[1] Schwarz hat bisher gut gespielt, jetzt war 16. D h4—e7 wohl besser als D h4—d8. Es folgt nun ein hitziger Angriff, der bis zum 25. Zuge vorhält und dann in Folge des schwachen Zuges 25. e7—e5 durchdringt.

[2] Bei h6—h5!! bliebe Schwarz im Vortheil, nämlich 26. S e6—f4 T g8—h8! 27. S f4—h5: L e8—h5: 28. D h4—h5†: K h7—g8. — —

[3] Ein schöner und der einzig correcte Zug.

[4] Nun ist Schwarz unrettbar verloren; denn auf D e7—f7 folgt 28. g2—g4 u. s. w.

Aus meinem Schachleben.

Von **F. Amelung** in Reval.

Am 13/1. März 1879 entschlief sanft der Altmeister des deutschen Schachspieles, Adolf Anderssen, dessen Name auf dem ihm eigenen engbegrenzten Gebiete einen volksthümlichen Zauber stets bewahren wird. Einen Nachruf ihm zu widmen, kann nicht in meiner Absicht liegen, wohl aber mögen im Anschluss an die im Heft 1 der „Nordischen Rundschau" abgedruckte Partie zwischen ihm und mir einige Mittheilungen Platz finden, welche ich dem von mir geführten ausführlichen Schachtagebuch entnehme und die sich auf mein Zusammentreffen mit Anderssen beziehen.

Ich hatte als ein zwölfjähriger Knabe 1854 das edle Geistesspiel erlernt und war sehr eifrig denselben ergeben, so dass ich bereits im Jahre 1860 in Riga, Reval, Dorpat und den kleineren baltischen Städten, sowie auch in Petersburg meine Spielstärke mit gutem Erfolg hatte erproben können. Was die damaligen baltischen Schachzustände betrifft, so möchte ich hier ganz kurz bemerken, dass es bei uns und namentlich in Dorpat zu keiner Zeit an vortrefflichen Spielern gefehlt hat, welche dem glorreichen Beispiele ihres Landsmannes Lionel Kieseritzky († 1853 in Paris) nachzueifern strebten. Der stärkste Gegner, dem ich bis zum Jahre 1862 überhaupt begegnete, war der jugendliche Secundaner des Dorpater Gymnasiums H. Clemens, jetzt in Petersburg,

mit welchem ich im ersten Halbjahr 1862 sehr häufig gespielt hatte und dem ich damals noch überlegen geblieben war ich gewann 23, verlor 16 und glich aus 4 Partien). Mit Schumow in Petersburg oder irgend einem anderen Spieler von Weltruf hatte ich mich bis zu diesem Zeitpunkt noch nicht messen können.

Im Sommer 1862 unternahm ich als Studiosus der Dorpater Universität eine Vergnügungsreise nach Deutschland. In Königsberg i. Pr. am 20. Mai a. St. angekommen, suchte ich dort Philipp Hirschfeld auf, welcher damals gleich mir noch Student war, jedoch schon mit Recht für einen der ersten Spieler Deutschlands galt, da er mit gutem Erfolge nicht blos gegen B. Suhle, sondern auch selbst gegen Anderssen gekämpft hatte. Nachdem ich im Laufe von drei Tagen mit Hirschfeld vier Partien gewechselt, zwei davon gewonnen und zwei verloren hatte, fühlte ich mich von der ersten erklärlichen Befangenheit gegenüber weltberühmten Spielern in etwas erledigt und hatte überdies auf die Weiterreise mehrere sehr freundliche Empfehlungsbriefe Hirschfeld's erhalten. Als ich nun am 24. Mai in Berlin eintraf, suchte ich sogleich die Herren Justizrath Mayet, Dr. Franz, G. R. Neumann und Otto Holdheim auf. Ich wurde überall in Folge der Hirschfeld'schen Empfehlung gern empfangen, nur allein Dr. Franz hatte keine Zeit zum Spielen, jedoch gestattete er mir die Durchsicht seiner umfangreichen, in drei riesigen Schränken aufgestellten Schachbibliothek von weit über 1000 Bänden, unter denen ich auch das noch ungedruckte Manuscript des Livländers Zoege von Manteuffel, welcher i. J. 1799 mit meinem Grossvater C. Ph. Amelung die oft beschriebene lebende Schachpartie in der Dorpater Ressource gespielt hatte, zu sehen bekam. Beim Justizrath Mayet spielte ich jeden Abend pünktlich um sechs Uhr in seinem Hause (Werder'scher Markt 4) eine Partie und hörte mit Interesse zu, wenn der für gewöhnlich stille ältere Herr beim Theetisch aufthaute und von seinen Schacherinnerungen plauderte. Er erzählte mir u. A. von dem mehr als hundertjährigen jüdischen Sprachlehrer und Schachlehrer in Berlin, mit dem er noch gespielt hatte, welcher — wenn ich nicht sehr irre — mit Namen Michel hiess und einst Lessing als Modell zu dem schachspielenden Alhafi in Nathan dem Weisen gedient hatte, denn er und der jüdische Rechenmeister Wolf waren die Hauptgegner des Philosophen Mendelssohn und mitunter auch Lessing's selbst gewesen. Lessing spielte gern Schach, sah aber eben so gern dem Spiele zu. — Ich habe mit Mayet zehn Partien gewechselt, die Hälfte verloren, die Hälfte gewonnen; seine Hauptforce lag im Endspiel. — Gegenüber G. R. Neumann erreichte ich ein eben so günstiges Resultat, wie mit Mayet, freilich wechselte ich mit ihm im Garten Marienbad, dem Sommerlocale des Berliner Schachclubs, im Ganzen nur vier Spiele, gewann zwei und verlor zwei. Neumann war schon damals eben so stark wie Hirschfeld und stand selbst gegen Anderssen nur ein Weniges zurück; an Spielcorrectheit war er Anderssen wo möglich noch überlegen, aber an Genialität nicht. — Von O. Holdheim, welchem Mayet den Bauern f7 und 2 Züge, Hirschfeld aber den Springer b1 vorgab, gewann ich 6 gegen 2 Partien, und ging mit ihm täglich in das Marienbad (Bendlerstrasse 8 im Thiergarten) mit der Erwartung, dort den Altmeister Anderssen anzutreffen, welcher Berlin auf seiner Reise aus Breslau zu dem Londoner Weltturnier passiren sollte.

Schon am 28. a. St. sah ich des Vormittags im Marienbad den mir im Bildniss längst bekannten Meister am Schachbrett sitzen und verfolgte einige Stunden hindurch als aufmerksamer Zuschauer die von ihm mit Neumann gespielten Partien. Am Nachmittage sollte ich das Vergnügen haben, selbst mit Anderssen zu spielen. Die erste der beiden Partien, welche zusammen kaum viel mehr als zwei Stunden gedauert haben dürften, also rasch verliefen, habe ich gewonnen, die zweite dagegen verloren. Wie ich zu dem Gewinnste kam, wer vermag das zu sagen! Die den Schachspielern fehlende päpstliche Unfehlbarkeit war auch nicht einem Anderssen, Morphy, Steinitz oder

Zukertort eigen, daher hat Anderssen, wie in diesem Falle mit mir, so auch sonst noch manche leichter gespielte Partie verloren. Ich möchte hier die Bemerkung anknüpfen, dass auch die Häufigkeit der Versehen — vermuthlich in Folge des räthselhaften, aber interessanten Gesetzes der grossen Zahl — sich so ausgleicht, dass die Spielstärke durch eine Ziffer meist richtig ausgedrückt und das gegenseitige Stärkeverhältniss zweier Spieler ziemlich genau angegeben werden kann, freilich erst bei häufigerem Spiel, nicht schon nach zwei oder drei Partien.

Auch mit E. Schallop spielte ich eines Abends im Marienbad, gewann ein Spiel, das andere blieb Remis. Er war, wie die von mir aufgezeichnete interessante Partie beweist, ein sehr starker Spieler, ein Schüler Anderssens.

Nach einem kaum zehntägigen Aufenthalt verliess ich Berlin, und als ich im September wieder nach Dorpat zurückkehrte, da sollte ich nach so günstigen Erfolgen in Deutschland in einem Wettstreit mit H. Clemens den Kürzeren ziehen: ich verlor vier, gewann nur eine Partie und eine blieb Remis. — Sic transit gloria!

Auflösung des Problems Nr. 2 (Februar-Heft.)

1. T d4—d3. 1. e4—d3: oder sonst beliebig.
2. Sp b3—a5. 2. Beliebig.
3. Sp a5—c6 resp. c4 oder L d8—f6 † Mat.

Richtige Lösungen gingen ein: von N. von Glehn in Jelgimäggi, C. Hahn in Wesenberg, E. F. in B., Ch. Grohmann, Stud. G. Grohmann und R. Grünwaldt in Reval.

Um vielen an uns gelangten Wünschen nachzukommen, werden wir die Auflösungen der Probleme und Endspiele in Zukunft erst nach zwei Monaten mittheilen. — Zu der **Auflösung des Problems Nr. 3** (März-Heft) müssen wir bemerken, dass das Problem leider mit 1. L h7—f5 &c. nebenlösig ist. Daher bitten wir: den weissen Thurm von c3 auf c2 und den weissen Laufer von h7 auf b3 zu verschieben. Daraus ergiebt sich die Stellung:

Weiss: K b2. D e5. T c2. L b3. Sp b4. B a3, e2.
Schwarz: K c5. Sp d5. B b5. b6. e6. e4.

Weiss zieht und setzt in 3 Zügen Mat.

Dafür, dass uns der uralte Todfeind aller Schachprobleme, die fatale Nebenlösigkeit, nun schon zwei Mal seit dem kurzen Bestehen unserer Schachspalte einen Streich gespielt hat, bitten wir die Schachfreunde um Nachsicht und hoffen auf erneuertes Studium des corrigirten Problems.

Briefwechsel. F. G. in Kurtna (Ehstland): In Betreff der Partie Nr. 2 haben Sie erstens darin völlig Recht, dass die Anmerkung zum Zuge 14. Sp f4—g6 verfehlt war und, wie folgt, hätte lauten sollen: «Schwarz hat nichts Besseres». Dass — wie Sie meinen — 37. Sp c3—e4 (worauf D c6—c2 :†, 38. T g1—g2, D c2—c1 !, 39. Sp e4—g5†) die Partie für Weiss gewonnen haben würde, erscheint uns ungewiss, weil die Analyse etwa von Zug 30. an sehr schwierig auszuführen ist. — Dass Weiss endlich mit 41. L g6—e4 sogar hätte gewinnen können, ist nicht der Fall, weder bei 41. D c6—e4 :, 42. T g5—g7 :, noch bei 41. T d7—f7 : nebst 42. L e4—c6: (oder 42. D f2—f7 :†, oder 42. T g5—g7 :). — E. F. in B.: Die von Ihnen eingesandte Aufgabe ist insofern zu leicht für unser Blatt, als der erste Zug von Weiss Schach bietet. Nach Ph. Klett ist das sogar ein Compositionsfehler! — Th. D. in Libau: Obenstehende Lösung des Problems 2 wird Ihre Zweifel beseitigen. Die gewünschte Correctur wird geschehen.

Von der Censur gestattet. — Reval, den 28. März 1884.
Gedruckt bei Lindfors' Erben in Reval.

Unaufhaltſam.

Erzählung von **Matthias Treymann** in Riga.

Es war zu Beginn des Monats März im Lande der Saporoger. Der harte Winter hatte ſeine raſende Frühjahrs-Tarantella, ein dreitägiges Schneewehen, zum Beſten gegeben und zum Abſchied die Leichen einiger armen Erdenkinder zurückgelaſſen, die aus Noth oder Leichtſinn ſich in ſeinen luſtigen Wirbeltanz hineinreißen ließen. Sie waren längſt auf dem öden, baumloſen Kirchhof beſtattet worden und konnten nicht mehr zur ſiegreichen Sonne aufſchauen, unter deren lebenſpendender Wärme die letzten Spuren von Eis und Schnee verſchwunden waren. Aber wie häßlich war das Kleid der lieben Mutter Erde an dieſem ſonnigen, warmen Frühlingstage! Wer es nicht wußte, wie ſie hier zur geeigneten Zeit ſich zu ſchmücken, welch' herrliche Blumen und Gräſer, welch' ſchwerwiegende Aehren, welch' goldene, ſüße Früchte ſie zu zeitigen verſtand, der ſah mit Verdruß auf das ſchwarze Schlamm-Meer herab. Der Verdruß wurde zum Aerger bei dem Gedanken, daß das Befahren, wenn nöthig, nicht in einem Boot, ſondern in einem Wagen vorzunehmen ſei, in einem ſchwankenden Wagen, deſſen Räder faſt bis zur Achſe verſinken, während die armen Pferde Lungen und Muskeln bis zur Erſchöpfung anſtrengen. Geſegnete Zone der Schwarzerde, du Eldorado der Landwirthe und Induſtriellen, du Hölle der Laſtthiere, denen zu gleicher Qual unter begünſtigenden Umſtänden auch mancher arme Menſch ſich geſellen muß!

Wie ein Pfahldorf im weiten und öden Sumpf lag der Häuſercomplex der K.'ſchen Fabrik da. Aus der Mitte ragte von Weitem ſichtbar der ewig qualmende Schornſtein wie ein Obelisk empor, rings umgeben von den regelmäßig vertheilten Arbeiter-Kaſernen. Dort, wo die in ſchier endloſer Reihe hingebauten Bauerhäuſer ſich an die Fabrik anlehnten, ſtanden iſolirt in einem mit Maulbeerbäumen und weißen Akazien beſtandenen Garten zwei weißgetünchte einſtöckige Gebäude mit rothen Dächern — das Hoſpital und das Doctorat. Der arme Fabrikarzt! Wurde er eben irgend wo im fußtiefen Schlamm gerädert und umhergeſtoßen oder ſaß er zu Hauſe, alle überſtandenen und kommenden Fahrten verwünſchend?

In geſtrecktem Trabe fuhr ein Zweigeſpann am Gartenzaun vorüber und

bog in den Hof. Der Mann, der die hübſchen Schimmel mit ſicherer Hand lenkte, mußte große Eile haben. Nur die Sorge um Geſundheit oder Leben eines Mitmenſchen konnte die unvergleichliche Unbarmherzigkeit erklären, mit welcher er Pferde, Wagen und die eigenen Knochen und Eingeweide behandelte. Jetzt ſprang er aus dem Wagen, um eine Minute ſpäter im ärztlichen Sprechzimmer zu erſcheinen.

Der Fabrikarzt Dr. Steinau, ein großer, blühend ausſehender Mann mit blondem Vollbart, ſaß eben vertieft in ſeine Lectüre am Schreibtiſch, als die Thür aufgeriſſen wurde und der Ankömmling, über und über mit Koth beſpritzt, in's Zimmer trat. Er war mittelgroß, breitſchultrig und mochte fünfundvierzig Jahre alt ſein. Das gebräunte, markirte und ſchöne Geſicht mit den unſtät blickenden Augen verrieth Bekümmerniß und Unruhe. Gruß und Haltung waren militäriſch. Während er ſprach, zuckte es um die mit einem dichten braunen Schnurrbart bedeckte Lippe.

„Ich bitte um raſche Hilfe, Herr Doctor — mein Kind iſt krank — eine ſchwere Kopfverletzung durch einen Sturz. Ich bin der Förſter Schönfeld," ſagte er in deutſcher Sprache.

Fünf Minuten ſpäter ſaßen die beiden Männer im Wagen, der wie ein Boot im aufgeweichten Wege hin- und hergeworfen wurde. Es ging wie vorhin im Trabe vorwärts, nur mit dem Unterſchiede, daß der eine Schimmel, ein ſchönes, kräftiges Thier, welchem die Laſt trotz Allem zu gering erſchien, von Zeit zu Zeit galoppirte und fröhlich und muthwillig mit den Hinterbeinen ausſchlug. Dabei ergoß ſich jedes Mal ein Schlammregen über Kleidung und Geſicht der Leidensgefährten. Der Förſter blieb, in ſich verſunken, ganz gleichgiltig, bis dem Doctor, welchem ein neuer, ungemein reichlicher Ueberguß in eben ſo überraſchender wie wirkſamer Weiſe beide Augen vermauerte, der ärgerliche Ausruf entfuhr: „Ein abſcheuliches Thier!"

Da lachte der ernſte Mann kurz auf und ſagte, indem er durch Zuruf das gehorchende Thier zur Ruhe mahnte: „Im Gegentheil, Herr Doctor, ein ausgezeichnetes Thier, klug wie ein erwachſener Menſch, fromm und folgſam wie ein gutes Kind, freilich mitunter auch muthwillig. Sehen Sie, wie es nun ruhig geht. Ich bin ſchuld an ſeiner Unart, weil ich nicht Acht gab. Nehmen Sie es dem betrübten Vater nicht übel."

Der Doctor erkundigte ſich voll Theilnahme nach dem Unfall, über den er kurze und beſorgnißerregende Auskunft erhielt. Auf die Frage, wie weit noch zu fahren ſei, wies der Förſter mit der Peitſche auf den Waldſaum, der nur noch eine Werſt entfernt ſein mochte.

„Hier wohnen Sie?" fragte der Doctor augenſcheinlich überraſcht. „Wann haben Sie denn Ihr neues Heim bezogen?"

„Vor einem Jahre."

„Vor einem Jahre ſchon? Nicht möglich!"

„Ja, es iſt ein volles Jahr, das mir unter Mühe und Arbeit im Fluge

vergangen ist. Ich bin in der That aus meinem Hause und Walde fast gar nicht herausgekommen. Seit anderthalb Jahren erst verheirathet, lebe ich hier unter neuen Verhältnissen und fremden Leuten. Uebrigens lieben wir Förster die Einsamkeit."

Das stille Forsthaus hatte wieder einmal seine Einwohner gewechselt, und der alte, in tiefster Zurückgezogenheit lebende Förster war durch einen neuen ersetzt worden, ohne daß der Fabrikarzt etwas davon gehört hatte.

Der Wagen hielt vor dem von hohen Eichen und Linden beschatteten kleinen Häuschen. Hastig sprang der Förster heraus, übergab die Zügel einem herbeieilenden Knecht und nöthigte den Arzt in's Vorhaus. Die Thür öffnete sich und eine schlanke, blasse Frau trat heraus. Sie grüßte leicht und anmuthig und sagte, Thränen in den Augen, mit nervös zitternder, leiser Stimme:

„Ach, Gott sei Dank, daß Sie kommen! Unser armes Kind liegt im Sterben. Dies entsetzliche Unglück!" — Sie bedeckte das Gesicht mit den Händen und brach in Schluchzen aus.

Der Förster, dessen Augen einen starren, ängstlichen Ausdruck angenommen hatten und dessen zusammengepreßte Lippen keines Wortes fähig zu sein schienen, schlang seinen Arm um die zarte, wankende Gestalt, während der Doctor eilig in's dunkel verhängte Krankenzimmer trat. Der kleine Säugling, der vom Arme seiner sorglosen Wärterin in eine tiefe Grube gestürzt war, lag mit geschlossenen Augen, Schaum vor dem Munde, leichenblaß und vollkommen bewußtlos in der kleinen Wiege, die, von geschickter und zärtlicher Frauenhand mit allen erdenklichen Stickereien verziert, für ein Feenkind hergerichtet zu sein schien. Statt der schützenden Fee saß die weinende, schuldbewußte Wärterin, ein hübsches kleinrussisches Mädchen von dreizehn Jahren, daneben, und unter dem Druck ihrer Hand flog die kleine Wiege hin und her, wie ein Schiff auf stürmischer See rollt. Der kleine Patient stöhnte laut in regelmäßigen Pausen. Es stand schlimm um ihn, nicht nur wegen der starken Gehirnerschütterung, sondern auch wegen der eigenthümlichen Pflege, welcher der kaum acht Monate alte Weltbürger sich unterwerfen mußte. Dennoch versuchte der Doctor, nachdem der Kleine aus den Wogen auf den Continent, das Bett seiner Mutter, gerettet und sorgfältig untersucht worden war, das betrübte Elternpaar zu trösten und einige, wenn auch geringe Hoffnung zu machen.

„Sie glauben also, daß es leben wird?" rief die Mutter glückselig. Sie überhörte alle ärztlichen Einschränkungen und Bedenken, sie klammerte sich an jedes Trostwort und schien im Augenblick Sorge und Schmerz vergessen zu haben. Auch über des Vaters düsteres Gesicht flog ein erhellender Schimmer. Er drückte dem Doctor mit einem Seufzer die Hand.

Beim Frühstück, ohne welches die kleinrussische Gastfreundschaft auch den eiligsten Arzt, auch beim dringendsten Anlaß nicht weiterfahren läßt, ließ Steinau es sich angelegen sein, die kaum achtundzwanzig Jahre alte Frau sehr genau zu betrachten. Sie konnte in der That Interesse erregen. Ein blasses, schmales Gesicht, von

dunklem Haar umrahmt, mit großen braunen Augen, deren koketter Aufſchlag an polniſches Blut und polniſche Erziehung gemahnte, verrieth durch einzelne feine Fältchen und Schatten und durch den etwas herben Zug um die hübſchen, vollen Lippen, daß die Jugendfriſche nicht ohne leidenſchaftliche Stürme vorübergerauſcht war. Die Kleidung war ſorgfältig und geſchmackvoll. Die liebenswürdige Geſchäftigkeit, mit welcher die Hausfrau anfangs hin- und hergehend ſelbſt Alles ordnete und dann die vorzüglich zubereiteten Speiſen bald anbot, bald vorlegte, gewährte genugſam Gelegenheit, die ſchlanke Geſtalt und die Anmuth der Bewegungen zu bewundern, wobei der Blick des Beobachtenden ſich immer wieder auf die kleinen, im zierlichſten Schuhwerk ſteckenden Füße lenkte. Sie war voll unbefangener Freundlichkeit gegen den Gaſt und zärtlichſter Zuvorkommenheit gegen ihren Mann, der, von ſeiner ſchweren Sorge theilweiſe entlaſtet, mit ſichtlichem Wohlgefallen an ihrer Geſtalt und ihrem Munde hing, der jetzt ſo fröhlich zu plaudern verſtand. Alle fünf Minuten ſchnellte ſie empor, um in's Krankenzimmer zu eilen, wo die Eisumſchläge der Aufſicht bedurften, und kam jedes Mal mit umwölkter Stirn zurück. Sie richtete oft ſorgenvolle Fragen an den Doctor, verſprach aber, zu hoffen und ſich zu gedulden, ſo lange überhaupt eine Ausſicht auf Geneſung ſei. Dann erzählte ſie wieder in ihrer anmuthigen Weiſe von all' den kleinen Leiden und Freuden der neu eingerichteten Häuslichkeit, von ihrer beſchwerlichen Herreiſe, dem verantwortlichen Amt ihres Mannes und konnte nicht Worte genug finden zum Ruhme ihres kleinen Waldparadieſes, das ſie mit dem beſten aller Männer bewohne. Er lächelte ſtill vor ſich hin und war überhaupt eben ſo ſchweigſam und ruhig, wie ſie lebhaft und beredt war.

Noch lange nachher ſtand das Ehepaar Arm in Arm vor der Thür, als Steinau, ſchon auf dem Rückwege, nach den von der Sonne vergoldeten Bäumen zurückſah.

Den Doctor führte ſein Weg nun oft in's Forſthaus, auf deſſen Einwohner der tiefe Frieden und die Schwermuth des ſie umgebenden Waldes ſich gelagert zu haben ſchien. Nur ſelten wurde in den folgenden ſchweren Wochen die Ruhe, wie von einem lieblichen Vogelſang, durch das heitere Geplauder der jungen Mutter unterbrochen, die in ſtiller Ergebung ſich mehr und mehr auf den Tod ihres erſten und einzigen Kindes vorbereitete. Ihre Sorge war Tag und Nacht unermüdlich. Alle ärztlichen Verordnungen, die zum großen Theil gegen die ihr anerzogenen Gewohnheiten und gegen den hartnäckigen Aberglauben der helfenden Dienſtmagd verſtießen, wurden unweigerlich und gewiſſenhaft durchgeführt. Der in männlicher Faſſung und Ruhe dem Kommenden entgegenſehende tiefbetrübte Vater verſah dabei mit gleicher Umſicht und Energie ſein ſchweres Amt und hatte immer noch Zeit und Kraft genug, die Nächte durchwachend am Bette ſeines Lieblings zu ſitzen und der Frau Troſt und Muth zuzuſprechen. Nie hörte man von ihm eine Aeußerung der Ungeduld oder Heftigkeit, und ſeine phyſiſche Kraft ſchien unerſchöpflich.

Endlich ſchien die Natur ſich des unglücklichen Elternpaares erbarmen zu

wollen. Wider alles Erwarten genas das Kind. Aber zum großen Leidwesen erwachte es mit einer auffälligen Entstellung aus dem schweren Traum der tödtlichen Krankheit. Es schielte und vor dem unbefangenen Urtheil, das den aufathmenden Eltern freilich eine Zeit lang verschleiert blieb, konnte kein Zweifel darüber bestehen, daß die Lebenskraft des Kindes dauernd geschädigt worden war.

Trotz Allem wirkte die Abwehr des Todes befreiend und erlösend. Es ging Alles wieder rühriger und lauter im Hause und im Walde her. Der Förster war heiter und gesprächig, ja, er konnte sogar herzlich und laut lachen. Als Steinau wieder einmal an einem schönen Mai-Nachmittage heranritt, um nach dem kleinen Reconvalescenten zu fragen, saß Schönfeld, zum Ausgehen gerüstet, auf der Vorhaustreppe und schaute seiner Frau, die vor ihm auf den Knieen lag und ihn so fest umschlungen hielt, als wolle sie ihn nicht mehr loslassen, in die schönen Augen, während seine Hand sanft über ihr Haar glitt. Die Scene schloß mit einem herzhaften Kuß, gerade als des Doctors Pferd sichtbar wurde.

„In seiner Länge liegt des Kusses Stärke," brummte Steinau. Fast hätte er die Byron'sche Reminiscenz etwas zu laut zum Besten gegeben.

„Meine Frau will mich nicht fortlassen," sagte Schönfeld, rasch aufspringend, „sie fürchtet, ich würde am dunklen Abend den Weg nach Hause nicht finden. Begleiten Sie mich, Herr Doctor, sonst ängstigt sich meine kleine arme Frau zu Tode."

„Mein böser Mann spottet über mich," lachte sie, ohne sich ganz von ihrer Verwirrung, die ihr so gut stand, erholt zu haben, „wenn Sie aber wüßten, wie oft er in der Dunkelheit, die bei uns so rasch hereinbricht, sich verirrt und verletzt hat, würden Sie meine Sorge theilen. Außerdem giebt es genug Holz- und Wilddiebe, die gegen den Förster nichts Gutes im Schilde führen."

„Ich freue mich," antwortete Steinau, „daß ich Ihre zärtliche Sorge wenigstens mindern kann. Ich habe heute gerade Zeit genug, um Ihren Mann in den herrlichen Wald zu begleiten und will das Meinige thun, daß er wohlbehalten zurückkehre."

„Herrlich, herrlich," rief sie und klatschte wie ein fröhliches Kind in die Hände. — Sie rief nach dem Knecht, das Pferd wurde untergebracht und Steinau wanderte mit dem Förster, der seiner grüßenden Frau noch ein scherzendes Abschiedswort zurief, in den rauschenden Wald hinein, durch fußhohes, üppiges Gras, umduftet von Maiglöckchen.

Es war die Grenze der Waldregion. Ringsum dehnte sich die unabsehbare, trostlose Ebene, die in dem Fremdling stets die Sehnsucht nach der Heimath wachrief und das Herz nach Westen zog, nach den Wäldern und Seen, nach den rauschenden Flüssen, nach dem brausenden Meer! Hier im Walde war ein Stück Heimath, hier blühte, jauchzte und jubelte Alles! Die alten Buchen, Linden und Eichen nickten wie alte Bekannte und flüsterten mit dem lauen Westwinde die fernen Grüße der Lieben zu.

„Aus welchem deutſchen Lande oder Ländchen ſind Sie denn hierher verſchlagen worden?“ mußte der Doctor plötzlich fragen.

„Ich bin Rheinländer, ſtamme direct aus der Pfaffengaſſe, bin aber mein Lebtag kein Kloſterbruder geweſen.“

„Das ſieht man Ihnen an. Ihre Heimath trug aber vor Zeiten auch den Namen der Römerſtraße. Nun geht mir auch ein Licht auf. Ihr Blut iſt mit dem unternehmungs- und wanderluſtigen Römerblut verſetzt.“

„Mag ſein! Jäger- und Soldatenblut fließt ſicherlich in meinen Adern. Mein Vater war Militär geweſen und ſtarb als Förſter in der Rheinprovinz, im beſten Mannesalter. Siebenzehn Jahre alt, begann ich meine Laufbahn als Jägerburſche, um ſie im tollen Jahre 1848 als Soldat fortzuſetzen. Eine luſtige und traurige Zeit! 1849 ſtand ich als Füſilier in der Bucht von Eckernförde und ſah, wie der däniſche „Chriſtian“, von unſeren Strandbatterien in Brand geſchoſſen, in die Luft flog. Da habe ich aus vollem Herzen das Hurrah mitgeſchrien, das mir noch heute in den Ohren gellt. Was half's? Der Feldzug ging traurig zu Ende. Wir mußten abziehen, als hätten die lumpigen Dänen uns beſiegt. Meine Mutter war geſtorben, ich nahm mein kleines Erbtheil und zog in die Fremde, mein Glück zu verſuchen. Ich kaufte mit einem Verwandten Wald in Polen. Anfangs war Alles gut, dann ging es aber drunter und drüber inmitten der heilloſen polniſchen Wirthſchaft. Ich rettete mein im Laufe von fünfzehn Jahren erworbenes Vermögen und trat eine Förſterſtelle im ſüdlichen Rußland an ... Von dort ſiedelte ich hierher über,“ ſetzte er nach einer Pauſe hinzu.

Er holte tief Athem und ſchwieg. Wie er hierher gekommen und wie er ſeine Frau gefunden, das ſollte offenbar eine unausgefüllte Lücke bleiben.

Plötzlich blieb der Förſter wie angewurzelt ſtehen und zog Steinau hinter einen dicken Baum.

„Bitte, ſtill! Hören Sie Nichts?“ fragte er leiſe.

„Nichts.“

„Vermuthlich Holzdiebe,“ murmelte er.

Es begann zu dunkeln. Trotz angeſtrengteſter Aufmerkſamkeit konnte der Doctor nicht das leiſeſte Geräuſch vernehmen.

„Sehen Sie dorthin,“ flüſterte Schönfeld. Er wies mit dem Finger nach einer Lichtung, über welche das Abendroth ſeinen Schimmer warf. Nun wurde leichtes Raſcheln hörbar und zwei große, ſtarke Männer erſchienen, beladen mit einem coloſſalen Baumſtamm. Jeder hatte unter das Endſtück eine ſtarke, große Holzgabel geſtützt. Sie gingen langſam, mit Händen und Schultern tragend, immer nur einige Schritte vorwärts, ſetzten ihre Gabelſtützen nieder, um, von der ungeheuren Laſt erſchöpft, ſich einige Minuten zu erholen und ſchritten dann, vorſichtig nach allen Seiten Umſchau haltend, weiter. Es ging langſam, aber es ging vorwärts.

Plötzlich ſchrie der Förſter, ohne daß er ſeine ruhige Defenſivſtellung im Mindeſten verändert hätte, mit Donnerſtimme: „Halt!“ Im Nu fiel der Baum-

ſtamm dröhnend zur Erde, und die Männer verſchwanden hinter den Bäumen. Eine Minute darauf erſchallte das raſche Rollen eines Wagens.

„Verdammte Kerle! So holen mir drei, oft nur zwei Männer die ſchönſten Eſchenſtämme ab. Ich freue mich doch, daß ich ihnen dieſes Prachtexemplar, das für vier Männer zu ſchwer iſt, abgejagt habe.“

„Ich meine aber, daß es noch beſſer geweſen wäre, wenn wir die beiden Holzdiebe eingefangen hätten,“ warf Steinau ein.

„Wo denken Sie hin, Herr Doctor!“ antwortete der Förſter eifrig. „Die ſind nur einzufangen, wenn man ſie lahm oder halbtodt ſchießt. Sobald man ſie anruft, geben die eben ſo feigen wie ſtarken Kerle Ferſengeld und dann hat es mit dem Schießen ein Ende.“

„Ein Ende? Warum?“

„Das Geſetz geſtattet uns Förſtern den Gebrauch der Schießwaffen nur in der Nothwehr. Wenn ich im Dienſt einen Menſchen todtſchieße oder anſchieße, ſo muß die Kugel zum Beweiſe deſſen in der Vorderſeite des Spitzbuben-Körpers ſitzen, oder — ich laufe Gefahr, trotz treueſter Pflichterfüllung eine Reiſe nach Sibirien anzutreten. Und wozu ſollte ich den Fang auch nur verſuchen? Das Geſetz bedroht den Walddiebſtahl mit großen Geldſtrafen, aber es iſt eine Ausnahme, wenn die Strafe vollzogen wird. Der Bauer hält den Wald für eine Gottesgabe und für ein allen Menſchen gemeinſames Eigenthum, und es ſcheint für's Erſte unmöglich, ihn zu einer anderen Anſchauung zu bekehren. Wenn die Behörden doch nur zum Schutz der Eigenthümer den Förſtern und Waldhütern größere Rechte einräumten, wie in meiner Heimath! Statt deſſen ſind wir ſo gut wie vogelfrei und müſſen uns den privilegirten Spitzbuben gegenüber helfen, wie es gerade geht. Wir ſchießen wohl auch einmal aus Noth oder Wuth auf einen frechen Holz- oder Wilddieb, aber es iſt immer eine ſchlimme Sache. Man kann vor Gericht geſtellt werden oder ſeine Stelle einbüßen. Der ehrliche und treue Mann findet hier keinen Rechtsſchutz. Bei uns geht es freilich anders her. Ich habe einmal als junger neunzehnjähriger Menſch einen alten, erfahrenen Wilddieb, ohne Hand an ihn zu legen, als Gefangenen in der Forſtei abgeliefert. Er ging wie ein Lamm vor mir her bis zu ſeinem Gewahrſam, obwohl er wußte, daß er einer mehrjährigen Zuchthausſtrafe entgegenging.“

„Erzählen Sie, Schönfeld,“ bat Steinau.

„Es war nicht weit von der holländiſchen Grenze. Da führten die Wilddiebe, ſo gefährlich ihr Handwerk war, ein herrliches Leben. Das geſchoſſene Wild wurde über die Grenze in Sicherheit gebracht von den verwegenen und meiſterhaften Schützen, die meiſtens zu zweien und dreien ihre Jagden veranſtalteten und alle Pfade und Schlupfwinkel kannten. So mancher erfahrene Förſter hatte dort ſein Leben eingebüßt. Ein tollkühner, nie fehlender Schütze unter den Wilderern war uns Allen bekannt. Man ſagte ihm nach, daß er ſchon mehrere Menſchenleben auf ſeinem Gewiſſen habe. Unſer Dienſt war ohnehin ſchwer, aber dieſer eine Mann hielt uns Alle nicht nur beſtändig in

Athem, er hänſelte und foppte uns geradezu mit ſeiner Liſt und Verwegenheit und ſchoß uns oft das ſchönſte Hochwild ſo zu ſagen vor der Naſe weg.... In einer mondhellen Nacht ſtreifte ich als dienſtthuender Forſtgehilfe durch den Wald. Unerhört! Es war kein Zweifel, daß mehrere Wilderer eine regelmäßige Treibjagd abhielten. Ich ſchlich vorſichtig vorwärts, um mich zu orientiren, zweifelnd, ob ich überhaupt irgend etwas Erſprießliches der Mehrzahl gegenüber ausrichten könne. Da — dreißig Schritt vor mir lag im Schatten der Bäume, den Rücken zu mir gewandt, auf ein Knie geſtützt, mit angebacktem Gewehr ein Mann, der im Jagdeifer mein Herannahen nicht gehört hatte. Er achtete mit geſpannter Aufmerkſamkeit auf die mondbeſchienene Fläche, hinter welcher das hörbare Treiben ſeiner Kameraden vielleicht im nächſten Augenblick ſchon einen Hirſchbock hervorſcheuchen ſollte. Ich legte auf den vor mir knieenden Mann an und rief halblaut, um mir nicht ſeine Gefährten auf den Hals zu locken: „Gewehr ab!“ Er zuckte zuſammen. Eine Secunde lang ſchien es, als wollte er ſich umkehren und durch einen wohlgezielten Schuß ſich des Störenfrieds für immer entledigen. Es war kaum eine Secunde. Er kannte zu gut, was Rechtens war, und wußte, daß er um ſein Leben ſpielte. Er oder ich — und ich hatte alle Vortheile auf meiner Seite. Er legte alſo, ohne den Kopf zu wenden, das Gewehr auf das Gras und ſtand auf. Ich commandirte: „Rechts um — Marſch!“ Er defilirte auf zwanzig Schritt an mir vorüber und ging dann vor mir her, während ich mit geſpanntem Hahn ihm bis zur Forſtei nachfolgte. Es war der gefürchtete, ſo oft vergebens verfolgte Wilderer.“

„Das haben Sie gut gemacht, lieber Schönfeld.“

„Nun, es war eben nicht ſchwer,“ antwortete der Förſter beſcheiden, „die einfache Pflicht zu erfüllen, zumal der Mann ganz in meine Hand gegeben war. Ich wußte auch, daß unſere Geſetze nicht als blauer Dunſt in der Luft hingen, ſondern ſtreng gehandhabt wurden. Wo die Mehrzahl der Menſchen das Geſetz achtet und die Rechtſchaffenen ſich unter einander die Hände reichen, iſt es leicht, ſeine Pflicht zu thun und ſelbſt das Leben einzuſetzen. Wo es anders iſt, läßt der beſte Menſch oft muthlos die Hände in den Schooß ſinken und iſt nur zu ſehr der Gefahr ausgeſetzt, die beſtehenden Geſetze, die nur zum Schutze der Schlechten zu exiſtiren ſcheinen, zu umgehen und dadurch ſelbſt ſtraffällig zu werden.... Sie kennen ſicherlich den Verwalter Dorn, Herr Doctor! Nicht wahr, ein prächtiger Mann, der keinem Menſchen ein Haar krümmt und wie nur irgend Einer furchtlos den geraden Weg geht?“

Der Doctor nickte zuſtimmend.

„An der Grenze unſeres Gouvernements,“ fuhr Schönfeld fort, „hinter dieſen Wäldern beginnt, wie Sie wiſſen, die große Ebene, auf welcher nur alle 30 bis 40 Werſt ein Dorf zu finden iſt. Der Pferdediebſtahl wird unter Mitwirkung der Juden ſchwungvoll betrieben. Iſt ein Pferd einmal in's benachbarte Gouvernement hinüber gebracht, ſo iſt es verloren. Dann geht das Geſchreibſel zwiſchen den Behörden erſt hin und her, ſo lange, bis der Dieb Zeit gewonnen

hat, seine Beute in sicherem Versteck unterzubringen. — Eines Abends sitzt der alte Dorn, der nun schon seit zwanzig Jahren alle hier gebräuchlichen Pfiffe und Schliche kennt, gemüthlich zu Hause und trinkt mit einem Geschäftsfreunde ein solides Glas Grog. Ein verdächtiges Stoßen und Klopfen erregt zuerst seine Aufmerksamkeit, doch trinkt er ruhig weiter, da die beiden großen Hunde nicht anschlagen. Als er aber nach einiger Zeit Pferdegetrappel hört, reißt er seinen Doppellauf von der Wand und stürzt hinaus. Er sieht die Stallthür offen stehen und auf der Anhöhe vor seinem Hause, vom untergehenden Mond beschienen, seine vier wunderschönen Pferde langsam forttraben. Auf dem raschesten und bissigsten sitzt ohne Sattel ein Mann, der spätestens in einer Viertelstunde, wie Dorn voll Wuth überlegt, die Grenze erreicht haben wird! Dorn, einer der besten mir bekannten Schützen, legt an und schießt. Der Mann fällt lautlos vom hochaufspringenden Pferde zu Boden und nach einer halben Stunde kehren die erschreckten Thiere in ihre Behausung zurück. Obwohl Dorn auf den Oberschenkel gezielt hat, fürchtet er doch, den Dieb in der Aufregung tödtlich in den Leib getroffen zu haben. Er geht langsam und zögernd, nachdem er dem nach dem Schusse bestürzt herbeieilenden Freunde das Ereigniß mitgetheilt, auf die verhängnißvolle Stelle zu und findet — Niemand am Boden. Ein Stein fällt ihm vom Herzen. Er verfolgt die Blutspuren bis zum Waldessaum und kehrt nach einigem Lauschen und Rufen nach Hause zurück, wo er die beiden treuen Hunde vergiftet im Hofe findet. Von einigen Bauern erfährt er nach Wochen, daß in einem fünfzehn Werst weit entlegenen Dorfe ein armer Kranker sein verwundetes Bein pflege, nachdem er sich auf der Jagd selbst angeschossen habe. . . . So hatte die Sache keine weiteren Folgen und Alles löste sich in Wohlgefallen auf, zur größten Freude Dorns, der anfangs, wenn von seiner Affäre die Rede ging, zu brummen pflegte: „Ach was! Ich hätte doch nicht schießen sollen!“ Später freilich, als er erfuhr, daß der genesene Bauer bei etlichen Winkeladvocaten sich Raths erholte, wie er am besten gegen den bösen Verwalter klagbar werden könne, sagte er ingrimmig: „Ich hätte den Hund doch todtschießen sollen!““

„Was sagen Sie? Der Pferdedieb wollte eine Klage erheben?“

„Warum nicht? Etwa in der Form, daß der Verwalter ihn im Walde als harmlosen Spaziergänger angeschossen und dafür einen ungeheuren Schadenersatz zu leisten habe. Sie können dessen gewiß sein, daß außer Dorn Niemand von einem derartigen eben so langwierigen als ärgerlichen Proceß verschont geblieben wäre. Der Alte versteht aber die Sache. Er wickelt all' die vielen schlechten Kerle um seinen kleinen Finger. Thäte er das mit Hilfe von Lüge und Bestechung, so wäre Alles einigermaßen erklärlich. Die Meisten schlagen sich hier auf solche Weise mühselig durch. Es giebt aber keinen größeren Gegensatz, als seine lautere Gesinnung und die Schlechtigkeit und Niedertracht, mit der seine ausgedehnte Thätigkeit ihn in Berührung bringt. Ich glaube, sie fürchten seine unverwüstliche Kraft und rücksichtslose Energie, die freilich meiner Ansicht nach durch Naturanlagen, große Menschenkenntniß und besondere Lebens-

erfahrungen vor frühzeitiger Erschöpfung geschützt worden ist. Er stammt von deutschen Eltern, die in Kurland ein kleines Landgut besaßen. Von seinen Eltern hat er die deutsche Wahrhaftigkeit und Tüchtigkeit auf seinen Lebensweg mitgenommen, im Umgang mit Polen und Juden hat er frühzeitig den Jesuitismus der Welt und ihre Kampfmittel kennen gelernt, im Militärdienst hat er sich die Kaltblütigkeit und Umsicht angeeignet, die er als tapferer Cavallerist und leidenschaftlicher Jäger überall und immer bewährt hat. Ehe ein hinterlistiger Stoß ihn trifft, hat er ihn mit scharfblickenden Augen und sicherer Hand parirt und im nächsten Augenblick den verblüfften Gegner entwaffnet oder niedergestoßen. Und dann geht er ruhig seinen Weg vorwärts, als wollte er der seine Lebenskunst bewundernden Umgebung sagen: „Nichts einfacher als dies, meine Herren! Halten Sie die Augen unter Freunden und Feinden immer offen, legen Sie nie die Waffe aus der Hand, befolgen Sie ferner gefälligst meinen Grundsatz: Gerade auf sein Ziel losgehen, ist die feinste Diplomatie, Aufrichtigkeit die beste List, und erbitten Sie sich im Uebrigen von der Mutter Natur meine außerordentliche Gesundheit und Kraft, die zwischen dem fünfzigsten und sechzigsten Jahre täglich zu denselben Leistungen befähigt, wie zwischen dem zwanzigsten und dreißigsten!““

Steinau mußte herzlich über die zutreffende Charakteristik lachen. In der stockfinsteren Nacht, die unmittelbar nach dem Sonnenuntergang sich auf den Wald herabgesenkt hatte, ging Schönfeld jetzt, schweigend und sorgfältig auf die Richtung des Weges achtend, voraus. Vor Steinaus Augen stand das Bild des alten Dorn, des überall bekannten und merkwürdigen Mannes, der eine geachtete Stellung unter Hoch und Niedrig, unter Deutschen, Polen, Russen und Juden behauptete und den Guten eben so viel Liebe und Achtung abzugewinnen wußte, als er den Schlechten Furcht und den Schwachen Vertrauen einzuflößen pflegte. Die mittelmäßige Schulbildung, die er erhalten hatte, wurde durch stete geistige Beschäftigung mit den sein Fach berührenden wissenschaftlichen Gegenständen wirksam ergänzt. Sein scharfer Verstand und sein praktischer Sinn unterstützten diese unverdrossene Autodidaktik in glücklichster Weise. Dabei verwaltete er, nimmer ermüdend, bald fahrend, bald reitend, das große ihm anvertraute Gut zur höchsten Zufriedenheit des fürstlichen Besitzers und ließ es sich bei alledem nicht nehmen, bald den Tanzgesellschaften des Offiziersclubs in Gemeinschaft mit seiner Frau, einer liebenswürdigen Dame polnischer Abkunft, beizuwohnen, bald der Jagd obzuliegen, die er leidenschaftlich liebte, bald mit Russen, Juden und Zigeunern auf dem Pferdemarkte zu feilschen und zu handeln, wobei er mit seltener Zungenfertigkeit und Gewandtheit sich bald der deutschen, russischen und polnischen Sprache, bald des kleinrussischen Idioms oder des abscheulichen jüdischen Jargons bediente. Immer fröhlich und guten Muthes, selten heftig aufbrausend, blieb er Herr aller Verhältnisse und ließ sich keinen Augenblick von den zahllosen Schwierigkeiten, die ihn in der Haus- und Feldwirthschaft, im geschäftlichen Verkehr mit Arbeitern, Juden und Beamten allezeit umgaben, aus der Fassung bringen,

geſchweige denn unterjochen. Ein zwanzigjähriges Leben unter fremden Nationen, eine fünfzehnjährige Ehe mit einer Polin hatten den Kern des Mannes, der ein Deutſcher vom Wirbel bis zur Zehe im beſten Sinne des Wortes war, nicht zu verändern vermocht. Immer treu ſich ſelbſt, hatte er in unausgeſetztem Kampf, ohne je in einer Anwandlung von Schwäche oder Feigheit einen Pact mit dem Unrecht zu ſchließen, das Leben bezwungen und ſich Aller Achtung erworben, trotzdem daß er unverblümt und offen über die „tolle Wirthſchaft“, wie er ſich im Unmuth ausdrückte, zu ſprechen pflegte. Und immer noch ſtand er ungebeugt auf ſeinem Platz, zufrieden mit ſeinem mühſam erworbenen beſcheidenen Vermögen, welches um das Zehnfache zu vermehren ihm in ſeiner Stellung ein Leichtes geweſen wäre, glücklich, frei und reich in ſeinem Herzen. Schönfeld hatte recht. Dorn gehörte zu den allerſtärkſten Seelen. „Starke Seelen krümmen ſich nicht, ſie brechen lieber und die ſtärkſten biegen ſich wie Damascener-Klingen und ſchnellen auf und ſchneiden.“

Wie unähnlich waren die meiſten der überall hin verſtreuten Deutſchen, mochten ſie aus dem deutſchen Reich oder den ruſſiſchen Oſtſeeprovinzen eingewandert ſein, dieſem ſeltenen Manne! So mancher unter ihnen verfügte über mehr Schulwiſſen und hatte ſcheinbar eine ſorgfältigere Erziehung genoſſen, als der rauhſchalige alte Dorn! Und doch wurde Anſtand und Würde in ſeichtem Genuß und rauſchendem Taumel verſpielt und verſchleudert oder Wahrheit und Ehre dem Moloch des materiellen Vortheils zum Opfer gebracht. Der alte Gegenſatz zwiſchen Materie und Geiſt, Vortheil und Idee — er lebt und webt, ſo lange die Welt ſteht!

„Ideen bewegen die Welt nach der Ferne, aber Vortheile lenken die nächſten Schritte der Menſchen und der „heilige Hunger nach Gold“, welcher in der Menſchheit ſo gut eine Rolle ſpielt, als der idealſte Trieb, wird uns immer daran erinnern, daß die Hälfte der Geſchichte der Materie gehört.“

Die Stille und Dunkelheit war der Meditation günſtig. Dem ſachkundigen Führer mechaniſch folgend, hatte der Doctor ſich immer mehr in ſeine pſychologiſchen Studien vertieft. Gehörte der ihm voranſchreitende ſtattliche Förſter, nach Lebensſchickſal und Charakter dem Manne ſo ähnlich, den er ſich als glänzendes Beiſpiel vor Augen zu halten ſchien, zur Maſſe oder zur Elite? „Zur letzteren,“ entſchied der grübelnde Philoſoph. Und doch lag in Wort und Ton ein gewiſſes Mißtrauen in die eigene Kraft, ein leiſer Zweifel, ob er das Gewollte auch glücklich zu Ende führen könne. Warum fürchtete er ſich? Er ſchien mit denſelben guten Waffen zum Kampf des Lebens ausgerüſtet zu ſein, wie ſein älterer Freund. Ueberdies lebte er in glücklichſter Ehe mit einer ſchönen und tüchtigen Frau und beſaß ein kleines Vermögen, welches ihm eine gewiſſe Unabhängigkeit verbürgte. Wovor fürchtete er ſich? — Freilich, jetzt hatte er keine Furcht, als er nahe bei der Forſtei unter den Bäumen hervortrat und plötzlich eine dunkle Geſtalt, deren Umriſſe kaum zu unterſcheiden waren, an ſeinen Hals flog, um ihn mit Küſſen zu bedecken. Nur dem aus tiefem Sinnen herausgeriſſenen

Arzte fuhr mit dem Gedanken an einen nächtlichen Ueberfall ein augenblicklicher Schreck in die Glieder, der durch eine Fluth lauter Begrüßungen und halblauter Koſeworte raſch gelöſt wurde. Die Nachtigall ſang dazu ihr ſehnſüchtiges Lied! Der Förſter ſuchte ſo ſchnell wie möglich ſein Gewehr los zu werden, welches ihn augenſcheinlich verhinderte, den leidenſchaftlichen Empfang ſeiner Frau nach Gebühr zu erwidern, und der Doctor gab ſich Mühe, ſeines Pferdes habhaft zu werden. Nach einem herzlichen Abſchiede, der ihm von Seiten der zärtlichen Ehefrau einen warmen Händedruck und Dank für ſein Geleit eintrug, ritt er langſam, in Gedanken verſunken, ſeinem Hauſe zu und ſprach unwillkürlich die Freiligrath'ſchen Verſe vor ſich hin:

„In unſ'rer Liebe Nacht verſunken,
Sind wir entfloh'n aus Welt und Zeit,
Wir ruh'n und träumen, wir ſind trunken
In ſeliger Verſchollenheit!"

„Sonderbare poetiſch-ſentimentale Anwandlung heute," murmelte er, indem er vom Pferde ſtieg und ſeinem verwunderten Kutſcher die Zügel zuwarf.

* * *

Nach und nach wurde es in der einſamen Forſtei lebendiger. Das Dorn'ſche Ehepaar kam, ſo oft die knappe Zeit es den Vielbeſchäftigten erlauben wollte, und brachte immer Frohſinn und guten Rath für alle Fälle mit. Häufiger erſchien der in der Nähe wohnende ruſſiſche Dorfgeiſtliche, ein ergrauter, gebrechlicher Mann, angeblich um nach ſeinem kleinen ſchwächlichen und ſchielenden Täufling zu ſehen, in Wirklichkeit aber, um ſich von der Förſterfrau, „ſeinem theuren, vielgeliebten und hochgeachteten Beichtkinde", mit leiblicher Speiſe bewirthen zu laſſen. Er fühlte dabei niemals das Bedürfniß, ſich ſeinerſeits durch Vertheilung geiſtiger Broſamen in Unkoſten zu ſetzen. Er rühmte vielmehr nach Gebühr die wunderbaren Schnäpſe und die köſtlichen eingekochten Früchte, in deren Zubereitung die junge Hausfrau in der That Vorzügliches leiſtete, verſprach ſtets wiederzukommen und hielt über die Maßen Wort.

Auch der Unterſuchungsrichter und der im benachbarten Städtchen wohnende Polizeihauptmann, mit denen Schönfeld häufig in geſchäftliche Berührung kam, hielten mitunter bei Gelegenheit ihrer Amtsfahrten kurze Einkehr in dem gaſtfreien, nicht weit von der Landſtraße belegenen Forſthauſe. Beide waren unverheirathet, der erſtere ein junger, blaß und kränklich ausſehender Mann von achtundzwanzig Jahren, der letztere, Namens Sobow, ein wohlausſehender Vierziger, der mit Auszeichnung im Kaukaſus als Militär gedient und vor Kurzem ſeine neue Stelle angetreten hatte. Von hoher Statur, mit einem feingeſchnittenen, regelmäßigen Geſicht, in dem ein Paar lebhaft und liſtig dreinſchauende Augen funkelten, mit angenehmen, einſchmeichelnden Manieren, konnte er in ſeiner peinlich ſauberen, gefälligen Tracht und in der ein wenig gezierten militäriſchen Haltung für einen ſchönen und liebenswürdigen Mann gelten. Er ſprach viel und erzählte lebhaft und

interessant von seinen Erlebnissen. Sobald er aber nur einen Augenblick innehielt, fiel eine Schlaffheit und Mattigkeit des fast blutlosen Gesichtes auf, die ihn mindestens zehn Jahre älter erscheinen ließen. Er schien es zu wissen, denn er sprach selbst von dem hartnäckigen kaukasischen Wechselfieber, durch welches seine Gesundheit ernstlich erschüttert worden sei. Wie dem auch sein mochte, sein Temperament schien den Schaden auszugleichen und ihn jung zu erhalten.

Das Ehepaar schickte sich in diesen durch die Verhältnisse herbeigeführten Uebergang von der Einsamkeit zur Geselligkeit vortrefflich. Er war in fröhlichster Laune, sie verstand tactvoll und fein ihre Pflichten als sorgsame Mutter und Gattin mit denen einer gastfreien und liebenswürdigen Hausfrau zu vereinen. Nur Eins lag wie ein Schatten über dem Glück der Familie: die mangelhafte körperliche und geistige Entwickelung und die entstellende Augenkrankheit des armen Kindes. Die ärztliche Kunst mußte für's Erste die Segel streichen und bis auf Weiteres der Waldluft und häuslichen Pflege Alles anheimstellen. So kam es, daß Steinau, durch anstrengende Berufsthätigkeit in Anspruch genommen, viele Wochen hindurch die Forstei mit ihren Insassen und Gästen, mit ihrem Glück und Leid aus den Augen verlor.

Ein entsetzliches Ereigniß, welches die ganze Umgegend in die höchste Aufregung versetzte, sollte ihn bald wieder mit Allen zusammenführen.

Ein Waldhüter, der vor Kurzem die schöne, im Dorfe nur zu bekannte Marja heimgeführt hatte, war in seinem Hause, welches eine halbe Werst von der Forstei entfernt lag, ermordet gefunden worden. Blutflecken an der Kleidung und andere Umstände lenkten den Verdacht auf die junge Frau, die vom Gemeindeältesten vorläufig verhaftet wurde. Ein officielles Schreiben des Untersuchungsrichters verfügte die gerichtliche Section. Zu gleicher Zeit sollte die Untersuchung und das Verhör an der Stelle der That stattfinden.

Als Steinau gemeinsam mit dem Untersuchungsrichter, dem Polizeihauptmann und den vorgeladenen Zeugen, zu denen auch Schönfeld, der Vorgesetzte des Ermordeten, gehörte, das verhängnißvolle kleine Gemach betrat, bot sich ein grauenvoller Anblick dar.

Der Todte, ein athletisch gebauter Mann von etwa vierzig Jahren, lag blutbedeckt auf seinem Bette. Der Kopf war fast vom Rumpfe abgetrennt, Gesicht und Brust mit tiefen Wunden bedeckt. Das Blut war aus den Halsadern an der weißgetünchten Wand fast bis zur Decke hinaufgespritzt und bildete eine große Lache am Fußboden. Am Fußende des Bettes lag eine blutbefleckte Axt.

Der Untersuchungsrichter befahl die Frau hereinzuführen.

Die schöne, erst 23 Jahre alte Marja trat blaß und zögernd an das Bett heran. Es herrschte Todtenstille.

„Hast Du Deinen Mann mit dieser Axt erschlagen?"

„Ja."

„Wann?"

„Vorgestern Nachmittag."

„Was bewog Dich zu dieſer That?“

„Wir lebten in unglücklicher Ehe. Anfangs machte er mir Vorwürfe über meine befleckte Vergangenheit, die ich nie verhehlt habe und die ihm, wie Allen im Dorfe, bekannt war, ehe er mich heirathete Dann wurde er eiferſüchtig und behauptete ohne Grund, daß ich meine Verhältniſſe mit meinen Liebhabern fortſetze. Er betrank ſich oft, ſperrte mich ein und ließ mich hungern, ſchlug und ſchalt mich täglich, bis ich zuletzt nur den einen Gedanken hatte, wie ich mich von ihm losmachen könne. Ich gedachte fortzulaufen. Das konnte mir aber nichts helfen, weil das Gericht mich wieder zu ihm zurückgebracht hätte. Da kam er vorgeſtern Morgen wieder betrunken nach Hauſe. Er ſchimpfte und mißhandelte mich ohne Urſache. Ich gab ihm zu eſſen. Er warf ſich auf das Bett und befahl mir, ihm die Stiefel auszuziehen. Ich that es. Dann ſagte er, er wolle ſchlafen. Er ſchlief ſofort feſt ein. Ich wollte hinausgehen, da fiel mein Blick auf die Axt. Befreie dich von deinem Peiniger! rief es in mir. Ich nahm die Axt und ſchlug auf den Schlafenden ein, bis er ſich nicht mehr rührte und nicht mehr athmete.“

Sie erzählte dies Alles mit vollkommener Ruhe und Faſſung mit vom Bette abgewandtem Geſichte.

„Wie viel Schläge haſt Du geführt?“

„Ich weiß nicht,“ ſagte ſie zögernd, „ich ſchlug ohne Beſinnung darauf los.“

Sie wurde abgeführt. Die Zeugen traten vor, zuerſt Schönfeld, deſſen Leichenbläſſe Allen auffiel. Er ſtellte mit ruhiger, feſter Stimme dem Waldhüter, einem verabſchiedeten Soldaten, ein ausgezeichnetes Sittenzeugniß aus und behauptete auf Befragen, daß der Verſtorbene kein Trinker geweſen ſei. Daß es viel Streit und Zank in der dreimonatlichen Ehe gegeben habe, beſtätigte er. Mehrere der übrigen Zeugen ſagten, im Widerſpruch mit der Angabe der Mörderin, aus, daß ſie in der That dem Manne vollauf Grund zur Eiferſucht gegeben, da ſie auch während der Ehe die früheren ſtrafbaren Verhältniſſe unterhalten habe.

Als die ärztliche Unterſuchung der Leiche beendet und das kurze Gutachten zu Protokoll gegeben war, worin conſtatirt wurde, daß der Tod durch Verblutung in Folge von ſieben mit der Axtſchärfe beigebrachten Wunden eingetreten ſei, bat Steinau um die Erlaubniß, die Gefangene unter vier Augen ſprechen zu dürfen.

Er hatte ruhig und freundlich an ſie einige Fragen gerichtet, die Niemand hören konnte, und ſchien ſich eben zur Wegfahrt anzuſchicken, als Schönfeld auf ihn zutrat:

„Wollen Sie in mein Haus treten und ſich erholen, Herr Doctor? Ich bitte Sie darum. Die anderen Herren erweiſen uns auch die Ehre.“ Bei den letzten Worten flog um ſeine Lippen ein faſt unmerklicher ſpöttiſcher Zug.

Steinau nahm dankend an.

„Sie haben mit dem entſetzlichen Weibe geſprochen,“ ſagte Schönfeld, während ſie den Weg zur Forſtei einſchlugen, mit zitternder Stimme und in

tiefſter Erregung. „Ich will nicht wiſſen, was ſie geſagt hat; Alles, Alles iſt erlogen. Sie iſt ein Teufel und der Teufel lügt! Und alle Weiber, ſo viel ihrer hier ſind, gleichen dieſer Megäre. Täglich belügen und betrügen ſie ihre Männer, täglich vergiften ſie den Hausfrieden, täglich morden ſie feige den Schlaf! — Dieſer Athlet, ein braver Arbeiter, einſt ein tapferer Soldat, dem der Kugelregen auf dem Schlachtfelde das Leben nicht rauben konnte, wehrlos hingeſchlachtet im Schlaf, von einem jungen, ſchwachen, treuloſen Weibe — es iſt zum Erbarmen! Und hier — in meiner Nähe! Ich kann das blutige Bild mein Lebtag nicht vergeſſen, Herr Doctor.“

Er wiſchte ſich den Schweiß von der Stirn. Steinau war tief erſchüttert durch das ſchreckensvolle Ereigniß, aber noch mehr durch dieſen unerwarteten Ausbruch einer nervöſen Leidenſchaftlichkeit und Empfindſamkeit, deren er den abgehärteten Jäger und ehemaligen Füſilier nicht für fähig gehalten hätte.

„Beruhigen Sie ſich, Schönfeld! Es iſt freilich fatal, daß es ſich hier unter Ihren Augen ereignen mußte, aber die Zeit und die friſche Waldluft werden das quälende Bild ja bald verhüllen und verwehen.“

Der Förſter ſeufzte tief auf und ſchüttelte ſchwermüthig den Kopf.

Im freundlichen Forſthauſe, wo der Speiſetiſch gedeckt ſtand, war Frau Schönfeld in angelegentlichſter Unterhaltung mit dem Polizeihauptmann begriffen. Als Schönfeld und Steinau eintraten, konnten ſie eben ſeine Worte vernehmen:

„Jedenfalls bin ich überzeugt, daß er ſelbſt durch die unwürdige und unmännliche Behandlung eines ſchwachen Weibes ſein Schickſal heraufbeſchworen hat. Es iſt unter allen Umſtänden Pflicht des ſtarken Geſchlechts, Nachſicht zu üben gegen das ſchwache und ſchöne Geſchlecht.“

„Ganz meine Anſicht,“ liſpelte der gelehrte Unterſuchungsrichter. „Frau von Staël ſagt ſehr richtig: Wenn die Männer fehlen, geſchieht es aus Härte, irren die Frauen, ſo iſt es Schwachheit.“

„Das heißt ja die Welt auf den Kopf ſtellen, meine Herren,“ fuhr Schönfeld dazwiſchen. „Geirrt hat die Mörderin allerdings ihr Lebelang, wie alle Dorfleute wiſſen, aber ich kann in ihrer Schlußaction beim beſten Willen keine Spur von Schwachheit entdecken!“

Er lachte höhniſch auf, ſeine Augen glühten, als hätte er Luſt, mit den beiden Männern mehr als einen bloßen Wortkampf zu führen. Steinau hatte den Förſter nie in ſolcher Gemüthsverfaſſung geſehen. Frau Schönfeld, deren Miene eine ſich ſteigernde Unruhe und Spannung ausdrückte, bat jetzt dringend zu Tiſche und Sobow erſah dieſe Unterbrechung als einen günſtigen Moment, ein anderes Thema anzuſchlagen. Es ſchien, als ob er plötzlich geſtört worden und in der Einleitung zu einer galanten Huldigung ſtecken geblieben ſei, die er nach ſeiner Art der Förſtersfrau darzubringen gedachte.

„Ich habe mir Ihre Pferde in der Nähe beſehen, Schönfeld,“ begann Sobow, „Ihre Frau war ſo gütig, ſie vorführen zu laſſen. Ich finde ſie nicht übel. Wollen Sie ſie mir nicht verkaufen? Ich hätte dann ein gutes Viergeſpann.“

„Nicht übel finden Sie meine Schimmel? Ich finde ſie vorzüglich, unerſetzlich, lieber Sobow, und deshalb gedenke ich ſie nie und nimmer zu verkaufen, am allerwenigſten Ihnen, der die armen Thiere in einem Monat zu Schanden fahren würde," lautete des Förſters kühl abweiſende Antwort.

„Thut mir leid!" lachte Sobow. „Aber Sie ſind heute ſchlechter Laune. Ich will ein anderes Mal anklopfen und hoffe dann mehr Gehör zu finden. Vielleicht machen wir doch noch das Geſchäft durch Goldſteins Vermittelung. Sie kennen doch den alten Roßkamm?"

Der Förſter blickte ihn flüchtig an und ſtarrte darauf einige Minuten, ohne zu antworten, auf ſeinen Teller. Dann ſagte er langſam: „Mit ſolchen Leuten mache ich keine Geſchäfte," und neigte ſich flüſternd zu ſeiner Frau, die während der ganzen Zeit, im Gegenſatz zu ihrer ſonſtigen Munterkeit, ſchweigſam und ſinnend verharrte. Der Doctor war offenbar in ſehr ernſter und ungemüthlicher Stimmung und ſprach kein Wort. Die Tafel wurde endlich aufgehoben und die Gäſte fuhren verſtimmt aus einander. Das Forſthaus blieb einſam zurück, wie von dunklen Wolken überſchattet.

Alle, die dieſen Tag durchlebt hatten, waren erſchüttert, erſchreckt oder erregt worden, je nachdem Temperament, Bildung und Lebensſchickſal die Empfänglichkeit eines Jeden geſtaltet hatte. Das junge Ehepaar in der Waldeinſamkeit, in unmittelbarer Nähe des grauenvollen Ereigniſſes, ſchien am meiſten zu leiden und wunderbarer Weiſe der Mann mehr als das Weib. Ihre lachende Fröhlichkeit war in ſtillen Ernſt, ſeine männlich heitere Ruhe in hyſteriſche Nervoſität verwandelt worden, die ſich in leidenſchaftlichen Worten Luft machte, noch ehe das ſeichte, inhaltloſe Gerede der beiden abgeſtumpften Beamten ſein Rechtsgefühl beleidigt hatte. Daß dieſe ſchwere Gemüthsverſtimmung Beider Wochen lang anhielt und nicht weichen wollte, fing den Doctor an zu beunruhigen. Wie gern hätte er dem armen Ehepaar geholfen! Er war voll Sorge und zerbrach ſich den Kopf. Die Thatſache des grauſamen Mordes konnte den reifen Mann und tapferen Soldaten, der Augenzeuge des Maſſenmordes und der Verſtümmelung auf dem Schlachtfelde geweſen war, doch nicht anfechten. War es die Lüge, die Tücke und Feigheit, die ihn empörte? Er hatte ſie zur Genüge in ſeiner Amtsführung kennen gelernt und ſprach darüber gewöhnlich mit der kaltblütigen Verachtung eines erfahrenen Mannes, der den niederen Bildungsgrad und die ſittliche Verkommenheit in Rechnung zieht. Wie viel duldſamer mußte er gegen dieſes von Kindheit auf in einer rohen Umgebung und wilder Ungebundenheit aufgewachſene Weib ſein, das nach der Verheirathung, entſprechend dem Ehegeſetz und der Volksſitte, ihrem angetrauten Manne auf Gnade und Ungnade für immer und unter allen Umſtänden ausgeliefert war? War es außerdem nicht wahrſcheinlich, daß der oft betrogene Ehemann ſein treuloſes Weib in der That hart und ſchlecht in ſeinen vier Wänden behandelt hatte, ohne daß Zeugen es je erhärten konnten? — Aber es war ein Gattenmord. War es das, was den Sturm in der Seele des Förſters entfeſſelte? Vielleicht! Er mochte die Ehe von

dem das Weib hochhaltenden monogamiſchen Standpunkt anſehen, und einer ſolchen Anſchauung über die unverletzliche Heiligkeit und Innigkeit der Ehe mußte freilich der Gattenmord als etwas Unnatürliches und unbegreiflich Entſetzliches erſcheinen. Aber es war doch unmöglich, daß er den idealen Maßſtab ſeiner Ehe an die ihn ſeit anderthalb Jahrzehnten umgebenden Verhältniſſe legte. Seine vieljährige Erfahrung unter den Menſchen, die ihn hier in der Fremde umgaben, mußte es ihm doch längſt klar gemacht haben, daß die bei Weitem größte Mehrzahl der Verbindungen zwiſchen den beiden Geſchlechtern keine Ehen, keine geiſtigen Gemeinſchaften zwiſchen Mann und Weib, ſondern kaufmänniſche Speculationen waren, Verſorgungs-Inſtitute, gegründet auf Haß und Verachtung, Betrug und Heuchelei. Er mußte die daraus entſpringenden raffinirten Laſter der höheren Stände ebenſowohl beobachtet haben, wie die einfachen und groben Unſittlichkeiten des niederen Volkes, das ſich in ſeiner natürlichen Rohheit und Wildheit überall auf dem Erdboden gleich bleibt.

Schönfeld war im Grunde — ſo reſümirte der Doctor — ein ſo gereifter und verſtändiger Mann, deſſen Herz wie nur irgend eines auf dem rechten Fleck ſaß, daß alle dieſe Erklärungen der fremdartigen Veränderungen ſeines Weſens nicht Stich hielten. War er krank? ... Dieſer ſtahlharte, aus Sehnen und Muskeln, aus „Blut und Eiſen“ zuſammengeſetzte Mann krank? Nur ein Arzt durfte auf dieſen ſonderbaren Gedanken verfallen und ſich in derartigen unnützen Grübeleien ergehen, während jeder unbefangene Laie mit vollem Recht die einfache erſchöpfende Frage gethan hätte: Iſt denn die Mühe und Sorge des Lebens, zumal unter ungeordneten Eigenthums- und Rechtsverhältniſſen nicht groß genug, um den ſtärkſten und liebenswürdigſten Charakter mitunter aus dem Gleichgewicht zu bringen? ...

* * *

Der Herbſt war herangerückt. Trotz der finſteren Nächte, der Regengüſſe und grundloſen Wege richtete die Geſellſchaft mit Neugier und Eifer ihre unausgeſetzte Aufmerkſamkeit auf das kleine, an der Grenze des Gouvernements belegene Städtchen, welches trotz ſeiner Pfützen und Schmutzlachen, trotz ſeiner mit lärmenden Juden erfüllten Wohnhäuſer, Verkaufsbuden und Straßen ſeit einiger Zeit ein beliebter Wallfahrtsort für alle zerſtreuungsbegehrlichen männlichen und weiblichen Bewohner der Umgegend geworden war. Herr Goldſtein, ein induſtrieller Semit, der ein Gaſthaus, mehrere Verkaufshallen, Schenken und andere Etabliſſements beſaß, hatte es ſich angelegen ſein laſſen, eine Erweiterung ſeines Hotels vorzunehmen. In richtiger Würdigung der großen Veränderung, die durch den Einzug des Huſarenregiments der Stadt und ihm bevorſtand, hatte er zu Nutz und Frommen der Einwohner und der neuen Ankömmlinge einen großen Anbau ausgeführt, in der uneigennützigen Abſicht, ihn dem Offiziercorps als Club- und Tanzlocal zur Dispoſition zu ſtellen. Die Sache kam, wie er vor-

ausgeſetzt hatte, zu Stande, und er durfte ſich mit Recht für einen Wohlthäter der Geſellſchaft halten. Noch niemals hatte ſie bis jetzt die Ausſicht gehabt, in dem kleinen Neſt über einen ſo großen Raum zu verfügen, der ſich in Ankleide-, Rauch-, Trink- und Kartenzimmer zerlegte und für das ſo beliebte Vergnügen, den Tanz, einen reſpectablen Saal übrig ließ. Nachdem das Offiziercorps mit dem in Geldſachen höchſt zuvorkommenden Herrn Goldſtein den Miethpreis vereinbart hatte, conſtruirte ſich das Directorium unter dem Vorſitz des liebenswürdigen Regiments-Obriſten und gab durch ſeine Einladungen weithin das Signal zur Sammlung aller tanz- und vergnügungsfrohen Menſchen, der putz- und prunkſüchtigen älteren Frauen, der heirathsluſtigen jungen Mädchen und alten Jungfern, der Roué's und Hazardſpieler! Alle ſollten kommen und, erheitert durch Muſik, Tanz und Spiel, ergötzt durch den Schimmer glänzender Huſaren-Uniformen und Sporenklang und umglänzt von dem Lichtmeer Goldſtein's, die langweiligen Abende und Nächte verjubeln!

Vier Wochen vor der erſten Soirée dansante machten die jüdiſchen Kaufleute vom Morgen bis zum Abend die Thüren ihrer Läden, vorzugsweiſe für das weibliche Geſchlecht, weit auf und wurden ſo viel verzollte und geſchmuggelte Waaren los, als ihnen ſonſt in einem Jahre zu veräußern nicht gelingen mochte. Herr Goldſtein vor Allem konnte nicht genug Schnäpſe und Liqueure, echte und unechte Weine für die durſtigen Soldaten- und Offizierskehlen herbeiſchaffen. Ja, ſeine Verlegenheit war ſo groß, daß er im geeigneten Moment oft genöthigt war, ſtatt Veuve Cliquot Donſchen Champagner zu reichen, den er dann freilich mit ſeltener Freigebigkeit in Strömen fließen ließ. War es die Ueberbürdung mit Geſchäften oder die Erkenntniß, daß die Benebelten und Berauſchten ſeinen Bemerkungen kein Gewicht beilegen würden, wodurch Herr Goldſtein verhindert war, es jedes Mal klar und deutlich zu ſagen, ſobald er die Forderung von Veuve Cliquot mit einer Flaſche vom Don befriedigte? Das iſt wohl noch heute nicht mit Sicherheit feſtzuſtellen, obwohl es über allem Zweifel erhaben iſt, daß der brave Mann, der für die Geſellſchaft jedes Opfer zu bringen bereit war, noch nach Jahren über die nicht unbemerkt gebliebene Thatſache die heftigſten Gewiſſensbiſſe empfand. Er war, wenn er daran erinnert wurde, noch dazu in der peinlichen Lage, dieſe Gemüthsbewegung nicht in Folge eigener Verſchuldung, ſondern um der unbegreiflichen Dummheit ſeines Kellners willen erdulden zu müſſen, der wegen mangelnder Bildung conſequent die Flaſchen vertauſcht hatte.

Und das waren doch nur die Präliminarien! Was hatte der arme Goldſtein erſt zu leiſten und zu dulden, als der erſte große Abend herangerückt war, dem ſo viele andere noch folgen ſollten!

Der Abend kam wirklich, zur Erlöſung der in höchſter Spannung und Ungeduld harrenden Männer und Frauen und zur Qual aller armen Roſſe, denen die Pflicht oblag, die in großſtädtiſcher, prachtvoller und duftiger Kleidung ſchimmernde Geſellſchaft wohlbehalten durch Schlamm, Waſſergräben und ungepflaſterte Stadtſtraßen an den erſehnten Ort zu bringen. Und die ungeduldigen

Ballgäſte, die mit den talarähnlichen und kapuzengekrönten kleinruſſiſchen Reiſemänteln, mit Tüchern und Pelzdecken die zarte Toilette ſchützten, die reit- und fahrkundigen Kutſcher, die als Nachkommen der alten Koſaken durch alle Strapazen, durch Kälte und Schnee, Regenſchauer und Wind ſich unverdroſſen durchkämpften, die raſchen, ſehnigen Pferde, die den ſchlimmſten Weg im munteren Trabe überwanden — ſie Alle leiſteten das Unmögliche und erreichten ihr Ziel.

Das Goldſtein'ſche Hotel leuchtete ſchon in der Entfernung wie ein Feenſchloß. Was ſchadete es, daß die Auffahrt beſchwerlich war? Ueber den fußhohen Koth wurden Bretter, Matten und Pelzdecken gebreitet. Die Damen wurden hinüber gehoben und getragen. Die muthwilligſten unter ihnen kamen den Dienſtleiſtungen der liebenswürdigen Huſarenoffiziere zuvor und liefen oder ſprangen geſchickt über die improviſirten Brücken hochgeſchürzt hinweg. Die ſeidenbeſchuhten Füße und ſpitzenumſchloſſenen Waden, die unter übermüthigem Lachen das reizende Kunſtſtück mit Geſchick ausführten, brauchten ſich nicht zu verſtecken und durften auf zahlreiche neugierige Kenneraugen rechnen.

Es war noch früh am Abend, als die Geſellſchaft faſt vollzählig verſammelt war. Sie wogte im Tanzſaal auf und ab, die Damen in reicher, geſchmackvoller Toilette, unter welcher wie aus einem Blumenflor die ſchöne, kleidſame Huſarentracht und der ſchwarze Frack der zahlreich erſchienenen Civilperſonen hervortauchte. Der Obriſt, ein vollendeter Weltmann, hatte ſeine ſtolze, ſchweigſame Frau am Arm und begrüßte in gewinnender, liebenswürdiger Weiſe die bekannten Gäſte. Die Regiments-Capelle begann die reizende Weiſe eines Strauß'ſchen Walzers, wie es ſchien, nicht zur vollen Zufriedenheit des Capellmeiſters Lohmeyer. Der joviale Baier, der ſonſt immer einen Witz bereit hatte, wobei er ſeine Mundwinkel in unwiderſtehlich komiſcher Weiſe in die Höhe zog, ließ jetzt ernſt und grimmig ſeine Unterlippe unmäßig hängen und gebrauchte den Tactſtock mit einer Energie, die manchem Horniſten den Schweiß aus allen Poren trieb. Man ſagte, daß der lange, blonde Mann, der der heiterſte Geſellſchafter und der gutmüthigſte Menſch von der Welt war, einen wahren furor germanicus zu entwickeln pflegte, ſobald er ſeine Capelle einübte. Die Einleitung war bald zu Ende. Er hatte die Geſellſchaft blos begrüßen und öffentlich die Leiſtungsfähigkeit ſeiner Schüler für die bevorſtehende Parforce-Tour erproben wollen. Jetzt trat er langſam aus dem Kreiſe ſeiner Untergebenen hervor. In der Nähe ſtand ein leidenſchaftlicher Muſikfreund, der ſelbſt in ſeinen Mußeſtunden die Geige ſpielte, der Verwalter Dorn, ein breitſchultriger, hochgewachſener Mann mit ergrautem Haupthaar, Vollbart und großen blauen Augen, die gutmüthig aus dem jugendlich friſchen Geſicht in die Welt ſchauten. Seinen energiſchen Mund umſpielte ein ſchalkhaftes Lächeln, als er dem Capellmeiſter zur Begrüßung die Hand reichte.

„Nun, Lohmeyer, ſind Sie zufrieden mit Ihren Pflegebefohlenen? Wird's gehen?"

Man ſah an dem Stande der Mundwinkel des Capellmeiſters, daß er ſeine

erheuchelte Amtsſtrenge vollſtändig beſeitigt hatte und im Begriffe war, ſehr heiter zu werden.

„Es muß gehen, auch wenn es ganz unmöglich iſt. «Si la chose est possible, elle est faite, si elle est impossible, elle se fera.» Als alter Soldat müſſen Sie dieſen Spruch kennen. Die Hauptſache iſt, daß man dieſe muſikaliſchen Jammerſeelen gleich im Beginn in eine heilloſe Angſt verſetzt. Dies iſt mir trotz meiner gutmüthigen Phyſiognomie, welche Sie ſo oft an mir zu tadeln die Güte haben, vollſtändig gelungen. Leider mußte ich zuletzt einen Blick in's Nebenzimmer werfen und hatte Mühe, nicht aus meiner Rolle zu fallen. Der Paſtor liegt dort auf einem Sopha, ächzt, reckt ſich und erzählt gewiß intereſſante Dinge."

„Der Paſtor hier?" fragte Dorn und eine ſenkrechte Falte zwiſchen den Augenbrauen gab ſeinem Geſicht einen Ausdruck des Unwillens und Mißvergnügens. „Er hatte ja heute in S. eine Amtshandlung. Sie irren, er kann noch nicht zurückgekehrt ſein. Er hat ja mindeſtens 70 Werſt bis hierher zu fahren."

„Kommen Sie!" Lohmeyer faßte ihn unter den Arm und zog ihn zum Nebenzimmer hin. „Ich will Ihnen das merkwürdige Menſchenkind von Angeſicht zu Angeſicht zeigen. Seine Frau iſt auch hier — ſehen Sie dahin." Er wies auf eine Gruppe Offiziere, die ſich eben lebhaft und laut mit einer älteren, ſehr jugendlich aufgeputzten Frau unterhielten.

„Wahrhaftig, unverkennbar! Die alte Kokette läßt ſich wieder ſchon von Mehreren zu gleicher Zeit den Hof machen."

„Hm!" meinte Lohmeyer, „ſie denkt mit Goethe: „Loſe, faßliche Geberden können mich verführen! Lieber will ich ſchlechter werden, als mich ennuyiren".

Sie traten Beide lachend in's Nebenzimmer. Der Paſtor Hohl, eine ſchmächtige Geſtalt mit einem glatten, ſchmalen, mädchenhaften Geſicht, lag ausgeſtreckt auf dem Sopha, rauchte eine Cigarre und ſah höchſt mißvergnügt aus.

„Guten Abend, Herr Paſtor! Schon zurück? Sie ſehen ja ganz ſo aus, als ob Sie nicht zum Ball, ſondern als Lazarus in ein Leichenhaus gekommen ſind. Was fehlt Ihnen?" fragte Dorn.

„Müde, ſehr müde," gähnte der Paſtor. „Ich bedarf der Erholung."

„Es bleibt ewig wahr," ſagte Lohmeyer, für's Erſte noch mit unbeweglichem Munde, „was Ihr berühmter Amtsbruder Sterne ſagt: Sowohl Mann als Weib halten Kummer und Schmerzen, auch Vergnügen, ſo viel ich weiß, am beſten in horizontaler Lage aus."

„Das iſt vollkommen richtig," ſagte der Paſtor ſalbungsvoll, „ich verſichere Sie aber, daß ich in dieſem Augenblick nur Schmerzen habe in Folge phyſiſcher Qualen, die von der weiten Fahrt herrühren, und moraliſcher Leiden, die mir der unausſtehliche Kirchenvorſtand in S. bereitet hat. Er hat meine bekannte, durchaus gerechtfertigte Geldforderung wieder zurückgewieſen, und ich habe deshalb erſtens geſtrikt und zweitens ihm ſein Unrecht in einem beſonderen Schreiben vorgehalten."

Er zog ein Document aus der Rocktaſche.

„Erlauben Sie," fuhr er fort, „meine Herren, daß ich Ihnen dieſes mein Schreiben vorleſe, damit ich Gelegenheit habe, von Ihnen, meine Herren Offiziere, deren Diviſionsprediger ich bin, eine unparteiiſche Meinung zu hören."

„Bitte, bitte, leſen Sie," riefen die umherſtehenden Offiziere, „wir ſind geſpannt."

„Narrenhaut läßt ſich nicht flicken," flüſterte Lohmeyer Dorn in's Ohr und hielt ihn am Arm feſt, als dieſer ſich entfernen wollte.

Der Paſtor fing an zu leſen:

„An den Kirchenvorſteher der evangeliſchen Gemeinde in S. . . ."

„Nein, das iſt unausſtehlich," rief Dorn ungeduldig, „ſtecken Sie doch, lieber Paſtor, dieſen langweiligen Wiſch in die Taſche. Wir wiſſen ja längſt, daß Sie weder Deutſcher, noch Proteſtant, noch Seelſorger ſind, ſondern ein dreifacher Renegat."

„Wa—s?" ſagte der Paſtor und ließ ſeine Cigarre fallen, während das Schreiben in ſeiner Hand langſam zuſammenklappte.

Dorn kehrte der Gruppe ärgerlich den Rücken und ging hinaus. Lohmeyer folgte und citirte:

„Blüthe edelſten Gemüthes
Iſt die Rückſicht; doch zu Zeiten
Sind erfriſchend wie Gewitter
Gold'ne Rückſichtsloſigkeiten."

„Ich falle heute aus einer Gemüthsbewegung in die andere," ſeufzte der Paſtor mit weinerlicher Stimme. „Ich kann mich an dieſe deutſche derbe Art gar nicht gewöhnen. Es iſt mir übrigens ganz undenkbar, daß meine Vorfahren in Schwaben dieſen groben Preußen geglichen haben ſollten."

„Kurländern — wollten Sie ſagen", rief ein Offizier dazwiſchen.

„Kurländer, Livländer oder Preuße," jammerte der Paſtor unter allgemeinem Beifall, „das bleibt ſich, wenigſtens was die Grobheit anbetrifft, ja ganz gleich."

„Tröſten Sie ſich, Herr Paſtor," rief eine fröhliche Stimme aus der Gruppe, und ein hochaufgeſchoſſener junger Huſarenoffizier, ein in ruſſiſchen Dienſten ſtehender Gruſinier, ebenſo beliebt im Tanzſaal, wie am Kartentiſch und beim Becher, welchem er trotz ſeines islamitiſchen Glaubensbekenntniſſes auf's Eifrigſte zuſprach, näherte ſich dem Paſtor, richtete ihn ſanft in die Höhe und ſagte faſt zärtlich: „Tröſten Sie ſich mit mir. Ich bin freilich kein Renegat, aber ich liebe trotz Allah unmäßig den ſündigen Wein und gleich Ihnen, Väterchen, das Spiel. Was ſagen Sie zu einem kleinen jeu? Kommen Sie, kommen Sie raſch, und ich garantire Ihnen Vergeſſenheit aller Sorgen."

„Sie haben recht — es iſt das Einzige, was mich retten kann; vorwärts!" ſagte raſch aufſtehend der Paſtor, deſſen ſich plötzlich eine ungewöhnliche Energie bemächtigt hatte.

Und die ganze Gruppe verſchwand lachend und ſcherzend im Kartenzimmer.

Als der Verwalter und der Capellmeiſter in den Tanzſaal zurückgekehrt waren, gab es eine herzliche Begrüßung mit dem Schönfeld'ſchen Ehepaare, welches ſich verſpätet hatte. Frau Schönfeld ſah reizend aus und wurde von Frau Dorn gebührend bewundert und belobt.

„Heute müſſen Sie auf die Geſellſchaft Ihrer lieben Frau, die Sie viel zu lange in Ihrem abſcheulichen Waldkäfig verborgen gehalten haben, Verzicht leiſten; ich nehme ſie in meinen Schutz," rief die vierzigjährige, noch immer ſchöne und jugendlich lebhafte Frau dem Förſter zu. Letzterer verneigte ſich dankend und ſagte freundlich lächelnd: „Ich gönne meiner armen Frau von Herzen das ſtürmiſche Vergnügen in der Freiheit!"

„Und mir nicht?" fragte mit komiſch-weinerlichem Geſichtsausdruck Frau Dorn, die ſich mit derſelben Luſt wie ihre um ein Jahrzehnt jüngere Freundin dem Tanze hinzugeben pflegte. „O Sie griesgrämiger Deutſcher! Halten Sie mich für zu alt? Bin ich Ihnen zu gebrechlich? Nein, mein Herr, wir polniſchen Frauen tanzen und bewahren friſches Blut bis an unſer Lebensende. Und ſehen wir denn nicht noch jung und hübſch genug aus?"

Der Förſter wollte eben aus voller Ueberzeugung zuſtimmen, aber die beiden reizenden Frauen waren ſchon fort, mitten im Gedränge nur noch kenntlich an der geſchmackvollen Toilette, die in vollem Umfange Cervantes' Ausſpruch beſtätigte: „Die Frauen, ſie mögen noch ſo keuſch ſein, ſind darauf erpicht, namentlich wenn ſie ſchön ſind, ſich gut zu kleiden und elegant zu erſcheinen."

Es war in der That ein elegantes Frauenpaar, und Keiner vermochte die Augen weder von der Jüngeren, noch von der Aelteren abzuwenden, zumal wenn ſie in der Mazurka dahinſchwebten, in welcher der Obriſt es ſich angelegen ſein ließ, Frau Dorn, an deren geiſtreicher und lebendiger Unterhaltung er großes Vergnügen zu finden ſchien, häufig zu wählen. Unterdeſſen flog die jüngere Freundin athemlos aus einem Arm in den anderen. Sobow und Steinau wetteiferten mit den um vieles jüngeren Offizieren im flotten Tanz und in der Huldigung, die ſie Frau Schönfeld darbrachten.

Während Dorn auf und ab ging und bald mit ſeiner Frau, bald mit dem liebenswürdigen Obriſten plauderte, bald die von den Offiziersſporen unbarmherzig abgeriſſenen Ballkleidfetzen erhaſchte und ſich vermaß, heute ſo viel des zarten und luftigen Spinngewebes zu ſammeln, daß es für einen Sommerrock hinreichen würde, ſtanden Schönfeld und Lohmeyer in der Thür des Saales und amüſirten ſich über das frohe Treiben.

„Lohmeyer," wandte ſich Schönfeld plötzlich an den Capellmeiſter, „was iſt mit Steinau geſchehen? Dort — er tanzt eben mit meiner Frau! Uniformirt?"

„Wie? Das wiſſen Sie nicht? Er iſt ſoeben Militärarzt geworden."

„Beim Himmel, das iſt wunderbar!" meinte Schönfeld höchſt erſtaunt.

„Wunderbar?" lachte Lohmeyer. „Nun, ich muß geſtehen, daß Sie Ihren Nachbar ſchlecht kennen. Wiſſen Sie denn gar nichts von ſeiner Manie für

Metamorphoſen, mit denen er gerade vor ſeinen beſten Bekannten immer Verſteckens ſpielt? . . ."

„Er iſt für mich eine höchſt intereſſante Perſönlichkeit, der ich großen Dank ſchulde," unterbrach Schönfeld lebhaft, „aber trotz häufigen Zuſammenſeins und trotz ſympathiſcher Zuneigung haben meine ſchweren Sorgen und ſein unruhiges Amt es nie zu einer näheren Bekanntſchaft, geſchweige Intimität kommen laſſen. Ja, mir ſind nicht einmal die Umriſſe ſeines äußeren Lebens bekannt! Und doch, denke ich, muß er viel erlebt haben. Dabei will mir ſcheinen, daß es nicht eitel Glück und Freude geweſen iſt. Aber erzählen Sie, Lohmeyer, Sie wiſſen ja Alles und mich intereſſirt der unſtäte Liebenswürdige!"

„Hm!" lächelte ſtill vergnügt der Capellmeiſter. „Es verlohnt ſich wirklich der Mühe, ſeine Biographie in aller Kürze zum Beſten zu geben. Er iſt in Littauen als der Sohn eines deutſchen Arztes geboren und hat in Dorpat und Berlin ſtudirt. In Berlin hatte er das Unglück, einen Artillerie-Offizier im Duell zu erſchießen, wurde zu zweijähriger Feſtungshaft verurtheilt, amneſtirt, machte ſein Doctor- und Staatsexamen in Jena, practicirte ein Jahr in Weimar, kam nach Moskau, abſolvirte dort auf's Neue das Doctor-Examen, um die venia practicandi für das ruſſiſche Reich zu erlangen und practicirt nun mit großem Glück bald in Großrußland, bald in Littauen, bald in Südrußland. Eben war er Fabrikarzt, und jetzt haben wir für's Erſte das Glück, den Wundermann in unſerem Regiment zu haben. Sie ſehen, ich bin ganz außer Athem gekommen, indem ich Ihnen das äußere Leben dieſes Nomaden in aller Kürze erzählte. Sieht man es ihm an, daß er ſchon das 35. Jahr überſchritten hat? Sieht man es ihm an, daß er dieſe anſtrengenden Wanderungen und Schickſale überſtanden hat? Ich ſage: nein! Beobachten Sie gefälligſt die anſtändige Beleibtheit, die blühende Geſichtsfarbe und die jugendliche Muskelkraft des Vielgewanderten und ſtellen Sie einen Vergleich mit dem verhungerten Ausſehen eines achtundzwanzigjährigen ſoliden, ſeßhaften Capellmeiſters an. Er fällt entſchieden zu des Erſteren Gunſten aus. Sieht man es ihm an, daß er mit eben ſo viel Ernſt und Geſchick ſeine Praxis beſorgt, wie er jetzt ſorglos umherſpringt? Allenfalls wird man überzeugt ſein, daß er das Reiten Schwimmen, Fechten und Schießen eben ſo gut wie das Tanzen verſteht. Sieht man es ihm an, daß er eben ſo beherzt und rauf- und trinkluſtig unter Männern iſt, wie er ſanft mit den Frauen Süßholz zu raspeln verſteht? Sehen Sie gefälligſt dorthin, mit welcher frauenhaften Zartheit er der Doctorin Hirſch, der ſchlanken orientaliſchen Brünette, den Hof macht! Glauben Sie nicht, daß ihr Mann dabei irgend welche Eiferſucht empfinden würde, auch wenn er einer leidenſchaftlichen Erregung fähig wäre. Ich weiß nicht, wie Steinau das einrichtet, aber es iſt Thatſache, daß er die Zuneigung der Frauen und das Vertrauen der Männer, ja der eiferſüchtigſten Ehemänner beſitzt, und daß an keines ſeiner Erlebniſſe, die ſich oft wie die bunteſten Abenteuer ausnehmen, die böſe Welt eine chronique scandaleuse anzuhängen im Stande geweſen iſt."

Der Förſter hatte mit großem Intereſſe zugehört. Jetzt flog plötzlich ein finſterer Schatten über ſein Geſicht, ſo daß Lohmeyer ſich augenblicklich veranlaßt ſah, nach der Quelle des Eindrucks auszuſchauen. Diesmal tanzte Sobow mit Frau Schönfeld vorüber, mit ſelbſtgefälligem triumphirenden Lächeln.

„Das iſt freilich ein ganz anderer Mann," meinte Lohmeyer trocken, „aber Sie kennen ihn ja."

„Freilich iſt er mehrmals bei mir geweſen," ſagte Schönfeld mit ſichtbarer Unruhe, „aber ich weiß doch weiter nichts von ihm, als daß er ein leerer, langweiliger Geck iſt."

„Hm, ja!" lächelte Lohmeyer, „das iſt, ſo zu ſagen, die ſichtbare Seite, aber — „die Menſchenſeelen haben", nach dem Ausſpruch eines geiſtreichen Mannes, „oft einen doppelten Boden, wie die Kiſten der Schmuggler". In dieſem Falle lohnt es aber nicht, die verſteckte Waare an's Licht zu ziehen. Warum? Je nun, weil ſie das Licht nicht vertragen würde. Uebrigens will ich Ihnen lieber von Steinau eine Stunde, als von Sobow eine Minute reden, obwohl das Reden mir in den meiſten Fällen viel Vergnügen macht. Aber da tanzt er eben wieder mit Ihrer Frau vorüber."

Lohmeyer ſprach in gleichgiltigem Tone, aber des Förſters Unruhe wurde durch die letzte Bemerkung ſichtlich geſteigert.

Lohmeyer trat einige Schritte zurück und nahm mit Seelenruhe einen großen Schluck Punſch aus einem Glaſe, das er ſich zur Anfeuchtung ſeiner bewegungsluſtigen Kehle auf einem kleinen Tiſche im Nebenzimmer bereit hielt. In dieſem Augenblicke kam Doctor Steinau raſch durch den Saal und erblickte den Capellmeiſter.

„Lohmeyer — wo ſtecken Sie denn? Ich ſuche Sie den ganzen Abend!" klang es hell und herzlich aus Steinau's Munde. Er ſah bedeutungsvoll auf den Punſch und, Lohmeyer's Geſprächsweiſe parodirend, ſagte er pathetiſch:

„Wohl nichts beruhigt das Gemüth ſo ſehr,
Als Rum und Religion, wie wohl bekannt."

„Mein beſter, liebſter Doctor," antwortete der Capellmeiſter ſchlagfertig, „wenn Sie mich durchaus mit einem Citate reizen wollen, ſo kann ich fortfahren:

„Und noch am ſpäten Morgen ſchlaf' ich gerne
Und liebe Nachts die Frauen und die Sterne",

wobei ich mit Beſcheidenheit dahingeſtellt ſein laſſe, auf welchen Don Juan redivivus die Verſe heute Abend am beſten paſſen."

Steinau nahm lachend das Glas des Capellmeiſters und trank.

„O je, o je, Lohmeyer! Mehr Waſſer zu dieſem brennenden Getränk, oder Sie werden mit jedem Tage magerer werden."

Der Capellmeiſter ſchüttelte wehmüthig verneinend das Haupt:

„Das Gold vergolden und die Lilie färben,
Wie Shakeſpeare ſagt, heißt: Schönes nur verderben."

„Hören Sie auf, ich erkläre mich für beſiegt," rief Steinau. „Ich will

nie wieder, so wahr ich lebe, ein Citat, und sei es das schönste, in Ihrer Gegenwart vorbringen."

Der Capellmeister machte plötzlich ein ernstes Gesicht, faßte den Doctor unter den Arm und zog ihn bei Seite:

„Wollen Sie ein gutes Werk thun, lieber Doctor?"

„Sie wissen doch, daß ich zu Allem für Sie bereit bin. Habe ich nicht eben aus Liebe für Sie Ihr abscheuliches Feuerwasser zum Willkommen getrunken?"

„Sie sollen mehr thun, theuerster Freund," sagte Lohmeyer mit einer geheimnißvollen Miene. „Sie sollen einer reizenden Frau und ihrem vor Eifersucht halbkranken, trefflichen Manne einen Dienst leisten."

„Und wie kann ich das?" fragte Steinau neugierig.

„Sie müssen verhindern, daß der Polizeihauptmann durch seine Zudringlichkeit eine Frau compromittirt, welcher auch Sie heute Ihre besondere Aufmerksamkeit zuwenden."

„Ah!" sagte Steinau gedehnt und fügte nach kurzem Bedenken hinzu: „Nichts leichter als das! Das will und kann ich thun!"

Schönfeld stand noch immer in der Saalthür und verfolgte mit seinen Blicken unablässig seine Frau und Sobow. Er schien nur für diese beiden Personen ein Auge zu haben und alles Andere um sich her zu vergessen. Er erwachte wie aus einem Traume, als Lohmeyer's Stimme neben ihm ertönte: „Schönfeld, Sie sehen, Sie hören, Sie ahnen nichts. Ich stelle Ihnen hier unseren neuen und jungen Regimentsarzt vor." Jetzt wandte er sich hastig um und streckte dem Doctor beide Hände freundlich entgegen mit den Worten: „Und Sie haben uns heimlich und treulos verlassen. Ich werde mich in die Trennung gar nicht zu fügen verstehen." — Steinau, der mit seiner gewinnenden Art und Weise eine reiche Lebenserfahrung und Menschenkenntniß verband, die er in Ausübung seines Berufes unter verschiedenen Nationen sich erworben hatte, gelang es, die Stimmung Schönfeld's, der bis dahin einsilbig, ja fast schwermüthig sich auf sich selbst zurückgezogen hatte, in kurzer Zeit umzuwandeln. Die früheren Beziehungen waren durch die Charakterschilderung seitens des Capellmeisters, zu dem sich Schönfeld hingezogen fühlte, auf's Neue erwärmt worden und des Doctors liebevolle Theilnahme an den häuslichen Verhältnissen bahnte den besten Weg zum Herzen des Försters, der zu wiederholten Malen seiner Freude darüber Ausdruck gab, daß Steinau trotz vollzogener Wandlung in seiner Stellung Hausarzt und Nachbar zu bleiben versprach.

Als die rauschende Musik Steinau zu der Pflicht rief, die er seiner Tänzerin schuldete, hatten Beide mit dem Capellmeister ein gemeinschaftliches Souper verabredet, welches nach des Doctors Idee, wenn irgend möglich, durch die Gegenwart von Damen verschönt werden sollte. Steinau hatte die Försterfrau bereits zur Anglaise, die nach dem Souper stattfinden und den Ball abschließen sollte, engagirt. Er war darin Sobow, der dieselbe Absicht hatte, zuvorgekommen und gewann während der nächsten Tänze Gelegenheit, nicht nur die ermüdete Frau

Schönfeld, ſondern auch das Dorn'ſche Ehepaar und den von ſeiner Ehehälfte im Stich gelaſſenen vereinſamten Obriſten für die Vorzüge eines gemeinſchaftlichen Erholungs-Eſſens zu gewinnen. Es fiel ihm ferner nicht ſchwer, unterſtützt von des Capellmeiſters Humor und der beiden angeregten Frauen Unterhaltungsgabe, das frohe Zuſammenſein bei Tiſche, an welchem Schönfeld nach und nach auflebte, bis zum Schlußtanz auszudehnen. Die beiden Frauen präſidirten: Frau Dorn zur Seite ſaßen der Verwalter und der Obriſt, neben Frau Schönfeld der Förſter und der Doctor. Lohmeyer bildete zwiſchen dieſen beiden Gruppen das verbindende Princip, welches er mit unerſchöpflichem Rednertalent bis zum Ende aufrecht erhielt. Unterdeſſen hatte Sobow ſich mißvergnügt und mit Oſtentation in's Kartenzimmer zurückgezogen. Als das gemüthliche Souper aufgehoben wurde, raunte der weinſelige Capellmeiſter dem Doctor zu: „Sie ſind ein Teufelskerl — ich werde für Sie heute einen Extra-Tuſch blaſen laſſen."

„Ich danke Ihnen," ſagte der Doctor mit einer komiſchen Verbeugung, „für dieſe zweifelhafte Ehre, die auch den unfreiwillig enteilenden Gäſten zuweilen erwieſen wird. Ich will aber heute nicht gehen, ſondern bis zum Morgenanbruch bleiben, d. h. ich will Ihnen noch beim Glaſe Geſellſchaft leiſten und dann Alles herauslocken, was Sie wiſſen und nicht wiſſen. Alſo — auf Wiederſehen nach der Anglaiſe! Tröſten Sie unterdeſſen den Polizei-Hauptmann."

„Mit anderen Worten, Sie verſtoßen mich zuvor in die Hölle, um mich ſpäter zu ſich in den Himmel zu ziehen. Ich ſehe die Nothwendigkeit dieſes ungeheuren Contraſtes nicht ein. Kann ich nicht als rechtſchaffener Katholik bis zu Ihrer erlöſenden Ankunft im reinigenden Fegefeuer verharren?" Und Lohmeyer griff nach ſeinem Champagnerglaſe.

„Dieſes Minimum an Eſſen und dieſe ungeheure Maſſe Sect!" declamirte Steinau im Fortgehen.

„Ihr Verſprechen, beſter Doctor!" rief Lohmeyer bekümmert dem Wortbrüchigen nach. Er mußte nolens volens auf das Gegencitat Verzicht leiſten, welches der Sect übrigens nicht ſo raſch wie ſonſt auftauchen laſſen wollte. Der übermüthige Steinau war ſchon verſchwunden.

Während die Anglaiſe getanzt wurde und der Förſter jetzt in guter Laune mit Dorn und Lohmeyer plauderte, ging es im Kartenzimmer bunt her. Man war ſchon längſt vom Whiſt- und Préférence-Spiel zum Hazard übergegangen. Allgemeine Heiterkeit erregte der Paſtor, der unterdeſſen feſt ſaß und viel verlor, was er meiſt mit großer Faſſung ertrug. Nur wenn es gar zu arg wurde, murmelte er ingrimmig: „Der Teufel ſitzt in meinen Karten."

Sobow und der Stadtarzt Hirſch, ein kleiner, kahlköpfiger Mann mit blaſſem Geſicht und ſtereotyp verwunderter Miene, ſchienen ſich allein weder um die Karten, noch die Punſchgläſer zu kümmern und führten in einer Ecke ein eifriges Geſpräch.

„Das iſt eine fatale Geſchichte, die unterdrückt werden muß" — ſeufzte der Stadtarzt.

„Geht nicht, geht abſolut nicht. Ich käme in die größte Ungelegenheit. Die Leute würden mich verklagen," meinte Sobow.

„Sie werden nicht daran denken," erwiderte der Dr. Hirſch, eifrig geſticulirend. „Ich ſage Ihnen, wenn der Vater des Mädchens 15 Rbl., ſagen wir 20 Rbl. erhält, ſo ſchweigt er wie das Grab. Aber Sie wollen ſelbſt nicht, mein theurer Sobow! Sie nehmen lieber in verzweifelter Kürze den Thatbeſtand auf und denken: Sicher iſt ſicher, je kürzer, deſto beſſer. Dann ſchicken Sie mir den Wiſch zu, und ich habe die ganze Schererei auf dem Halſe. Dann muß ich die Unterſuchung machen und zwar in Gemeinſchaft mit dem delegirten Militärarzt Steinau, weil der Angeklagte Offizier iſt. Verſtehen Sie mich — mit Steinau, einem „accuraten Deutſchen", der gewiſſenhaft, weitläufig und peinlich iſt und überhaupt viele merkwürdige Eigenſchaften beſitzt, die für unſere Verhältniſſe gar nicht taugen, der eine Mücke in einen Elephanten oder, um bei unſerem Fall zu bleiben, ein ſimples Bauermädchen in eine vornehme Dame verwandelt, die Anſpruch auf eine beſondere Berückſichtigung erheben darf."

„Was geht das Alles mich an? Ich thue meine Pflicht, und Sie müſſen zuſehen, wie Sie fertig werden."

„Wirklich, Sobow, wirklich?" ziſchte giftig der kleine Doctor. „Nun, ich werde Ihnen zeigen, wie ich die Sache anfaſſe."

Er hatte eben den Obriſten hereinkommen ſehen. Er ſprang auf und ging unter vielen devoten Bücklingen auf den ſtattlichen Mann zu.

„Um Vergebung, Excellenz, ich habe in dringender Angelegenheit mit Ihnen zu ſprechen."

Der Obriſt ſetzte ſich, indem er den Doctor herablaſſend auf einen nebenſtehenden Stuhl wies, und hörte aufmerkſam zu. Seine Miene wurde immer ernſter, zuletzt unwillig, aber nach kurzer Zeit war ſie wieder ruhig und vornehm wie zuvor.

„Sie haben Recht," begann er, „es iſt eine höchſt ernſthafte und wichtige Sache, aber es wäre mir doch höchſt unangenehm, wenn dieſer ſträfliche Leichtſinn —"

„Criminal-Verbrechen, Excellenz," unterbrach Hirſch.

„Wenn dieſer ſträfliche Leichtſinn," fuhr der Obriſt ruhig fort, „gerichtlich verfolgt und dem jungen, ſehr tüchtigen Offizier, den ich übrigens mit Arreſt beſtrafen werde, die Carrière verdorben werden ſollte. Ich wäre dafür, daß die Sache unterdrückt würde. Wie viel — (und die Stimme des Obriſten ſank zum Flüſterton herab) — würde das koſten?"

„200 Rubel," antwortete Hirſch eben ſo raſch, wie ſanft und freundlich.

Der Obriſt zog ſein Taſchenbuch aus der Taſche und zahlte.

„Geben Sie mir Ihr Wort, daß der junge Mann nun aller Unannehmlichkeiten ledig iſt?"

„Mein Ehrenwort, Herr Obriſt," ſagte Hirſch, indem er zur Betheuerung ſeine Hand auf die Stelle ſeines Fracks legte, wo er den Schatz geborgen hatte.

Er trat um einen Zoll höher, ſehr ſteif und würdevoll auf Sobow zu, der ſich die Scene von der anderen Seite des Zimmers angeſehen hatte.

„Sobow, die Sache iſt in Ordnung.“

„Wie viel hat der Obriſt Ihnen gezahlt?“ fragte Sobow kaltblütig.

„150 Rubel. Davon gebe ich Ihnen 100, womit Sie zugleich das Mädchen entſchädigen, und ich behalte den Reſt.“

„Sie ſind merkwürdig uneigennützig, Hirſch.“

„Ich gehöre ja gewiſſermaßen zur Polizei, lieber Sobow. Sind Sie einverſtanden?“

„Einverſtanden.“

Nach Erledigung der Geldangelegenheit trennte ſich das par nobile fratrum. Der Stadtarzt ging zum Kartentiſch, Sobow trat ans Buffet heran und beſtellte eine Flaſche Monopole, die Goldſtein dienſtbereit ſelbſt entkorkte.

„Nun, Goldſtein, wie geht das Geſchäft?“

„Wie ſoll es gehen, Herr Polizei-Hauptmann? Manchmal gut, manchmal ſchlecht. Es ſind nicht viele ſolcher Tag' im Jahr, wie heute. Sie wiſſen, Herr Polizei-Hauptmann, wie lange kann es ſein, daß Sie haben beſtellt die letzte Flaſche Monopole?“

„Ihr habt Recht, ich bin kein Trinker, Goldſtein, aber wie viel gute Pferde habe ich bei Euch beſtellt und wie viel ſchlechte habt Ihr mir verkauft? Ich brauche wieder ein Paar.“

„Gott ſoll mich bewahren, Herr Polizei-Hauptmann! Ihre Kutſcher taugen nichts, meine Pferde ſind gut.“

„Habt Ihr mir je ein Paar verſchafft, das ſich mit Schönfeld's Schimmeln vergleichen läßt?

„Ah — Sie ſcherzen! Schönfeld's Schimmel! Haben Sie mir je gezahlt 500 Rubel für ein Paar?“

„Ich müßte verrückt ſein, wenn ich ſolch' einen Preis zahlen ſollte.“

„Ich will Ihnen was ſagen, Herr Polizei-Hauptmann: Sie können auch zahlen 1000 Rubel und werden doch nicht bekommen ſolche zwei Schimmel.“

„Kann man ſie ihm denn nicht abhandeln?“

„Gott Du Gerechter! Können Sie abhandeln einem zärtlichen Vater ſein Kind?“

„Hm! Wenn der Förſter aber einmal in Geldverlegenheit käme, könnten die Schimmel doch auch dran kommen und billig zu haben ſein.“

„Nicht zu denken! Er iſt ein reicher Mann. Er hat vermacht einen großen Theil ſeiner Frau, Alles beim Notarius verſchrieben, verſiegelt, und hat ſelber noch genug.“

„Was? Seiner Frau vermacht? Bei Lebzeiten? Warum?“ fragte Sobow überraſcht.

„Iſt ſie nicht ſchön, ſeine Frau?“ fragte Goldſtein mit zur Seite geneigtem Haupt ſchmunzelnd.

„Mag ſie nun ſchön ſein, oder nicht," ſagte jetzt kurz und barſch Sobow, dem die liſtigen Blicke des Hotelbeſitzers plötzlich Aerger verurſachten, „aber —"

„Sie haben Recht, ganz Recht, Herr Polizei-Hauptmann. Ich wollte nur ſagen, liebt er nicht ſeine Frau? Und er hat ein gar großes, gefährliches Geſchäft. Und wenn er auch iſt ein tüchtiger, ordentlicher Mann, kann er doch verlieren auf einmal viel Geld. Er kann auch verlieren auf einmal ſein Leben! Soll die ſchöne Frau dann gehen betteln? Oh, Herr Schönfeld iſt ein gar kluger Mann!"

„Ja ſo," ſagte Sobow langſam und nachdenklich, „das iſt ja ſehr vernünftig. Ich hätte dem guten Schönfeld gar nicht ſolch' eine Vorſorglichkeit zugetraut."

Dann trank er raſch den Reſt der Flaſche aus, rief Goldſtein zu, er ſolle die Pferde nicht vergeſſen und machte ſich zum Fortgehen bereit.

Es war hohe Zeit. Faſt die ganze Geſellſchaft war ſchon fort. Nur zwei Nachzügler, Steinau und Lohmeyer, ſaßen in einem ſtillen kleinen Zimmer und erzählten ſich wichtige Dinge. Erſt beim Morgengrauen ſah man ſie Arm in Arm, die Wahrheit zu geſtehen, nicht ganz feſten Schrittes, nach Hauſe wandeln, aber in Kopf und Herz ſah es hell und freundlich aus.

Was hatten ſie zu verhandeln?

Wenn die Menſchen in großer Geſellſchaft nach den Geſetzen der modernen Höflichkeit mit einander verkehrt haben, wenn ſie, Haß im Herzen, ſich freundlich begrüßt und, von Liebe verzehrt, ſich gleichgiltig gemieden, wenn ſie, innerlich voll Hohn und Spott, einander lächelnd geſchmeichelt haben, dann brechen ſie oft im vertrauten Kreiſe den unerträglichen Zwang und reden die Sprache, die ſie Stunden lang zum Verbergen ihrer Gedanken gemißbraucht haben, wieder ſo, wie ſie es als Kinder gewohnt waren. Sie reden wieder, wie es ihnen um's Herz iſt. Wenn es wahr iſt, „daß die Lüge heutzutage die einzige Form iſt, in der man noch in der Geſellſchaft die volle Wahrheit ſagen kann", ſo wird die Kluft, die zwiſchen dem Geſellſchafts- und dem Herzenston beſteht, ſo wenig überbrückt werden können, als der weite Weg zwiſchen Lüge und Wahrheit. Denn die Heuchelei und der Jeſuitismus ſind keine Brücken, ſondern jämmerliche Nothbehelfe, die zuſammenbrechen und den kühnſten Steiger zur Umkehr zwingen oder in den Abgrund ſtürzen. Es gehört freilich viel Charakter und noch mehr Verſtand dazu, Anſtand und Würde zu wahren und den Anſtoß zu meiden, ohne ſich der üblichen ſeichten Höflichkeit und ihrem Reſultat, dem ſteten Hin- und Herſchwanken zwiſchen Schmeichelei und Mediſance, zu unterwerfen. Wohl den Bevorzugten und Glücklichen, denen die gütige Natur die Kraft verliehen hat! Sie werden überall und jederzeit Goethe's „Höflichkeit des Herzens haben, die der Liebe verwandt iſt", der Liebe, von der der Apoſtel Paulus ſagt: „Sie trachtet nicht nach Schaden, ſie freut ſich nicht der Ungerechtigkeit, ſie freut ſich aber der Wahrheit!"

Steinau und Lohmeyer hatten keiner Maske in der Geſellſchaft bedurft

und brauchten nichts abzulegen, als ſie, mit ihren Gläſern anſtoßend, ſich einander gegenüber ſetzten. Sie freuten ſich, daß es ihnen gelungen war, einem häßlichen Geſicht die ſchillernde Larve abzureißen und der Verleumdung, die ein paar gute und glückliche Menſchen bedrohte, den gierigen Mund zeitweilig zu ſtopfen. Sie gaben ſich das Wort, das Ungeheuer wo möglich auszuhungern. „Ein guter Ruf iſt das köſtlichſte Ding auf Erden und ein gut Gewiſſen das zweitbeſte“, ſagt ein Weiſer. Sie ſchüttelten aber die Köpfe, wenn ſie als erfahrene Männer bedachten, daß die Verleumdung einige hundert Mäuler und Magen hat, mit denen ſie, ohne viel Federleſens zu machen, den beſten Ruf verſchlingt und verdaut. War es ihnen zu verdenken, wenn ſie ſchließlich Beide tiefſinnig und zweifelnd beim Nachhauſegehen in ein leichtes Schwanken geriethen?

(Schluß im nächſten Hefte.)

Die Entwickelung der ruſſiſchen Gewerbe-Verfaſſung.

Von Dr. **Wilhelm Stieda** in Berlin.

I.

Wer Gelegenheit gehabt hat, die erſte ruſſiſche Induſtrie-Ausſtellung in Moskau während der Sommermonate des Jahres 1882 in Augenſchein zu nehmen, wird gerne zugeben, daß die Ruſſen gegenwärtig bereits eine recht rege gewerbliche Thätigkeit entwickeln. Zwar iſt dieſelbe nicht ſehr umfaſſend, behandelt immer noch einige Zweige mit ſichtlicher Vorliebe, während ſie andere ganz vernachläſſigt, producirt häufig nur die gröberen Artikel und iſt mehr auf den Maſſenconſum berechnet, als auf die Befriedigung feinerer Bedürfniſſe bedacht. Trotz alledem aber bringt ſie Leiſtungen zu Tage, die im Großen und Ganzen beanſpruchen dürfen für mehr als bloße Anfänge oder Verſuche zu gelten. Die Zunahme der Zahl der gewerblichen Zwecken dienenden Anſtalten größeren Stils — der Fabriken — belegt dieſe Fortſchritte rein äußerlich. Im Jahre 1879 gab es nach den im Handels- und Manufactur-Departement geſammelten Daten, welche von Friedr. Matthäi zu einer Reihe anſchaulicher Skizzen über den Stand der ruſſiſchen Induſtrien in der „Ruſſiſchen Revue“ benutzt wurden, nicht weniger als 27,927 Fabriken mit 685,245 Arbeitern, welche für rund 909 Mill. Rbl. Waaren hervorbrachten. Zwölf Jahre vorher exiſtirten im europäiſchen Rußland erſt 17,488 gewerbliche Etabliſſements, welche 369,203 Arbeiter beſchäftigten und Fabrikate im Werthe von 336 Mill. Rbl. lieferten. Demnach hatte in wenig mehr als einem Decennium die Zahl der Fabriken ſich um 10,439 Anſtalten oder 60 Procent, die Zahl der Arbeitskräfte um 316,042 Köpfe oder 86 Procent und der Werth der Jahresproduction um rund 573 Mill. Rbl. oder 171 Procent vergrößert. Während im Jahre 1867 auf einen Arbeiter ein Productionswerth von durchſchnittlich 910 Rbl. entfiel, war dieſer bis zum Jahre 1879 auf 1325 Rbl., alſo um 46 Procent, geſtiegen. Und während im Jahre 1867 eine Fabrik durchſchnittlich 21 Arbeiter und eine Production im Werthe von 19,205 Rbl. aufwies, waren die entſprechenden Zahlen im Jahre 1879 — 25 und 32,550.

Gewiß iſt aus dieſem Wachsthum die Schlußfolgerung erlaubt, daß auch in induſtrieller Beziehung dem ruſſiſchen Reiche eine nicht unrühmliche Zukunft bevorſteht. Zu einem Induſtrieſtaate im engeren Sinne wird es ſich freilich wohl kaum je geſtalten, obwohl manche der hauptſächlichſten Vorbedingungen, wie Steinkohle und Eiſen, in genügender Menge vorhanden ſind; aber augenſcheinlich wird es ſeine Production ſo weit vervollkommnen, daß es vom Auslande unabhängiger wird als heute. Zunächſt wird es allerdings den Schwerpunkt ſeiner Volkswirthſchaft noch für lange Zeit hinaus in ſeiner Land- und Viehwirthſchaft, dann allmählich mehr und mehr in der Erzeugung induſtrieller Rohſtoffe zum Abſatz in's Ausland zu ſuchen haben, bis endlich der Moment gekommen iſt, wo der größte Theil der einheimiſchen Nachfrage nach Gewerbsproducten durch die inländiſche Induſtrie gedeckt zu werden vermag. Wie das ſich nun auch geſtalten mag, ob dieſes Stadium früher oder ſpäter eintritt, in einer Richtung hat Rußland ſchon jetzt die anderen europäiſchen Culturſtaaten eingeholt — in Bezug auf die mit jeder ſich entwickelnden Induſtrie unvermeidlich verbundenen Schattenſeiten, in Bezug auf die Ausnutzung der derſelben ihre Dienſte widmenden Menſchheit. Das Ergebniß iſt traurig, aber es iſt unbeſtreitbar. In der Preſſe und in Verſammlungen iſt das Thema in den letzten Jahren wiederholt erörtert worden, und die öffentliche Meinung verlangt immer lauter nach dem Erlaß eines Fabrikgeſetzes, das alle Uebelſtände beſeitigen ſoll. In Regierungskreiſen wird ſchon lange ein ſolches vorbereitet, und ein erſter Schritt iſt in Geſtalt des Geſetzes zum Schutze der Kinderarbeit in Fabriken bereits geſchehen.

Unter dieſen Umſtänden kommt eine Schrift, welche im Auftrage des Handels- und Manufactur-Departements von Herrn L. N. Miſſelowitſch kürzlich veröffentlicht wurde*), ſehr gelegen, um ſich einen Ueberblick zu verſchaffen über das, was bisher geſchehen iſt, und einen Einblick in das, was noch geſchehen ſoll. Die Schrift behandelt im erſten Bande das vorige Jahrhundert — ein zweiter iſt zur Zeit noch nicht erſchienen — und bemüht ſich, bei ſorgfältiger Benutzung der großen Geſetzesſammlung und der wenigen wiſſenſchaftlichen Vorarbeiten auf dieſem Gebiete den Gang der Dinge in kritiſch erzählender Weiſe darzuſtellen.

Das moderne Rußland beginnt erſt mit Peter dem Großen, und ſo iſt von einer ſtaatlichen Fürſorge für die Pflege der Gewerbe bis auf ihn wenig zu melden. Es konnte von einer ſolchen eigentlich kaum die Rede ſein. Der geſellſchaftliche Zuſchnitt des alten Rußland, der damalige Culturzuſtand enthoben die Regierung der Pflicht, ſich um ſolche Angelegenheiten zu kümmern, und wenn ſie auch gewollt hätte, ſo hätte ſie doch nicht vermocht, ihren Eifer zu bethätigen. Die beſtändigen inneren Zwiſtigkeiten und die auswärtigen Kriegszüge gönnten ihr keine Ruhe. Gleichwohl ſind Spuren gewerblicher Thätigkeit aus alten Zeiten

*) Исторія заводско-фабричнаго законодательства россійской имперіи. Часть первая. Ст. Петербургъ, 1883. XXV und 149 S.

vorhanden, nicht blos der häuslichen, patriarchalischen Betriebsform, die Jeden seinen eigenen Schneider oder Schuhmacher sein ließ und in rohester Weise den Bedarf an Industrieproducten befriedigte, sondern bereits der Stufe, auf welcher gewisse Handwerke selbständig auftreten und anfangen, eines zunehmenden Rufes in der Bevölkerung zu genießen. So galten die Bewohner von Moskau, Jaroslaw, Kostroma, Nishni-Nowgorod und Kasan als sehr geschickte Gerber, und nicht mit Unrecht behauptet Nisselowitsch, daß ein großer Theil der silbernen und goldenen Geräthe im alten Rußland von russischen Meistern herrührte. Einheimische Eisenschmiede als ein besonderer Stand von Gewerbetreibenden lassen sich urkundlich schon vor dem 12. Jahrhundert in Kursk und Kijew nachweisen.

Es scheint, als ob an diesen Anfängen der deutsche Gewerbefleiß nicht unbetheiligt gewesen ist. Wenigstens begreift es sich sonst schwer, wie schon im Jahre 1125 als eine rühmenswerthe Thatsache hervorgehoben werden konnte, daß man ohne die Hilfe der Deutschen hatte auskommen können. Der ehrwürdige Bischof Johann von Wladimir war es, welchem bei Reparaturbauten, die er am Sjusdalschen Gotteshause vornehmen ließ, nachgesagt wurde, daß er unter seinen Kirchendienern geschickte Persönlichkeiten gefunden hätte, „welche die Kirche schön ausputzten und neu deckten, ohne daß sie eines einzigen Deutschen bedurften“ *). Daß Johann Grosny deutsche Künstler und Handwerker nach Moskau zu ziehen sich bemühte, ist bekannt. Er ließ im Jahre 1547 durch seinen Gesandten Hans Schlitte Kaiser Karl V. sein Anliegen vortragen, das dieser anfangs, in der Hoffnung auf den Uebertritt des russischen Zaren zum Katholicismus, gern gewährte. Hinterher ward ihm indeß die Erlaubniß leid, wie man meint, in Folge von Vorstellungen deutscher Gewerbetreibender, die ihren Absatz theilweise einzubüßen fürchteten, und obwohl sich in Lübeck bereits 300 Personen, zur Abfahrt bereit, eingefunden hatten, gestattete er den Auszug nicht. Trotzdem sollen einige heimlich nach Rußland entwichen sein, wo sie sehr bald eine angesehene Stellung einnahmen und ihre Epigonen noch am Anfange dieses Jahrhunderts, namentlich in Moskau und Wologda, zu den hervorragendsten Gewerbetreibenden gehörten. Zar Michail Feodorowitsch war im Geiste seines Vorgängers thätig. Davon legen Privilegien Zeugniß ab, die er Ausländern gewährte. Eines erhielt Meister Euthymius von Brant zur Errichtung von Mühlen „nach deutschem Muster“, ein anderes Elias Kocht zum Ankauf von Wildnissen im Moskauschen Kreise, auf denen er Glashütten anlegen wollte. Gleichfalls an fremde Künstler und Gewerbetreibende wandte sich Alexei Michailowitsch im Jahre 1658 und lud sie unter sehr günstigen Bedingungen zu sich nach Moskau ein. Wenn alle diese Bestrebungen zur Einbürgerung und Verbreitung technischer Künste und Fertigkeiten nur in geringem Maße führten, so darf man nicht vergessen, daß die Einfachheit der Sitten groß und die Gewohnheit, am Hergebrachten hängen zu bleiben,

*) «Не взявъ къ собѣ въ товарищи ни одного Нѣмца.»

beträchtlich verbreitet war. Damit weſteuropäiſche Handwerker in Rußland feſten Fuß faſſen konnten, war es vor allen Dingen nöthig, für einen Abſatz im Inlande Sorge zu tragen.

II.

Das Ergebniß dieſer Bemühungen war alſo kein glänzendes. Ueber die Production von Peitſchen, Säcken, Leinewandzelten, Mücken- und Fliegennetzen (als Bettvorhänge), Koffern, Matratzen, Handſchuhen u. dgl. m. war die Induſtrie bis auf Peter den Großen nicht heraus gekommen. Gewiß deutet es einen niedrigen Stand gewerblicher Thätigkeit an, wenn in der Zeit der gemeinſchaftlichen Regierung Peter's und Iwan's einem franzöſiſchen Schiffscapitain eine anſehnliche Belohnung zugeſichert wurde, falls er weißes Papier und andere Producte ſeines Vaterlandes in Rußland einführen würde.

Peter der Große ging, ſobald die Kriegsführung ihn nicht mehr ſo lebhaft in Anſpruch nahm, energiſch daran, die Induſtrie zu fördern. Zunächſt war es der Krieg ſelbſt, der von Einfluß auf die Entwickelung der Gewerbe wurde. Seine Bedürfniſſe waren es, welche darauf führten, in Werchotur und Tobolsk Eiſengießereien anzulegen, um Kanonen, Granaten und Flinten anfertigen zu können, welche die Pulverfabrikation in Gang brachten und die Herſtellung von Dragoner- und Soldatenmuskete in Tula ausdehnten. Die kriegsgefangenen Schweden, unter denen tüchtige Schmiede nicht ſelten waren, kamen dieſen Beſtrebungen zu gute. Peter der Große ſandte zwei derſelben in jedes Gouvernement, damit ſeine Unterthanen das Schmiedehandwerk von ihnen erlernen konnten.

In der Folge war es dann der Bergbau, der des Zaren Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm. Von ſeinen Reiſen in Deutſchland hatte er aus den ſächſiſchen Bergwerken einen Erzprobirer und einen Bergmeiſter mitgebracht, die nun in ſeinem Reiche nach Kupfererzen, Schwefelkies, Alaunerde u. ſ. w. ſuchen mußten und auch manches fanden. Beſonders nach Edelmetall ließ er Nachforſchungen halten, und im November d. J. 1700 wurde z. B. eine allgemeine Aufforderung veröffentlicht, daß Jedermann goldene und ſilberne Metalle und Kupfererze aufſuchen möchte, eine Proclamation, die durch Ausrufer bekannt gemacht wurde. Daneben beſchäftigte ihn der Gedanke, Farbeſtoffe in ſeinem Lande zu entdecken, zu welchem Zwecke er Proben derſelben in die Gouvernements ſenden und dem Volke zeigen ließ, damit dieſes ſie kennen lernte und ähnliche fände. Bei dieſer Gelegenheit wurden Spuren von Steinkohlen ermittelt, für welche der Zar freilich keine Verwendung wußte. Gleichwohl ſchickte er ſogleich einen Bergmann zu näherer Erkundigung an die Fundſtätte und äußerte dabei, daß dieſes Mineral, wenn nicht ihm, ſo doch ſeinen Nachfolgern ſehr nützlich werde ſein können.

Unter den Induſtrien im engeren Sinne wendet er beſonders der Tuchfabrikation ſeine Gunſt zu. Wiederholt ergeht die Mahnung, alle Lämmer- und Schafwolle zur Anfertigung von Tuch zu ſammeln, damit für die Uniformen ruſſiſches Tuch benutzt werden könne. In Moskau ruft er Muſteranſtalten —

die ſog. Tuchhöfe — in's Leben, die ſpäter einer Geſellſchaft ruſſiſcher Kaufleute unter Bewilligung mannigfacher Privilegien übergeben wurden. Die Compagnie erhielt ein Darlehn von 30,000 Rubeln, welche ohne Zinſen innerhalb dreier Jahre in Tuch, Karaſei *) und Sammet zurückgezahlt werden ſollten. Den Einwohnern Klein-Rußlands legt er an's Herz, recht viel Schafe zu halten, um den Fabriken jederzeit einen reichlichen Vorrath an Wolle anbieten zu können, und ſchickt einige Ruſſen nach Schleſien zur Erlernung der Schafzucht und Schafſchur. Andererſeits engagirt er in Schleſien und Polen Schäfer und Tuchweber unter günſtigen Bedingungen, damit ſie in den ruſſiſchen Städten die Anfertigung von Tuch überwachen. In der That erzielt er mit allen dieſen Maßregeln, wenn auch nicht den gewünſchten, ſo doch einen gewiſſen Erfolg, und im Jahre 1724 wird die Production von Tuch in den Kronsfabriken in Kaſan auf 20,000, in Moskau auf 60,000, in Woroneſh auf 1500 Arſchin veranſchlagt.

Im Uebrigen iſt der Zar auf eine möglichſte Ausdehnung aller anderen vorhandenen Gewerbe und Einführung neuer bedacht. Die Fabrikation von Seide, das Brennen von Kalk, das Weben von Leinewand, die Bereitung von Pottaſche, Leim, Theer, die Herſtellung von Gold- und Silberſachen, die Anfertigung von Juften — alles intereſſirt ihn gleichmäßig, für Alles hat er Aufmunterung und Unterſtützung bereit. Zur Inſtandhaltung der 200 Oefen in St. Petersburg, in denen Kalk gebrannt werden ſoll, werden 20,000 Rbl. jährlich beſtimmt. Zweien Ausländern wird aufgetragen, aus Biberfellen und Schafwolle Hüte nach deutſchem Muſter zu verfertigen. Dem Vicekanzler Schafirow und dem Staatsrath Tolſtoi wird ein Gnadenbrief ertheilt zur Begründung einer Compagnie, die ſich der Fabrikation von ſeidenen und wollenen Stoffen, von Sammet, Atlas, Taffet und dgl. m. widmen ſoll. Dem Kaufmann Weſtow, der in Moskau eine Zuckerfabrik errichtet, wird ein Privileg auf 10 Jahre bewilligt. Zur Bereitung des „Florentiner Lack“ wird einem gewiſſen Pawel Waſſiljew die ausſchließliche Berechtigung eingeräumt. In Kijew wird eine Fabrik für Glasſpiegel und Cryſtallgeſchirr eröffnet, an der ausländiſche Meiſter thätig ſind. Drei aus Sſmolensk ſtammende Perſonen, welche Dachſchindeln anzufertigen verſtehen, werden nach St. Petersburg delegirt, dort Alle, welche dieſes Handwerk erlernen wollen, unentgeltlich darin zu unterweiſen. Kurz, Zar Peter iſt unermüdlich und faßt das Kleine wie das Große mit gleicher Liebe in's Auge.

Indeß begnügte er ſich nicht damit, eine Reihe von Induſtrien hervorgerufen zu haben, die leicht, wenn ſein wachſames Auge ſich für immer geſchloſſen haben würde, dem Untergange hätten preisgegeben ſein können, er hielt es auch für nöthig, Organe zu ſchaffen, denen die Pflege der Gewerbe zur Aufgabe gemacht wurde. Hatte er doch wahrgenommen, daß das ruſſiſche Volk wenig Neigung zur Induſtrie zeigte und daß man beſtändig hinter ſeinen Unterthanen

*) Ein Wollenſtoff.

her ſein mußte, wenn ihr Eifer nicht erlahmen ſollte. „Dafür," geſtand er ſelbſt einmal, „lernten ſie vortrefflich, wenn ſie dazu gezwungen wurden, und dankten dem Lehrer ſpäter; ſie ſeien aber wie die Kinder." (Соловьевъ, исторія Россіи. Bd. 16, S. 219.) Ein ſolch' heilſames Zwangsmittel hoffte Peter in dem Manufactur-Collegium gefunden zu haben, welches er als eine ſelbſtändige Behörde im Jahre 1722 in's Leben rief und am 3. December 1723 mit einem ausführlichen Verhaltungs-Reglement verſah. In den dieſen Schritt einleitenden Acten, welche im Juli und November 1722 noch aus Aſtrachan vom Kriegsſchauplatze datirt waren, ſetzte er die oben erwähnten Gründe als die ihn leitenden Motive auseinander.

Dem Manufactur-Collegium, als der Centralbehörde für das Gewerbeweſen, wurde eine Reihe von Verpflichtungen auferlegt. Vor allen Dingen repräſentirte es die Fabrikinſpection. Der Präſident ſollte die in ſeiner Nähe befindlichen Manufacturen und Fabriken, ſo oft es ſeine Zeit erlaubte, mindeſtens aber zwei bis drei Mal im Jahre, beſichtigen, um auf Ordnung zu achten. Wo Compagnien Fabriken begründet hatten, waren dieſe zu bewachen, damit in deren Führung keine Stockung einträte. Bewieſen die Mitglieder keine rechte Luſt zur Fortſetzung des Geſchäfts, ſo waren ſie zu größerer Anſtrengung anzuhalten. Wollte das Etabliſſement aber aus von ihnen unabhängigen Gründen nicht gedeihen, ſo müßte ihnen mit Capitalien geholfen werden. Die Ueberwachung hatte ferner ihr Augenmerk darauf zu richten, daß der Arbeits- und Lehrvertrag nicht gebrochen werde. Arbeiter und Lehrlinge, welche ihre Zeit nicht ausgedient hatten, ſollten nicht auf einer anderen Fabrik zugelaſſen und bei Strafe von 100 Rbl. von den Fabrikanten nicht beſchäftigt werden. Fabrikanten, die Land mit Leibeigenen zum Zwecke der Fabrikarbeit gekauft hatten, ſollten dieſe auch wirklich dazu verwenden und nicht zu anderen Leiſtungen benutzen. Dies Collegium ſollte ferner „nachdrücklichſt" darauf ſehen, daß die Arbeitgeber ihre Leute gut hielten und ſie nach Verdienſt auslohnten. Die Arbeiter und Lehrlinge waren von Zeit zu Zeit einer beſonderen Prüfung zu unterwerfen. Endlich bildete das Collegium den Gerichtshof für die auf den Fabriken beſchäftigten Arbeiter, Lehrlinge und anderen Perſonen.

Hatte auf dieſe Weiſe das Collegium den Schwerpunkt ſeiner Thätigkeit in Ausübung einer gewiſſen Polizeigewalt zu ſuchen, ſo lag ihm daneben ein zweiter Kreis von Pflichten ob. Dieſer beſtand in Aufmunterung und Anregung der Gewerbetreibenden und Fabrikanten. Das Collegium hatte für die Errichtung neuer gewerblicher Etabliſſements zu ſorgen, beſonders ſolcher, für welche der zu verarbeitende Rohſtoff aus dem Inlande beſchafft werden könnte. Dieſe Rohſtoffe, namentlich Farbſtoffe, ſollten ſo viel als möglich im Inlande ausfindig gemacht werden. Die neuen Anſtalten ſollte es mit den nöthigen Privilegien verſehen. Die für ſie aus dem Auslande zu beziehenden Gegenſtände waren zollfrei herein zu laſſen und den Gründern mit guten Rathſchlägen zur Hand zu gehen, wie ſie ihre Capitalien am zweckmäßigſten verwerthen könnten. Die bereits

von der Krone errichteten Fabriken und die noch zu eröffnenden waren, wenn sie in guten Zustand gebracht waren, an Privatleute zu übergeben. Auch dann aber sollte das Collegium sie nicht aus dem Auge verlieren, sondern darauf achten, daß ihre Fabrikate sich durch Vortrefflichkeit auszeichneten. Die Fabrikanten waren zu diesem Zwecke angewiesen, alljährlich Muster ihrer Erzeugnisse vorzulegen, z. B. von seidenen Stoffen eine halbe Arschin, von Leinewand eine ganze Arschin, von Hüten je einen, von kleineren Gegenständen, wie etwa Nadeln, mehrere. Mit Nachdruck ist endlich betont, daß dem ausländischen Gewerbefleiß Thür und Thor zu öffnen seien. Das Collegium hat darauf zu achten, daß die geschicktesten und besten Werkmeister auf den Fabriken Ausländer seien, bei welchen die Russen lernen könnten. Fabrikanten oder Gewerbetreibende, welche auf eigene Kosten Fabriken und Manufacturen in Rußland würden errichten wollen, soll das Collegium sich Mühe geben aus dem Auslande zu berufen. Denselben ist dabei zuzusichern: 1. ungehinderter Eintritt in's Land und jederzeit freie Rückkehr mit ihrem Vermögen, 2. abgabenfreier Verkauf ihrer Erzeugnisse während der ersten Jahre, 3. Ankauf von Materialien und Geräthen in Rußland und zollfreie Einfuhr derselben aus dem Auslande. — Sogar für freie Wohnungen sollte das Collegium in der ersten Zeit Sorge tragen und Vorschüsse, wenn nöthig, aus der Kronskasse bewilligen.

Es dürfte billig zu bezweifeln sein, daß das Manufactur-Collegium allen diesen Anforderungen entsprach. Gleichwohl war diese Gewerbe-Ordnung, die man gewissermaßen als das Testament Peters des Großen in industriellen Angelegenheiten ansehen kann, in ihren Grundzügen richtig und dem Zeitgeiste entsprechend. Nur vergaß der geniale Schöpfer, daß es seiner kräftigen Hand bedurfte, um alle diese guten Absichten zu verwirklichen. Schon die halbjährlichen Berichte über den Stand des russischen Fabrikwesens, welche ein Ukas vom 27. Januar 1724 wiederholt in Erinnerung brachte, scheinen nicht regelmäßig eingegangen zu sein.

Charakteristisch ist im Reglement, daß dem Monopolsystem, so weit als möglich, der Absagebrief geschrieben wird. Der Zar hatte sich desselben ohne Scheu bedient; er fand es, von seinen Vorfahren auf allen Gebieten eingeführt, vor und trug kein Bedenken, es zu benutzen. Mit der Zeit jedoch änderte sich seine Anschauung, und wenn er auch das, was er als einen Uebelstand einzusehen begann, eine Weile weiter bestehen zu lassen sich gezwungen sah, so bemühte er sich wenigstens, andere Zustände anzubahnen. Wie er beim Handel die Krone allmählich ihrer Monopole zu entäußern sich angelegen sein ließ, so befahl er auf gewerblichem Gebiete die durch Monopol in's Leben gerufenen Fabriken Privatleuten zu übertragen. Eingedenk indeß, daß diese, um gewisse Industriezweige zur Blüthe zu bringen, des Monopols nicht entbehren können, gestattet er dem Collegium, dasselbe zu ertheilen, jedoch mit Vorsicht. Das Collegium müsse erwägen, wenn es Jemandem ein Privileg zur Errichtung einer Fabrik einräumt, daß Andere, die später gleiche Etablissements begründen wollen, nicht ausgeschlossen würden, „denn nur durch Concurrenz unter den Fabrikanten sei die Zu-

nahme der Induſtrie und der Verkauf der Fabrikate zu angemeſſenem Preiſe möglich".

Bei der Schöpfung einer Central-Behörde und dem Erlaß einer Gewerbe-Ordnung, wenn dieſer Ausdruck gebraucht werden darf, ließ Peter der Große es nicht bewenden. Ein Weiteres war der Verſuch, den Stand der Gewerbetreibenden als ſolchen zu heben. Seine Fürſorge für die gewöhnlichen Arbeiter trat bereits aus mehreren Verfügungen des Reglements hervor. Sie zeigte ſich noch in einer ſpäteren Anordnung vom 27. Januar 1724, als er befahl, daß auf den Sjeſtrorezkiſchen Waffenfabriken ein Arzt und eine Apotheke gehalten werden ſollten. Dem Fabrikantenſtande, d. h. denen, die in die Reihe der Großinduſtriellen eintreten wollten, ſicherte er für die damalige Zeit bedeutende Vortheile zu. Die Begründer von Fabriken und Manufacturen, ihre Compagnons, Kinder und Werkmeiſter waren von jeder Dienſtleiſtung frei. Für eine gewiſſe Zeit zahlten ſie keine Abgaben und Laſten; die Regierung ſtellte ihnen zinsfreie Darlehen in Ausſicht; ja, es war ihnen ſogar das Recht eingeräumt, Ländereien mit Bauern für ihre induſtriellen Zwecke anzukaufen.

Nicht minder als die Großinduſtriellen erregten die Kleinhandwerker Peters Aufmerkſamkeit, und es ſcheint mir eine Lücke in Niſſelowitſch' Darſtellung, daß er dieſen Umſtand nicht berührt. Peter der Große iſt derjenige ruſſiſche Herrſcher, welcher zuerſt den Gedanken gehabt hat, die gewerblichen Corporationen des Weſtens in Rußland einzubürgern. Der Ukas vom 15. December 1720 ordnete die Errichtung von Zünften an. Es hängt dieſe Neuerung offenbar mit des Zaren Bemühungen zur Einführung einer Städteorganiſation zuſammen, als deren Ideal ihm die mittelalterliche Verfaſſung der deutſchen Städte, die das Aufblühen der Gewerbe augenſcheinlich ſo ſehr begünſtigt hatte, vorſchwebte. Die Städteordnung, wie ſie am vollkommenſten in den am 16. Januar 1721 beſtätigten Reglements des Haupt-Magiſtrats in St. Petersburg ſich präſentirt, theilte die Einwohnerſchaft, abgeſehen von Adel, Geiſtlichkeit und Staatsbeamten, in zwei Hauptabtheilungen: 1. die regulären Bürger und 2. die Arbeiter und Tagelöhner. Die erſteren zerfielen wiederum in zwei Gilden, von denen die erſte die Banquiers, Großhändler, Schiffsrheder, Goldſchmiede, Maler und Verfertiger von Heiligenbildern, Aerzte und Apotheker umfaßte, während zur zweiten die Kleinhändler, Schankwirthe und namentlich die Handwerker gehörten. Jede dieſer beiden Gilden wählte Vertreter, die neben dem Magiſtrat Sitz hatten. Die Handwerker ihrerſeits waren in Zünften (цехи) gegliedert, je nach ihrem Gewerbe, an deren Spitze Aeltermänner ſtanden.

Dieſen Beſtimmungen, die im Weſentlichen darauf abzielten, den Städtebewohnern ſowohl, wie namentlich den Handwerkern, die Bedeutung eines beſonderen, mit Rechten ausgerüſteten Standes zu verleihen, folgten im Jahre 1722 verſchiedene Verordnungen, welche den Ausbau der Gewerbe-Verfaſſung bezweckten, andererſeits jedoch nur Wiederholungen ſcheinen, welche vielleicht nöthig wurden, weil die Neuerungen nicht überall Beifall fanden. Der weſentlichſte Ukas iſt der

vom 27. April genannten Jahres, der das Weſen und die Bedeutung der Handwerker-Corporationen näher beſtimmte. Die Zunft ſollte jeden Handwerker, gleichviel ob In- oder Ausländer, Bürger oder Nichtbürger, auch Bauern mit Entlaſſungsſcheinen von ihrer Herrſchaft oder deren Verwaltern aufnehmen, und zwar für immer oder zeitweilig. Aus den Meiſter-Mitgliedern wurden die Aelteſten oder „Alderleute“ gewählt, welche die ſämmtliche Arbeit zu beſichtigen und zu ſtempeln hatten, ehe dieſelbe zum Verkauf gelangte, und alle untauglichen Producte zerbrechen ſollten. Den Aelteſten, die etwas Unbrauchbares ſtempeln würden, drohte die Verſchickung auf die Galeere.

Der Aelteſte war es auch, der die Aufnahme eines neuen Genoſſen bewirkte und den ſich meldenden Handwerkern bei erwieſener Meiſtertüchtigkeit den Meiſterbrief ausfertigte. Das Meiſterrecht berechtigte zur Haltung einer beliebigen Zahl Geſellen oder Lehrlinge gegen den Nachweis, daß dieſelben keine entlaufenen Leibeigenen ſeien. Die Lehrzeit ſollte nicht kürzer als ſieben Jahre dauern und mit einer Prüfung, ſowie mit der Ausſtellung eines Lehrzeugniſſes abſchließen*).

Dem Reglement über die Zünfte folgten am 16. und 31. Juli zwei weitere Befehle, daß alle Bauern ohne Ausnahme, ſowie die verabſchiedeten Dragoner, Soldaten und Matroſen, wenn ſie in den Städten ein Handwerk zu treiben anfingen, den Zünften zugeſchrieben werden ſollten. Später, am 4. October, erging noch die Mahnung an alle Gewerbetreibenden, welche bisher verſäumt hatten, ſich beim Magiſtrat zu melden und die Erklärung über das von ihnen ausgeübte Geſchäft abzugeben, dieſer Pflicht bis zum 10. October nachkommen zu wollen, widrigenfalls ihnen eine Strafe von 10 Rbl. auferlegt und das Recht zum Betriebe ihres Handwerks entzogen werden würde**). Dem Oberpräſidenten des Magiſtrats und deſſen Gehilfen drohte ein gleichzeitiger Ukas mit dem Zuchthauſe, wenn die Einführung der Zunftverfaſſung nicht binnen fünf, ſpäteſtens ſechs Monaten erfolgt ſein würde.

Aber auch auf dieſem Gebiete blieb die Wirklichkeit weit hinter den Abſichten des großen Reformators zurück. Es ſoll hier nicht unterſucht werden, in wie weit die Verpflanzung der weſteuropäiſchen Inſtitution überhaupt als ein glücklicher Griff erſcheint und die Neuerung ſich mit dem Charakter und der Bildungsſtufe des Volkes vertrug. Der unbekannte Verfaſſer des genannten Aufſatzes in Erman's Archiv ſchiebt die geringe Entwickelung des ruſſiſchen Gewerbeweſens bis auf Peter den Großen auf den Mangel jeder corporativen Organiſation, die allein den Handwerkerſtand als ſolchen aus ſeiner niedrigen Stellung hätte heben können. Indeß iſt es doch fraglich, ob unter den ſo ganz anderen Verhältniſſen als im Weſten die Zunft als ſolche ſchon einen Umſchwung

*) Vergleiche hierzu den von Niſſelowitſch nicht benutzten lehrreichen Aufſatz in Erman's Archiv für die wiſſenſchaftliche Kunde Rußlands: „Zur Geſchichte der Handwerke in Rußland“. III, 246—309.

**) Полное собраніе законовъ № 3980, 4054, 4066, 4102.

hätte herbeiführen können. Wenn auch die Artelle, wie Profeſſor Brückner in ſeinem bemerkenswerthen Buche über Poſſoſchkow mit Recht betont, etwas weſentlich Anderes waren und ſind, als die Handwerkerverbände, ſo beweiſt ihre Exiſtenz doch, daß der Ruſſe, wie jedes andere Volk, gewiſſen genoſſenſchaftlichen Tendenzen gegenüber ſich nicht ablehnend verhielt. Schon die Artelle aus der Zeit vor Peter dem Großen documentiren ohne Zweifel eine deutliche Organiſation der Gewerbetreibenden, und wenn aus ihnen die Zünfte nicht hervorgingen, ſo wird offenbar die Sachlage im Uebrigen nicht darnach geweſen ſein. Daran alſo, an dem niedrigen Culturzuſtande, der Bedürfnißloſigkeit des ruſſiſchen Volkes, der geringen Zahl Städte lag es, wenn die Gewerbe ſich nicht in demſelben Maße entwickelten, wie in den weſtlichen Ländern — der Zuſammenſchluß wenig gebildeter Perſönlichkeiten allein hätte nichts zu verändern vermocht. In der That lehrt die Erfahrung, daß, nachdem Peter der Große die Zunftorganiſation einzubürgern ſich bemüht hatte, das Handwerk in ſeinem Fortſchritt gleichwohl kein ſchnelleres Tempo anſchlug. „Nie haben die Zünfte," hebt Brückner hervor, „in Rußland eine irgend erhebliche Bedeutung erlangt, in gewiſſem Sinne beſtanden ſie nur mehr nominell." Auch die ausführlicheren Verfügungen Katharina's und Pauls I. beſſerten das nicht. Es fehlten eben alle die Vorausſetzungen, welche in den Niederlanden, Frankreich, Deutſchland u. ſ. w. den Verbänden der einfachen Handwerksleute jene großartige Bedeutung verliehen, die die Geſchichte an ihnen anerkennen muß.

Daß der Zar den Gedanken an die Einführung der Zunftverfaſſung überhaupt in ſich zur Reife kommen ließ, darf nicht befremden. Der Glaube an die alleinſeligmachende Wirkung der Zünfte war damals noch ein feſt gegründeter und die vielen Mißbräuche, welche Reichsabſchiede, Reichsgutachten und Reichspolizeiordnungen ſeit dem erſten Viertel des ſechszehnten Jahrhunderts in Deutſchland zu beſeitigen ſich bemühten, konnte der ruſſiſche Herrſcher unmöglich kennen, oder wenn er von ihnen gehört hatte, ſo hielt er ſie für Unvollkommenheiten, wie ſie jeder menſchlichen Einrichtung anklebten und deren er Herr werden zu können hoffte. Wahrſcheinlich war ihm nur die Idee geläufig, die ihm ſehr imponiren mußte. Im Einzelnen war er ſo wenig unterrichtet, daß er einem mit den weſteuropäiſchen Verhältniſſen vertrauten Kaufmanne, Sſolowjew, die Ausarbeitung eines Memoires über die ausländiſchen Zünfte übertrug, doch vermuthlich in der Abſicht, ſich ſelbſt darüber belehren zu laſſen. Das günſtige Vorurtheil, das der Zar der Inſtitution entgegentrug, findet man auch bei zeitgenöſſiſchen ruſſiſchen Schriftſtellern, wie z. B. bei Kriſhanitſch und Poſſoſchkow, die den lebhaften Wunſch äußern, zur Hebung der ruſſiſchen Induſtrie die weſteuropäiſche Zunftverfaſſung in Rußland einzuführen. Namentlich der Letztere plädirt in angemeſſener Weiſe dafür. Er weiſt in ſeiner Schrift über Armuth und Reichthum darauf hin, daß die ruſſiſchen Handwerker nie etwas Rechtes lernten, weil es keine Beſtimmungen gebe, welche die jungen Leute verpflichte, eine gewiſſe Lehrzeit bei einem Meiſter durchzumachen. Dieſer Mangel führe zu gering-

werthigen Leistungen; nur eine straffe Organisation, welche schlechte Arbeit bestrafe oder z. B. den seinem Meister davonlaufenden Gesellen unter die Soldaten stecke u. s. w., könne dem russischen Handwerk zu Ansehen und Vermögen verhelfen*). Waren derartige Ansichten bereits in der Bevölkerung verbreitet, so mußte dem Zar die Durchführung seines Projects um so leichter erscheinen. Er entschloß sich ja, wie ersichtlich, auch nicht gleich zu Anfang seiner Regierung dazu, vielmehr erscheint die Einführung der Zunftverfassung als eine Art Abschluß seiner Reformen, bei denen sich zwei Perioden unterscheiden lassen, in denen er jeweilig andere Zwecke verfolgte. In der ersten Zeit bemüht er sich, die Gewerbe zu vermehren, zu entwickeln, Handwerker aus dem Auslande heranzuziehen, sie in den Gouvernements anzusiedeln u. dgl. m. In der zweiten Epoche strebt er dann, das Errungene festzuhalten, zu kräftigen und auszubauen, und dazu hat er auf dem Gebiete des Handwerks sich die Zunft, auf dem der Großindustrie das Manufactur-Collegium auserkoren. Er schafft einen festen Halt, einen Mittelpunkt für das Neue und Bestehende und verräth damit wieder den Scharfblick des talentvollen Organisators, dessen wohlgemeinte Ideen nur an der Ungunst der Verhältnisse scheiterten. Uebrigens darf man Peters des Großen endliche Erfolge auf gewerbepolitischem Gebiete nicht gering schätzen, wenngleich man nicht gerade der augenfälligen Ueberschätzung von Seiten Nisselowitsch' zuzustimmen braucht. Dieser bemerkt, daß es gegen Ende der Regierung Peters nicht nur gelungen war, viele ausländische Producte zu verdrängen, „sondern sogar eine Ausfuhr in größerem Umfange herbeizuführen (но даже вывозились въ большомъ количествѣ за границу)". Wenn er aber kein besseres Beispiel für die letztere Behauptung beizubringen weiß, als die sechs Millionen Arschin Leinewand — und man darf hinzusetzen „grober", denn man weiß, was heute in dieser Branche aus Rußland exportirt wird — die jährlich in's Ausland gingen, so ist man geneigt, dieselbe ein wenig zu bezweifeln. Leinewand wurde schon vor Peter dem Großen exportirt und hat gerade dieser Gegenstand ihn viel beschäftigt. Der Werth, den derselbe repräsentirte, war ein geringer gegenüber den mannigfachen Fabrikaten, die Rußland nach wie vor aus dem Auslande zu beziehen genöthigt war. Streicht man also auch die Ausfuhr, so bleiben noch Verdienste genug. Thatsache ist, daß beim Tode Peters 100 verschiedene Fabriken in Rußland existirten, von denen einige etwa 300 Arbeiter beschäftigten, und hätte der Zar länger gelebt, die Ausführung seiner Maßregeln selbst überwachen können, so wäre das Resultat vermuthlich noch günstiger gewesen. So aber läßt sich von der Gewerbepolitik unter Peter dem Großen nichts Anderes sagen, als daß sie auf den Wegen wandelte, die zum Besten führten, ohne wirklich das Ziel zu erreichen.

III.

Hatte schon Zar Peter nach unserer modernen Auffassung zu viel Vorschriften erlassen, so wurde er von seinen Nachfolgern bis auf Katharina II.

*) Das Nähere bei Brückner: Iwan Possoschkow. Leipzig, 1878. S. 307 ff.

darin übertroffen. Das Charakteriſtiſche in der Gewerbe-Geſetzgebung der Jahre 1725—1761 beſteht in einer ausgedehnten Reglementirung der Induſtrie ſeitens der Regierung, allgemeiner Einführung der Monopole, einer Vergrößerung der Gewalt der Arbeitgeber über ihre Arbeiter und dem geſetzlichen Verbote einzelner Induſtriezweige für den Bauernſtand. Wir werden dieſe Neuerungen im Einzelnen zu erörtern haben.

Das Erſte, was nach dem Tode Peters geſchah, war die Aufhebung des Manufactur-Collegiums, das nach kaum fünfjähriger Wirkſamkeit durch Ukas vom 24. Februar 1727 wieder beſeitigt wurde. Die Gründe, welche Katharina I. zu dieſem Vorgehen bewogen, lagen namentlich in der Vielheit der Kanzleien und Behörden und der daraus entſpringenden Erſchwerung der Staatsverwaltung, wenigſtens nach den Motiven zum Ukas. In der That dürften andere Umſtände maßgebend geweſen ſein, denn für die Geſchäfte, die bisher dem Manufactur-Collegium obgelegen hatten, mußten doch andere Inſtitutionen gefunden werden. Wirklich wurden nur die wichtigeren Angelegenheiten dem bereits beſtehenden Commerz-Collegium aufgebürdet, während für die minder wichtigen ein „Sſowjet" — ein aus den Fabrikanten ſelbſt gebildeter Rath — unter der „Protection" des ehemaligen Vorſitzenden des Manufactur-Collegiums, Senators Nowoſſilzew, in's Leben trat. Die Competenzen des Sſowjet waren nicht genau beſtimmt; es heißt im Ukas nur, daß er „alle nicht wichtigen Anordnungen treffen ſollte (чинить всѣ неважныя опредѣленія)". Uebrigens ſcheint derſelbe niemals thätig geweſen zu ſein, denn ſchon am 28. März desſelben Jahres erklärte ein neuer Ukas die Uebertragung der Gewerbe-Angelegenheiten auf das Commerz-Collegium für unzuläſſig und ſchuf beim Senat das „Manufactur-Comptoir" (Мануфактуръ-контора), das der erwähnte Senator Nowoſſilzew mit einem Secretär und einigen Schreibern regieren ſollte. Die Vielheit der Behörden war auf dieſe Weiſe allerdings nicht gemindert und das, worin die Bedeutung des Sſowjet zu liegen ſchien, nämlich die Heranziehung der Fabrikanten ſelbſt zur Verwaltung ihrer Intereſſen, kam eben ſo wenig zur Geltung. — Auch dies Manufactur-Comptoir führte ein kurzes Daſein. Es wurde mit dem Berg-Collegium am 8. October 1731 dem Commerz-Collegium ſchließlich doch einverleibt, weil die ſelbſtändige Verwaltung desſelben der Krone nur Verluſt und manche weitläufige Schreiberei gebracht hatte. Die drei Behörden repräſentirten nun eben ſo viele Expeditionen des Commerz-Collegiums für Handel, Bergbau und Manufacturen.

Aus der Thätigkeit, welche die gewerbliche Abtheilung entwickelte, iſt zunächſt die Verſchärfung der Fabrikinſpection hervorzuheben. „Zur beſſeren Aufſicht über die Fabriken" wurden ein Obercommiſſar und drei Commiſſare ernannt, deren Gehalt durch eine von den Fabrikanten „nach Verhältniß" einzutreibende Steuer beſtritten werden ſollte. Ferner intereſſirte man ſich für die religiöſe und geiſtige Ausbildung der Fabrikarbeiter. Durch Ukaſe vom 29. October und 12. December 1735 wurde befohlen, bei denjenigen Fabriken, wo viele Perſonen beſchäftigt und

keine Kirchen in der Nähe ſeien, dieſe zu erbauen, ſowie für Unterricht der auf den Fabriken arbeitenden Kinder Sorge zu tragen. Von geringerer Einſicht als dieſe Verordnungen legt das Verbot Zeugniß ab, welches in den Jahren 1732 und 1734 dem Bauernſtande die Gründung von Tuchwebereien und Fabriken von Munitions-Gegenſtänden unterſagte.

Der wichtigſte Act in der Gewerbegeſetzgebung Anna Iwanowna's war der „General-Ukas von allen Fabriken" vom 7. Januar 1736. Derſelbe iſt in der Hauptſache eine Regulirung der Arbeiter-Frage, d. h. der Beſchaffung von Arbeitskräften. Es handelt ſich darum, keine irgendwie gewerblich bereits thätige Perſon zu verlieren und ferner der Induſtrie neue Hände zuzuführen. Um dem erſten Zweck zu genügen, wurde beſtimmt, daß, wer einmal auf den Fabriken mehr als die gewöhnlichen Arbeiten erlernt hätte, für immer bei dieſer Thätigkeit bleiben müſſe, daß Durchgänger auf keiner anderen Fabrik angeſtellt werden dürften und diejenigen, welche ſich faul oder unbrauchbar erweiſen würden, „ein warnendes Beiſpiel für Andere" in entfernte Städte oder nach Kamtſchatka zu verbannen ſeien. In Anbetracht der erwünſchten Vergrößerung der Zahl der Fabrikarbeiter wurde befohlen, die Kinder der auf den Fabriken beſchäftigten Perſonen zu dem elterlichen Berufe anzuhalten, ſo viel als thunlich freie Perſonen mit Päſſen anzunehmen und Individuen, die ſich über den Stand ihrer Eltern nicht ausweiſen konnten, oder Landſtreicher zwangsweiſe in die Fabriken einzuſtellen. Sogar Bauern ohne Land durften von den Fabrikanten gekauft werden.

Parallel mit dieſem Erlaß ging eine kleinliche Reglementirung der Production, welche den Berg- und Hüttenwerken den Verkauf von Eiſen, Kupfer u. ſ. w. nicht völlig frei gab, den Fabriken für Gold- und Silberdraht die Verarbeitung nur eines gewiſſen Quantums von Edelmetall geſtattete, den Tuchfabriken die Wollmiſchung vorſchrieb u. dgl. m., — lauter Vorſchriften, die von den Fabrikanten wenig beachtet wurden und fortwährend ohne Erfolg wiederholt werden mußten.

Zu den Fabriken, welche die Krone vorzugsweiſe begünſtigte und die doch nicht recht gedeihen wollten, gehörten die Tuchwebereien. Die Regierung maß die Schuld daran dem Umſtande bei, daß bei einigen dieſer Anſtalten keine feſten Regeln für die Dauer der Arbeit exiſtirten. Die Arbeiter gingen und kamen, wie es ihnen paßte, waren nicht alle Tage thätig und hörten nicht täglich zu derſelben Zeit mit ihrer Beſchäftigung auf. Dieſe Uebelſtände näher zu unterſuchen, wurde am 27. Januar 1741 ein beſonderer Ausſchuß ernannt, der ein Reglement und Arbeitsvorſchriften für die Fabriken von Tuch und Karaſei aufſtellte, die noch während der Regentſchaft Anna Leopoldowna's am 2. September 1741 veröffentlicht wurden. Der Inhalt derſelben läßt die geringe Entwickelung des damaligen Fabrikweſens erkennen, denn es wurde u. A. angeordnet, daß die Fabrikgebäude in guten Zuſtand verſetzt würden, damit die Arbeiter nicht von Froſt oder Regen zu leiden hätten oder in mangelhaft beleuchteten Räumen thätig ſein müßten. Bei alledem zeigen die Zuſtände ſchon eine gewiſſe Uebereife, da z. B. den Fabrikanten eingeſchärft werden muß, den Arbeitern ihren

verdienten Lohn nicht vorzuenthalten. Im Uebrigen weiſt das Reglement manche noch heute beherzigenswerthe Anordnung auf, daß die Gewebe eine beſtimmte Länge und Breite haben, die Fabrikanten für gutes Rohmaterial und gehörige Mengen von demſelben Sorge tragen ſollen, damit in der Arbeit keine Unterbrechung eintrete u. ſ. w.

Die Arbeitsvorſchriften fallen ſtreng aus. Weniger geht dies daraus hervor, daß jeder Fabrikant zur Anſchaffung einer Glocke verpflichtet wurde, um das Zeichen zum Beginn der Thätigkeit Allen vernehmbar geben zu können, wohl aber in der Fixirung der Arbeitsdauer. Der Arbeitstag wurde in der Zeit vom 1. März bis 1. October auf 17 Stunden, von 4 Uhr Morgens bis 9 Uhr Abends, mit einer zweiſtündigen Mittagspauſe von 10—12 Uhr, in den Wintermonaten auf 16 Stunden mit nur einſtündiger Mittagspauſe „zur Ausnutzung der kurzen Tage“ angeſetzt. Ferner zeigt ſich die Strenge darin, daß von jedem Arbeiter eine Minimalleiſtung gefordert wurde, z. B. vom Weber wenigſtens 10 Arſchin innerhalb 24 Stunden (въ сутки), vom Spinner 4 Pfund in derſelben Zeit u. ſ. w. Spiele um Geld, Erſcheinen in trunkenem Muthe auf der Straße, Verſäumniß der Arbeit ohne zwingende Urſache waren unter Androhung ſchwerer Strafen verboten. Ungehorſam oder Grobheit gegen den Fabrikanten oder deſſen Stellvertreter konnten mit körperlicher Züchtigung oder Abzug vom Lohne beſtraft werden. Diebſtahl wurde „nach Maßgabe des Falles“ auf der Fabrik geſtraft, in wichtigen Fällen dem Richter angezeigt. Streitigkeiten kamen in der Regel durch die Fabrikanten zur Entſcheidung und nur, wenn dieſe ſich ſelbſt nicht zurechtfinden konnten, trat ein mündlicher Beſcheid des Commerz-Collegiums ein. Der Arbeiter war ſomit im Allgemeinen der Hand ſeines Herrn vollſtändig übergeben und von den Vergünſtigungen, welche das Geſetz ihm zu Theil werden ließ, hat er gewiß wenig Gebrauch machen können. Wo hätte er ſich beſchweren wollen, wenn ihm am Sonnabend der ſauer verdiente Wochenlohn nicht den Vorſchriften gemäß ausgezahlt worden wäre, nämlich dem Wollwäſcher 8 Kopeken für das Pud, dem Wollſortirer 15 Kopeken pro Pud, dem Schafſcherer 2½ Kopeken von jedem geſchorenen Schaf, dem Wollſchläger 1½ Kopeken pro Pud u. ſ. w.? Oder wenn am Sonnabend die Fabrik nicht bereits um 12 Uhr geſchloſſen wurde? Alle Arbeitsvorſchriften wurden zwar, in der erſten Zeit nach ihrem Erlaß drei Sonnabende nach der Reihe, ſpäter ein Mal im Monate, den Arbeitern vorgeleſen —, was ihr Recht war, wußten ſie alſo oder konnten es erfahren. Aber ob ſie den Muth hatten, da, wo man es ihnen weigerte, es geltend zu machen?!

Mehr im Geiſte Peters des Großen regelten ſeine Tochter Eliſabeth und Peter III., der übrigens zur Ausführung ſeiner Pläne eigentlich nicht kam, die ruſſiſche Gewerbegeſetzgebung. Erſtere ſtellte am 7. April 1742 das Manufactur-Collegium wieder her, was freilich inſofern nur als ein formeller Act erſchien, als der Schwerpunkt der Regierungs-Thätigkeit in gewerblichen Angelegenheiten beim Senat lag. Dieſer verwaltete das Fabrikweſen liberaler, als bisher üblich

gewesen war, und strebte mehr darnach, den Fabrikanten Freiheit in ihrem Thun zu lassen, als sie durch Vorschriften zu drücken. So wurde z. B. eine Vorstellung des Commerz-Collegiums, die Waaren auf den Kaufhöfen und an den Zollstätten vor dem Verkauf auf ihre Güte hin zu prüfen und zu stempeln, abschlägig beschieden, weil den Fabrikanten dadurch nur Weitläufigkeiten erwachsen würden. Andererseits bemühte sich der Senat, Mißbräuchen zu steuern, und gestattete den Ankauf leibeigener Bauern ohne Land nur zum Zwecke der Heranbildung von Fabrik-Aufsichtspersonal, während für die gewöhnlichen Arbeiten freie Personen angenommen werden sollten*). Unter Peter III. wurde dem bisher practicirten System ein Ende bereitet und am 29. März 1762 der Ankauf von Bauern zu Fabrikarbeitszwecken ganz untersagt. Für die verständige Auffassung des Gewerbewesens seitens des Senats spricht auch der Umstand, daß er der Kleinindustrie Beachtung schenkte. Zwar that er nichts für die Hebung und Entwickelung der Hausindustrie, aber hier und da verrieth eine Maßregel, daß er nicht ausschließlich das Interesse der Großindustriellen im Auge hatte. So gab er z. B. die früher verbotene Ausfuhr der schmalen Leinewand wieder frei, weil diese im Wesentlichen von dem gemeinen Volke angefertigt werde und man dessen Erwerb nicht beeinträchtigen dürfe.

Bei allen diesen Maßregeln, günstigen und weniger guten, hatte sich bis zum Regierungsantritt Katharina's II. die Zahl der Fabriken bis auf 335 vergrößert. Es waren namentlich Tuch-, Seide-, Leinewand- und Baumwolle-Webereien, Glashütten, Leder-Fabriken und Seilereien, welche in den letzten Jahren begründet worden waren.

IV.

Das System der Bevormundung der Industriellen durch die Regierung war unter der Kaiserin Elisabeth vielfach gelockert, Katharina II. ließ es gänzlich fallen und öffnete der Gewerbefreiheit die Thore. Zwar hielt diese keinen Einzug in dem Sinne, daß jede Schranke fortan beseitigt und Alles dem Belieben der Gewerbetreibenden selbst anheimgestellt war. Katharina wußte, daß der Grundsatz der physiokratischen Schule: «Laissez faire, laissez passer» nur bedingte Wahrheit enthält. Die Freiheit, so hatte sie in ihrer Instruction für die gesetzgebende Versammlung definirt, besteht nicht darin, daß man Alles thun dürfe, was man wolle, sondern nur dasjenige, was man wollen dürfe**), und die Handelsfreiheit war demgemäß nicht als Erlaubniß für die Kaufleute, Alles zu thun, was sie wollten, anzusehen. „Was den einzelnen Handelsmann bedrücke, hindere doch nicht den Handel. England z. B. verbiete die Ausfuhr von Wolle, bestimme, daß der Hauptstadt die Steinkohlen auf dem Seewege zugeführt würden,

*) So wenigstens verstehe ich den russischen Text: «Единственно для обученія фабричнаго мастерства, а для работъ нанимать ему вольныхъ съ указными паспортами людей.» Ukas vom 11. Januar 1760.

**) Brückner, Katharina II. S. 435.

verlange, daß die mit Europa Handel treibenden Schiffe aus den amerikaniſchen Colonien in engliſchen Häfen vor Anker gingen u. dgl. m., was Alles den Kaufmann beſchränke, aber zum Nutzen des Handels ſei." So wollte ſie denn keine ſchrankenloſe Freiheit eingeführt, wohl aber die von ihr als Mängel anerkannten Einrichtungen aufgehoben wiſſen. Dieſe beſtanden darin: 1. daß manche Fabrikanten ſtatt ſich mit ihrem Gewerbe zu beſchäftigen, durch den Ankauf von Ländereien zu irgend einem Staatspoſten zu gelangen ſtrebten, 2. daß die den großen induſtriellen Etabliſſements eingeräumten Monopole das Aufblühen der kleinen hindere, 3. daß die Induſtrie zu wenig über ſich ſelbſt und das, was ihr fromme, nachdenke. „Wenn Jeder, je nach ſeinen Umſtänden, ſeine Angelegenheiten verwalten dürfte, ſo würde die Induſtrie vermuthlich dabei beſſer fahren." Dieſe Uebelſtände — zum Theil allerdings die Folgen der ausgedehnten Reglementirungen — zu beſeitigen, war ihr Hauptbeſtreben, und ſie mußte um ſo eher darauf kommen, als in der von ihr berufenen geſetzgebenden Verſammlung gerade eine Reihe Anklagen gegen das bisherige Syſtem laut wurden. So unreif in politiſcher Beziehung in jenen Tagen Rußlands Bevölkerung war, ſo neu und überraſchend der Mehrzahl der Einwohner die Aufforderung kam, ſich an Wahlverſammlungen zu betheiligen und Wünſche in Betreff der Bedürfniſſe auf dem Gebiete der Verwaltung und Geſetzgebung verlautbaren zu laſſen — faſt alle Cahiers, die von den Ständen oder Wahldiſtricten aufgeſetzt wurden, ſtreiften auch die Fragen der zweckmäßigſten Gewerbepolitik. In den „Vorſtellungen" des Adels befaßte ſich Punkt 11 mit den Zünften und Fabriken in den Städten und war ſogar der Wunſch ausgeſprochen, daß Eiſengießereien, Glashütten, Pottaſche-Fabriken und andere Anſtalten dieſer Art ganz verboten würden, „um die Wälder zu erhalten". Unter den Eingaben der Städtebewohner ſpielte die Errichtung von Zünften keine geringe Rolle und der Satz, „es dürfen keinerlei Gewerbe oder Waaren Gegenſtand eines Monopols werden", bildete eine beſondere Beſchwerde*). Namentlich der Ankauf von Ländereien und Bauern zu induſtriellen Zwecken und die Ertheilung von Privilegien an Fabrikanten wurde in den Verhandlungen wiederholt gerügt. „Die Erfahrung lehrt uns," ſagte Fürſt Schtſcherbatow, der als die hervorragendſte parlamentariſche Größe jener Verſammlung bezeichnet werden kann, gelegentlich, „daß die beſten Fabriken in Rußland diejenigen ſind, welche keine Ländereien beſitzen. Die Fabrikarbeiter würden wie Sclaven behandelt; ihre Entſittlichung ſei ſchaudererregend*)."

Noch bevor indeß aus der Mitte der geſetzgebenden Verſammlung der Kaiſerin die Mißſtände mit völliger Klarheit zum Bewußtſein kamen, hatte die erleuchtete Herrſcherin nach eigenem Gutdünken begonnen, an der Verwirklichung ihrer Ideen zu arbeiten. Sie ließ durch Ukas vom 31. Juli 1762 verſchiedene Privatperſonen ertheilte Privilegien für ungiltig erklären, ſo das dem Ober-

*) A. Brückner, Zur Geſchichte der Geſetzgebung in Rußland in „Ruſſiſche Revue". Bd. 20 u. 21, S. 58, ſowie in „Katharina II.", S. 474 ff.

Inspector Schemjäkin ertheilte Recht der ausschließlichen Einfuhr von Seide, Rohseide und Seidenstoffen, die einigen Zuckerfabrikanten bewilligte Herabsetzung der Abgaben, das einer St. Petersburger Zitzfabrik gegebene Recht der alleinigen Production dieses Stoffes. Daran schloß sich die Erlaubniß für Jedermann, auch für den Bauernstand, Fabriken aller Art errichten zu dürfen „wegen des offenbaren Vortheils für den Staat, wie für das Voll".

In weiteren Verfügungen aus den Jahren 1767 und 1769 wurde abermals die Monopol- oder Privileg-Frage berührt, indem die bisher von allen Abgaben befreiten Webereien und andere industrielle Etablissements einer Steuer unterworfen wurden, die theils eine bestimmte Summe war, wie 1 Rbl. von jedem Webestuhle, 100 Rbl. von jedem Hochofen, 4 Kop. von jedem Pud Gußeisen u. s. w., theils ein Procent vom Werthe der Jahresproduction sein sollte. Durch das Manifest vom 17. März 1775 wurden diese Abgaben wieder beseitigt und daran festgehalten, daß Jeder nach eigenem Gutdünken gewerbliche Betriebe aller Art eröffnen könnte, ohne einer besonderen Concession dazu zu bedürfen. Auf diese Weise schien, nachdem dem Monopolsystem endgiltig Valet gesagt wurde, das Manufactur-Collegium nicht mehr erforderlich und wurde im Jahre 1779 aufgehoben, welchem Act die Schließung des Berg-Collegiums folgte, nachdem im Jahre 1782 es Jedem anheimgestellt wurde, auf seinem eigenen Grund und Boden nach Metallen, ausgenommen Gold und Silber, zu graben unter der Bedingung einer jährlichen Abgabe, bestehend im zehnten Theil der gewonnenen Metalle.

Hatte Katharina II., wie aus dem Mitgetheilten hervorgeht, sich angelegen sein lassen, der Industrie freiheitliche Bewegung zu gewähren und jedes Hinderniß ihrer Entwickelung zu beseitigen, so erregte daneben das Schicksal der Fabrikarbeiter, oder deutlicher gesagt, der Fabrikleibeigenen, ebenfalls ihre Aufmerksamkeit und sie bemühte sich, auch diesen zu helfen. Eine ihrer ersten Anordnungen war am 8. August 1762 das noch von ihrem Gemahl stammende Verbot des Ankaufes von Dörfern seitens der Fabriken in Kraft zu setzen. Da aber hierdurch den bereits von Fabriken gekauften Bauern keine Erleichterung gewährt wurde, so ließ sie sich vom Fürsten Wjäsemski über deren Lage Bericht erstatten, in Folge dessen sie verfügte, daß diese Bauern zur Fabrikarbeit nur an einer bestimmten Zahl von Tagen in der Woche benutzt, die in größerer Entfernung von der Fabrik wohnenden überhaupt nicht zur Arbeit herangezogen und von denselben im Allgemeinen nicht mehr Leistungen gefordert werden sollten, als sie nach Maßgabe der Kopfsteuer zu stellen verpflichtet seien*). Später kamen dann im Manifeste vom 21. Mai 1779 noch genaue Vorschriften dazu über die Art der Leistungen der Bauern und über ihre Auslöhnung, die auf das Doppelte des früheren Betrages fixirt wurde, sowie strenge Strafen für die Fabrikanten, welche, diesen Bestimmungen entgegen, eine weitere Ausbeutung der bäuerlichen

*) Чѣмъ сколько имъ по количеству подушнаго налога заработать слѣдуетъ.

Arbeitskräfte ſich zu Schulden kommen laſſen würden. So ſehr aber auf dieſe Weiſe das ſchwere Loos der Arbeiter gemildert wurde, ſo erfreuten ſich die Fabrikanten doch immer noch namentlich eines Rechts gegenüber ihren Fabrikbauern — das der Züchtigung und Beſtrafung derſelben, welches ſie ſeit 1763 geübt hatten. Katharina nahm ihnen auch dieſes im Jahre 1781, indem ſie anordnete, daß alle unwichtigen Streitigkeiten vor den ländlichen Behörden entſchieden werden, die anderen vor den Untergerichten zum Austrag kommen ſollten. Leider erreichte die edle Menſchenfreundin ihr Ziel, das traurige Schickſal der Leibeigenen zu beſſern, nicht. Diejenigen, welche ſie zu Wächtern über die Ausführung ihrer Gewerbegeſetze ernannte, lebten alle ſelbſt mehr oder weniger auf Rechnung der Bauern, und die Fabrikanten fanden daher ſtets Gelegenheit, das Geſetz zu umgehen.

Dieſe Erfahrung, daß ſie mit ihren Beſtrebungen nicht völlig durchdrang, ſcheint die Kaiſerin dazu bewogen zu haben, in der zweiten Hälfte ihrer Regierung weniger ſtreng an ihren Principien feſtzuhalten. Niſſelowitſch betont namentlich, daß ſie einen gewiſſen Rückzug zu dem früher ſo ſehr gemißbilligten Syſtem des Monopols angetreten habe, das zwar nicht mehr einzelnen Perſonen gegenüber, wohl aber auf ganze Stände Anwendung fand. Indeß vermag ich mich dieſer Auffaſſung nicht ganz anzuſchließen. Niſſelowitſch ſieht in dem Gnadenbriefe für den Adel und der Städteordnung von 1785 dieſe Rückſchritte. Er urtheilt, wie folgt: Dem Adel wurde ſein Recht zur Begründung von Fabriken inſofern geſchmälert, als die bisherige Erlaubniß, ſie überall (везде и всюду) anzulegen, in die Verfügung, ſie nur auf dem Lande (по деревнямъ) zu eröffnen, umgewandelt wurde. Unter den Städtebewohnern aber wurde die Freiheit zur Errichtung von Fabriken und Sawods den Mitgliedern der erſten und zweiten Kaufmannsgilde eingeräumt, während denen der dritten nur die Aufſtellung von Webſtühlen und die Ausübung von Handwerken unverwehrt war. Freilich blieb Niemand grundſätzlich von der Aufnahme in die beiden erſten Kaufmannsgilden ausgeſchloſſen — es bedurfte nur eines Capitals von 5- bis 10,000, bezw. von 10,000 bis 50,000 Rbl. Factiſch wurde dadurch die Eröffnung von Fabriken ein Monopol der Wohlhabenden und Reichen. Daß die eigentlichen Handwerker, die eine beſondere Kategorie der Stadtgemeinde bildeten, ſich mit dem Betriebe von Fabriken befaſſen durften, iſt nirgends geſagt.

Hiergegen läßt ſich einwenden, daß die Anlage von Fabriken ſtets ein natürliches Monopol der Capitaliſten oder derer, die ein Capital ſich verſchaffen können, iſt. Damit iſt eine ausſchließende Berechtigung zum Betriebe für einzelne Perſonen, die das Weſen eines Monopols bildet, keineswegs ausgeſprochen. Der Concurrenz in den Reihen der mit gleichem Vermögen ausgeſtatteten Perſonen war freieſter Spielraum gewährt. Offenbar erklärt ſich die ganze Anordnung aus dem Wunſche der Kaiſerin, gewiſſe Garantien dafür zu haben, daß die Begründer von Fabriken auch die nöthigen Mittel zur Führung derſelben beſaßen, weil ſonſt die Regierung zu ſehr mit Geſuchen um Darlehen oder Vorſchüſſe

beläſtigt wurde. Die Anordnung, daß der Adel ſeine Fabriken auf dem Lande, nicht in den Städten errichten ſolle, ſcheint weniger eine ökonomiſche Beſchränkung, als von anderen Wünſchen dictirt. Die in den Fabriken verwandten Bauern ſollten wohl nicht aus ihren Dörfern entfernt werden. Ueberdies zeigte Katharina ein lebhaftes Intereſſe für Städtegründungen, und ſie dachte vielleicht, daß entſtehende Fabriken bequeme Mittelpunkte für eine ſich anhäufende Bevölkerung bieten. In den ſchon vorhandenen Städten ſollte der Kaufmann für die Hebung der Induſtrie ſorgen, der Adel mit ſeinen offenbar größeren Mitteln eine gleichmäßige Verbreitung derſelben und Begünſtigung des Städteweſens in's Auge faſſen. Daß mit dieſen Verfügungen das frühere Monopolſyſtem auch nur annähernd eingeführt wurde, will mir nicht einleuchten.

Die Städteordnung Katharina's iſt ferner bemerkenswerth durch die Organiſation des ſtädtiſchen Handwerks, worauf Niſſelowitſch, der ſich in erſter Linie mit der Geſchichte des ruſſiſchen Fabrikweſens beſchäftigt, leider eben ſo wenig eingegangen iſt, wie auf die entſprechenden Beſtrebungen Peters des Großen. Indeß iſt der Umſtand viel zu wichtig, als daß er ſtillſchweigend übergangen werden dürfte. Kaiſerin Katharina II. hatte ſchon im Jahre 1766 ſich aus Riga die Abſchrift von 42 Handwerksſchragen kommen laſſen, wie ein auf dem dortigen Amtsgericht befindliches Exemplar eines „Schragenbuchs der rigiſchen Aemter“ durch einen handſchriftlichen Vermerk erweiſt. Ob ſie auch aus anderen baltiſchen Städten ſich dieſe Documente kommen ließ, vielleicht gar aus Deutſchland, weiß ich nicht — genug, daß in der Folge die Städteordnung von 1785 einen beſonderen ausführlichen Abſchnitt über das Handwerksweſen brachte, der in ſeinem Zuſchnitte durchaus an die weſteuropäiſche Zunftorganiſation erinnert.

Den Stadtmagiſtraten war es zur Pflicht gemacht, die Handwerker in Zünfte oder Aemter abzutheilen, in die Jeder aufgenommen werden ſollte, der in einer Stadt ein Handwerk zu treiben wünſchte. Jede Zunft wurde gebildet aus Perſonen, die dasſelbe Handwerk ausübten und mußte mindeſtens fünf Meiſter umfaſſen. Sie erhielt eine ſpecielle Ordnung, ein eigenes Siegel, Zeichen, Kaſſe und trat jährlich einige Male zuſammen zur Verwaltung ihrer Angelegenheiten. Alle Meiſter einer Zunft wählten einen Amts-Aeltermann (управный старшина) und zwei Aeltermanns-Gehilfen (старшинскіе товарищы). Der Aeltermann vertrat das Handwerk im Stadtrathe. Außerdem wählten die ſämmtlichen Handwerker zuſammen einen Amtsherrn (ремесленная глава), das Haupt der Handwerksämter, der gleichfalls ihre Angelegenheiten und Bedürfniſſe zu vertreten hatte.

Innerhalb der Zunft unterſchied man drei Stufen: Lehrling, Geſelle und Meiſter. Ueber die erſteren hatte der Meiſter das Recht des Hausvaters. Er ſollte mit ihnen billig und gelinde umgehen, von ihnen keine anderen als Berufsarbeiten verlangen, ſie richtig auslohnen und ordentlich unterhalten. Jeder Lehrling lernte eine Zeit lang, ehe er Geſelle werden konnte. Als ſolcher mußte er drei Jahre bei einem Meiſter arbeiten, von dieſem ſich ein Zeugniß darüber ausſtellen laſſen und dann ein Meiſterſtück (управный урокъ) anfertigen. Fiel

dieſes befriedigend aus und war er mindeſtens 24 Jahre alt, ſo wurde er vom Amt als Meiſter angenommen. Ohne bei einem zünftigen Meiſter das Amt erlernt zu haben und ohne einen Schein darüber vom Amte aufweiſen zu können, konnte Niemand Meiſter werden oder Geſellen und Lehrlinge halten. Zugleich war es verboten, in einer Stadt, wo für ein beſtimmtes Gewerbe ein Handwerks-Amt errichtet war, dasſelbe auszuüben, ohne in dem Amte eingeſchrieben zu ſein.

In die Zunft konnte man eintreten auf unbeſtimmte Zeit oder zeitweilig. Im erſten Falle wurde man dem Stande der Handwerker zugezählt, im letzteren behielt man ſeine bisherige Berufsſtellung. Wer auf unbeſtimmte Zeit ſich einer Zunft anſchloß, wurde eben Lehrling, Geſelle oder Meiſter, und das konnten alle die werden, welche das ſtädtiſche Bürgerrecht zu erlangen im Stande waren. Es wurden beim Eintritt in die Zunft dieſelben Formalitäten erfüllt, wie beim Eintritt in die Bürgerſchaft. Zeitweilig konnten ſich in die Zünfte einſchreiben laſſen die Kaufleute, Bauern und Ausländer, die erſteren auf jede beliebige Zeit, die ländlichen Handwerker für die Dauer ihrer Päſſe, die Ausländer endlich, die den Unterthanen-Eid nicht geleiſtet, aber das Recht zum Aufenthalte in Rußland hatten, mit Bewilligung der Kronspalaten. Die Ueberſiedelung eines zünftigen Handwerkers aus einer Stadt in eine andere war möglich. Auf dem Lande herrſchte kein Zunftzwang; hier konnte Jeder ſein Gewerbe frei ausüben und ſeine Producte zum Verkaufe in die Stadt tragen. Doch ſollten im Allgemeinen die ſogenannten ſtädtiſchen Handwerke in Dörfern, abgeſehen von denen, in welchen Fabriken ſich befanden, nicht geduldet werden. Gewerbe, wie die der Schmiede, Wagenbauer, Radmacher, Böttcher und Faßbinder wurden nicht als ſolche ſtädtiſche angeſehen. Eine vereinfachte Handwerker-Verfaſſung (упрощанное ремеслленное управленіе) wurde in denjenigen Städten und Flecken eingeführt, wo die gewerbliche Thätigkeit noch nicht gehörig entwickelt war. Das Weſentliche bei dieſer war, daß es keine Zünfte gab und man nur zwei Kategorien von Gewerbetreibenden unterſchied: 1) Meiſter und 2) Arbeiter (ремесленные работники).

Ließ die Kaiſerin mit dieſer Handwerks-Verfaſſung die Ideen Peters des Großen wieder zur Geltung kommen, ſo wurde ſie in anderer Hinſicht nicht nur den Traditionen, ſondern ſogar ſich ſelbſt untreu — im Punkte der Beſteuerung der Fabriken. Man kann aus Niſſelowitſch keine klare Vorſtellung gewinnen, wie es in dieſer Beziehung überhaupt gehalten wurde. Die vielen Privilegien ſcheinen eine gewiſſe Regelmäßigkeit im Verfahren unmöglich gemacht zu haben. Katharina hatte, wie man ſich erinnern wird, gewiſſe Specialabgaben, die ſie einigen Fabriken ſelbſt auferlegte, im Jahre 1775 beſeitigt. Nun heißt es im Jahre 1794, daß ſie von Eiſengießereien, Hochöfen und ähnlichen Anſtalten mehr Steuern als bisher zu erheben befahl. Hatten dieſe Etabliſſements mittlerweile größere Leiſtungsfähigkeit errungen, die ſie zur Entrichtung höherer Steuerbeträge geeignet erſcheinen ließ? Die Motive dieſes Ukaſes betonen, daß die auf die Eiſen- und Kupfer-Sawode gelegten Kronsabgaben mit den Preiſen für dieſe

Producte, welche ihren Inhabern hohe Gewinne gebracht hätten, nicht im Einklange geblieben seien.

Katharina II. scheint so wenig wie Peter der Große auf gewerbepolitischem Gebiete das erreicht zu haben, was sie anstrebte, mit dem Unterschiede, daß sie demselben überhaupt nicht die gleiche Aufmerksamkeit schenkte, wie jener. Professor Brückner sagt von ihren Bemühungen zur Belebung des Handels und der Industrie geradezu, sie seien „fragmentarisch, zufällig, unsystematisch" gewesen*), und in der That möchte man nach dem Mitgetheilten glauben, daß sie den einschlagenden Fragen kein tieferes Studium gewidmet hat. Immerhin treten gewisse zusammenhängende Grundgedanken aus ihren Reformen hervor. Sie wollte den Fabrikanten wie Handwerkern größere Freiheit und Selbstverwaltung einräumen und suchte zu diesem Zwecke unnöthige Behörden zu beseitigen, Monopole, Privilegien und Sonderstellungen einzelner Industrieller aufzuheben, sowie die Lage der in den Fabriken thätigen Personen zu verbessern. Daß in jedem Falle ihre Reformversuche zum Nutzen des Reiches anschlugen, beweist das Anwachsen der Fabriken während ihrer Regierung. Von 1779 bis 1796 sind, wenn den statistischen Angaben Glauben beigemessen werden darf, dieselben von 501 auf 2276 gestiegen.

V.

Die Regierung Pauls I. ist nicht durch besondere gewerbepolitische Maßregeln charakteristisch. Sie baute da weiter, wo Katharina II. aufgehört hatte, und brachte die Herrschaft der Monopole und Privilegien auf's Neue zu voller Blüthe. Schon gleich die erste Anordnung, nämlich die Wiederherstellung des Manufactur-Collegiums, bewies, daß der Zar zum System der Bevormundung und Bewachung der Fabrikanten zurückzukehren gesonnen war. Es muß fraglich erscheinen, ob das richtig war. Peter der Große hatte jenes Collegium zu einer Zeit, wo ohne einen solchen Mittelpunkt eine Entwickelung der Industrie kaum denkbar gewesen wäre, in's Leben gerufen, Katharina II. die Einrichtung später mit eben so viel Bewußtsein beseitigt. Bis zur Aufhebung desselben im Jahre 1779 waren 501 Fabriken gegründet, so lange es nicht existirte, wuchs die Zahl derselben von 501 auf 2276, seit seiner Wiederherstellung kamen unter Paul 65 neue Fabriken zu, wogegen allerdings 45 eingingen. Besteht zwischen diesen Zahlen und dem Walten des Manufactur-Collegiums ein ursächlicher Zusammenhang? Nisselowitsch löst diese Zweifel nicht. Ob das Collegium Personen, die Fabriken errichten wollten, das größte Entgegenkommen zeigte, ob es Schwierigkeiten bereitete bei Ertheilung der Privilegien — über das Vorgehen im Einzelnen erfährt man nichts aus seinem Buche. Daß, nachdem in 16 Jahren einige 1700 Fabriken neu gegründet waren, jährlich etwa 100, die Entwickelung nicht in dem gleichen Tempo von 1796 an weitergehen konnte, wird einleuchten, und so bieten diese Zahlen vielleicht nicht den besten Anhalt zur Beurtheilung der Maßregel.

*) Katharina II. S. 525.

Von Wichtigkeit war die Sorge, welche Paul I. einzelnen Induſtrien zuwandte. Wie ehedem ſeinen Vorgängern, ſo lag auch ihm die Fabrikation von Tuch und Karaſei wegen der für die Bekleidung der Armee nöthigen Stoffe beſonders am Herzen. Daß für die in Irkutsk befindliche Tuchfabrik aus den Verbannten die nöthigen Hilfskräfte entnommen werden ſollten, genehmigte er auf Vorſchlag des Kriegs-Zahlmeiſters Nowitzky, eine Maßregel, die freilich den gewünſchten Erfolg, Vergrößerung der Production, nicht erzielte, weil die Vertreter der Fabrikverwaltung fortwährend Unruhe verurſachten und die guten Arbeiter verdarben. Im Intereſſe der Tuchbereitung wurde am 14. October 1797 das Verbot der Ausfuhr ſchwarzer Schafwolle erlaſſen. Endlich befahl er dem Manufactur-Collegium, Denjenigen, welche in den Gouvernements Orenburg, Aſtrachan, Kijew, Podolien und Wolhynien Fabriken zur Anfertigung von Soldatentuchen anlegen wollten, Capitalien zinsfrei auf 5—10 Jahre vorzuſtrecken. Er ging ſogar ſo weit, den Privatfabriken im Jahre 1797 einen erhöhten Preis bei der Abnahme von Tuchen zu bewilligen. Während derſelbe laut früherer Vereinbarung ſich auf 84 Kopeken die Arſchin bei farbigem Tuche, auf 72 Kopeken bei weißem und auf 30 Kopeken bei Karaſei berechnete, war er zu einer Zulage auf die Arſchin von 16 Kopeken bei den farbigen, von 18 Kopeken bei den weißen und von 5 Kopeken beim Karaſei bereit. Die Klagen des Kriegscommiſſariats über den Mangel an ausreichenden Quantitäten gelang es ihm freilich doch nicht zu beſeitigen, und ſo kam er im Jahre 1800 auf den Gedanken, beſondere Ehrenbezeugungen für die Fabrikanten zu erfinden, welche ſich durch außergewöhnliche Leiſtungen auszeichnen würden. Ein Ukas vom 22. September beſtimmte eine ſilberne Medaille dem Fabrikanten, der über das der Krone vorſchriftsmäßig zu liefernde Quantum hinaus bis zu 50,000 Arſchin und eine goldene Medaille dem, der bis zu 100,000 Arſchin liefern würde.

Der gleichen Sorgfalt erfreuten ſich die Seideninduſtrie, die Leinewandweberei, die Production von Glas und Fayencen. Schon unter Peter dem Großen waren die erſten Maulbeerbäume in der Ukraine nahe der Feſtung Beljew und in Kijew angepflanzt worden. Dann wurde im Jahre 1719 die zollfreie Einfuhr von Rohſeide aus China geſtattet und einer Geſellſchaft unter Leitung des Vicekanzlers Schafirow und des Staatsraths Tolſtoi ein Privileg zur Herſtellung von ſeidenen und wollenen Stoffen bewilligt, die indeſſen die Fabrikation nicht auf den Damm zu bringen verſtanden. Eine andere Seidenfabrik, welche ein gewiſſer Alexei Miljutin in Moskau im Jahre 1714 auf eigene Koſten eingerichtet hatte und die 1718 von dem Zaren auf des Fabrikanten Bitte mit nicht unbedeutenden Privilegien ausgeſtattet wurde, ſcheint beſſere Reſultate geliefert zu haben. Unter der Regierung Jeliſaweta Petrowna's wurde im Jahre 1750 nicht weit von Kisljär eine Seidenwürmerzucht (шелковый заводъ) begonnen, der gleichfalls verſchiedene Privilegien zu Theil wurden. Sechs Jahre ſpäter wurde an der Achtuba eine Kronsanſiedelung zur Hervorbringung von Seide angelegt und befohlen, in Aſtrachan und Kisljär gleichfalls Seidenfabriken zu

errichten. Katharina II. genehmigte gleichfalls ein Project zur Einführung der Seidenwürmerzucht in dem gegenwärtigen Gouvernement Charkow im Jahre 1773, und in demſelben Jahre wurden 1300 Familien an die Achtuba verſetzt in der Abſicht, dieſe Induſtrie dort zu unterſtützen. Das Jahr 1786 brachte im Gouvernement Taurien eine neue Krons-Seidenfabrik unter der Leitung eines Italieners. Aber alle dieſe Regierungs-Unternehmungen, ſowie die Privatperſonen bewilligten Geldmittel — zwei Franzoſen ſollen jeder 20,000 Rbl. erhalten haben — trugen wenig zur Verbreitung der Seidenwürmerzucht bei. In Aſtrachan, der Ukraine, der Krim, auf dem Kaukaſus, wo man ſie begonnen hatte, kam man nicht über die Anfänge hinaus, und unter der Bevölkerung wollte die Induſtrie gar keinen Anklang finden. Dieſer Zuſtand veranlaßte Paul I. zum Ukaſe vom 8. November 1797, der die Seidenproduction verbeſſern ſollte.

Hiernach mußte in den Gouvernements, deren Klima zur Anpflanzung von Maulbeerbäumen geeignet ſchien, jede Bauernfamilie wenigſtens zehn Bäume in ihrem eigenen Garten oder in dem der Gemeinde ziehen bei Strafe von 10 Kop. für jeden zu wenig gepflanzten Baum. Den Adeligen, die bei dieſer Cultur mit gutem Beiſpiele vorangehen würden, ſtellte man ſilberne Medaillen, den Kaufleuten, Meſchtſchanins und Bauern, die ſich hierbei auszeichnen würden, Geldbelohnungen in Ausſicht. Zur Beaufſichtigung der Plantagen und zur Aufklärung über die Cultur ſelbſt wurden beſondere Inſpectoren ernannt. Im Jahre 1800 vertheilte die Regierung ſogar unentgeltlich Ländereien zur Anpflanzung von Maulbeerbäumen in Kijew, Podolien, der Ukraine, Neurußland, im ſüdlichen Theile des Gouvernements Sſaratow und ließ durch die Inſpectoren Saat vertheilen. Daß dies Alles nicht im Stande geweſen iſt, eine nennenswerthe Seidenproduction in Rußland zu erzielen, iſt bekannt. Damals trug man ſich freilich mit den größten Hoffnungen und verbot bereits am 23. December 1800 die Einfuhr europäiſcher Seidenſtoffe, ähnlich wie Peter der Große ſchon im Jahre 1718 die Einfuhr ſeidener Kleiderſtoffe aus Europa unterſagte, ein Verbot, das er ein Jahr darauf wieder rückgängig zu machen genöthigt war.

Mehr Erfolg zeigten die Beſtrebungen zur Hebung der Fayence-, Glas- und Cryſtall-Induſtrie. Am 5. Juli 1798 befahl ein Ukas die Begründung einer Fabrik von Fayence in der Nähe von Kijew und ſicherte ihr verſchiedene Freiheiten zu. Das Etabliſſement erhielt das Recht, einen der Krone gehörigen Wald, ſowie Lehmgruben derſelben ohne Bezahlung benutzen zu dürfen. Jene Fabrik muß ſich rapide entwickelt haben, denn ſchon im November 1800 wurde die Einfuhr von Spiegeln, Cryſtall, Porzellan und Steingeſchirr verboten, „weil auf den ruſſiſchen Fabriken genügende Quantitäten hergeſtellt würden (по достаточному количеству выдѣлываемаго на Россійскихъ заводахъ)“.

Bei alledem ließ Kaiſer Paul die Intereſſen des Bauernſtandes, welcher die zur Entwickelung der Induſtrie nöthigen Arbeitskräfte zwangsweiſe hergeben mußte, nicht außer Augen, ſondern traf ebenfalls Anordnungen zur Hinderung von Mißbräuchen. Als er z. B. der letzterwähnten Fabrik geſtattete, Bauern

aus einem Kronsbezirk für ihre Arbeiten zu verwenden, fügte er ſogleich hinzu, daß dieſe Perſonen zur Fabrik familienweiſe zugeſchrieben werden müßten, damit keine Trennungen von Verwandten vorkämen. In einem anderen Falle, wo das Berg-Collegium in Vorſchlag gebracht hatte, für eine Gießerei im Donetzkiſchen Kreiſe Bauern zu werben, beſtimmte der Zar, daß man ſich bemühen ſolle, ausgediente Soldaten gegen vereinbarten Lohn zu gewinnen. Im Intereſſe der Bauern iſt wohl ſchließlich auch die Verfügung gedacht, nach welcher unter den zur Arbeit Geeigneten immer nur die Hälfte zur Beſchäftigung in den Fabriken verwandt werden durfte. Vielleicht hielt der Kaiſer den Wechſel der Arbeit für beſonders geſund, vielleicht ſollte die Landwirthſchaft neben der Induſtrie nicht zu kurz kommen.

Paul ſtarb, ehe er Gelegenheit gehabt hatte, ſein augenſcheinliches Intereſſe für die Gewerbe mehrfach und eingehend zu bethätigen. Unter ſeinem Nachfolger kam eine ganz neue Behandlungsweiſe zur Geltung.

Gedichte.

Von **Chr. Mickwitz** in Reval.

1.

Walpurgisnacht.

„Der Mai iſt gekommen,
Die Bäume ſchlagen aus!“
Wer hätte den Ruf vernommen
Und bliebe noch ſtill zu Haus?

Hinaus, hinaus in's Freie,
Wer noch mit begeiſterter Bruſt
Empfindet der Stunden Weihe
In jauchzender Frühlingsluſt!

Hinaus und fachet ein Feuer
Dem Mai, ein loderndes, an,
Damit er mit Ehren auch heuer
Den Einzug halten kann.

Schon glimmen, ſchon glühen die Flammen,
Schon ſtiebet der Funken Pracht:
So feiern wir jubelnd zuſammen
Die alte Walpurgisnacht.

Und aus den Flammen ſteigen
Viel luſtige Geiſter hervor,
Sie wiegen ſich fliegend im Reigen
Und ſchwingen ſich ſingend im Chor.

Die Hexen ſchweben hernieder
Und dreh'n ſich im feurigen Kreis:
Da fährt es auch uns durch die Glieder,
Wie ein Taumel, fieberheiß.

Und immer heißer und voller
Erkniſtert die praſſelnde Gluth
Und immer raſender, toller
Entfacht ſie das raſche Blut.

Und wie uns die Flammen umſchlagen,
Da ſind wir, wer weiß es noch, wo?
Es umrauſchen uns alte Sagen,
Es umglüht uns die Waberloh.

Die Nornen nahen und ſingen
Enträthſelte Runen uns vor,
Die gewaltigen Weiſen klingen
Heimlich in's horchende Ohr.

Die Flammen flackern und flimmern
Und praſſeln in toller Haſt:
Schon iſt's uns, als ſähen wir ſchimmern
Tief drinnen den Zauberpalaſt.

Da ſchläft in der ſtrahlenden Brüſtung
Der Schönheit die ſtolze Brunhild,
Umſchloſſen von erzener Rüſtung,
Gewappnet mit Speer und mit Schild.

Da träumt ſie beim Flammengepraſſel,
Das rings ſie lodernd umfängt,
Von Waffen und Kampfgeraſſel
Und dem, der die Feſſeln ihr ſprengt —

Von Sigurd, dem Allbezwinger,
Der ſiegreich den Winter ſchreckt,
Von Sigurd, dem Lebenbringer,
Der die ſchlummernde Erde weckt.

Da harrt ſie der Hochzeitsfeier,
Bis hell das Triumphlied klingt,
Mit dem der gewaltige Freier
Im Feuer die Braut ſich erringt.

Und wie ſie das Lied vernommen,
Erwacht ſie aus dumpfer Ruh:
„Der Mai, der Mai iſt gekommen,
Nun, Sigurd, naheſt auch Du!“ — —

Hoch praſſeln noch auf die Flammen,
Eine wilde Feuerfluth —
Dann ſinken ſie kniſternd zuſammen
Und langſam verliſcht die Gluth.

Doch uns in den Herzen da ſprüht es
Und ringt es in mächtigem Drang,
Doch uns in den Herzen da glüht es
Und klingt es in prächtigem Sang.

„Der Mai, der Mai iſt gekommen!“
Du zaubergewaltiges Wort,
Wenn längſt das Feuer verglommen,
Du töneſt im Herzen fort.

Du ſollſt und wirſt nicht verklingen,
So lang' noch die Wolken geh'n,
So lang' noch die Menſchen zu ſingen
Und freudig zu jubeln verſteh'n.

Und die Ihr dies Lied vernommen,
Friſch auf und jauchzt es hinaus:
„Der Mai, der Mai iſt gekommen,
„Die Bäume ſchlagen aus!“

2.

Im tiefen Grunde.

Im tiefen Grunde —
Da ſchläft gebettet in dunklem Schacht
Der Edelſtein in kühler Nacht.
Er fürchtet nicht Sturm noch Sonnengluth,
Weil friedlich und ſtill er geborgen ruht
Im tiefen Grunde.

Im tiefen Grunde —
Da ſchlafen die Meereswellen ein,
Da dringt des Sturmwinds Wuth nicht hinein.
Ob droben auch tobt das Meer immerzu,
Da unten herrſcht Frieden und ſelige Ruh'
Im tiefen Grunde.

Im tiefen Grunde —
Da ruhen auch wir einſt von jeder Qual,
Da ſchweigen die Schmerzen allzumal.
Nach einem Leben voll Sorge und Pein
Da muß es gar ſtill und köſtlich ſein
Im tiefen Grunde.

3.

Die alte Muhme ſpricht:

Es kniſtert und flüſtert die Flamme,
Es ſummt mit heimlichem Klang,
Wie ein Lied, das einſt mir die Amme
In ferner Kindheit ſang:
„Praſſ'le, praſſ'le, Feuerlein!
„Praſſ'le luſtig-roth!
„Bald wird Nichts mehr übrig ſein,
„Weiße Aſche nur allein:
„Bleich küßt der Tod."

Und wenn ſie die Weiſe geſungen,
Da hab' ich in thörichtem Sinn
Nur fröhlich gejauchzt und geſprungen,
Doch ſie ſang ſtill vor ſich hin:
„Jauchze, jauchze, Menſchenkind!
„Biſt noch friſch und roth!
„Sorg' und Leid kommt wie der Wind,
„Scheucht der Wangen Roth geſchwind —
„Bleich küßt der Tod."

Gebleicht ſind jetzt mir die Wangen,
Dahin meiner Jugend Glück,
Jetzt ſitz' ich traumumfangen
Und denk' an das Lied zurück:
„Blüh' und dufte, Röslein, Du!
„Blüh' nur roſenroth!
„Duft und Glanz vergeh'n im Nu,
„Deckt der Schnee erſt weiß Dich zu, —
„Bleich küßt der Tod!"

4.

Wie hat der Mond es doch ſo ſchön!
Er kann in alle Häuſer ſeh'n!
Er geht allein in dunkler Nacht
Am Himmel hin in heller Pracht.
Er ſchaut in jedes Kämmerlein
Mit off'ner Neugier keck hinein,
Und ſieht er wo ein ſchönes Kind,
So bleibt er ſteh'n und guckt ſich blind.

Was biſt Du heute nur ſo bleich?
Ja, guter Mond, geſteh's nur gleich:
Du ſahſt wohl heut' mein Liebchen traut
Und haſt zu lang' nach ihr geſchaut.
Sie hat wohl auch Dich angeblickt
Und einen Kuß hinaufgeſchickt,
Damit Du ihn beſtellſt an mich, —
Und Du behielt'ſt ihn, Schelm, für Dich!

5.

Willſt Du Dir ein Herz gewinnen,
Nur nicht allzu viel geſchwärmt,
Nicht in gramverlor'nem Sinnen
Stumm geſeufzt und Dich gehärmt.

Kein Gejammer, keine Bitten,
Keine müß'ge Liebespein:
Denn es will das Weib erſtritten,
Aber nicht erbettelt ſein.

Laß nur zu in heißen Gluthen
Aus des Herzens tiefem Grund
Deine Liebe überfluthen,
Aber halt' Dein Herz geſund.

Nur der Lenz, der Leben bringet,
Rührt der Bäume jungen Saft,
Und des Weibes Herz bezwinget
Nur die friſche Manneskraft.

6.

O Wald, du kühlender Bronnen,
Du frischer, grünender Wald!
Wie heilst Du mit Deinen Wonnen
Das kranke Herz alsbald.
Wie ruft Dein fröhliches Rauschen
Die müde Seele wach,
Daß schnell bei freudigem Lauschen
Verstummt ihr Ungemach!

Wie Blumen blühen die Träume
Im Herzen wieder auf,
Und über die Gipfel und Bäume
Zieh'n die Gedanken hinauf,
Hinauf mit leichtem Gefieder
Bis an das Sonnenzelt:
Da jauchzen sie jubelnd hernieder
Ihren Gruß der blühenden Welt.

7.

Das Meer, das heute zornig schäumend
Vom Sturm gepeitscht den Strand zerwühlt,
Dasselbe ist's, das morgen träumend
Mit leisem Kuß die Ufer kühlt.

Der Sturm, vor dem die Bäume zittern,
Er ist nichts anders, als der Wind,
Der nach des Herbstes Ungewittern
Im Lenz mit Blüthen spielt so lind.

Und auch das Herz, das still geborgen
In Frieden schlummernd heute ruht,
Dasselbe ist's, d'rin tobend morgen
Sich regt der Leidenschaften Gluth.

Doch nur dem Zephyr geben gerne
Den süßen Duft die Blumen her,
Und leuchtend spiegeln sich die Sterne
Nur in dem sturmverlass'nen Meer.

Selbsterlebtes und Nacherzähltes
aus der Entwickelungsgeschichte Ehstlands und der Ehsten.

Von **W. F. Eichhorn** in Baltischport.

II.

In der ersten Abtheilung dieser Aufzeichnungen ist schon bemerkt, daß die einzelnen Perioden der hier geschilderten Entwickelungszeit sich nicht scharf gegen einander abgrenzten, sondern daß Vorläufer der kommenden Periode sich in die bestehende einschoben und umgekehrt Reste einer überwundenen Lebensform längere oder kürzere Zeit dem Wellenschlage der neuen Strömung widerstanden. So war es auf dem wirthschaftlichen, so auch auf dem intellectuellen Gebiete.

Bevor noch die territorialen Grundlagen zur Knechtswirthschaft auf den Gutshöfen hergestellt und damit die nothwendigen Bedingungen zur Ablösung der Frohnpacht gegeben waren, ja bevor nur eine Ahnung von der Zweckmäßigkeit und Durchführbarkeit dieser durchgreifenden Reform allgemein aufgegangen war, sind hier bereits Versuche zur Einführung der Geld- und Naturalpacht für Bauernstellen gemacht worden. Es war der humane Freiherr Boris von Uexküll, nachmaliger Majoratsherr von Schloß-Fickel, der im Jahre 1823, also nur sieben Jahre nach Aufhebung der Leibeigenschaft, diesen ersten Versuch machte, und zwar auf dem Gute Jeddefer, das ihm damals gehörte. Schreiber dieses ist im Besitze des Entwurfes zum ersten Pachtcontract in Ehstland, der bereits einmal in der „Revalschen Zeitung“ mitgetheilt wurde, als interessanter Beitrag zu unserer heimathlichen Entwickelungsgeschichte aber hier gleichfalls Raum finden mag. Das „Concept zum Muster-Pachtcontract“, von der Hand des Freiherrn Boris von Uexküll auf einem Stempelbogen zu 50 Kop. geschrieben und von den Contrahenten unterschrieben, lautet:

„Zwischen dem Herrn Baron Boris v. Uexkull, Eigenthümer des im Wieckschen Kreise und Fikkelschen Kirchspiele belegenen Guthes Jeddefer, als Verpächter und dem zur Gemeinde des benannten Guthes gehörigen Bauren Rebasse Hans, als Pächter, ist nachstehender Pachtvertrag mit gegenseitiger freier Einwilligung auf zwei Jahre, von St. Jürgen 1823/5 an, abgeschlossen worden.

1) Obgenanntem Rebaſſe Hans giebt der Verpächter die, von ihm bisher, während ſeiner Erbunterthänigkeit benutzte Geſindeſtelle ohne, daß ſelbiger dafür Bürgſchaft leiſtet, in Pacht. Derſelbe legt vor Gott, Gericht und Hofs Zeugen die Erklärung ab, daß er des gepachteten Landes Grenzen genau kennt, nebſt folgendem, was an Gebäuden dazu gehört, ſo wie auch das eiſerne Inventar, nehmlich: Ein hölzernes Wohnhaus im mittleren Zuſtande; ein Viehſtall; eine Kleete; das zum Lande gehörige Zaunholz; 1 Paar Ochſen; 1 Pferd; 1 Kuh; 2 Tonn Gerſte, 1 Tonn Haber Saat, nebſt Ackergeräth, alles nach dem Wackenbuche, — ſolches wird von dem Gemeinde-Gericht beſtätigt und als gültig anerkannt — welches Inventar gut und ohne Tadel empfangen und bey der folgenden Abgabe wieder überantwortet wird.

2) Der Pächter erhält zu ſeiner Beheizung 10 Faden Strauch und das von ihm geſtochene Quantum Torf. Erſteres im Herbſt, welches zum Hauen und Abführen ihm angewieſen wird.

3) Der Pächter verpflichtet ſich Alles zur Geſindeſtelle Gehörige in gutem Zuſtande zu erhalten; den jungen Anwuchs auf den Heuſchlägen zu ſchonen; die Felder gut zu bearbeiten; kein Stroh zu veräußern, nichts zur Conſumtion-Nöthige zu verſchleudern und das Betriebs Inventar zu erhalten.

4) Der Pächter erſetzt (Krieg, Gewitter, Seuche abgerechnet) allen und jeden ſelbſtverſchuldeten Schaden; ſorgt dafür, daß das Vieh in keine fremden Grenzen kommt, überhaupt für ſeine Wirthſchaft.

5) Als Pacht zahlt der Pächter 100 Rubel B. A. an Geld, 5 Tonn Rogen, 3 Tonn Gerſte und 2 Tonn Haber, außerdem ſeine und ſeiner Leute Kopfſteuer; zahlt jedoch keine Gerechtigkeit, zahlt die Pacht aber zu Michaelis und trägt alle öffentlichen Leiſtungen.

6) Erfüllt Pächter obgenannte Verpflichtungen nicht, ſo iſt der Verpächter berechtigt, ihn nach dem Geſetze zur Verantwortung zu ziehen und dann, wann er für ſchuldig befunden, abzuſetzen.

Abgeſchloſſen zu Jeddefer den 1. Aprill 1823, zwiſchen

Baron Boris Uexküll. †

Als Zeuge P. Wolenz ſtatt dem Pächter."

Wirthſchafts Diener.

Bemerkenswerth iſt, wie der ſeiner Zeit in manchen Stücken vorausgeeilte Freiherr Boris Uexküll die allgemein übliche Bezeichnung „Leibeigenſchaft" vermeidet und dafür, auf das urſprüngliche hiſtoriſche Verhältniß zurückgreifend, „Erbunterthänigkeit" ſetzt, obgleich dieſes Verhältniß und dieſe Bezeichnung bereits ſeit 1561 ſtark erſchüttert und ſeit 1710 wohl ganz in Vergeſſenheit gerathen waren. Ferner bemerken wir, wie der Freiherr, nur ſieben Jahre nach Aufhebung der Leibeigenſchaft, ſich in dieſem Contract mit dem „Bauren" auf völlig gleichen Rechtsboden ſtellt, auch auf die damals und noch ſpäter üblichen und geſetzlichen Zwangsmittel verzichtet, mit denen der ſäumige Bauer zur Erfüllung ſeiner Ver-

pflichtungen angehalten wurde. Er behält sich nur das Recht vor, ihn „abzusetzen", falls er „für schuldig befunden" wird.

Dieser erste Versuch scheint besser gelungen zu sein, als manche späteren, obgleich der Pachtsatz gegenüber den damaligen Verhältnissen durchaus nicht zu niedrig gegriffen war. Die Bauernstelle „Rebasse", oder richtiger Rebase, war eine Viertagsstelle, und nach dem Cours und den damaligen Preisen berechnet sich die Pacht auf circa 52 Rbl. Silbermünze, d. h. 13 Rbl. für den Gehorchstag nebst Zubehör, während 30 Jahre später, wo die Kornpreise so stark gestiegen und der Werth des Geldes gefallen war, die Stellen den Bauern zu 15 Rbl. für den Gehorchstag oft vergeblich angeboten wurden, wie wir in der ersten Abtheilung dieser Aufzeichnungen gesehen haben. — Als einige Zeit darauf die Majoratsgüter Schloß-Fickel dem Freiherrn Boris Uexküll zufielen, da haben sich verschiedene Bauern dieser Güter in cordial-humoristischer Art an ihn gewandt und gleichfalls um die Geld- und Naturalpacht gebeten, um sich „von ihren Sünden bekehren" zu können. „Da wende Dich an meinen Freund, den Pastor," hat der Freiherr bemerkt, und von dem anwesenden Pastor befragt, hat der Petent folgende Erklärung gegeben: „Sehen Sie, Ihr Herren: ich sitze am Abend eines Sommertages vor meiner Thür und überdenke die Arbeiten des kommenden Tages. Da kommt der Wachtkerl vom Hofe angeritten und bringt vom Verwalter den Befehl, ich solle morgen mit meinen Leuten zum Kornschnitt an den Hof kommen. Da fluche ich: Der Teufel hole Dich und den Verwalter und den Herrn dazu. Sehen Sie, Ihr Herren, das ist eine schwere Sünde und die Veranlassung zu dieser Sünde fällt weg, wenn ich Geldpächter bin."

Jeddeser ging darauf in andere Hände über, die Majoratsgüter Schloß-Fickel wurden verpachtet und das erste Geldpachtverhältniß wurde von den Wirthschaftsnachfolgern aufgelöst. Es war ja dieses Verhältniß nicht aus einem bestimmten Wirthschaftssystem hervorgegangen, sondern aus dem Herzen des Gutsherrn.

Allgemein konnte die Einführung der Geldpacht noch nicht werden, denn dazu war eine Aenderung der Wirthschaftsmethode auf den Gutshöfen nöthig; dazu war auch eine territoriale Aenderung, Ausgleichung und Erweiterung des Wirthschaftsfeldes der Gutshöfe nöthig. Auf viele Bauernhöfe konnte das Pachtverhältniß auch nicht ausgedehnt werden, denn da mußte die ausgefallene Arbeitskraft durch angestellte Hofsknechte mit Gespann und Geräthe ersetzt werden, wozu keine Vorbereitungen getroffen waren, oder es mußte dieser Theil der Arbeitskraft von den übriggebliebenen Frohnbauern, resp. Frohnknechten durch Mehrleistung aufgebracht werden, was unstatthaft war. Es mußte erst eine Aenderung des Wirthschaftsplanes der Gutshöfe in territorialer und rotationeller Beziehung eintreten, wenigstens angebahnt werden. Diese Aenderung kam, und sie kam zunächst vielfach mit gewaltigem Krachen, wie ein Frühlingssturm mit zerstörenden Wasserfluthen. Es kam zunächst die Periode der Sprengungen, die glücklicher Weise nur eine relativ sehr kurze Zeit gewährt hat.

In der ersten Abtheilung ist bemerkt worden, daß die Grenzen zwischen

dem gutsherrlichen Wirthſchafts-Complex und den Bauernſtellen des Gebietes in vielen Fällen äußerſt irrationell waren. In längeren oder kürzeren, mehr oder weniger verzweigten Zacken ragten beide Ländereien in einander hinein. Oft lag eine Bauernſtelle oder es lag eine ganze Gruppe von Bauernſtellen unmittelbar am Hofsfelde und die Hofsfelder zogen ſich um dieſelben herum. Dadurch waren ſie nicht allein in ihrer Wirthſchaftsmethode, im Fruchtwechſel, von einander abhängig, ſondern die Hofsfelder waren auch der Beſchädigung durch das Vieh der anliegenden Bauern ausgeſetzt. Zudem lagen die Felder des Gutshofes oft nicht einmal in einem zuſammenhängenden Stück, ſondern die meiſten Güter hatten eine, zwei oder auch noch mehr Nebenwirthſchaften, ſogenannte Hoflagen — auch Hoflager geheißen, die bisweilen viele Werſt vom Hauptgut entfernt waren. Sie wurden meiſt benutzt, um das Jungvieh, vornehmlich junge, noch unreife Kühe von der Hauptheerde und dem Stier entfernt zu halten, woher ſie ehſtniſch „karja möisad — Heerdenhöfe — genannt werden. Zu dieſem Bedarf mögen ſie recht zweckmäßig geweſen ſein und noch ſein, wo ſie beſtehen, aber in der Ackerwirthſchaft waren ſie ſehr unbequem und konnten zum Theil eigentlich nur in der Vorausſetzung bewirthſchaftet werden, daß die Arbeitskraft für eine gegebene Zugehörigkeit der Hofswirthſchaft angeſehen wurde, die an ſich nicht in Geld veranſchlagt zu werden brauchte. — Entſtanden waren die meiſten alten Hoflagen wohl durch Zuſammenlegung mehrerer Güter zu einem, wie denn viele unſerer Rittergüter zuſammengeſetzte Namen haben, die theils noch beibehalten ſind, theils aber auch ſchon vergeſſen wurden, indem der ganze einherrige Complex nach dem Gute genannt wird, auf dem der Herrenſitz liegt. Einige dieſer Hoflagen mögen wohl auch unmittelbar angelegt ſein, um die überſchüſſige Arbeitskraft einigermaßen zu verwerthen, die mitunter verhältnißmäßig enorm war, wie wir in der erſten Abtheilung geſehen haben.

So lange die hergebrachte Dreifelder-Wirthſchaft und die unveranſchlagte Arbeitskraft — die Frohne — beſtanden, ſo lange ignorirte man größtentheils die durch die verwickelte Configuration und die Getheiltheit des Wirthſchaftsfeldes veranlaßten Unbequemlichkeiten. Aber dieſes konnte nun nicht mehr andauern, denn Ehſtland, Gutsherren und Bauern, ſtanden am Rande eines allgemeinen Ruins. Im weſtlichen Europa war der Fortſchritt auf allen Gebieten, ſo auch auf dem Gebiete der Landwirthſchaft die Signatur der Zeit geworden. Thaer und ſeine Nachfolger hatten der Landwirthſchaft eine ganz neue Richtung und eine ganz neue Geſtalt gegeben, deren Einfluß ſich Niemand entziehen konnte, der nicht zurückbleiben und zu Grunde gehen wollte. Man hatte hier zu lange mit der Nachfolge gezögert, hatte am Alten und Veralteten feſtgehalten, und die Wirkungen waren nicht ausgeblieben. Es war eine allgemeine Entwerthung des Grund und Bodens eingetreten und drohte mit allgemeiner Verarmung. Es war eine Creditkaſſe gegründet worden, die nur ſehr mäßige Darlehen ertheilte, aber auch dieſe erwieſen ſich bei vielen Darlehennehmern wegen Stagnation der Landwirthſchaft als zu hoch. Eine Menge von Landgütern verfiel dem öffentlichen

Verkauf, bei dem eben nur das Darlehn gedeckt wurde; viele wurden für das Darlehn an Andere übertragen, um nur dem öffentlichen Eclat zu entgehen. Es iſt vorgekommen, daß ein ehſtländiſcher Edelmann, der als Offizier in Dienſten ſtand und ſich auf Urlaub in der Heimath befand, einen ſolchen öffentlichen Verkauf mit anſehen wollte, zum Spaß einen Rubel über die Creditkaſſen-Schuld bot und das Gut im Ernſt zugeſchlagen erhielt. Nun, es iſt ihm ſpäter damit geglückt; das Gut iſt noch in den Händen ſeiner Nachkommen. Bei dieſer Lage der Dinge konnte der Gutsherr auch weder ein Vorbild noch eine Stütze ſeiner Bauern ſein. Wie der Gutsherr in der Creditkaſſe verſchuldet war, ſo war es der Bauer im Magazin; wie dem Gutsherrn ſein Gut von der Creditkaſſe verkauft wurde, ſo wurde es die fahrende Habe des Frohnbauern vom Magazin. Es war für Beide eine traurige und gefährliche Zeit, und im Frühling kam der Hammer des Kirchſpiels-Auctionators kaum zur Ruhe. Für viele der auf dieſe Weiſe entwirtheten Bauerſtellen fanden ſich keine neuen Liebhaber. Auf kategoriſchen Befehl des Gutsherrn wurde damals mancher Frohnknecht Bauer, deſſen Nachkommen jetzt zum Theil wohlhabende Pächter oder gar Eigenthümer der aufgezwungenen Bauerſtelle ſind. Zum Theil gingen aber auch dieſe unfreiwillig eingeſetzten Wirthe den Weg ihrer Vorgänger, bauten ſich gleich dieſen nach dem Krach eine Hütte und wurden Lostreiber. Für viele Bauerſtellen konnte aber weder durch Ueberredung, Liſt noch Gewalt ein Wirth beſchafft werden. Dieſe Stellen verödeten, ihre Ländereien wurden in einigen Fällen den übrigen Bauern zugetheilt, in anderen vom Hofe bearbeitet, oder die Felder blieben auch liegen und die Heuſchläge wurden von Lostreibern angeeignet.

So konnte es nicht länger bleiben; hier mußte Rath und Hilfe geſchafft werden, die Landwirthſchaft mußte in die Bahnen des Fortſchrittes gelenkt werden, die auf dem unzulänglichen Arbeitsfelde unzweckmäßig verwendete und verſchwendete Arbeitskraft der Frohne mußte productiv gemacht werden. Und es wurde Rath und Hilfe geſchafft, die Landwirthſchaft wurde in die Bahnen des Fortſchrittes gelenkt, für die verſchleuderte Arbeitskraft wurde eine nutzbringende Thätigkeit gefunden. Es begann die Periode bewußter Thätigkeit an der Entwickelung des Landes. Leider begann dieſe Periode zunächſt vielfach mit gewaltſamen Umwälzungen, die wie ein Frühlingsſturm manche Bauerſtelle, mitunter auch ganze Dörfer wegfegten.

Intelligente und energiſche Gutsherren hatten die Landwirthſchaft im weſtlichen Europa ſtudirt, hatten den Fortſchritt beobachtet und begannen dieſen auf ihren Gütern einzuführen. Vor Allem waren es die Merinozucht, der Futterbau und der geregelte Kartoffelbau im Großen, die als Neuerung eingeführt werden ſollten. Zu dieſem Zweck mußten die Felder der Gutshöfe regelrecht aufgenommen und planmäßig in Fruchtwechſelſchläge eingetheilt werden. Da machte man die Entdeckung, daß ſie ſich in ihrer vorgefundenen zerriſſenen Configuration und in ihrer theilweiſen Zerſtückelung gar nicht zu einer planmäßigen Eintheilung eigneten, zum Theil auch, weil ſie nicht zuſammenhängend, ſondern, auf Hof und Hoflagen

vertheilt, zur Einführung des Mehrfeldersystems zu klein waren. Dieses traf besonders da zu, wo zur Schafzucht angesäete Weideschläge eingerichtet werden sollten, die schon zu ihrer bequemen Abhütung größere und geschlossenere Flächen verlangen, dabei aber auch groß genug sein müssen, um einer größeren Schafheerde hinlängliches Futter zu geben, da kleinere Schafheerden erfahrungsmäßig die zu diesem Betriebe erforderlichen Kosten nicht decken. Eine Vergrößerung der Hofsfelder erschien auch insofern erwünscht, als dem Kornbau durch Mähschläge und durch Futterschläge sehr viel Boden entzogen werden mußte, und eine weitere Nöthigung dazu ergab sich wiederum aus dem Verhältniß der in der Frohne gegebenen Arbeitskraft zum Arbeitsfelde. Wie bereits dargethan, überragte auf sehr vielen Gütern die Arbeitskraft das Arbeitsfeld so bedeutend, daß erstere unproductiv verschleudert wurde, und die Einführung der Wechselwirthschaft mußte dieses Mißverhältniß noch schärfer hervorheben, weil sich dabei die Arbeit besser vertheilt und daher mit einer geringeren Kraft geleistet werden kann. Die richtige und volle Ausnutzung der Arbeitskraft ist aber bekanntlich die wichtigste Aufgabe in jedem einzelnen Wirthschaftsbetriebe sowohl, wie auch in der allgemeinen Volkswirthschaft überhaupt. Hier hätte allerdings mit einer theilweisen Verpachtung der Bauerstellen geholfen werden können, aber wie schon früher bemerkt, waren die Bauern nur in einzelnen wenigen, für die damalige Zeit besonders entwickelten und verhältnißmäßig wohlhabenden Gemeinden zur Uebernahme der Geldpacht geschickt und geneigt, vielen der Gutsherren fiel dieses Auskunftsmittel gar nicht ein, weil sie eben auch nur Bürger ihrer Zeit waren und sich nur innerhalb des Rahmens überkommener Anschauungen bewegten; — und schließlich würden die übriggebliebenen Frohnbauern doch die abgelöste Arbeitskraft als auf sich übergewälzt angesehen haben.

Die Einlenkung unserer sämmtlichen Landwirthschaft in die Bahnen des Fortschritts, die naturgemäß zunächst bei den Großwirthschaften, auf den Gutshöfen, angestrebt wurde, machte also zunächst drei Dinge nöthig: 1) *Abrundung der Ackerfelder auf den Gutshöfen*, 2) *Vergrößerung dieser Ackerfelder* und 3) *Regulirung des Verhältnisses zwischen Arbeitskraft und Arbeitsfeld*.

Schon die erste Bedingung ließ sich oft nicht ohne Versetzung einzelner Bauerstellen oder ganzer Gruppen derselben erfüllen, die zweite noch weniger. Durch Aufbruch anliegender Weideflächen, zu denen ohnehin meist zu viel Land belassen war, konnten die Ackerfelder zwar meist vergrößert werden, aber eben so oft nur auf weitere Kosten der gleichfalls erforderlichen und gleichzeitig angestrebten Abrundung. Wie bereits erwähnt, lagen viele Bauerstellen und ganze Gruppen derselben unmittelbar an den Hofsfeldern, viele auch innerhalb des Weidelandes, und dieses zog sich um die einzelnen Bauerstellen herum oder zwischen deren einzelnen Gruppen hindurch. Es wurde übrigens von diesen Bauerstellen mitbenutzt und eine Verengung der Weidefläche war den damaligen Bauern die schlimmste Kränkung. Zur Erfüllung der dritten Bedingung standen zwei Wege

offen, außer der theilweiſen Verpachtung, an die aber damals nur ſehr vereinzelte Gutsherren gedacht haben mögen: entweder vergrößerte man die Hofsfelder durch Neubruch oder man vergrößerte ſie durch Einziehung von Theilen der Bauerfelder, hob auch wohl ganze Bauerſtellen auf, verringerte die in der Frohne gegebene Arbeitskraft und vergrößerte das in der gutsherrlichen Wirthſchaft gegebene Arbeitsfeld, bis beide in ein annähernd richtiges Verhältniß zu einander gebracht waren.

Das Streben nach dieſen drei Zielen, die in der Einführung eines rationellen Wirthſchaftsſyſtems zuſammenfielen, gab Veranlaſſung zu den ſogenannten Sprengungen, die eine kurze Zeit andauerten und wie ein Sturmwind über das Land dahinbrauſten. Waren einzelne Bauerſtellen oder ganze Dörfer der angeſtrebten Abrundung und Vergrößerung der Hofsfelder im Wege, ſo wurden ſie caſſirt, in den meiſten und beſten Fällen freilich nur verſetzt. Sie wurden verſetzt auf die entlegenen Hoflagen, auf die leeren und an den Hof gefallenen Bauerſtellen aus der Zeit des allgemeinen Rückganges, der in der in Rede ſtehenden Zeit noch andauerte, oder auch auf geeignete, bisher nicht ökonomiſch benutzte Ländereien des Gutes, auf Wüſteneien.

Wo es mit der gehörigen Vorſicht und Rückſicht geſchah, da führte dieſe Maßregel zu beiderſeitigem Nutzen und hat viel zum Verſtändniß und zum Gelingen der ſpäteren Streulegungen beigetragen. Der Gutsherr erhielt die zur Einführung rationeller Wirthſchaft unentbehrliche Abrundung und Erweiterung ſeiner Ackerfelder, der Bauer wurde einengenden Territorialverhältniſſen entrückt und konnte auf der gleichfalls mehr abgerundeten und von Nachbarn unbeeinflußten neuen Anſiedelung ſeine erwachende Intelligenz zur Geltung bringen und verwerthen. Zudem wurden in der Regel nur die Aecker eingezogen und was an Heuſchlagsparcellen und Weiden unmittelbar drum und dran lag, während das Gros der Heuſchläge, das in der Regel mehr oder weniger entfernt liegt, den Bauern verblieb. Dem Gutsherrn war es ja eben nur um die Abrundung und Erweiterung ſeiner Ackerflächen zu thun, nicht um die Erweiterung ſeiner Heuſchläge, die durch den neu eingeführten Futterbau erſetzt wurden. Die Heuſchläge der durch Verſetzung beſiedelten Hoflagen fielen gleichfalls den Anſiedlern zu und die Anſiedler auf Wüſteneien entnahmen ihre Heuſchläge zum großen Theil, gleich dem Ackerlande, eben dieſen Wüſteneien. Zum Theil daher ſtellt ſich denn auch das Verhältniß zwiſchen Ackerland und Heuſchlag im Bauerpachtlande Ehſtlands weit günſtiger als im Hofslande. Im Bauerpachtlande fällt im Durchſchnitt faſt eine doppelte Fläche Heuſchlag auf die Ackerfläche, während ſich dieſe beiden Flächen im Hofslande ungefähr decken. Dieſes Verhältniß hat viel zur Entwickelung der bäuerlichen Viehzucht und zur nachhaltigen und ſteigenden Ertragsfähigkeit der Bauerfelder beigetragen. — Selbſtverſtändlich wurde den verſetzten oder umgeſiedelten Bauern bei der Ueberſiedelung eine Unterſtützung gewährt, entweder in beſtimmten Freijahren oder auf einem anderen Wege.

Aber — nicht überall wurde darin mit der erforderlichen Vorſicht und Rückſicht

vorgegangen, nicht überall geschahen die Sprengungen auch nur aus wohlerwogenen wirthschaftlichen Gründen. — Das wirthschaftliche Talent, Eifer und Sorgfalt hatten auf dem mittelst der Territorialausgleichungen geordneten Boden durch rationelle Wirthschaft bald große Erfolge erzielt. Die Oberflächlichkeit und die Rücksichtslosigkeit schrieben diese Erfolge einfach den Sprengungen zu und machten diese in ihrer Art nach. Es war eine partielle Ansteckung erfolgt und die Sprengungen drohten Modesache zu werden. Es ist manche Bauerstelle, wohl auch manches Dorf dem nutzlos zum Opfer gefallen und es ist zu dieser Zeit nutzlos viel Herzeleid verursacht worden. Glücklicherweise dauerte der Fieberwahn nicht lange und vermochte den wahrhaft conservativen Geist nicht zu beeinflussen. Es trat bald eine Ernüchterung ein und die öffentliche Meinung innerhalb des Landadels selbst verurtheilte und unterdrückte nutzlose und herzlose Zerstörungen. Die Folgezeit hat die darin gemachten Mißgriffe bloßgelegt und hat ihre Spuren verwischt. Es sind auf den nutzlos eingezogenen Ländereien, auch auf entlegenen und unbequem gelegenen ursprünglichen Hofsländereien neue Pachtstellen eingerichtet worden und die allgemeine Zahl der bäuerlichen Wirthschaften ist jetzt bedeutend größer, als vor dem Beginn der Sprengungen. Im Großen und Ganzen muß anerkannt werden, daß die Sprengungen als Territorialausgleichungen, wo sie vom localen Bedürfniß geboten waren, eine nothwendige, wenn auch gewaltsame Maßregel waren, und daß ohne dieselben die Entwickelung unserer heimathlichen Landwirthschaft vielfach gar nicht durchführbar gewesen wäre. Die Einführung der rationellen Wirthschaft auf den Gutshöfen, für die leider oft nur durch diese Sprengungen der Boden geschaffen werden konnte, hat aber in ihren natürlichen Wirkungen der Frohnpacht den Boden entzogen und so die Streulegungen, die Emancipation und das Aufblühen der bäuerlichen oder Kleinwirthschaften vorbereitet.

Was an den eingeführten wirthschaftlichen Neuerungen den Verhältnissen des ganzen Landes oder den localen Verhältnissen der einzelnen Güter nicht angemessen war, das wurde bald erkannt und wurde verlassen. So drohte die Merinozucht in der ersten Zeit zur Manie auszuarten. Güter, die zu klein waren, um die Merinozucht in einem Umfange zu betreiben, wie sie allein lohnend ist, deren Bodennatur sich auch nicht dazu eignete, schafften sich gleichwohl Merinoheerden an und machten böse Erfahrungen. Herr Christoph von Brevern auf Koil, Maart u. s. w., der Begründer dieses und manchen anderen neuen Wirthschaftszweiges in Ehstland, soll sich darüber spottend ausgesprochen und geäußert haben, wenn er sich jetzt eine Heerde Wölfe kommen ließe, man würde es ihm gleichfalls nachmachen. Das Merinofieber dauerte nicht lange. Die Heerden gingen vielfach ein, wurden abgeschafft und erhielten sich nur auf den Gütern, die sich nach ihrer Größe und Bodennatur dazu eigneten. Was aber auf allen Gütern betrieben werden konnte, wie Klee- und Kartoffelbau, das gewann an Boden und bürgerte sich bald auf allen Großwirthschaften ein.

Und die Folgen blieben nicht aus. Die wirthschaftliche Misère, die einige

Zeit auf Ehstland gelastet und den Grund und Boden mit völliger Entwerthung bedroht hatte, verschwand zunächst auf den Großwirthschaften, die in den Reformen den Anfang gemacht hatten. Schon in den vierziger Jahren hörte man nichts mehr vom sogenannten „Schwanzvieh", das heißt vom Vieh, das im Winter durch ungenügende Nahrung und schlechte Pflege so entkräftet war, daß es sich selbst nicht mehr auf die Beine heben konnte, daher an seinem natürlichen Vehikel aufgehoben werden mußte, um im Frühling zur Weide getrieben zu werden, wobei es die schwächsten Exemplare freilich oft nicht weiter haben bringen können, als hinter den Stall, wo sie verendeten. Dabei bildeten die Heerden und bilden zum Theil noch jetzt die schwächste Seite vieler unserer heimathlichen Großwirthschaften, aber den schreiendsten Mißständen war durch Einführung des Futterbaues abgeholfen. Es war jetzt überhaupt Bewegung in die Landwirthschaft gekommen, und es war der Weg gefunden, wie die der Creditkasse entnommenen Capitalien fruchtbringend in den Gütern angelegt werden konnten. Das thatsächlich zur Verbesserung der Wirthschaft ausgegebene baare Geld mußte schon an sich selbst die bequemsten Gutsherren veranlassen, nun auch selbst darauf zu sehen und zu beobachten, wie das angelegte Capital wirkte, wie die neuen Einrichtungen geführt, erhalten und gefördert wurden, wie überhaupt in der Wirthschaft gearbeitet wurde, was um so unerläßlicher war, als der Gutsherr oft allein Kenntniß von der neuen Wirthschaftsmethode und Interesse für dieselbe hatte, während seine Wirthschaftsbeamten die Neuerung theils mit Mißtrauen, theils mit offenbarer Feindseligkeit ansahen und betrieben, waren ja doch selbst die „Verwalter" oder „Disponenten" jener Zeit meist Leute von untergeordnetster Bildung im Allgemeinen und ohne landwirthschaftliche Kenntnisse im Besonderen, und wurden vom Volke einfach „sundijad" — „Nachtreiber" — genannt, was ihre Stellung und ihre Leistung scharf charakterisirt.

Durch die angeregte Bewegung entwickelte sich ein frischer landwirthschaftlicher Geist in den jüngeren Gutsherren und wirkte belebend und befruchtend auch da, wo zunächst keine eigentlichen wirthschaftlichen Neuerungen vorgenommen wurden. Und wie sich unter diesem frischen Geist die Großwirthschaften hoben, wie sich der Gutsherr wieder sicher auf seinem Grund und Boden fühlte, wie sich seine Verhältnisse besserten und das Vertrauen zu der Landwirthschaft überhaupt zurückkehrte, so wendete jetzt der Gutsherr seine Aufmerksamkeit und seine rege Theilnahme auch seinen Bauern und ihrer Wirthschaft zu, die unter der allgemeinen Calamität, der allgemeinen Gedrücktheit und Indolenz erschlafft oder im Erschlaffen waren. Auch diese sollten in die Bahnen des wirthschaftlichen Fortschritts gerückt und von dem Wehen des frischen Geistes neubelebt werden. Mit dem Verschwinden der wirthschaftlichen, wohl auch politischen Gedrücktheit kam in den Landadel etwas von dem Gefühl und dem Geist einstiger Feudalherrlichkeit zurück und erinnerte ihn auch an seine Pflichten gegenüber den „Unterthanen", wofür die Bauern, der schlummernden Tradition gemäß, noch immer angesehen

wurden. Und die Staatsregierung trat mit keinen adminiſtrativen Maßregeln und Maßregelungen den wirthſchaftlichen Anordnungen des Gutsherrn entgegen. Es hatte eine Zeit hindurch wirklich den Anſchein, als wären den Gutsherren Ehſtlands ihre feudalherrlichen Rechte ſtillſchweigend reſtituirt worden, und dieſe Zeit iſt nicht mißbraucht worden, wenn wir von den wenigen ſchon erwähnten nutzloſen und rückſichtsloſen Sprengungen abſehen wollen, — man hat ſie aber auch nicht unbenutzt verſtreichen laſſen.

In der kornreichſten Gegend Ehſtlands, in Jerwen, hatte ſich im Verlaufe der Zeiten ein ſehr ſtarkes Mißverhältniß zwiſchen Ackerland und Heuſchlag herangebildet. Es giebt hier Güter, wo der ganze Grund und Boden beackert werden könnte, und dieſes war auch von Seiten der Bauern in ausgedehnterem Maße geſchehen, als ſich mit der Dreifelderwirthſchaft verträgt. So relativ reichhaltig der Ackerboden hier auch iſt, ſo hatten ſich die Kornerträge in Folge des Mangels der Düngemittel doch von Jahr zu Jahr herabgemindert und dem Boden drohte völlige Erſchöpfung, abgeſehen davon, daß die Viehzucht bei überwiegendem Strohfutter nicht gedeihen kann und die Dreifelderwirthſchaft mit unverhältnißmäßig großem Kornbau ein Arbeitsperſonal verlangt, das zu unterhalten beſonders dem Kleinwirth zu den Jahreszeiten ſchwer fällt, wo er es nicht genügend und gewinnbringend beſchäftigen kann, denn, wie ſchon bemerkt, bei der Dreifelderwirthſchaft häufen ſich die Feldarbeiten auf beſtimmte kürzere Zeiträume zuſammen und laſſen die übrige Zeit frei. Hier that denn auch eine Aenderung des Wirthſchaftsſyſtems der Bauern zuerſt noth, und hier wurde ſie auf Veranlaſſung der Gutsherren zuerſt ein- und durchgeführt. Die Bauerfelder wurden auf Koſten der Gutsherren zur Mehrfelderwirthſchaft eingerichtet, den Bauern wurde die nöthige Kleeſaat als Geſinde-Inventar gegeben, ſie wurden zu dieſer Wirthſchaftsmethode angeleitet und dieſelbe wurde ihnen anbefohlen. Es iſt nicht zu verwundern, daß die Bauern dieſer anbefohlenen Neuerung im Anfange wenig Verſtändniß und wenig Sympathie entgegenbrachten, war doch ihr ganzes Sinnen und Trachten traditionsmäßig auf Production von Korn gerichtet und ſtand dieſes doch bei ihnen unter der frommen, aber einſeitigen Bezeichnung „Jumala wili“ — „Gottes Frucht“ — im alleinigen Anſehen. Es gehörte viel Aufwand von Mühe und Energie von Seiten der Gutsherren dazu, um der Neuerung Eingang zu verſchaffen, und leider mußte dieſer Eingang mitunter ſogar durch die ultima ratio damaliger Zeit, durch Prügel, erzwungen werden. Die Bauern haben ſpäter die Wohlthat der Reform erkannt und haben das draſtiſche Einführungsmittel den Gutsherren nicht nachgetragen. Auf dem Gute Kaltenbrunn, wo dieſe Reform mit zuerſt eingeführt wurde, hat ein ehrſamer Bauer ſpäter offen ausgeſprochen: „Der Herr hat mir vierzig Hiebe geben laſſen, weil ich mich dem Kleebau widerſetzte, jetzt könnte er mir achtzig geben laſſen, und ich würde doch Klee bauen.“ — Zur Einführung des Kartoffelbaues, der gleichfalls zunächſt nur widerwillig aufgenommen wurde, weil auch der Kartoffel die Qualität „Jumala wili“ nicht zuerkannt war, ſind bei den Bauern keine Zwangsmittel angewendet

worden, dagegen wurden dafür Prämien geſtiftet, die bis zum Auftreten der Kartoffelfäule — 1845 — beſtanden und wirkten.

Aber auch außer den wirthſchaftlichen Neuerungen, die nicht überall und nicht mit gleichem Erfolge anzubringen waren, nahmen die Gutsherren jetzt, wo ihre eigenen Wirthſchaften in's Gedeihen kamen, ſich der bäuerlichen Wirthſchaft energiſch an, allerdings auch hier mitunter durch Mittel, die jetzt nicht mehr wohlangebracht wären und die glücklicher Weiſe wohl auch nicht mehr erforderlich ſind. Uns iſt namentlich ein Gutsherr bekannt, der in ſeiner Jugend mit der Reitpeitſche auf den Bauerfeldern herumritt und jede Ordnungswidrigkeit an Ort und Stelle beahndete. Auch dieſer Gutsherr hat Sprengungen mit Zwangsverſetzungen durchgeführt, hat für hart gegolten und bei der Promulgation der neuen Bauerverordnung haben in ſeinem Gebiet bedauerliche Ausſchreitungen ſtattgefunden. Als aber einige Jahre ſpäter der Schreiber dieſes ſich mit den Bauern ſeines Gebietes unterhielt und von einem benachbarten verarmten Dorf die Rede war, da haben die Leute bemerkt: „Wenn das Dorf doch in den Händen unſeres Herrn wäre, die Leute würden ſchon wohlhabend ſein.“

Syſtematiſch und allgemein wurde aber jetzt die Hebung bäuerlicher Wirthſchaften durch Vermeſſungen und neue Eintheilungen der Bauerländereien angeſtrebt. Wie ſchon in der erſten Abtheilung dieſer Aufzeichnungen erwähnt, war die von jeder einzelnen Bauerſtelle geleiſtete Frohne ſehr oft mehr auf die Tradition, als auf Vermeſſung und Schätzung der Ländereien begründet. In alten Zeiten mögen Frohne und Land der einzelnen Stellen auch mehr in Einklang geſtanden haben, da aber keine Vermarkung der Grenzen zwiſchen den einzelnen Stellen beſtand und auch keine Karten über den Beſtand der Ländereien jeder einzelnen Stelle vorhanden waren, ſo mag ſich der Beſitzſtand im Verlaufe der Zeiten ſehr ſtark verändert haben. So viel iſt ſicher, daß oft eine Dreitagsſtelle mehr Land inne hatte, als eine Vier- und Fünftagsſtelle. Beſonders hatten ſich die Streugeſinde — „mets pered“ — in der Regel ſehr ſtark mit Heuſchlag verſorgt. Ob dieſes auf Koſten der anliegenden Dorfheuſchläge oder auf Koſten des Hofswaldes geſchehen war, das ließ ſich nicht feſtſtellen und wurde auch nicht weiter unterſucht. Dieſes Mißverhältniß erzeugte ſelbſtverſtändlich Verdroſſenheit bei denen, die relativ benachtheiligt waren, und Verdroſſenheit iſt bekanntlich eines der ſtärkſten Hinderniſſe jeder gedeihlichen Entwickelung. Zudem war die Vertheilung der Felder und Heuſchläge die denkbar irrationellſte. Die Felder waren über Gebühr zerſtückelt und die Antheile der einzelnen Bauerſtellen oder Geſinde lagen in grauſem Gewirre und oft in den undenkbarſten Figuren durch einander. In den Heuſchlägen waren die Grenzen oft gar nicht feſtzuſtellen, und Zank und Streit waren zu jeder Heuzeit an der Tagesordnung. Selbſt die Gärten in den Dörfern waren ſo unzweckmäßig vertheilt, daß der Bauer oft nicht aus ſeiner Riegenpforte hinaustreten konnte, ohne eine Grenzverletzung zu begehen; die Schweine, Hühner und Gänſe begingen dieſe Grenzverletzungen unaufhörlich, was weder zum freundnachbarlichen Zuſammenleben beitragen, noch

auch zur ſorgfältigen Bewirthſchaftung des dem Bauer ſo wichtigen Gartenlandes ermuntern konnte. Das Einzige, wozu ſolche Zuſtände ermunterten, war die Zucht, oder vielmehr das Halten von Schweinen, Gänſen und Hühnern, die in den Dörfern auf gemeinſchaftliche Koſten lebten. Und dieſe Koſten, die in Beſchädigung der Gärten und nächſtgelegenen Felder beſtanden, waren im Verhältniß zu dem Nutzen, den dieſe Thiere ſchafften, enorm. Dem Einzelnen konnte es aber nicht einfallen, dieſe Thiere abzuſchaffen oder einzuſperren, da die des Nachbars bei ihm doch das Werk der Schädigung verrichteten. Daher ſagten die Leute auch, als nachmals Streulegungen durchgeführt wurden, die den Schutz des Landes vor fremdem Borſten- und Federvieh ermöglichten, die Streulegung wäre ſehr gut, aber ſie mache die Menſchen neidiſch, d. h. die lieben Nachbarn ließen fremde Schweine, Gänſe und Hühner nicht mehr in ihren Koppeln und Gärten weiden.

Dieſen Uebelſtänden ſollte abgeholfen werden, es ſollte eine gerechte Vertheilung der Ländereien nach Maßgabe der Leiſtung jeder Bauerſtelle gemacht, und es ſollten die Antheile der einzelnen Stellen denſelben möglichſt bequem zugetheilt werden. Zugleich ſollten auch Land und Leiſtung in Grundlage der hergebrachten, aus der Zeit ſchwediſcher Herrſchaft ſtammenden Norm verglichen und in ein richtiges Verhältniß zu einander gebracht werden. Es iſt an die Löſung dieſer anſcheinend ſo leichten Aufgaben ſehr viel Geld, Zeit, Mühe und guter Wille verwendet, leider aber auch verſchwendet worden und dem gewiſſenhaften Landmeſſer, der mit Ernſt an die Löſung dieſer dreifachen Aufgabe ging, hat dieſelbe viel Herzensangſt gemacht und manche ſchlafloſe Nacht gekoſtet. Die landesüblichen Formen und Normen der Eintheilung und Werthausrechnung machten die Löſung der Aufgabe unmöglich, wir waren aber dazumal alle ſo voll Vertrauen auf die Vortrefflichkeit, ja auf die Unfehlbarkeit der überkommenen Formen und Normen, daß wir das Mißlingen der Aufgabe nicht in dieſen ſelbſt, ſondern nur in ihrer Handhabung und Anwendung ſuchten.

In der Regel ſtellte der Gutsherr bei dieſen Operationen dem Landmeſſer gegenüber die Zufriedenheit der Bauern als Kriterium des gelungenen Werkes auf. Das war vom gutsherrlichen Standpunkt aus durchaus richtig und human, aber es verſtieß oft gegen die Unvollkommenheit der Menſchennatur und ſtieß an die Unvollkommenheit gegebener geſetzlicher und üblicher Grundlagen, und dadurch wurde der ehrliche, gerade Weg zur Erfüllung der geſtellten Aufgabe verlegt. Selbſtverſtändlich wollte der Gutsherr dabei auch ſeine eigenen Intereſſen nicht geſchädigt wiſſen, was wir ihm nicht verdenken können, und der unparteiiſch-pflichtgetreue Landmeſſer, dem hier ohne eigentliche geſetzliche Autoriſation die Rolle eines alleinigen Schiedsrichters zugefallen war, konnte die von ihm geforderte Zufriedenſtellung des einen Theiles auch nicht auf Koſten des anderen erkaufen oder vielmehr erſchleichen wollen. Die geforderte Zufriedenheit der Bauern war auf zwei Seiten herzuſtellen. Sie ſollten mit der Vertheilung unter ſich zufrieden ſein, und ſie ſollten zufrieden ſein mit der ausgerechneten Leiſtung gegenüber dem Hofe, zufrieden mit der neuberechneten Frohne.

Bei der Vertheilung der Ländereien in Schnurſtücke, d. h. in der Art, daß jeder Theilhaber von jeder Bodenart der zu vertheilenden Felder und Heuſchläge ein möglichſt gleiches Stück erhielt, das Land alſo quantitativ und qualitativ gleichmäßig vertheilt wurde, war die geforderte Zufriedenheit der Bauern unter ſich leichter oder ſchwerer herzuſtellen, je nachdem man die Aufgabe ſubjectiv geſchäftlich oder objectiv wirthſchaftlich auffaßte und zu löſen ſuchte. Appellirte man an die niedrigen Inſtincte des Menſchenherzens, ließ man den gegenſeitigen Neid walten, oder erregte man denſelben ſogar und machte ihn ſich zum Bundesgenoſſen, ſo war die Zufriedenheit leicht hergeſtellt, wenn auch nur für die erſte Zeit. Man zerſchnitt und zertheilte die Ländereien dann in ſo viele und ſo kleine Stücke, daß Keiner bei ſeinem lieben Nachbar ein beſſeres nachweiſen konnte und die Gleichmäßigkeit der Vertheilung war hergeſtellt, wenn auch auf Koſten der Zweckmäßigkeit, worauf der rohere Menſch aber nicht achtet, wenn der Neid ihn erregt und leitet. Dieſe Methode iſt bei den Neuvertheilungen in Schnurſtücken, wie ſie zumeiſt in den Jahren 1830 bis 1860 gemacht wurden, leider auch mitunter in Anwendung gekommen, wenn auch nicht oft, und wir haben dabei nichts Anderes bewundern können, als die Kunſtfertigkeit des Landmeſſers, der z. B. eine Loſſtelle (400 □Faden) in achtzehn Theile zerlegte und dieſe Theile in der Karte im Maßſtabe von 1:42,000 auch unterſcheidbar eintrug. Wenn der Landmeſſer aber die allgemeine und beſondere wirthſchaftliche Zweckmäßigkeit im Auge behielt, was jedenfalls die wichtigere Seite der Sache war, d. h. wenn er die Schnurſtücke, die Antheile der einzelnen Theilhaber, breiter, bequemer und ſomit wirthſchaftlich zweckmäßiger einrichten wollte, ſo hatte er viel mit den Leuten zu verhandeln, hatte die einzelnen Schnurſtücke gegen einander abzuſchätzen und die Ausgleichung von Quantität durch Qualität und umgekehrt den Intereſſenten plauſibel zu machen. Leider wollte dieſes nicht immer gelingen, und die damals geltenden Taxationsgrundlagen waren auch ſo mangelhaft, daß dieſe Ausgleichung nach einer auf dieſe Grundlagen geſtellten Berechnung gar nicht möglich war, d. h. mit der Natur der Sache gar nicht übereinſtimmte, wenn ſie auch auf dem geduldigen Papier herausgerechnet wurde. Einer ſolchen auf Rechnungscombinationen beruhenden Gleichheit der Bauerſtellen unter einander begegnen wir oft in reviſoriſchen Beſchreibungen aus jener Zeit, thatſächlich war ſie aber gar nicht herzuſtellen trotz aller Zerſtückelung des Landes, zu der auch der gewiſſenhaftere Landmeſſer oft gegen ſeinen Willen mehr greifen mußte, als ſich mit der Zweckmäßigkeit der Einrichtung vertrug, um ſeine Arbeit überhaupt abſchließen zu können. — Bei alledem müſſen wir bekennen, daß dem Landmeſſer von Seiten der Bauern eine Summe von Vertrauen entgegengebracht wurde, die ihm die Löſung ſchwierigerer Aufgaben ermöglichte, als die Nichteingeweihten ahnen. Nach altem Herkommen rangirte er den Bauern gegenüber unter die „Herren“, er war eine Autorität, und der ehſtniſche Bauer hat zu den „Herren“ und den Autoritäten immer ein faſt ungemeſſenes Vertrauen gehabt. Es hat viel verſchlagener Verhetzung bedurft und viel Gift boshafter Verlogenheit hat verſpritzt

werden müssen, um dieses Vertrauen auch nur oberflächlich zu erschüttern. Im Grunde ist das Vertrauen bei dem Landmann eigentlich noch da, es ist zur Zeit nur hier und da durch den Terrorismus des modernen Nationalheldenthums in die tiefsten Falten des Herzens zurückgedrängt, um mit dem aufgebauschten Nationalismus nicht zu collidiren, der von dem eigentlichen Landmann entfremdeten Elementen ausgegangen ist und seinen Sitz und seine Stütze in den russisch-chstnischen Kreisen der Städte hat.

Die Zufriedenheit mit der bei der Neuvertheilung der Ländereien neuberechneten Frohne war im großen Ganzen leichter herzustellen. Mit nur sehr wenigen Ausnahmen, die sich auf ein besonders stark hervortretendes Mißverhältniß zwischen Land und Leistung gründeten, wünschte der Gutsherr keine Erhöhung der Frohne, ging aber leicht auf eine Herabsetzung derselben ein, wenn ihm ein gegentheiliges Mißverhältniß nachgewiesen und vorgelegt wurde. Dieses Mißverhältniß, wo das Land die hergebrachte Leistung nicht deckte, kam namentlich auf einigen Gütern in der Strandwiek vor. Es heißt, daß hier die Fischerei in früheren Zeiten sehr ergiebig gewesen und zur Bestimmung der Frohne mit herangezogen worden sei. Die Züge der Fische hatten im Verlaufe der Zeiten aber ihre Richtung verändert, die früher so reichen Fangplätze ergaben keine so lohnende Ausbeute mehr, die hergebrachte Frohne blieb aber, bis ihre Unhaltbarkeit durch die Vermessung der Bauerländereien klargestellt war. So wurde im Jahre 1852, also vor der Promulgation der neuen Bauerverordnung, auf dem Gute Neu-Werpel die Frohne um 12 wöchentliche Anspanntage nebst Zubehör, d. h. um etwa den zwölften Theil, und auf dem Gute Moisaküll gleich nach dieser Promulgation um 25 wöchentliche Anspanntage nebst Zubehör, d. h. fast um die Hälfte, und zwar immer ohne Reclamation von Seiten der Bauern und ohne jede Initiative von Seiten officieller Verwaltungsorgane herabgesetzt. Bei dem besonders starken Mißverhältniß auf dem Gute Moisaküll hatten die Bauern bis dahin nur durch private Nachsicht des Gutsherrn bestehen können, indem sie zwar Sechstäger hießen, die Tage aber bald nur durch halbwüchsige Knaben ableisten ließen, bald auch gar nicht ableisteten, was allerdings nicht ohne starke sittlich verderbliche Nachwirkung auf die Leute bleiben konnte und blieb. Ueberhaupt hat in den Zeiten der allgemeinen Verarmung des Landes mancher „gute Herr", der sich zwar nicht zu einem förmlichen Abstrich einiger Frohntage entschließen konnte, dagegen aber unbegrenzte Nachsicht übte und möglichst wohlthätig war, einen Geist der Schlaffheit großgezogen, der nicht wohlthätig auf das Gedeihen der Gemeinde einwirkte. So unglaublich es auch klingen mag, so ist es doch eine damals oft constatirte Thatsache, daß die Bauern nicht immer in den Gemeinden wohlhabender waren, wo das Land die Leistung überwog, sondern da, wo von Seiten des Gutsherrn stramme Ordnung verlangt und die strikte Erfüllung aller Verpflichtungen durchgesetzt wurde, mochten die Bauern nach den Ergebnissen der Vermessung und Taxation auch thatsächlich schlechter gestellt sein.

Wo gegenüber der hergebrachten Leistung ein Ueberschuß des Landes da

war, da freute ſich der Gutsherr über dieſes günſtige Verhältniß und rühmte ſich deſſen, verlangte aber in der Regel dafür nicht eine entſprechende Erhöhung der Frohne. Beſonders im Binnenlande war dieſe Entdeckung das gewöhnliche Ergebniß der Vermeſſung, und es mußte wohl auch ſo ſein, denn das aus der Zeit ſchwediſcher Herrſchaft ſtammende Regulativ ließ ſich ohne Bedrückung der Bauern gar nicht durchführen, beſonders was den den Frohnbauern zugebilligten Heuertrag anlangt. Dem damaligen Normalbauern-, dem Halbhäkner oder Sechstäger, der durch die Ehſtländiſche Bauer-Verordnung vom Jahre 1857 zum Fünftäger herabgeſetzt wurde, waren nach dieſem Regulativ nur 90 Saden oder 450 Pud Heu mittlerer Güte zuerkannt, was neben dem Feldfutter lange nicht zur Unterhaltung eines Viehſtandes ausreicht, den eine ſolche Wirthſchaft vorausſetzt. Wir finden daher auch in den reviſoriſchen Beſchreibungen damaliger Zeit faſt immer einen anderthalb bis zwei mal ſo großen Heuertrag, als den bezüglichen Bauerſtellen nach dieſem Regulativ im Verhältniß zu ihrer Leiſtung zugeſprochen iſt, trotz den offenbar zu niedrig gegriffenen Ertragsbeſtimmungen des damals geltenden mangelhaften Taxationsreglements und trotz dem, daß ſich manche Landmeſſer zu einer Art von Regulatoren aufwarfen und den Ertrag in ihren Anſchlägen noch mehr herabdrückten. Eine Ausnahme bildet der größere Theil von Jerwen mit einigen angrenzenden Gütern von Landwierland, wo dagegen das Ackerland die Norm bedeutend überſtieg und wo bereits in den vierziger Jahren mit obligatoriſchem Futterbau der Anfang gemacht wurde.

Erhöhungen der Frohne haben in Folge der Vermeſſungen und Heuvertheilungen der Bauerländereien daher faſt nur innerhalb der einzelnen Gebiete ſtattgefunden und betrafen einzelne bisher ſtark begünſtigte Dorfſchaften und beſonders einzelne der ſogenannten Strengeſinde. Die Hauptſumme der Frohne blieb bei dem angedeuteten Befunde in der Regel unberührt und dadurch trat für die bisher minderbegünſtigten Gruppen eine verhältnißmäßige Herabſetzung der Leiſtung ein. Die bisher beſtandenen Unterſchiede der Belaſtung innerhalb eines Gebietes waren aber ſchon vorher den Intereſſenten mehr oder weniger bekannt, und ſo ergaben ſich meiſt auch die zu einer Mehrleiſtung herangezogenen Frohnbauern nach einigem Widerſpruch geduldig in die erwartete oder wenigſtens geahnte interne Regulirung, wenn auch Fälle vorgekommen ſind, wo eine Verſchiebung der Leiſtung zugleich eine Verſchiebung der Pächter veranlaßte. Bei dieſen Berechnungen und Regulirungen iſt den Landmeſſern auch von Seiten der Gutsherren eine dankenswerthe Summe von Vertrauen entgegengebracht worden, ſelbſt da, wo die Frohne herabgeſetzt werden mußte, und dem Schreiber dieſes iſt in ſeiner vieljährigen Praxis kein einziger Fall vorgekommen, wo ihn der Gutsherr in dieſer Beziehung irgendwie hätte beeinfluſſen wollen.

Hauptſächlich wurde aber durch die Vermeſſungen und Neuvertheilungen der Bauerländereien eine Reorganiſation der bäuerlichen Wirthſchaften angeſtrebt. Dieſer Zweck iſt oft nur ſehr unvollkommen, oft gar nicht erreicht worden, weil wir in Beziehung auf das agrariſche Grundprincip und auf den Modus der

Vertheilung noch alle mehr oder weniger „im Banne der Vergangenheit" lagen, weil wir bei diesen Operationen eine formale „Gerechtigkeit" fast bis zum Streifen an communistische Tendenzen betonten, weil die geltenden Taxationsgrundlagen ganz unzureichend waren und weil die Frohnpacht wie ein Alp auf den bestgemeinten Bestrebungen lastete.

Es dürfte zutreffend sein, wenn wir das System des *Gemeindelandes*, wie es noch zur Zeit in den inneren Gouvernements des russischen Reiches besteht, als die erste Etappe bezeichnen, die ein Volk im Uebergange vom Jäger- und Nomadenthum zum geordneten Ackerbau erreicht. Der Grund und Boden tritt hier aus dem Allgemeinbesitz eines ganzen Stammes in den Besitz einer engeren geschlossenen Gemeinschaft, nicht aber in Form abgesonderter Wirthschaftseinheiten in den Besitz der einzelnen Glieder dieser Gemeinschaft. Das einzelne Glied erhält als solches zwar ein Anrecht auf einen verhältnißmäßigen Theil an dem Gemeindelande, der aber in seiner Größe und Lage von dem jeweiligen Belieben der Gemeinde abhängig und am Beginn jedes ökonomischen Jahres verschiebbar ist. Hier fehlt noch jede wirthschaftliche Freiheit und jede Sicherheit des fortdauernden Besitzes, die allein eine landwirthschaftliche Entwickelung gewährleisten kann. Die Grundprincipien der Landwirthschaft sind hier noch gar nicht erkannt, denn diese setzen eine Vorausberechnung, eine Anlage von Capital und Arbeit voraus, die erst nach einer Reihe von Jahren ihre Zinsen und Früchte tragen können, die aber das einzelne Gemeindeglied nicht machen wird, wenn ihm sein Antheil zu Beginn jedes ökonomischen Jahres entzogen und nach Belieben und Laune einer beeinflußbaren Genossenschaft in veränderter Lage und Größe ersetzt werden kann.

Die zweite Etappe wäre die Vertheilung des Grund und Bodens an die *Wirthschaftshöfe* eines gewissen räumlich begrenzten Complexes, als voraussetzlich bleibendes Zubehör dieser einzelnen Wirthschaftshöfe, doch nicht nach den Anforderungen wirthschaftlicher Bequemlichkeit und Entwickelungsfähigkeit, sondern der Gleichmäßigkeit und möglichsten „Gerechtigkeit" der Vertheilung. Hier steckt im Grunde die Idee des Gemeindelandes noch drin, gelangt in der angestrebten Gleichmäßigkeit und Gerechtigkeit zum Ausdruck und führt zur Zerstückelung von Grund und Boden, die den wirthschaftlichen Fortschritt hemmt. An die Stelle des antheilsberechtigten Gemeindegliedes tritt der Wirthschaftshof, hier Bauerstelle oder Gesinde genannt. Dem jeweiligen Inhaber des Wirthschaftshofes ist zwar die Frucht seiner auf die Zukunft berechneten Anlage von Arbeit und Capital einigermaßen gesichert, er bleibt aber in wirthschaftlicher Abhängigkeit von der Gemeinschaft der übrigen Theilhaber und die Bethätigung seiner persönlichen Intelligenz ist ausgeschlossen, so weit der allgemeine Wirthschaftsplan und Meliorationsarbeiten in Frage kommen, die nicht im engsten Raum selbständig ausgeführt werden können. Dieses System mag einigermaßen genügen, wenn das Ganze von einer oberen Hand, von der des Gutsherrn, geregelt und geleitet wird, die die Macht hat, den Wirthschaftsplan zu bestimmen und den

Anforderungen des Fortſchritts anzupaſſen, wie es in Ehſtland beziehentlich des Futterbaues und anderer zeitgemäßen Neuerungen thatſächlich geſchehen iſt. Die Macht des Gutsherrn tritt hier als eine befreiende auf, durch die eine fortſchreitende wirthſchaftliche Entwickelung überhaupt möglich wird. Schließt man dieſe einheitliche Macht aus, ſo tritt dafür die vielköpfige Macht der Dorf- oder Gemeindegenoſſenſchaft ein, die ſich kaum zu einer durchgreifenden Reform vereinigen läßt. Gehen die Wirthſchaftshöfe nebſt Zubehör in dieſem Stadium in den Eigenthumsbeſitz der einzelnen Inhaber über, ſo kann ein einziger Eigenſinniger oder Einſichtsloſer jeden Fortſchritt hemmen, der eine Aenderung des allgemeinen Wirthſchaftsplanes vorausſetzt, weil ſein Eigenthum mit in dieſe Aenderung hineingezogen werden muß, die er kraft ſeines Eigenthumsrechtes nicht zu geſtatten braucht.

Die dritte und nach menſchlichem Ermeſſen letzte Etappe auf dieſem Wege, alſo das Ziel, iſt die Auflöſung des Wirthſchaftsfeldes, des ſämmtlichen Grund und Bodens, in möglichſt arrondirte Wirthſchaftseinheiten. Nur bei einer ſolchen agrariſchen Organiſation tritt die möglichſte wirthſchaftliche Freiheit ein und wird eine obere leitende Hand, die einheitliche Macht des Gutsherrn als vermittelnder Factor, entbehrlich, weil die vielköpfige und darum ſtörende Macht der Dorfgenoſſenſchaft ausgeſchloſſen, wenigſtens thunlichſt unwirkſam gemacht iſt. Als Gegenſtand andauernden Beſitzes — gleichviel, ob durch eine geſicherte Pachtform oder als Eigenthum — können daher nur möglichſt arrondirte oder, wie man hier ſagt, „ſtreugelegte“ Bauerſtellen, feſtgefügte Bauergüter, erwünſcht ſein, und zwar ſowohl im Intereſſe der Inhaber ſelbſt, wie auch im Intereſſe der allgemeinen Volkswirthſchaft und der fortſchreitenden Cultur, im Sinne nichtſocialiſtiſcher Anſchauungen und Beſtrebungen. Nur in einer ſolchen agrariſch-rationellen Organiſation iſt die wirthſchaftliche Unabhängigkeit und Freiheit möglichſt gewährleiſtet, und nur eine ſolche kann dem Inhaber der Wirthſchaftseinheit die möglichſt volle Bethätigung ſeiner wachſenden individuellen Kräfte gewähren. Eine rückgängige Bewegung auf dieſer Bahn, von arrondirten Bauergütern zu quantitativ und qualitativ gleichmäßig dotirten Wirthſchaftshöfen — zu dem Schnurſtückſyſtem und von dieſem zum Gemeindelande — kann nur im Intereſſe des Socialismus angeſtrebt werden. Eine ſolche Bewegung führt mit zwingender Nothwendigkeit zum Nomaden- und Jägerleben zurück und vernichtet die Cultur, die wir jetzt als ſolche anerkennen und an der Jahrtauſende gebaut haben.

Ob die Altehſten vor der deutſchen Invaſion bereits auf der zweiten Etappe agrariſchen Fortſchrittes angelangt waren oder ob ſie durch die Deutſchen dahin geführt wurden, darüber haben wir keine Nachrichten. Eine Antwort auf dieſe intereſſante Frage kann vielleicht auf linguiſtiſchem Wege gegeben werden, wenn feſtgeſtellt wird, ob das Wort „peenar“ — Grenzrain in den Ackerfeldern, ſpäter auch auf die Feldantheile ſelbſt übertragen — finniſch-ehſtniſchen oder germaniſchen Stammes iſt. Das Erſte erſcheint wahrſcheinlich; das Wort iſt vielleicht von „peen“, „peenike“ — klein, fein — abgeleitet, iſt ſomit ehſtniſchen Stammes, und dieſes

Syſtem der Feldvertheilung mag ſchon bei den Aelteſten in Gebrauch geweſen ſein. Jedenfalls fanden wir dieſe Vertheilung der Bauerfelder in Ehſtland und in dem ehſtniſchen Theile Livlands vor, die ſchwediſchen Karten aus vorpeſtlicher Zeit weiſen ſie gleichfalls auf, und keine Tradition berichtet von einer anderen. An eine allgemeine Aenderung dieſes Syſtems wurde zunächſt kaum gedacht und die meiſten von uns hätten wohl auf deſſen unabänderlichen Fortbeſtand geſchworen. Der Menſch iſt ja überhaupt ſo leicht geneigt, ſeine Einrichtungen als endgiltig durchdacht und auf die Ewigkeit berechnet anzuſehen, wie denn auch ruſſiſche Chauviniſten ihrem neuconſtituirten Gemeindelande ewige Dauer und eine weltverbeſſernde Miſſion vindiciren wollen, während wir demſelben im Intereſſe unſerer lieben Reichsgenoſſen und des ganzen Reiches keine längere Dauer wünſchen können, als unſere neugeordnete Schnurſtückwirthſchaft ſie hatte.

Der lebhafte Wunſch, durch die Neuvertheilungen der Bauerländereien die bäuerlichen Wirthſchaften zugleich von den einengenden Feſſeln zu befreien, in die ſie die maßloſe Zerſtückelung des Grund und Bodens geſchlagen hatte, brachte allerdings ſchon früh die Idee einer Art von Streulegung auf, zu deren Bethätigung auch Verſuche gemacht wurden; aber ſie war an ſich unreif, ſtieß auf lebhaften Widerſpruch von Seiten der Bauern, die dadurch ihr Gerechtigkeitsgefühl verletzt ſahen, und ſie mußte endlich an der geltenden Pachtform und dem höchſt mangelhaften Taxationsreglement damaliger Zeit mit den darin gebotenen ſchwerfälligen und reſp. unzutreffenden Rechnungseinheiten vollends zerſchellen — Für die regulären Bauerſtellen gab es als Rechnungseinheit des Debet nur den wöchentlichen Anſpanntag mit dem dazu gehörigen Fußtage und einigem Zubehör, d. h. jährlich 50 Anſpanntage und 50 Fußtage, die zu den denkbar niedrigſten Preiſen wie die Frohne beim Beginn der Geldpacht den Bauern zur Ablöſung angeboten wurde, doch immer noch an ſich 15 Rbl. repräſentirten. Eine Theilung dieſer Rechnungseinheit in halbe, drittel oder viertel Tage konnte weder dem Verpächter noch dem Pächter erwünſcht ſein, weil ſie zu beſchwerlichen Verwickelungen in der Ableiſtungsberechnung führte. Wollten wir bei der Vertheilung des Landes mehr auf wirthſchaftliche Bequemlichkeit und Freiheit, als auf Gleichmäßigkeit ſehen, ſo fehlte uns zur Ausgleichung der nothwendig ſich ergebenden Werthunterſchiede eine handlichere Rechnungseinheit. Dem Gutsherrn ſtand es zwar frei, den etwa ſich ergebenden Ueberſchuß des Landwerthes unberückſichtigt zu laſſen und die Frohne nach dem nächſtgelegenen niedrigeren Vollwerth zu beſtimmen, aber das verletzte ja wiederum die angeſtrebte „Gerechtigkeit“ und machte die Pächter unzufrieden, weil dann der Abſtrich nicht bei allen Bauerſtellen und nicht bei allen in gleichem Maße hätte geſchehen können. Ueber das ganze Gebiet konnte der Gutsherr den zu ſeinen Gunſten ſich ergebenden Unterſchied zwiſchen Land und Leiſtung unberückſichtigt laſſen, aber zwiſchen den Frohnbauern eines Gebietes ſelbſt wurde eine verhältnißmäßig „gerechte“ Abwägung von der einen Seite verlangt, von der anderen Seite angeſtrebt. Daß es eine höhere „Gerechtigkeit“ iſt, wenn durch die Zweckmäßigkeit der Einrichtung

eine wirthſchaftliche Unabhängigkeit der Bauerſtellen geſchaffen wird, die dem geringeren Boden einen höheren Werth giebt, als ihn der beſſere Boden ohne dieſe Unabhängigkeit hat, das iſt dem Menſchen um ſo ſchwerer begreiflich zu machen, je enger ſein Geſichtskreis iſt.

Wenn uns die zu große und ſchwerfällige Rechnungseinheit, die in der Frohnpacht für das Debet der Frohnpachtſtellen geboten war, zur verhältnißmäßigen Gleichſtellung dieſer Stellen innerhalb eines Gebietes zwang, ſo veranlaßten uns die unzulänglichen und der modernen Landwirthſchaft nicht mehr entſprechenden Beſtimmungen des veralteten Taxationsreglements der ſogenannten „ſchwediſchen Erdtaxe“ zur principiellen Beibehaltung der maßloſen Zerſtückelung des Grund und Bodens, wenn wir auch nur annähernd die geforderte Gleichheit herſtellen, „Gerechtigkeit“ üben und die Zufriedenheit der Bauern erlangen wollten. Dieſe Erdtaxe ſetzte nur vier Klaſſen für das Ackerland und vier Klaſſen für den Heuſchlag feſt. Der Abſtand dieſer Klaſſen unter einander wurde dadurch zu groß und der Abſtand zwiſchen der erſten und letzten Klaſſe wurde zu klein, um den thatſächlichen Schattirungen der Bodengüte entſprechend Rechnung zu tragen und in dieſer Grundlage eventuell Quantität und Qualität und umgekehrt auch nur annähernd richtig ausgleichen zu können. Dazu hatte eine kurzſichtige Humanität die erſte Klaſſe des Ackerbodens bei den Bauerländereien geſtrichen und damit den ohnehin zu engen Bewegungsraum noch mehr zuſammengedrückt. Kurzſichtig muß dieſe Art von Humanität beſonders inſofern genannt werden, als die Bonitirung und Claſſificirung des Bodens weniger zur Feſtſtellung eines effectiven Werthes dient, der durchaus relativ und mit von vielen Factoren außerhalb des Bodens abhängig iſt, als vielmehr zur Feſtſtellung der Unterſchiede zwiſchen den verſchiedenen Bodenarten, aus denen ſich die einzelnen Wirthſchaftseinheiten eines gewiſſen Bezirkes mit annähernd gleichwirkenden äußeren Einflüſſen zuſammenſetzen, um dann mit dieſen von Grund und Boden unabhängigen Factoren zuſammen das Material zur eigentlichen Taxation zu bilden. Je mehr Abſtufungen nun das Taxationsreglement für die Bonitur des Bodens bietet, je kürzer die Zwiſchenräume zwiſchen dieſen Abſtufungen ſind und je weiter die beiden äußerſten Stufen von einander abliegen, um ſo mehr kann die Bonitur der vorgefundenen Schattirungen in der Güte des Bodens Rechnung tragen und um ſo vollſtändigeres Material der Taxation liefern. Hier hatte aber die vermeintliche Humanität die ohnehin zu geringe Zahl der Abſtufungen und den ohnehin zu geringen Abſtand der beiden äußerſten Stufen noch mehr gekürzt und damit war nur dem zuſammenzutragenden Taxationsmaterial geſchadet, nicht aber den Frohnbauern geholfen. Zudem war das in dieſer Erdtaxe gegebene oder daraus extrahirte Verhältniß zwiſchen Ackerland und Heuſchlag ein durchaus verfehltes, wenigſtens gegenüber dem angeſtrebten landwirthſchaftlichen Fortſchritt, der beſonders bei Kleinwirthſchaften mit vollem Recht ein ſo großes Gewicht auf die Viehzucht an ſich und auf die möglichſt reiche Beſchaffung natürlicher Düngemittel legt. Wo in Grundlage dieſer Erdtaxe überhaupt ein

bestimmt ausgesprochener Werth des Grund und Bodens festgestellt wurde, wie es vermittelst des fictiven Thalerwerthes in Livland geschehen ist und leider noch geschieht, da figurirt in den bezüglichen Berechnungen eine Bodenfläche des schlechtesten Ackers immer noch mit einem fast dreimal so hohen Satz, als eine gleiche Bodenfläche des besten Heuschlages. In Ehstland hat diese Thalerwerth-Berechnung nie bestanden, was eine formale Unbequemlichkeit war, weil uns eben deshalb zur Berechnung des Credit und Debet einer Frohnpachtstelle keine handlichere Rechnungseinheit geboten war, als drei Tonnstellen Ackerland mit fünfzehn Saden Heu auf der einen Seite und ein wöchentlicher Anspanntag und Fußtag mit Zubehör auf der anderen Seite. Dabei war die Nichteinführung dieser Thalerwerth-Berechnung aber doch thatsächlich ein Glück für die folgenden Zeiten, denn diese auf überlebten und völlig unbrauchbaren Grundlagen ruhende Berechnung richtet in Livland viel Verwirrung an, die das wirthschaftliche Leben schädigt, mitunter auch die politischen Anschauungen des Volkes trübt oder zur Trübung dieser Anschauungen benutzt wird. Wollten wir aber in Ehstland vermittelst Rechnungscombinationen in Grundlage der Bestimmungen dieser Erdtaxe eine Ausgleichung von Ackerland und Heuschlag und umgekehrt versuchen, so stießen wir auf dasselbe unzutreffende Verhältniß, und an eine bezügliche, practisch haltbare Ausgleichungsberechnung war nicht zu denken.

Wenn wir aber nun doch der von den bestehenden agrarischen Verhältnissen gegebenen Aufgabe, der möglichsten verhältnißmäßigen Gleichstellung der Frohnpachtstellen dem Wesen nach genügen sollten und wollten und wenn wir diese Gleichstellung später auch der Form nach nachzuweisen hatten und zwar in Grundlage eines bestehenden Gesetzes oder eines als Gesetz geltenden Herkommens, während nur die nicht zutreffenden Bestimmungen dieser verlebten Erdtaxe als gesetzesähnliche Grundlage da waren, so blieb uns eben nichts übrig, als allen vorgefundenen Bodenarten innerhalb der Grenzen einer geschlossenen Dorfschaft oder eines Gebietes unter die theilhabenden Frohnpachtstellen möglichst gleichmäßig zu vertheilen. Zur Herstellung der angestrebten Gleichheit, Gerechtigkeit und Zufriedenheit mußten wir gelegentlich sogar den Heuschlag im unmittelbarsten Bereich, im Abhütungsgebiet und im natürlichen Abfluß- und Bedüngungsgebiet der einen Bauerstelle einer anderen oder mehreren anderen zuweisen, selbst wenn derselbe für die letzteren abgelegen war und deshalb kaum den halben Gebrauchswerth hatte.

Und so theilten wir denn und vertheilten und zertheilten. Wir mühten uns redlich ab, um eine Gleichheit und eine Gerechtigkeit herzustellen, die in dem angestrebten Maße in der Welt überhaupt nicht möglich ist, wenigstens nicht ohne gefährliche Berührung communistischer Tendenzen und ohne Schädigung wichtiger allgemeiner Interessen. Am wenigsten ist die Herstellung einer solchen Gleichheit und Gerechtigkeit vielleicht bei der Vertheilung des Grund und Bodens möglich, weil dieser immer nur einen relativen, von der Lage und Umgebung, von der Configuration des Grundstückes, von Verkehrsverhältnissen, von der

Geſetzgebung, von der ſittlichen und intellectuellen Entwickelung des Volkes, von der wirthſchaftlichen Richtung und dem wirthſchaftlichen Talent des Inhabers und von vielen anderen Nebenbedingungen abhängig iſt, die ſich nicht in Zahlen ausdrücken laſſen, die nicht vom Cenſus berückſichtigt werden können, zum Theil wohl auch nicht berückſichtigt werden dürfen. Und wir mühten uns ab, die an communiſtiſche Tendenzen ſtreifende Gleichheit und die engherzig aufgefaßte Gerechtigkeit mit der wirthſchaftlichen Zweckmäßigkeit in Einklang zu bringen, was bei der heterogenen Natur dieſer angeſtrebten Ziele eine Unmöglichkeit iſt. Wenn wir jetzt zurückblicken auf dieſe unſere Thätigkeit, ſo will es uns ſcheinen, als hätten wir beim beſten Willen Fehler auf Fehler gehäuft und Todſünden gegen die Entwickelung der bäuerlichen Landwirthſchaft begangen, weil wir im Banne einer engherzigen Gerechtigkeit und der Vorausſetzung unwandelbarer Dauer der überkommenen Beſitzesform und Pachtform der Bauerſtellen lebten und arbeiteten.

Und doch iſt dieſe Arbeit bei all' ihren großen Mängeln und Unvollkommenheiten keine vergebliche geweſen. Es war die erſte Düngung durch Capital, die die Gutsherren vollbewußt dem Bauerlande gaben, und wenn ein großer Theil dieſes Capitaldunges oder Dungcapitals auch an den Trümmern überlebter Agrarformen verzettelt wurde und verloren ging, ſo hat der Reſt doch mächtig zur Erweckung und Wiederbelebung des wirthſchaftlichen Geiſtes der Bauern beigetragen und hat das vorgefundene graue Feld mit dem erſten Frühlingsgrün bekleidet.

Vor Allem waren es die zur obligatoriſchen Einführung des Futterbaues in Ferwen und in einigen Theilen Landwierlands gemachten neuen Einrichtungen der Bauerfelder, die unmittelbar fördernd auf den bäuerlichen Wirthſchaftsbetrieb einwirkten. Dann wirkte aber ſchon die thätige Theilnahme ſelbſt, die der Gutsherr jetzt ſichtbar und greifbar den bäuerlichen Wirthſchaften zuwandte, zerſetzend auf die Apathie, in die das Bauernthum zu verſinken drohte, und die bereits zu dieſem Zweck ausgegebenen und angewandten Capitalien nöthigten wiederum den Gutsherrn, auch fernerhin die Wirkung dieſer Capitalien zu beobachten und die bäuerlichen Wirthſchaften nun nicht mehr aus dem Auge zu laſſen, bis ſich ein ſelbſtändig entwickelungskräftiges Bauernthum herangebildet hatte. Wenn wir ferner auch einer engherzigen Idee von Gerechtigkeit zu Liebe, die aber unter den gegebenen Verhältniſſen kaum ganz zu umgehen war, die Ländereien der Bauern zu ſehr zerſtückelten, ſo wurde in das vorgefundene Chaos doch immerhin einige Ordnung gebracht, die den wirthſchaftlichen Betrieb erleichterte und die Selbſtändigkeit und Unabhängigkeit der Frohnpachtſtellen ſo weit herſtellte, als es unter dieſen Umſtänden möglich war. Namentlich wurden zunächſt die Gärten und die Koppeln der Bauerhöfe meiſt ſo weit geordnet, daß jeder Bauer einen freien Zugang zu dieſen ſeinen internen Wirthſchaftsfeldern hatte und darin nicht mehr in früherem Maße von dem Borſten- und Federvieh der Nachbarn geſtört und beläſtigt wurde. Dieſe internen Wirthſchaftsfelder ſind aber ſolchen Wirthſchaften ſehr wichtig, die ihren täglichen Haushalt mit ſelbſtgezogenen Producten decken,

wie es bei unseren Bauern noch der Fall ist, zu damaligen Zeiten aber in noch ausgedehnterem Maße war. Es wurden die schreiendsten Mißverhältnisse zwischen Land und Leistung innerhalb der einzelnen Gebiete beseitigt und dieses gab den bisher verhältnißmäßig schwer belasteten Bauern frischen Arbeits- und Schaffensmuth, während die unverhältnißmäßig reich dotirten Bauern im alten Schwunge weiter lebten, wohl auch mit gesteigerter Arbeit und Sorgfalt die Einbuße zu ersetzen suchten, um nicht ihren alten Ruhm zu verlieren. Was übrigens einige besonders reich dotirte Streugesinde anlangt, so hatten diese namentlich ihre ausgedehnten Heuschläge oft kaum voll ausnutzen können, ja hatten sie sogar an Glieder fremder Gemeinden gegen kaum nennenswerthe Vergütung vergeben oder auch zeitweilig ganz unbenutzt liegen und stehen lassen. Auch nach der neuen Vertheilung behielten übrigens solche Stellen in der Regel unverhältnißmäßig viel Heuschlag übrig, weil der ausführenden Hand der Muth fehlte, so viel abzuschneiden, als die Rechnung eigentlich verlangte und weil auch der Gutsherr einen allzu schmerzlichen und darum abschreckenden Schnitt nicht wünschte. Bei solchen Stellen hat auch selbst der sonst pflichtgetreueste Landmesser gelegentlich die Dehnbarkeit des primitiven Taxations-Reglements über Gebühr benutzt, um den zu colossalen Ueberschuß zu verdecken, nicht aus Parteilichkeit und Gewissenlosigkeit, sondern aus einer Art von Gewissensangst, in seiner Eingeklemmtheit zwischen die kalte Zahl und das warme Leben. Und er konnte es thun in seiner eigenthümlichen, halb rechtlosen, halb souveränen Stellung, in die ihn das Herkommen gesetzt hatte. Es ist eine weitere Bethätigung des sittlich tüchtigen baltischen Geistes, daß die den baltischen Provinzen eigenthümliche Institution der Privat-Landmesser unter diesen Verhältnissen nicht ausartete, unter denen dieselben ohne jede Controle und fast ohne jede Verantwortlichkeit über fremdes Gut endgiltig verfügten.

Am einschneidendsten und wohlthätigsten wirkten aber die Neuvertheilungen und die von Seiten der Gutsherren darauf verwendeten bedeutenden Capitalien durch die Bewegung selbst, die sie in die stagnirenden bäuerlichen Wirthschaften brachten. Es lagen oft in den Bauerfeldern größere oder kleinere wüste Flächen, die keiner Bauerstelle zugeschrieben waren, an die die unregelmäßigen Schnurstücke nur grenzten und die darum nicht aufgebrochen und zu ertragstüchtigem Acker gemacht werden konnten, wozu sie sich doch eben so gut eigneten, als das umliegende Ackerland. Und es lagen zwischen den vollständig chaotischen Heuschlagsstücken weite Strecken mit Gesträuch bewachsenen Landes, das sich eben so gut zu Heuschlag eignete, das aber gleichwohl nicht gerodet wurde, weil es nicht zum traditionellen Bestande irgend einer Bauerstelle gehörte, weil man sich einmal an den Anblick eines solchen „padrik" — deutsch oder vielmehr baltisch „Gebrök" genannt — gewöhnt hatte und an die Wegräumung nicht dachte. Das Holz auf diesen herrenlosen Landstrecken schoß meist üppig empor, konnte sich aber nicht zu Bäumen entwickeln, weil ein Jeder darin nach Belieben mit dem Beil hauste und nach Bedürfniß oder auch ohne Bedürfniß die jungen Bäume ordnungslos und oft in der Mitte abhieb, wodurch sich diese „padrikud" immer mehr ver-

filzten und immer undurchdringlicher wurden. Die Neuvertheilung ging über und durch dieſe „Impedimente“ und „Gebröke“, die nun einen Herrn bekamen, der mit dem durch die Bewegung angeregten friſchen wirthſchaftlichen Geiſt an ihre Urbarmachung reſp. Ausrodung ging. Es war eine Freude, den friſchen Geiſt zu ſehen, der nach ſolchen Neuvertheilungen in der Regel Platz griff und die bäuerlichen Wirthſchaften neu belebte.

Und unter der fortgeſetzten Theilnahme des Gutsherrn, dem ſein Gut mit den Bauerſtellen nun durch die Aufnahme erſt recht *eigen* geworden war, und unter dem durch die angeregte Bewegung erfriſchten wirthſchaftlichen Geiſt der Bauern grünte ſchon jetzt das vormals graue Feld mehr und mehr auf, obgleich die Einrichtungen all' die Mängel an ſich trugen, derer oben gedacht iſt, und obgleich die finanzwirthſchaftliche Unbeholfenheit der Bauern immer noch faſt eben ſo groß war, wie in der erſten Abtheilung dieſer Erinnerungen angedeutet iſt. Schon jetzt aber verklangen und verſtummten die unheimlichen Hammerſchläge des Kirchſpiels-Auctionators mehr und mehr, die in der Zeit der allgemeinen Stagnation und Noth, die auf dem ganzen Lande laſteten, ſo oft die Frühlingsfreude geſtört und verbittert hatten. Schon jetzt nahm das Kaff im Brod der Bauern mehr und mehr ab und verſchwand allmählich. Und in einem Bauerhauſe nach dem anderen wurde ein Loch in die Wand gebrochen und es wurde ein Glasfenſter eingeſetzt, und die Räder der Wagen und die Kufen der Schlitten bezogen ſich mit Eiſen. Die ganze bäuerliche Wirthſchaft begann ein neues und friſches Anſehen zu gewinnen.

Noch war aber die Frohne die herrſchende Pachtform, wurde auch noch in der neuen Bauerverordnung vom Jahre 1857 im Princip beibehalten, erdrückte die hier und da aufkeimende Idee einer völligen Emancipation der Bauerſtellen, und der Gedanke, einmal Eigenthümer ihrer Stellen zu werden, hatte die Frohnbauern auch nicht im Traum beſucht. Noch lagen wir alle in den Banden einer engherzigen „Gerechtigkeit“, ſoweit die Vertheilung des Bauerlandes in' Betracht kam; noch war das befreiende Wort nicht geſprochen, das dieſe Bande ſprengen ſollte. Unerkannt war aber das Agens ſchon da, das die Frohnpacht ohne Drang von unten und ohne Druck von oben zerſetzen und Land und Volk ein ganz verändertes Ausſehen geben ſollte. Dieſes Agens war das natürliche Bedürfniß nach einer geregelteren und handlicheren Arbeitskraft, als ſie in dem Frohnknecht mit ſeinem Arbeitsvieh und ſeinem Arbeitsgeräthe geboten war. Dieſes Bedürfniß wuchs aus der fortſchreitenden Entwickelung der Großwirthſchaften mit elementarer Gewalt hervor, und zu ſeiner Zeit wurde auch das befreiende Wort geſprochen.

(Schluß im nächſten Hefte.)

Von den St. Petersburger Kunstausſtellungen.

Von **J. Norden** in St. Petersburg.

Alljährlich, lange Wochen bevor der echte Frühling mit ſeinem Vogelſang, ſeinem Knospenleben und jungem Grün da iſt, ja, auch lange bevor wir in unſerem Kalender der trügeriſchen Bezeichnung „Frühlingsanfang“ begegnen, zu einer Zeit, wo das Eis unſere ſchöne Newa noch gefeſſelt hält und der Winter mit grimmigem Humor uns Blumen an die Fenſterſcheiben malt — kann der Reſidenzler ſich an einem anderen Frühling ergötzen, an einem Frühling der Kunſt, deren Jünger uns mit den Werken ihres Pinſels und Grabſtichels hinwegrücken aus der Schnee- und Eisregion in die lichten Sphären der Künſtlerphantaſie oder auch direct hineinverſetzen in eitel Sommerluſt, in die Gefilde wärmerer Zonen und an das Geſtade ſüdlicher Meere.

Neuerdings, in den letzten Jahren, beginnt dieſer Frühling, deſſen Blumen Malerei und Sculptur heißen, gar ſchon vor Weihnachten zu grünen und zu blühen: hier eine einzelne Wunderblüthe zeitigend, dort uns einen anmuthigen Strauß bietend, dann einen ganzen Garten. Und der Freund dieſer Kunſtblüthen und der gelehrte, forſchende und analyſirende „Kunſt“-Botaniker — ſie haben viel zu genießen und viel zu ſtudiren, wenn ſie Alles ſehen und Alles genau kennen lernen wollen. . . .

Die Leſer der „Nordiſchen Rundſchau“ wiſſen, daß es auch heuer ſo war.

Schon im November begann für uns der „Kunſtfrühling“. Waſſili Wereſchtſchagin, der geniale Anti-Kriegsmaler und der Sänger Indiens in Farben, machte den Beginn; ihm folgte bald Konſtantin Makowſki, der „ruſſiſche Makart“, mit der farbenglühenden „Bojaren-Hochzeit“, die nach einer Rundreiſe durch Rußland nunmehr auf dem Wege nach Paris iſt, um dort auf einer Ausſtellung ruſſiſcher Künſtler, wie Bogoljubow, Lehmann, Charlamow, Beggrow, Kratſchkowſki u. A., einen ehrenvollen Platz, den Mittelpunkt, einzunehmen; dann kamen Profeſſor Klever und Akademiker Sſudkowſki, an deren Hand wir uns „über Land und Meer“ führen ließen und uns hinüberträumen konnten in das Reich

des Frühlings und des Sommers und in die Steppen des Südens und an das Ufer des Schwarzen Meeres.

Und während ihre Ausstellung noch die Salons der „Gesellschaft zur Förderung der Künste" zu einem Wallfahrtsort machte für alle Kunstfreunde, thaten sich auch schon die mächtigen Säle des Jussupow'schen Palais am Newski-Prospect auf, wo die XII. „Wanderausstellung" dieses Mal ein Unterkommen gefunden; und auch diese war noch nicht geschlossen, als die große „Akademische Ausstellung", zum ersten Male nach neuem Modus, in der „Akademie der Künste" eröffnet wurde, eine Ausstellung, der man mit besonderer Spannung entgegensah und die bis in die ersten Tage des Mai hinein währen wird.

Das ist aber noch nicht Alles; denn da gab's noch manch' andere Sonderausstellung; gab's die Ausstellung der Concurrenz-Arbeiten in der Akademie, die Ausstellung der Preisarbeiten in der Schule der „Gesellschaft zur Förderung der Künste" und in der Stieglitz'schen Zeichenschule; und endlich steht nach Ostern noch eine Aquarellausstellung bevor, die seit einer Reihe von Jahren stets den Beschluß unserer Saison der bildenden Künste macht.

* * *

Wie Sie sehen — uns wurde und wird auch auf diesem Gebiete Vieles gereicht in diesem Jahre, das ja an Kunstgenüssen aller Art ein gar so fruchtbares ist.

Manches von dem, was uns geboten ward, ist in den Briefen „Aus der Hauptstadt" schon besprochen worden: aber noch nicht die beiden Ausstellungen, die die Summe der Kunstleistungen russischer Maler, Bildhauer und Kupferstecher im laufenden Jahre bedeuten und die darum stets mit dem größten Interesse erwartet und besucht, mit großem Eifer und Ernst besprochen und kritisirt werden. Der „Wanderausstellung" und der „Akademischen Ausstellung" — aber nur im Allgemeinen — sollen denn auch diese Zeilen zumeist gelten.

Sie sind vielleicht erstaunt darüber, daß aus zwei gesonderten Ausstellungen wir jene Summe ziehen müssen, daß wir nicht Alles bei einander finden, wie im Pariser „Salon", wie auf den großen Berliner und Münchener Ausstellungen. Und wenn Sie andererseits einen Blick werfen in den Inseratentheil unserer Tagesblätter und ihre Feuilletons aufmerksam lesen, in denen seit dem November die bildenden Künste eine so hervorragende Rolle spielen, so könnten Sie am Ende glauben, St. Petersburg sei so recht die Heim- und Pflanzstätte selbst dieser Künste — eine Vermuthung, von der Sie geheilt werden nach einem Rundgange durch die unzähligen Ausstellungen.

Nun — es ist in der That traurig, daß wir nicht Alles bei einander finden können, was uns nothwendig ist, um uns ein Urtheil zu bilden über die Fortschritte und die Entwickelung russischer Kunst. So jung sie ist — oder eben weil sie noch gar so jung ist — geht ein Riß durch die Jünger derselben, der sie in zwei Lager theilt, und die Kunst selbst: o weh! geht immer mehr nach

Brod, sucht immer mehr Effecte. Die reiche Anzahl von Ausstellungen aller Art hat durchaus nicht in übergroßer Fruchtbarkeit unseres eigentlich doch immer noch recht geringen Künstlervölkchens ihren Grund, sondern in der in den letzten Jahren aufgetauchten Sitte oder vielmehr Unsitte, Alles, was man schafft, auch sofort auszustellen, nicht sowohl in allen zugänglichen Kunsthandlungen, sondern in besonderen Localen gegen ein Entrée. Der Zweck liegt nahe: man macht so allein dastehend, wo kein Vergleich möglich ist, mehr Effect, man bringt die „Waare" leichter an den Mann und — das so nebenbei durch das Ausstellungs-Entrée erworbene Geld ist auch nicht zu verachten. In „Geldsachen" aber „hört bekanntlich die Gemüthlichkeit auf" und wo die Eitelkeit in Betracht kommt, ist's mit der Eintracht meist aus. Das erklärt mit jene Sonderausstellungen, die übrigens, wie ich einschalten muß, in diesem Jahre sich, Gott Lob, weniger breit gemacht haben, als im vorigen und namentlich vor zwei Jahren.

Und so tritt an die Stelle fest geschlossener und gefügter Genossenschaften immer mehr und mehr das Individuum, zum Schaden der russischen Kunstschule und der bestehenden Gesellschaften.

Gewiß giebt es Ausnahmen. Wenn ein immer auf der Wanderschaft begriffener Maler, wie W. W. Wereschtschagin, der seine eigenen Wege geht und zu keiner bestimmten Kunstgemeine gehört, von Zeit zu Zeit den Petersburgern eine stattliche Reihe seiner neuen Werke vorführt, so ist das jedenfalls dankenswerth, denn wir würden sie sonst gar nicht zu sehen bekommen. Und wenn Professor Klever vor drei Jahren zum ersten Male eine Sonderausstellung veranstaltete, die aus etwa fünfzig Bildern und Skizzen bestand, welche eine Schaffensperiode von circa acht Jahren repräsentirten, so war eine solche Ausstellung desgleichen sehr interessant und lehrreich, ganz ebenso, wie es interessant war, bei dieser Gelegenheit die Bekanntschaft eines neuen aufstrebenden Talentes zu machen, des bis dahin hier nur allenfalls dem Namen nach bekannten Sjudkowski, der gleichzeitig mit Klever auch mindestens zwanzig Bilder ausstellte.

Aber was soll man dazu sagen, wenn Herr Sjuchorowski ein schamlos nacktes Weib malt und es als sensationelles Effectstück unter dem Titel „Nana" ausstellt, wie vor zwei Jahren geschehen, so lange, bis es ihm viele, viele Tausende einbringt? Oder wenn Kuindshi zwei, drei Bilder in einem Winter bei künstlicher Beleuchtung dem Publicum zeigt und im nächsten bei Sonnenlicht? Oder wenn Professor Aiwasowski den großen Ausstellungen fern bleibt, um ohne jeglichen triftigen Grund seine neueren Sachen allein auszustellen? Und wenn Professor Meschtscherski dasselbe thut? Oder wenn K. Makowski der Wanderausstellung Valet sagt, um mit seiner „Bojaren-Hochzeit" in stolzer Einsamkeit zu glänzen? Oder — doch genug; das Alles und manches Andere noch ist geschehen zum Theil in diesem Winter, zum Theil im vorigen, vor zwei Jahren ꝛc.

Und hierzu, zu diesen vielen Sonderinteressen, kommt dann noch etwas Anderes: jener mächtige Riß, der unsere Kunstschule in zwei feindliche Lager theilt...

* * *

Bis zum Jahre 1870 bildete die Akademie der Künste in Wahrheit das Centrum unseres Kunstlebens, und die großen Ausstellungen, die sie alljährlich im Frühjahr veranstaltete, waren von allgemeinem und maßgebendem Interesse und meist auch entscheidend für die Carrière der Künstler. Unter dem Einflusse jedoch der liberalen Strömung der sechziger Jahre und der hierdurch bedingten Parteibildungen vollzog sich auch in der Künstlerwelt Rußlands eine Wandlung, griff auch unter den Jüngern des Pinsels und des Meißels ein Parteigeist Platz, obschon die Kunst doch mit Politik und Tendenz wahrlich nichts zu thun haben darf. Zum Theil freilich erschien das Gebahren der jungen Künstler, die gegen die Akademie Opposition bildeten, verständlich: wenn sie das thaten, so traf dabei die Akademie selbst viel Schuld. Ihr „büreaukratischer" Geist, ihr Protections- und Traditionswesen, ihre strenge „Schule", die dem Kunstjünger gewissermaßen einen Kanzleistil anerzog und ihm eine Uniform aufzwängte — das vertrieb die Künstler, denen Palette und Pinsel höher stehen, als Codex und Paragraphen, und denen Convention und Schablone als ein zu hoher Preis für Medaillen und Diplome erschien. Die „freien" Künstler im wahren Sinne des Wortes waren es, die sich lostrennten vom Mutterinstitut und ihre eigenen Wege zu wandeln begannen.

Ende der sechziger Jahre war es G. G. Mjassojedow, der, als er sich noch als Pensionär der Akademie Studien halber in Spanien aufhielt, an den bekannten Genre- und Portraitmaler K. W. Lemach über den Gedanken schrieb, eine selbständige Gesellschaft zu gründen zur Veranstaltung von Ausstellungen, die wo möglich außer den beiden Residenzen auch die namhaftesten Provinzialstädte durchwandern sollte. Nach seiner Rückkehr nach Rußland entwickelte er seinen Plan dann auch im einstigen „Petersburger Künstler-Artell" und später in Moskau, wo namentlich die Genremaler Perow und Prjanischnikow der Idee viel Beifall zollten und mit ihm zusammen das Project ausarbeiteten, das nach verschiedenen, hier nicht näher zu berücksichtigenden Veränderungen und Berathungen mit dem „Petersburger Artell" außer von den Genannten noch von Kamenew, Ssaurassow, Gay, Kramskoi, Baron M. R. und Baron M. P. Klodt, Schischkin, K. E. Makowski, N. E. Makowski, W. J. Jakobi, A. J. Korsuchin und anderen Namen von gutem Klange unterzeichnet und im November 1870 vom Minister des Innern bestätigt wurde.

Im Jahre 1871 fand dann in St. Petersburg die erste „Wanderausstellung" statt, die viel Sensation machte und ihren Gliedern die volle Sympathie des Publicums eintrug. An Sympathie hat es ihnen überhaupt nicht gefehlt, auch später nicht, auch bis zu unseren Tagen nicht. Das „Neue" interessirt unser Publicum immer und ganz besonders, wenn es so einen kleinen politischen Hautgout, einen kleinen Beigeschmack von Tendenziösität hat. Zudem herrschte in dem Kreise der „Wanderausstellen" sicher ein freierer, regerer Geist, ein frischerer Hauch als in dem der Akademisten. Die meisten derselben verfolgten eine nationalere Richtung, die vornehmlich in specifisch russischer Genremalerei zu Tage trat un

gleichzeitig stellten sie sich auf einen Boden des Realismus, auf dem heute die russische Kunst ja überhaupt fußt. Ein Vorläufer dieser national-realistischen Richtung war in den 20er Jahren bereits Wenezianow gewesen; die „Gesellschaft zur Förderung der Künste" und die jüngere „Schule für Malerei und Sculptur" (in Moskau) leisteten ihr später Vorschub und nach Feodotow war es dann namentlich Perow, einer der Hauptbegründer der „Gesellschaft der Wanderausstellungen", der in epochemachender Weise ein Apostel des Realismus in der Kunst auf nationalem Boden wurde. Als er vor bald zwei Jahren starb, da war der Weg, den er gebahnt, die große Heerstraße der meisten russischen Künstler geworden.

Selbst eine zweite Gesellschaft, die, von akademischen Kreisen ausgehend, sich bald nach der „Gesellschaft der Wanderausstellungen" constituirte, als ein Gegengewicht dieser gegenüber, die, wie wir weiter unten sehen werden, mittlerweile auf den Aussterbeetat gesetzte „Gesellschaft zur Veranstaltung von Kunstausstellungen" — auch sie konnte sich dem dominirenden Einfluß jener Richtung nicht ganz entziehen, trotz aller Ignorirung ihrer Hauptvertreter, eben der „Wanderausstellen".

Im Laufe der Jahre hat sich somit Manches geändert: Jenes Schisma konnte auf die Akademie nicht ohne heilsame Rückwirkung bleiben; schon die Begründung der zweiten Gesellschaft war eine Concession an die Zeitströmung und den herrschenden Geschmack; und einen weiteren Schritt hat unser, so zu sagen, officielles Kunstcentrum im letzten Jahre gethan, einen Schritt, der mit der Zeit die Existenz der „Gesellschaft der Wanderausstellungen" gar in Frage stellen dürfte. Andererseits hat diese die Keime, die für ihre Physiognomie charakteristisch waren, weiter fortentwickelt in fast extremer Weise; bei der strengen Verfolgung einer ausgesprochen realistischen Richtung ist sie in einigen ihrer Vertreter angelangt hart bei den Grenzen des Kunstschönen, und das nationale Element, das sie von jeher auszeichnete, schlug in eine kunstfeindliche Tendenz um. Wenn bei der Gründung dieser Gesellschaft für Manchen erst dadurch eine Entwickelung ermöglicht wurde, so geriethen andererseits viele von denen, die frank und frei ihre eigenen Wege wandeln wollten, auf Abwege.

Auch folgten der einen großen Spaltung hüben wie drüben in allen beiden Lagern noch manche andere kleinere Risse, und nun ziehen Viele schon nicht mehr blos gruppenweise, sondern gar einzeln ihres Weges und, nur dem Geschmacke der großen Menge huldigend, der ihnen als Irrlicht voraushüpft, gehen sie schließlich oft unter in dem großen Sumpfe eines gräulichen Realismus oder unkünstlerischer Tendenziösität, oder aber endlich erbärmlicher Effecthascherei.

Das klingt vielleicht sehr hart — aber es ist leider wahr. Diese traurige Wahrheit jedoch, von der uns manche Ausstellungen der letzten Jahre, Sonderausstellungen so gut, wie Collectivausstellungen, überzeugen konnten, sie wird durch eine Maßregel der Akademie der Künste, die uns die Hoffnung auf Besserung eröffnet, in Etwas gemildert.

Im November v. J. überraschte die russischen Kunstfreunde die erfreuliche

Mittheilung, der Akademische Conseil habe in Folge der Freigebigkeit der Regierung, die in der Absicht, der Pflege der Kunst ernstlich Vorschub zu leisten, den Etat der Akademie wesentlich aufgebessert, nunmehr beschlossen, wieder die alten Universal-Ausstellungen in's Leben zu rufen und zwar nach neuem, rationellerem, Kunstliebe und Kunstpflege förderndere und namentlich auch freiheitlicherem Modus als früher. Dieser Beschluß fand seinen Ausdruck in einem neuen Reglement für die Ausstellungen, dessen Bestimmungen in Kurzem folgende sind: Es werden in den Sälen der Akademie keinerlei Ausstellungen mehr zugelassen, außer der großen Frühjahrs-Ausstellung, die sie selbst veranstaltet. Zu dieser aber haben *alle* russischen Künstler ohne Ausnahme Zutritt, sobald eine Jury, die aus sechs vom Conseil bestimmten und sechs von den Exponenten gewählten Mitgliedern besteht, ihre Werke für zulässig erklärt. Der Besuch der Ausstellung ist am Freitag, Sonnabend und Sonntag ein unentgeltlicher. Der Entrée-Erlös der übrigen Tage wird ebenso wie eine ad hoc ausgeworfene Summe von 20,000 Rbl. jährlich dazu benutzt, für die Gallerie der Akademie und namentlich für die in Bildung begriffenen Kunstmuseen in Provinzialstädten eine gewisse Anzahl der ausgestellten Kunstwerke anzukaufen, wobei die Auswahl dieser ebenfalls von der genannten Jury abhängt.

Nun, das ist in der That eine sehr glückliche Maßnahme, die von weittragender Bedeutung werden kann und, wenn sie auch nicht von vornherein das Unkraut der Sonderinteressen auszureißen im Stande ist und auch nicht gleich ein Ende macht dem Cliquengeist und Parteiwesen, so doch sicher diesen einen gewaltigen Stoß versetzt.

Das Sonderinteresse, dem es nicht blos um einen glänzenden Kaufpreis zu thun ist und das sich nicht damit begnügt, ein Bild in dem Hotel irgend eines den Mäcen spielenden Finanzbarons hängen zu wissen, sondern dem es darauf ankommt, einmal in den Katalogen der National-Museen und Gallerien auch den Namen seines Trägers fortleben zu lassen — es muß sich wohl oder übel in die Säle der nationalen großen Ausstellung begeben, wo auch für Tendenz und Clique kein Platz mehr ist. Das kunstliebende und kunstsinnige Publicum wird mit der Zeit dann in den Stand gesetzt, wieder, wie vor 20 Jahren, sich ein richtiges Gesammturtheil bilden zu können über den jeweiligen Stand der russischen Kunst.

Die Presse hat denn auch diesen Beschluß auf's Sympathischste aufgenommen und, gleich dem Publicum, der am 22. März eröffneten ersten „Akademischen Ausstellung" das weitgehendste Interesse entgegen gebracht.

Doch wir wollen zunächst noch nicht diese aufsuchen — wo wir vielen Namen der früheren „Gesellschaft für Kunstausstellungen" begegnen —, sondern uns etwas in der „Wanderausstellung" umsehen, die einige Wochen früher ihre Säle dem Publicum erschloß.

* * *

Die diesjährige ist die XII., die diese Gesellschaft veranstaltet hat. Sie weist nicht weniger Bilder auf, als die der letzten Jahre, aber mancher Name von gutem Klange fehlt. Ob das Zufall, ob das ein Zeichen der Zeit ist — das vermag man heute natürlich noch nicht zu bestimmen. Im Uebrigen aber trägt sie ganz denselben Charakter, wie ihre Vorgängerinnen.

Welcher Art ist derselbe?

Es wurde schon vorhin erwähnt, daß die anfänglich zu Hoffnungen berechtigenden Elemente der Kunst der „Wanderausstellen", ein kunstschöner Realismus und ein nationaler Sinn, mit der Zeit zum Theil verkümmert, zum Theil ausgewuchert sind. Das Publicum vergötterte die jungen Apostel der neuen Lehre, und diese richteten sich danach ein. D. h. sie suchten der Nachfrage ein ungeheures Angebot entgegen zu setzen, und wohin das führt, das zeigen uns ihre Ausstellungen: ein immer größerer Mangel an Kunstideen macht sich geltend; an ihre Stelle ist die Tendenziösität getreten; auf Technik, vollendete Technik wird immer weniger Nachdruck gelegt und gleich den Pariser Impressionisten glauben sie, daß die «impression» beim Maler und beim Publicum Alles bedeute; feine Empfindung wird durch rohe Manier ersetzt, und wenn Jemand die technische Bravour doch nicht ganz über Bord wirft, so wählt er sich wenigstens einen unerquicklichen Stoff und der Realismus wird zum Naturalismus.

Die Frage von der Berechtigung des Naturalismus in der Kunst hat in den letzten Jahren viel Staub aufgewirbelt und angesichts der Verehrung, die diese von den Franzosen wieder zu neuem Leben erweckte Richtung — denn Ben Akiba's Wort läßt sich ja auch auf den Naturalismus anwenden — hier in Rußland auf jeglichem Gebiete genießt, sei es gestattet, wenigstens eine kleine Bemerkuug hierüber einzuschalten, die um so mehr am Platze ist, als sie sich ja auch gerade auf die „Wanderausstellen" bezieht.

Von dem Goethe'schen Realismus zum Zola'schen Naturalismus ist ein — kleiner Schritt; aber dieser Schritt führt über die ungeheuer tiefe Kluft, die den Boden der Kunst von der platten, ja gemeinen Alltäglichkeit scheidet. Mit den Stoffen wächst die Behandlung: eine „Kreuzigung", mit dem weitgehendsten Realismus auch im kleinsten Detail gemalt, wird auf uns zum Mindesten peinlich wirken, weil dieser Stoff eine naturalistische Behandlung nicht verträgt; dagegen erregen und verdienen jene wunderbar wahrheitsgetreuen Genrebilder aus dem modernsten Leben, wie sie ein Adolph Menzel malt, nur die größte Bewunderung. Unsere Realisten übersehen das: sie scheren Alles über einen Kamm und verwechseln nur zu oft Idee und Ausführung, Stoff und Behandlung. Sie glauben, wenn sie einmal dem Idealismus, d. h. dem Unwahren, Traditionellen, Conventionellen in der Behandlung und technischen Ausführung Valet gesagt haben, auch in der Wahl des Stoffes nicht *weit* genug gehen zu können und greifen eben darum — das klingt recht *paradox* — nach dem Allernächsten, nach dem Alleralltäglichsten, dem eine künstlerische Weihe zu geben eben so unmöglich ist, als in der Regel sogar ängstlich vermieden wird. Da nun aber das Aller-

alltäglichſte an und für ſich nicht „ſenſationell“ genug iſt, ſo wird darum aus dieſer Sphäre dann noch das ausgeſucht, was ſich nicht künſtleriſch, nicht idealiſirend, veredelnd, ſondern tendenziös, profanirend, in den Schmutz hinabziehend ausführen läßt, und ſo ſteigt man hinab in den Pfuhl der Tendenziöſität und in die Kloake des Cynismus. Und dazu kommt dann noch etwas Anderes: wer nicht über techniſches, von guter Schulung zeugendes Können gebietet oder aber, dasſelbe ſtolz verachtend, durch originale „Eigenart“ zu frappiren ſucht, der begnügt ſich mit „genial“ ſein ſollender Flüchtigkeit, Hudelei und Sudelei, oder er gefällt ſich in einer ebenfalls für „Genie“ ausgegebenen barocken Manier. . . .

Seit 1876 habe ich noch in jedem Jahre dieſen Eindruck als den Geſammteindruck aus den „Wanderausſtellungen“ mit mir genommen, wenn auch im Einzelnen ſelbſtverſtändlich viel Erfreuliches, mächtiges Aufſtreben des einen oder anderen Talentes, friſches Leben und reger Geiſt Einem entgegentrat.

Im Laufe dieſer Jahre hat ſich natürlich auch der Perſonalbeſtand der „Wanderausſtellungs-Geſellſchaft“ verändert: viele ſind geſtorben, andere ſind ausgeſchieden, um ihre eigenen Wege zu gehen, wieder andere ſind in's feindliche Lager übergelaufen, aus dem wir dafür einigen Apoſtaten unter den „Wanderausſtellern“ begegnen.

Mancher Künſtler, der ſonſt hier anzutreffen war, fehlt jetzt: ſo vor Allem Konſtantin Makowſki, Lehmann (in Paris anſäßig), Bronnikow (in Rom) u. A., die mit den Portraitmalern Kramskoi, Charlamow und Repin, der übrigens mehr Genremaler iſt, den Genremalern W. Makowſki, Prjaniſchnikow, Lemach, Bogdanow, dem Thiermaler Sſwertſchkow, den Landſchaftern Schiſchkin, Bogoljubow, Wolkow, Kiſſelew die Hauptſtützen der Geſellſchaft bildeten, die überhaupt gegen 30 Mitglieder zählt.

Charakteriſtiſch für die diesjährige, wie überhaupt für alle „Wanderausſtellungen“ iſt's, daß wir auf ihr der religiöſen und Kirchenmalerei und dem hiſtoriſchen Gemälde gar nicht, dem hiſtoriſchen Genre nur ſehr wenig begegnen. Charakteriſtiſch ferner iſt's auch, für den Geſchmack des Publicums namentlich, daß manche einſt tüchtige Genremaler ſich allmählich immer mehr der Landſchaft zugewandt haben, welch' letztere in der ruſſiſchen Malerei überhaupt quantitativ durchaus dominirt. Auf zehn mehr oder minder befriedigende Landſchafter kommt bei uns höchſtens ein Genre- oder Portraitmaler. . . .

Daß ich Sie nunmehr mit den c. 200 Bildern der „Wanderausſtellung“ bekannt machen ſollte, werden Sie gewiß nicht erwarten; ſelbſt auf die Gefahr hin, daß ich Ihnen den Beweis für alle oben ausgeſprochenen Behauptungen ſchuldig zu bleiben ſcheinen könnte, muß ich mich kurz faſſen.

Die Stärke der „Wanderausſtellungen“ bilden allemal das Portrait und das Genre. Einen zweiten ſolchen Genre-Maler, wie W. E. Makowſki, deſſen meiſt kleine Bilder aus dem Tagesleben enger Bürgerexiſtenz mit Gold aufgewogen werden, beſitzt Rußland heute wohl überhaupt nicht. Von den Por-

traitmalern fehlt dieses Mal, wie gesagt, der elegante, glänzende K. E. Makowski, der, gleich Makart, Alles im rosigsten Lichte erblickt und hier unter dem 60. Breitengrade in jedem Gemälde ein wahres Farbenfeuerwerk losprasseln läßt. Dafür ist aber der nüchterne, übrigens viel Nachdruck auf's Technische legende Kramskoi mit einer Reihe guter Portraits und — Blumenstücken vertreten; verfehlt war jedoch seine Idee, eine trauernde Wittwe zu malen: ein riesengroßes, höchst unerquickliches, wenn auch sauber gemaltes Bild, das uns eine Dame mittleren Alters vor den zur Ausschmückung des Sarges bestimmten Blumen stehend zeigt, während aus dem Nebenzimmer der Kerzenschein der den Katafalk umstehenden Kandelaber hereinfällt. Strengste „Wahrheit" ist der Grundsatz des immer mehr auf Abwege gerathenden und tendenziösesten der Tendenzmaler Jaroschenko, der dieses Mal einen Haupttrumpf auszuspielen glaubte, wenn er eine „Kursistka", eine Studentin malte, die eben Gift genommen; nur das Charakteristische endlich fesselt der kraftgenialische Repin auf seine Leinewand, der viel versprochen hat, aber immer weniger hält, obschon er gleich Jaroschenko, einen Theil der Presse und die große Masse des Publicums stets für sich hat; er erzielt oft erstaunliche Effecte, und es ist lebhaft zu bedauern, daß diesem das Genre, wie das Portrait gleich stark cultivirenden Maler Geduld, Ausdauer, Fleiß immer mehr abhanden kommen: er sudelt und schmiert heute mehr, als daß er malt; kein Bild ist vollendet; um Kleinigkeiten — z. B. um die Hände, diesen Prüfstein eines guten Portraitmalers — kümmert er sich gar nicht; aber der Kopf ist dafür fast immer von frappanter Aehnlichkeit, Lebendigkeit und — Häßlichkeit, denn wenn Repin keinen berühmten Kopf malt, so malt er sicher einen häßlichen. Seine diesjährigen Portraits sind übrigens recht mangelhaft, namentlich das Turgenew's, das den geistvollen Dichter fast zu einem simplen „Gostinnidworez" stempelt. Doch Repin war es in diesem Jahre gar nicht um Portraits zu thun, sondern um ein tendenziöses Genrebild. Nachdem er im vorigen Jahre eine „Procession" gemalt, die nur den Stumpfsinn der Bauern und die Rohheit der Landgensdarmen schilderte — deren Knuten über den Kirchenfahnen auf die Rücken der Gläubigen niedersausen — stellte er dieses Mal einen aus der Verbannung in den Schooß der Familie unerwartet zurückkehrenden offenbar „politischen" jungen Verbrecher dar; ein Bild, über das hier schon fast ganze Bände zusammengeschrieben worden sind, ohne daß es deshalb an künstlerischem Werth und an Bedeutung irgendwie gewonnen hätte. Das beste Portrait der diesjährigen Ausstellung hat wohl jedenfalls Kusnezow geliefert, dessen mächtiges Bild — das inmitten hübsch ausgeführter Accessoires die kleine Wera Mamontow darstellt — ihm sicher viele Bestellungen eintragen wird.

Abgesehen von W. Makowski, Lemach mit seinen reizenden Bauerkinder-Typen, und etwa Surikow, der einen sehr expressiv gemalten Hafenarbeiter ausstellte, hat auch das Genre, das historische wie das alltägliche, dieses Mal nur Mittelmäßiges aufzuweisen. Was endlich die Landschaft betrifft, so ist auf diesem Gebiete wenig Erfreuliches und nichts Hervorragendes geleistet.

Der Waldmaler Professor Schischkin ist mittlerweile von jüngeren Kräften überflügelt worden; Professor Meschtscherski — ein Ueberläufer aus dem akademischen Lager — verleugnet nach wie vor nicht den Schüler Calame's, aber leider nur in den schlechten Seiten des einst epochemachenden Landschafters; Wolkow — nach dem viel Nachfrage ist — hat sich in eine gewisse Farbenmanierirtheit hineingearbeitet, von der er nicht mehr loskommt; Polenow und Kisselew, sonst recht tüchtig, lassen allzu sehr Poesie vermissen, und der Rest ist meist — Schweigen.

* * *

Wenn sonst die „Wanderausstellung", die nunmehr bereits geschlossen, eine Nomadenexistenz begann von den Ufern der Newa aus durch das ganze Rußland bis nach Nishni-Nowgorod, Odessa und Warschau — wenn sonst sie den „Vogel abschoß", so ist dieses Mal jedenfalls die „Akademische Ausstellung" die interessantere, und nicht blos für das Publicum.

Gleich der ersten „Wanderausstellung" im Jahre 1871, bildet sie den Ausgangspunkt neuer Hoffnungen. Und diese Hoffnungen sind berechtigte. Wohl sind auch hier nur 180 bis 200 Bilder ausgestellt — was ist das im Vergleich zu dem jährlich 6- bis 7000 Nummern umfassenden Katalog des Pariser „Salon"? — aber die Jury ist ziemlich streng verfahren, und wir begegnen nichts absolut Schlechtem; wenn die Mittelmäßigkeit aber doch noch häufig angetroffen wird, so erklärt sich das einfach daraus, daß die Zahl unserer hervorragenden Künstler überhaupt kaum mehr als zwei Dutzend beträgt. Andererseits ist's auch sehr erfreulich, daß hier, was das Kunstgenre betrifft, weit größere Mannigfaltigkeit herrscht, als auf der „Wanderausstellung"; sogar die religiöse Malerei ist vertreten, und die dort ganz fehlende Sculptur-Abtheilung hat in der „Akademie der Künste" manch' tüchtige Arbeit aufzuweisen. Endlich stoßen uns viele neue Namen auf: den dii minorum gentium, die noch keine Titel tragen und deren Brust noch keine Sterne zieren, sind die Thore der büreaukratischen Akademie geöffnet worden, und gegenüber Rang und Orden werfen diese ihr Talent in die Wagschale. Dabei wird hier die Kunst gewissenhafter gepflegt; auf Technik im europäischen Sinne wird mehr Gewicht gelegt und bei aller gleichfalls realistischen Behandlung fühlt man's doch bei den meisten Bildern heraus, daß ihre Schöpfer Ideale kennen und besitzen. Und so hat sich jetzt gerade das Umgekehrte eingestellt: die akademische Ausstellung ist von einem Geiste frischen, freudigen, gesunden Strebens durchweht, während die diesjährige „Wanderausstellung" den Charakter einer beängstigenden Stagnirung und Stereotypität trägt.

Aber auch hier müssen wir uns mit einem ganz flüchtigen Rundgang begnügen.

Wenn die Force der „Wanderausstellung" das Portrait bildet, so war und ist die glänzende Seite der Ausstellung in der „Akademie" — die Landschaft.

Aiwasowski, Orlowski, Klever — da haben Sie gleich drei Namen von bestem Klang.

Gelegentlich der Besprechung der Sfudkowski'schen Bilder wurde schon darauf hingewiesen, daß der ältere Meister binnen Kurzem die Segel vor dem jungen Akademiker streichen müßte. Er kann's schon jetzt thun. Was er dieses Mal ausgestellt, reicht meist nicht einmal an die letzten Werke des Odessaschen Marinemalers heran; nur in einem Bilde: „Sturm an der italienischen Küste" erkennt man den poetischen Märchenerzähler in Farben wieder, aber dieses Bild gleicht nur allzu sehr einem anderen, das einen „Sturm an der Krim-Küste" darstellte. — Orlowski ist nicht mit den besten Bildern vertreten, die er in diesem Winter geschaffen. Es sind bekannte Motive, denen wir auf der Ausstellung begegnen: einem sonnenlichtdurchflutheten Buchenwalde und einem Kornfelde in Abenddämmerung mit hübscher Staffage; aber die wunderbar stimmungsvollen Wolken- und Luftbilder, die in den letzten Monaten in seinem Atelier entstanden sind — auf dieser Ausstellung suchen wir sie vergebens. Klever hat einigen Bildern, die auf der eigenen Ausstellung figurirten, auch hier wieder einen Platz angewiesen, daneben aber auch einem neuen duftigen, tiefpoetischen, leider aber noch nicht ganz vollendeten großen Waldbilde, das nach einer Staffagenfigur den Titel „Rothkäppchen" führt. In demselben Saal, wo die Klever'schen Gemälde aufgestellt sind, begegnen wir einem Landsmann von ihm, Oscar Hoffmann aus Dorpat, einem Schüler der Düsseldorfer Akademie, der das Genre mit der Landschaft auf das Glücklichste verbindet und bei feiner Naturempfindung eine breite Pinselführung und virtuose Technik zeigt. Ich komme auf diesen Maler, der sich nunmehr in Rußland niederläßt, nachdem er sich namentlich in Holland und England schon einen Namen gemacht hat, gelegentlich zurück. Seine große Winterlandschaft — abendliche Eisscenerie an der finnischen Küste — gehört sicher zu den besten Bildern der Ausstellung und wird wahrscheinlich von der Akademie angekauft werden; jedenfalls aber verdiente sie das.

Von den jungen Landschaftern nenne ich Pissemski und Kratschkowski, die je ein Bild an Ihre Majestäten verkauft haben, Artynganjew, Kondratenko, Kasanzew, Sfergejew, Frl. v. Wistinghausen — eine Schülerin Klever's — ohne mich heute auf ihre nähere Charakteristik einlassen zu können, so interessant es auch wäre.

Unter den Vertretern des historischen Genres behauptet Sfwedomski mit seinem „Evoe Bacche" — einer Orgie auf der Villa eines römischen Cäsars — den ersten Platz. Er erinnert etwas an den glänzenden polnischen Maler Siemiradski, mit dem er auch in der Wahl der Stoffe aus dem römischen Alterthum übereinstimmt; nur ist er manierirter als dieser. Ein reizendes, bewegtes Bild der Baronesse Wrangell: „Unterricht im Pflügen", hat gleichfalls Se. Majestät angekauft.

Mit Schweigen dürfen auch nicht die trefflichen Schlachtenmaler Kowalewski und Dmitrijew-Orenburgski übergangen werden, die wohl nüchterner malen, als Wassili Wereschtschagin malt, aber, obschon sie ebenfalls

der Wahrheit treu bleiben, dem Beſchauer keinen Alp auf die Bruſt wälzen mit ihren lebensvollen, bald tiefen Ernſt, bald heiteren Humor oder gar eine gewiſſe Gemüthlichkeit behandelnden Kriegsbildern. Kowalewſki wählt ſich meiſt typiſche Figuren und Gruppen, Dmitrijew mehr bedeutſame Epiſoden aus Schlachtaffairen.

Endlich ſeien noch Kiwſchenko genannt mit ſeinen trefflichen Jagd- und Hundebildern und Mako, gleich jenem in München anſäßig, der ebenfalls ſchöne Hundeportraits geliefert hat. . . .

* * *

Ich bin zu Ende. Aber wenn ich jetzt ſchließe, ſo thue ich es nicht mit dem Bewußtſein, Ihnen auch nur einen annähernd genügenden Bericht über die beiden größeſten Kunſtausſtellungen St. Petersburgs geliefert zu haben. Konnte ich doch kaum mehr thun, als blos einige Namen nennen, und mußten doch ſo Viele unerwähnt, ſo Vieles unbeſprochen bleiben.

Aber der Zweck dieſer Zeilen war ja auch weniger, Sie genau mit den letzten Ausſtellungen bekannt zu machen. Nur einführen wollte ich Sie in unſere Kunſtkreiſe; Sie nur — und auch das blos in großen Zügen — mit dem Boden bekannt machen, auf dem wir uns in Zukunft wohl öfter treffen werden, um dann gemeinſam eine nähere Bekanntſchaft mit der einen oder anderen Erſcheinung des ruſſiſchen Kunſtlebens, mit dieſem oder jenem ſeiner Vertreter anzuknüpfen; nur einige Geſichtspunkte feſtſtellen, von denen aus wir jene Erſcheinungen zu betrachten, die heute nur mit dem Namen erwähnten Künſtler zu beurtheilen haben.

Sollte mir das wenigſtens gelungen ſein, ſo thut es mir nicht leid — Sie ſo lange bei dieſem Gegenſtande aufgehalten zu haben.

St. Petersburg, Mitte April.

Aus der Hauptstadt.

Der Eisgang und eine alte Ceremonie. — Drei charakteristische Wochen. — Tamberlick und die Petersburger. — Von den Theatern. — Ein Wiener Komiker. — In den Sälen der Kunst-Ausstellungen. — Zur Charakteristik der „Gesellschaft".

St. Petersburg, Mitte April.

Klar und blau, stolz und schön, wie nur je, sich des Sieges freuend über Winter und Eis, strömt die Newa seit dem zweiten Osterfeiertage, an dem sie die letzten Fesseln abwarf, wieder sichtbar vor Aller Augen, den blauen Himmel und das Ostertreiben an den Quais widerspiegelnd, zwischen den Granitgürteln und unter den mächtigen Bogen der Brücken dem Meere zu.... Hier und da nur schwimmt eine blendend weiße Scholle aus dem Ladogasee stromabwärts, unbekannten Fernen zu.... Unzählige Dampfer schießen hin und her, und zwischen ihnen wimmelt es von kleinen Jollen und Böten.... Die letzte Scheidewand, die uns vom Frühling trennte, ist gefallen.... Wenn die Eisdecke unseres herrlichen Stromes und seiner breiten Arme krachend und knirschend sich hinausdrängt in's Freie — dann, dann können wir ernstlich an Frühlingslust mit Lerchentrillern und Veilchenduft denken, selbst wenn auch zur Zeit noch ein lungengefährdender, schneidender Nord-Nord-Ost den Staub aufwirbelnd durch die Straßen und über die riesigen Plätze fegt: denn nun kann's jeden Augenblick Ernst werden und über Nacht das Grünen und Blühen beginnen in all' den Gärten und Squares der Residenz und in den Hainen und Parks der Inseln....

Das Mittel für die Zeit des Aufganges der Newa ist der 9./10. April; in diesem Jahre hatten wir gegründete Aussicht, daß er früher erfolgen würde; doch der böse Witterungsumschlag und der grimme Nachwinter vereitelten dieselbe und schoben den Eisgang um eine Woche hinaus, so daß dieser gerade um die Durchschnittszeit eintrat.

Da er somit in die Ostertage fiel, lockte er besonders viel Neugierige an die Quais und auf die Brücken, die dem interessanten und bedeutsamen Schauspiel, Kälte und Sturm trotzend, Stunden lang beiwohnten. So großartig freilich, wie bei anderen Flüssen, ist dieses Schauspiel bei uns nicht: dazu hat der Strom zu wenig Gefälle, ist sein Lauf ein zu wenig gekrümmter, sein Bett ein gar zu

breites. Nicht thürmen ſich die Schollen hoch auf und ſtürzen dann krachend zuſammen, aber der vergebliche Kampf der heranſchwimmenden rieſigen Eisflächen gegen die eiſernen Brückenpfeiler, das Ausfahren der Schiffsbrücken, das geſchäftige Treiben an den Quais, das die Embarcadèren und überwinternden Dampfer und Barken vor der vernichtenden Wucht der Eismaſſen zu ſchützen und zu retten ſucht, die Böte und Waſchflöße, Barken und Heuſchober, Hundehäuschen und Holzſtege, die nicht rechtzeitig geborgen werden konnten und nun von den Schollen und Wellen ſtromabwärts getragen werden — das Alles iſt auch nicht ohne Reiz und feſſelt den Blick, ganz abgeſehen von dem Intereſſe, das wir ſonſt an dem Eisgang haben, als untrüglichem Frühlingsboten und als Zeitpunkt der Navigationseröffnung.

Dieſe iſt mit einer feierlichen Ceremonie verbunden: ſobald die Newa ihre Eisdecke abgeworfen, hat der Commandant der Feſtung die Pflicht, hiervon Se. Majeſtät den Kaiſer in Kenntniß zu ſetzen und dabei zum Beweiſe dafür, daß er wieder Herr über den Strom geworden, einen Pocal des friſchen Waſſers zu credenzen. . . . Von der Waſſerpforte der Feſtung ſtößt ein großer Kutter ab; ihm ſchließt ſich der Kutter des St. Petersburger Hafencommandeurs an; es folgen die Kutter und Dampfer der Strompolizei und in langem Zuge dieſen die Paſſagierdampfer, Jollen, Kähne. Unter mächtig dröhnenden Böllerſchüſſen, auf welches Signal hin auch auf der Feſtung eine Flagge ſich entfaltet, landet der Kutter des Commandanten am gegenüberliegenden Quai, vor der Jordanspforte des Winterpalais. . . . Der Commandant begiebt ſich in's Palais, um ſeinen Rapport abzuſtatten, und wenn er zurückkehrt, ſetzt ſich die lange Reihe der Kutter, Dampfer, Böte in Bewegung, ſtromabwärts bis zur Mündung des Fluſſes. . . . Von dieſem Momente an gilt die Navigation für eröffnet und wird der Verkehr auf den Flüſſen und Canälen thatſächlich aufgenommen. . . . Dem Commandanten trägt dieſe Ceremonie übrigens von Allerhöchſter Seite ein reiches Geldgeſchenk ein: Peter der Große verfügte, daß der Pocal mit Gold gefüllt dem Ueberbringer zurückerſtattet werde. Jetzt iſt dieſe hübſche Sitte ſchon längſt in eine einfache feſtſtehende Gratification umgewandelt worden, wie ein boshaftes Gerücht behauptet — weil der Pocal von Jahr zu Jahr immer größer wurde. . . .

* * *

Dadurch, daß der Eisgang dieſes Mal mit dem Oſterfeſt zuſammenfiel, erhält dieſes noch einen weiteren beſonderen Reiz.

Das Oſterfeſt iſt ja bekanntlich weitaus das bedeutſamſte der orthodoxen Kirchenfeſte und greift daher am tiefſten ein in das ſociale Leben, verändert die Phyſiognomie des Alltagslebens in beſonders auszeichnender Weiſe. Es ſteht in den Augen des Volkes, der Geſellſchaft, der Preſſe höher da, als z. B. das Weihnachtsfeſt und namentlich Pfingſten.

Wer einmal dieſe Zeit in der Reſidenz verlebt hat, der bekommt ein gutes Stück charakteriſtiſchen Lebens zu ſehen.

Charakteristisch sind übrigens auch schon die beiden vorhergehenden Wochen in mancher Beziehung: die Palmwoche und die Charwoche.

Die Woche vor dem Palmsonntag ist eine gewaltigen Treibens und Hastens, das seinen Mittelpunkt in und vor den Hallen des Gostinni-Dwor auf dem „Palmenmarkt" findet.

Wer „Palmen" — so nennt man hier die russische «верба» — wer also „Palmen" suchen wollte auf diesem Markte, der übrigens einen wohlthätigen Zweck hat, denn die vierhundert Verkaufsstände desselben werden von der Stadthauptmannschaft unentgeltlich vertheilt an die ärmsten Bewohner der Stadt — der würde sich vergeblich hineinbegeben in das unbeschreibliche Gewühl um und vor dem Kaufhofe, das vom Donnerstag ab bis zum Palmsonntag herrscht. Die Palmblätter, die vor bald zwei Jahrtausenden die Einwohner Jerusalems unter begeistertem Hosiannahrufen ihrem einziehenden Messias auf den Weg streuten — hier bei uns haben sie die Gestalt des unter der Bezeichnung „ungebrannte Birkenasche" bekannten Dungstoffes mittelalterlicher Cultur angenommen, wie er heute noch in den an alter, guter Tradition festhaltenden Bürgerhäusern als ultima ratio der Erziehung hinter dem Spiegel der Kinderstube zu finden ist. Gar zierlich zusammengebunden mit bunten Seidenbändern und wohl auch mit Goldflitter verziert, liegen sie da die schlanken Reiser mit den Kätzchen, die „Palmzweige" St. Petersburgs, auf Tischen, auf dem Boden, auf den Armen der Verkäufer, und zu Tausenden und Hunderttausenden werden sie davongetragen von Alt und Jung, von Vornehm und Gering, um daheim vor dem Heiligenbilde in einem Wasserglase aufbewahrt zu werden, nachdem sie am Palmsonnabend in den Kirchen mit Weihwasser besprengt wurden, in den Städten — bis zum Osterfeste, auf dem Lande — bis zum Georgstage, wo sie meist in die Erde versenkt werden. So liegt denn auch diesem, wie manchem anderen von der Kirche geheiligten Gebrauche, neben einer christlichen Allegorie, ein altheidnischer Naturcultus zu Grunde.

Früher, bis in die letzten Jahrzehnte hinein, fand der „Palmen"-Handel nur am Vorabend des Palmsonntags, um die Zeit der Vespermesse vor den Kirchen statt, und es wurde auch nichts weiter feilgeboten als die „Kätzchen".

Allmählich aber hat es sich anders gestaltet, und heute findet in den größeren Städten ein vollständiger Jahrmarkt statt, der fast die ganze Woche über dauert und bei uns gerade dort, wo gar keine Kirche steht, vor dem Gostinni-Dwor, den Höhepunkt seines Treibens findet. Rings um das colossale Gebäude, in der Gallerie, von Pfeiler zu Pfeiler und außerhalb derselben ziehen sich in schier endloser Reihe die Verkaufstische hin; dazwischen drängen und stoßen sich noch die ambulanten Händler, und vieltausendköpfig ist die Schaar der Käufer aller Stände, die in stolzen Carrossen angerollt kommen, den Pferdebahnwaggons immer auf's Neue entströmen, auf Droschken heranrasseln, oder zu Fuß herpilgern mit Kind und Kegel. Wer Feind ist jeglichen Gedränges, der bleibe in diesen Tagen dem Gostinni-Dwor fern; wer aber Freund ist von farbenreichen, wechselvollen

Bildern charakteriſtiſchen Lebens — der mache ſich auf und verbringe ein Stündchen hier.

Welch' ein Stimmen- und Sprachengewirr! Welch' ein Panorama von Phyſiognomien aus aller Herren Ländern! Die meiſten der Glücklichen, die bei der Lotterie in der Stadthauptmannſchaft einen Verkaufsſtand erwiſchten, vermiethen ihn offenbar an richtige Händler, denn unter dieſen begegnen wir vielen Fremden: hier der dunkellockige Slowake mit ſeinen Draht- und Blecharbeiten, da der czechiſche Stammesbruder mit Holzflöten und Glaswaaren; dort der finniſche Korbflechter und die ſchwediſche Spitzenklöpplerin, der lettiſche Leinewandhändler und der italieniſche Statuetten-, Muſcheln- und Korallenverkäufer; gluthäugige Griechen bieten Badeſchwämme feil und plumpe Schweizerinnen zierliche Schnitzwaaren; Tyroler Geſchirrhändler haben ſich neben türkiſchen und armeniſchen „Confiſeuren" niedergelaſſen mit ihren gleißenden „Chalwa", verzuckerten Mandeln und in Honig geröſteten Wallnüſſen; und dazwiſchen die einheimiſchen Krämer mit ihren 1001 Kleinigkeiten, eine billiger und ſchlechter als die andere und alle ſo überflüſſig, wie nur möglich: Kinderwäſche und Tractätchen, Photographien und Spazierſtöcke, Cri-cris und unechter Schmuck, Schnittwaaren und aller Art Spielzeug. . . . Den Haupthandelsartikel aber bilden doch die „Werba" und die fragwürdigen Näſchereien. . . .

Und das Alles wird gekauft mit Aufopferung des „liebſten" Hühnerauges und um den Preis blaugequetſchter Rippen; es iſt ein Leben und Treiben, ein Handeln und Feilſchen, Drängen und Stoßen, als wären die Schätze Golcondas hier aufgeſpeichert und als gälte es, ſich für ſein ganzes Leben damit zu verſorgen — was man am allerwenigſten braucht.

In den letzten drei Tagen kann nur noch Gensdarmerie die Ordnung aufrecht erhalten, bis dann am Palmſonnabend um 10 Uhr Abends plötzlich Ruhe und Stille eintritt. . . .

Die Charwoche iſt angebrochen. . . . Wer bis dahin es mit dem Faſten leicht genommen, der holt das Verſäumte nun nach. . . . Sämmtliche Kirchen ſind überfüllt. Alle Vergnügungslocale, von den großen Theatern und den Kunſtausſtellungen an bis zum kleinſten Club und Tingel-Tangel ſind geſchloſſen. . . . In einigen Kirchen aber, namentlich in der katholiſchen Katharinen-Kirche, in der Iſaaks- und Kaſanſchen Kathedrale, werden dafür herrliche Meſſen aufgeführt, die unſere Melomanen in corpore herbeilocken. . . . In den Vitrinen der Kunſthandlungen begegnen wir nur Kupferſtichen und Oelgemälden, die auf die hl. Paſſion Bezug nehmen, und die Modedamen, die in den Mittagsſtunden auf dem Newſki, in der Großen Morſkaja und am Quai Corſo fahren, ſie zeigen in ihren Toiletten nur ernſte Farben, unter denen die ſchwarze ſogar vorherrſcht. So weiß man hier Alles, auch die heiligſten und ernſteſten Dinge, zu einem willkommenen Anlaß zu nehmen, auf dem Gebiete der „Mode" in Sitte, Lebensweiſe und Toilette ein «changement des décorations» vorzunehmen. . . .

Aber man traut dieſer äußerlich ſo oſtentativ zur Schau getragenen Stim-

mung des Ernſtes und der Einkehr nicht ſo recht; um ſo weniger, als von Tag zu Tag daneben immer mehr das Wetterleuchten der nahenden Oſterfreude ſich geltend macht.

Die Mode- und Luxuswaaren-Handlungen, die Spielzeugbuden und Ateliers der Juweliere, die Confiſerien und Blumenmagazine entfalten in ihren Oſterausſtellungen eine Pracht, die mit den Weihnachtsausſtellungen nicht nur rivaliſiren kann, ſondern ſie meiſt noch übertrifft: denn, wenn Weihnachten in den nicht proteſtantiſchen Kreiſen hier vornehmlich als ein Kinderfeſt betrachtet wird, ſo iſt das Oſterfeſt in Beziehung auf gegenſeitiges Beſchenken das Feſt der Erwachſenen. Nur wird dabei die Sitte beobachtet, daß das Geſchenk, in Umhüllung oder Form, möglichſt der Eiform gleichkommt.

Und erſt auf den Märkten: zu hunderttauſenden liegen ſie da, die bunten Oſtereier zum Eſſen und die anderen aus Holz und Wachs, und Seife und Glas, und Metall und Porzellan, und Zucker und Pappe, neben den Thürmen von „Paßcha“ (der Oſterſpeiſe aus gegohrener Milch, Vanille und Roſinen), Schinken und „Kulitſchi“ (Oſtergebäck), Alles mit Papierblumen verziert. Gerade in den beiden letzten Tagen der „ſtillen“ Woche geht's hier recht „laut“ her, auf den Straßen und Märkten, in Haus und Küche und Keller — die Vorbereitung zur materiellen Feſtfeier tritt ſo in den Vordergrund, daß darüber alles Andere faſt vergeſſen wird, nur nicht das Faſten und das Mitmachen der verſchiedenen Gottesdienſte. . . .

Endlich iſt die Oſternacht da. . . . Das ganze mächtige Gefühl für kirchlichen Ritus, von dem der Ruſſe aus dem Volke beſeelt iſt, tritt hier ganz beſonders zu Tage, und wirklich iſt der Beginn des Oſterfeſtes, wenn die hundert und aber hundert Glocken der Reſidenz ihren Lobgeſang anſtimmen und der Kanonendonner hinrollt über die Hunderttauſende, die mit dem Rufe ſich begrüßen: „Chriſt iſt erſtanden!“ — wenn in und vor den Kirchen die Proceſſionen mit Laternen, Kirchenfahnen und Weihkeſſeln ſich Bahn brechen durch die Tauſende von Gläubigen, deren unzählige Wachskerzen hin und her ſchwimmen, wie eben ſo viel Tauſende von Glühwürmchen, wenn die Prieſter, die Oſterſpeiſen ſegnend, die Trottoirs und Plätze vor den Kirchen abſchreiten, wenn auf den Eckthürmen der Iſaaks-Kathedrale mächtige Pechpfannen auflodern und in allen Straßen der Stadt Illuminationen erglänzen — in der That iſt dieſer Moment von wahrhaft impoſanter Wirkung und wohl werth, ausführlicher geſchildert zu werden, als ich es heute hier thun kann. . . . Die ganze Nacht über dauert das Leben und Treiben fort. . . . Kein Haus, wo nicht der Oſtertiſch gedeckt iſt — vom Kaiſerſchloß an bis zum Stübchen des armen Arbeiters, weit in der Vorſtadt — wo nicht der Oſtergruß und der Oſterkuß gewechſelt werden. . . . Erſt in den Morgenſtunden hört das Treiben vorübergehend auf, aber wenige Stunden nach Sonnenaufgang fängt es auf's Neue an, und mit ihm beginnen die Gratulationsfahrten-Miſère und die Trinkgelderpeſt und leider gar oft auch — die Völlerei. . . . Auf dem Marsfelde aber, da nimmt Punkt 12 Uhr Mittags

das Volksfeſt ſeinen Fortgang, das in der Butterwoche begann, dann aber durch die Faſtenzeit unterbrochen wurde. . . .

Und die ganze Woche über wird fortgejubelt, mehr, weit mehr in der Regel, als in der „Schirokaja Maſſljaniza“. Da iſt dem Mann aus dem Volke das Vergnügen immerhin noch eine Epiſode an dem einen oder anderen Tage; in der Oſterwoche wird es ihm zur Arbeit und zur Pflicht.

* * *

In den höheren Kreiſen iſt's freilich anders. Iſt die Viſitentournée, ſind die Oſterfrühſtücke und die Trinkgelderſpenden an 101 Leute, die man oft zum erſten Male ſieht, noch öfter zum letzten Mal geſehen haben möchte — iſt das Alles abgemacht und glücklich vorüber, ſo bleiben die Vertreter dieſer Geſellſchaftsſchichten meiſt nur noch Zuſchauer der Oſterfreude des Volkes, denn was ſie ſelbſt an den nunmehr wieder allenthalben gebotenen Vergnügungen — übrigens bleiben die ruſſiſchen Theater auch in dieſer Woche noch geſchloſſen — genießen wollen oder können: es bedeutet ja für ſie nur die Fortſetzung eines auf ganz kurze Zeit blos unterbrochenen Lebens.

Doch dieſes Mal war es anders; dieſes Mal hatte für unſere Beaumonde, Geburtsariſtokratie und hohe Büreaukratie die Oſterwoche noch eine ganz beſondere Bedeutung durch die Reihe glänzender Hoffeſtlichkeiten, die der Vermählungsfeier des Großfürſten Konſtantin Konſtantinowitſch galten — die erſte Etappe der langen Feſtreihe, die die Saiſon unſerer Upperten — heuer ſo ausdehnt, denn der Mai bringt für ſie die Feier der Volljährigkeitserklärung Sr. K. H. des Großfürſten Thronfolgers und der Juni das Hochzeitsfeſt des Großfürſten Sſergei Alexandrowitſch. . . .

Im Uebrigen aber merkt man es wohl, daß die „Saiſon“ mit raſchen Schritten ihrem Ende entgegeneilt.

Auf muſikaliſchem Gebiete hatte dieſelbe zu guter letzt noch eine höchſt intereſſante Epiſode in ihrer Chronik zu verzeichnen. Auf die Spielhagen-Wochen folgten die Tamberlick-Wochen. Aber ſie unterſchieden ſich gewaltig von einander. Die Spielhagen-Ovationen waren gekünſtelte, gemachte, gaben zu gewaltigem Lärm und Scandal in der Preſſe Veranlaſſung und bildeten wiederum eine häßliche Illuſtration zu unſerem Cliqueweſen und Parteitreiben. Einmüthig aber und ganz ſpontan, frei von jeder Mache und Geſchraubtheit waren die Ovationen, die das Petersburger Publicum ſeinem einſtigen Liebling, dem mittlerweile alt und grau gewordenen Maeſtro Tamberlick darbrachte, als er ſich am Spätabend ſeines Lebens auf den Rath Anton Rubinſtein's hin entſchloß, noch einmal St. Petersburg einen Beſuch abzuſtatten, um damit, wie es heißt, ſeine Künſtlerlaufbahn für immer abzuſchließen. . . . Zaghaft und ſchüchtern trat der Greis hin, nicht blos vor ein neues Publicum, ſondern vor eine neue Generation; aber das eine Viertel ſeines nach Tauſenden zählenden Auditoriums, das den gottbegnadeten Sänger in den fünfziger Jahren bewundert und gefeiert hatte

und sich durch ihn in die „alten guten Zeiten“, in die eigene Jugend zurückversetzen ließ — es stand mit seinem Enthusiasmus nicht vereinzelt da: die Jungen thaten es den Alten gleich, und das Resultat war eine Ovation, die den greisen und doch noch so jugendfrischen Sänger, der noch immer sein herrliches mezza voce und einige seiner unvergleichlich schönen hohen Töne sich erhalten hat und der dasteht als ein Repräsentant einer heute fast vergessenen Zeit, wo die italienische Opernmusik noch nicht an die Wand gedrückt war einerseits durch Wagner und seine Nachbeter, andererseits durch Offenbach und Consorten — eine Ovation, die ihn zu Thränen rührte und ihm ebenso zur Ehre gereichte, als denen, die mit der bei uns trotz des 60. Breitengrades und der ernüchternden Wirkung ewiger Nordostwinde doch so intensiven Begeisterungsfähigkeit den Rivalen Mario's und Rubini's begrüßten und feierten. Vier Concerte Tamberlick's waren gleich gut besucht: immer war der mächtige Saal der Adelsversammlung total ausverkauft und der Ertrag, der bei zwei Concerten Wohlthätigkeitszwecken zu gute kam, ein glänzender. Und daneben gab es noch Soiréen und Diners und Soupers — aber Alles ohne das unerquickliche Tamtam, das in den Spielhagen-Wochen sich auf so gellende Weise breit machte. In den Erinnerungen des italienischen Künstlers wird dieser letzte Aufenthalt in der Newa-Residenz sicher einen der hervorragendsten Plätze behaupten: was hier so mancher seiner Collegen vergeblich gesucht hat, wenn er nach Jahren wieder kam, er durfte es finden — Dankbarkeit und unvergängliche Freundschaft. . . .

* * *

Unsere musikalische Saison hat somit einen sehr effectvollen Abschluß erlebt, während die der meisten Theater sich so allmählich im Sande verläuft, der das Meer der Vergessenheit umsäumt.

Wer hat denn auch noch große Lust, bei hellem lichten Tage die dumpfen Säle aufzusuchen, in denen uns die darin gewöhnlich herrschende Dunkelheit durch den Contrast mit dem Tageslicht noch unangenehmer auffällt als sonst, ebenso wie die Leere im Vergleich zum Menschengewühl, das wir draußen im Scheine der Abendsonne verlassen. . . .

Novitäten giebt's nicht mehr, aber um doch irgend Etwas zu bieten, was das Publicum anlockt, so greift man zu Gastspielen und anderen besonderen Lockmitteln. In dem nach der Osterwoche wieder geöffneten Alexandra-Theater, dem Hofschauspielhause, und im Großen Theater, der Bühne der nationalen Hofoper und des Ballets, giebt's in dieser Zeit gewöhnlich Debuts älterer und jüngerer Größen der Provinzialbühnen und neu entlassener Zöglinge unserer Theater- und Balletschule. Aber für das große Publicum haben sie meist wenig Reiz — vielleicht darum, weil es doch weiß, daß sein Urtheil und Geschmack beim Engagement nicht allzu viel in Betracht kommt. Etwas Anderes ist es mit einem Gastspiel, wie das Felix Schweighofer's, des Zwerchfell erschütternden Wiener Komikers, im deutschen Theater. Nachdem wir vor Ostern noch in Frl. Nina Weiß vom

Frankfurter Theater eine sehr begabte und sympathische Heldin und Conversations-Dame kennen gelernt haben, machen wir nun in Schweighofer die Bekanntschaft mit einem Repräsentanten jener gemüthvollen, mit französischem Chic versetzten Wiener Komik, die so ganz anders ist, als die mehr sarkastische oder aber burleske, mehr witzige, als naive Komik des Berliners. Und diese Bekanntschaft ist eine um so liebere, als wir schon lange keinen wahren Komiker auf unserer Bühne wirken sahen. Der letzte war eigentlich Fielitz, aber seine Kunst ging leider in den letzten Jahren so recht eigentlich in der — Schnapsflasche zu Grunde. Schweighofer findet denn auch die ungetheilteste Anerkennung bei der gesammten Kritik, und ein polyglottes Publicum füllt allabendlich das Haus, in dem er spielt und das von Lachsalven widerhallt und von Heiterkeitsausbrüchen, wie sie dem deutschen Theaterbesucher hier beinahe schon abhanden gekommen zu sein schienen. . . .

* * *

Wer aber doch nicht in's Theater geht — nun, der nimmt denn noch wenigstens von den Kunstausstellungen Notiz, um seine Wintersaison würdig abzuschließen.

Der Plural ist übrigens im Augenblick nicht mehr am Platze: denn nur die große akademische besteht zur Zeit noch fort. Die Sonderausstellungen sind bereits alle geschlossen und die Wanderausstellung hat schon ihre Nomadenexistenz begonnen und ist zunächst nach Moskau übergesiedelt.

An anderer Stelle habe ich in diesem Hefte über unseren „Kunstfrühling" und die verschiedenen Ausstellungen berichtet. Hier mögen daher nur noch einige Worte über unser Ausstellungspublicum Platz finden.

Es ist ein gar buntscheckiges und charakteristisches, charakteristisches für die betreffende Ausstellung.

Nehmen wir z. B. die „Wanderausstellung". Wenn wir sie selbst vergleichen können mit einem jener liberalen, tendenziösen Monatsjournale „Jung Rußlands", in denen einige Belletristen und Publicisten, deren Namen einen guten ästhetischen und literarischen Klang besitzen, als Flagge die eigentliche Waare decken müssen — so erinnert das Publicum, dem wir auf den Wanderausstellungen begegnen, desgleichen vielfach an die Hauptleser jener Journale: junge Künstler und Schriftsteller mit wallender Mähne und suffisantem oder malcontentem Gesichtsausdrucke, verkannte Genies und verunglückte Weltverbesserer, superkluge Gymnasiasten und verbissene Pessimisten, sehr viele Studenten aller Art und sehr viele junge Damen mit kurzverschnittenen Haaren, blauen Brillen und den unvermeidlichen Plaids, die natürlich alle für Jaroschenko, Repin und sonstige Tendenzmaler schwärmen, wohl auch mit darum, weil dieselben sie so oft conterfeien. Die Conversation ist meist eine russische; der Ton ein sehr ungezwungener und ungenirter. . . . Anders geht es auf der akademischen Ausstellung her. Wir hören viel französisch und englisch sprechen; Damen mit goldenem Lorgnon, denen gallonirte Diener im Vestibul

die Sammetrotonde halten, durchwandeln am Arme ſteifer, alter Herren, denen man den Geheimrath von Weitem anſieht, oder umgeben von ſporenklirrenden Huſaren und Kuiraſſiren und liſpelnden Geſandtſchafts-Attachés und Secretären der faſhionablen Behörden, die Gallerie; Modeärzte und alte Generale, Lyceiſten und ihre Tänzerinnen von der Carnevalswoche, junge Zöglinge der Akademie, die ſehnſüchtig darauf warten, daß Jemand über ihr Erſtlingsbild eine Bemerkung machen möge; ſchöngeiſtige Profeſſoren und mit dem Pinſel ſündigende Gouvernanten — dieſe bilden hier das Gros der Geſellſchaft.

Dazu kommen aber hüben, wie drüben natürlich noch jene Leute, die Alles mitmachen, Alles geſehen haben müſſen, über Alles ſprechen können; kommen noch die wahren Kunſtfreunde und Kunſtkenner, die ſich aus verſchiedenen Ständen und Geſellſchaftsklaſſen rekrutiren, kommen endlich die Henker und Panegyriker der Künſtler, die Herren „von der Preſſe“, die Kritiker und Recenſenten, angefangen von den Matadoren, die mit ſouveräner Verachtung an Allem ſchnell und ſtumm vorübergehen, wenn ſie nicht gerade Gelegenheit haben, vor vielen Zeugen ihre abfälligen Urtheile recht laut zum Beſten zu geben, und dem Redactions-Dandy, der mit goldenem Crayon in der ſchönen Hand Baroneſſe X. und Comteſſe Y. einweiht in die Reize des Bildes eines jungen, „vielverſprechenden Anfängers“, bis hinunter zu dem ſcheu durch die Menge ſich drängenden, ſchäbigen Reporter irgend eines Winkelblattes, der mit einem zerkauten Endchen eines Faber-Stiftes Nr. 2 fieberhaft vom Geſpräche Anderer aufgeſchnappte Notizen und Aperçus auf den zerknitterten Katalog niederkritzelt, weil er ſelbſt von der ganzen Sache herzlich wenig verſteht. . . .

* * *

Da haben Sie ſo einige Typen aus dem Publicum unſerer Kunſtausſtellungen. Wir begegnen den meiſten derſelben immer und überall, wo „was los iſt“; ſie bilden einen Theil jener undefinirbaren Geſammtheit, die wir nach pariſeriſchem Vorgange «tout Pétersbourg» nennen, und wie ſie in dieſen, bisher der Winterſaiſon und dem Winterleben gewidmeten Plaudereien immer wieder aufgetaucht ſind, ſo werden wir ſie auch wieder finden, wenn wir in der Folge an der Hand des Reſidenzlebens ſelbſt aus der Winterſaiſon uns hinüberplaudern in die Frühlings- und Sommerſaiſon. . . .

J. Norden.

Vom Büchertiſch.

Normanniſche Balladen von **Helene von Engelhardt.** Stuttgart, J. B. Metzler. 1884.

Der Name Helene von Engelhardt (Gemahlin des Muſikdirectors Louis Pabſt) hat ſchon ſeit Jahren im In- und Auslande einen guten Klang. Die Gedichtſammlung „Morgenroth“, das „Wein-Album“ und „Eine Hochzeitsreiſe und Gedichte vermiſchten Inhalts“ haben der talentvollen baltiſchen Dichterin — Helene v. Engelhardt iſt Kurländerin — im Fluge die Anerkennung der maßgebenden Kritik in Deutſchland in hohem Maße erobert, — und das will bei der modernen Hyperproduction auf dem Gebiete der Lyrik viel ſagen! Als neueſte Gabe ihrer Muſe liegen in einem ungemein geſchmackvoll ausgeſtatteten Büchlein „Normanniſche Balladen“ und „Nordſee-Rhapſodien“ vor, die Zeugniß dafür ablegen, daß das Genie H. v. Engelhardt's — unterſtützt durch eingehendes Studium der altnordiſchen Sagenwelt und der nordiſchen Natur — auf dem Gebiete der Epik ebenſo wie in der Lyrik zu Hauſe iſt. Dem kühnen Fluge ihrer Phantaſie folgend, hat ſich der Geiſt der Dichterin, wie ſie im formvollendeten Prologe erzählt, zur hehren Göttin Saga, die im weltentrückten Sökkwabek thront, hinaufgeſchwungen und, was er aus dem Munde derſelben erlauſcht, zum Geſang geſtaltet.

„Der Vorzeit trotzig eherne Geſtalten“ ziehen an uns in einer Reihe von ſchwungvollen Dichtungen vorüber und die Geſtaltungskraft der Verfaſſerin zaubert vor uns Bilder aus ſagenumwobener Zeit herauf — Bilder, ſo lebenswahr und lebenswarm, ſo voller Gluth und Kraft und Stimmung, daß wir uns zurückverſetzt wähnen in längſtverklungene Zeiten, in das Land der ruhmvollen Normannen, unter die Nordlandrecken, die Wikinger, von deren Thaten und kühnen Fahrten die Skalden preiſend ſingen. Rolf Kraki's und ſeiner tapferen Geſellen Untergang, — die Befreiung Gunnhild's aus den Händen finniſcher Zauberer, die Eirik Seekönig als „unſelige Beute“, als Urſache ſpäteren Brudermordes, heimführt gen Norwegen, — die Rettung Gudleif's aus den Händen amerikaniſcher Barbaren durch einen Verbannten, den verſchollenen Skalden Björn Breidvikingakappe, — die Geſchichte, wie Hjörward, der Ylfing, durch ſchön Hildburg und der „lächelnden Freya“ Macht zu Fall gebracht wird, — König Rings Ende, — Olaf und Helga's Untergang in tobender See und Eingang in „Asgard's ſeligen Plan“, und Rolf's Fahrt in's Frankenland und wie ſich der kühne Witinger ein Heimath-

land, die Normandie, errang, — das ſind die Stoffe der „Normanniſchen Balladen“, deren jede eine Perle kraft- und ſchwungvoller Poeſie iſt. Anſchaulichkeit der Schilderung, ſpannende Gedrängtheit der epiſchen Erzählung, gluthvolle Phantaſie und namentlich virtuoſe Behandlung der Sprache und des Metrums zeichnen die Balladen aus und ſtempeln ſie zu dichteriſchen Schöpfungen, die eben ſo eigenartig wie genial ſind. Vollendet in jeder Beziehung iſt die Ballade „Rolf Krafi's Tod“, — einen befriedigenden Abſchluß läßt „Gunnhild“ vermiſſen, entſchädigt aber dafür durch die ungemein geſchickte Handhabung des unregelmäßigen Versbaues im zweiten Geſang, ein Vorzug, der noch bedeutender in „Olaf und Helga“ zum Ausdruck gelangt, wo die Situation — ein Schifflein in toſendem Meer — im Metrum einen eben ſo treffenden Ausdruck findet, wie in der Diction. Man leſe nur:

Horch! .... rollender Donner! .... Grau dehnt ſich das Meer,
Die Strudel kochen, die Brandung ziſcht,
Es flattert und kreiſcht der Möven Heer
Und badet die Schwingen in Schaum und Giſcht;
Und ein Schifflein ſchwankt auf empörter See,
Bald auf ſchwindelnder Höh', bald im Abgrund jäh,
Doch im Schifflein die Herzen, die pochen ſo kühn,
Die Lippen lächeln, die Augen ſprüh'n.
— — — — — — — — — — — —
Dumpf grollen die Wogen, das Wetter bricht los,
Das Schifflein ächzet, vom Sturme erfaßt,
Schon liegt es begraben im Meeresſchooß. . . .
Nein! wieder erhebt ſich der ſchwankende Maſt.
Die Windsbraut toſet mit heulendem Pfiff
Um die Beiden im Schiff,
Die ſchau'n mit verſchlungenen Händen ſtumm
In die gähnende Nacht ringsum.

Die vier Geſänge von Rolf's Fahrt geben ein prächtiges poetiſches Bild jener normanniſchen Züge, die im 9. Jahrhundert die Küſtenländer Weſt-, Mittel- und Nord-Europas in Schrecken ſetzten.

Nicht minder hervorragend als die Balladen ſind die drei Nordſee-Rhapſodien, die den Schluß der Sammlung bilden. Sie ſchildern das Leuchten des Meeres, den ſtolzen Felſen Helgoland, den alte Sagen wie Meeresfluthen umwogen, und die Stimmen der See, die Wellen, die „in unabſehbar geſchloſſenen Heeren“ nagen und zehren, ſpülen und lecken „mit lüſternen Zungen, mit gierigen Lippen, am ragenden Bollwerk der Felſen und Klippen“. Die Naturſchilderung iſt unübertrefflich und die Schönheit der Form dieſer Rhapſodien ſtellt dem Formenſinn der Dichterin ein glänzendes Zeugniß aus.

Im Epilog zu den Balladen verſpricht die Verfaſſerin eine Fortſetzung derſelben; wir wünſchen von Herzen, die Aufnahme dieſer Sammlung möge ein Sporn ſein, dieſes Verſprechen zu erfüllen. Erwin Bauer.

Bibliographiſcher Anzeiger.

Mitgetheilt von F. v. Szczepanski in Reval.

Vom 26. März bis zum 26. April n. St. ſind erſchienen:

Bibliothèque Impériale Publique de St. Pétersbourg. Catalogue des nouvelles acquisitions en langues étrangères. Pendant les années 1880—1881. 8°. 232 S. St. Petersburg. Aufl. 300.

Bredichin, Th. Sur les anomalies apparentes dans la structure de la grande comète de 1744. (Avec une planche). 8°. Aufl. 350. Univerſitätsdruckerei, Moskau.

Conjugaison des verbes irréguliers. 4°. Aufl. 460. Petersburg.

Danilewſki. Die Prinzeſſin Tarakanow. A. d. Ruſſ. Deutſche autoriſirte Ueberſetzung von M. v. S. 12°. Riga. Aufl. 500.

Dimitrijew, W. N. Kefir oder Kapir. Echter Kumyß aus Kuhmilch. Eine kurze Anleitung zu ſeiner Bereitung und Verwendung als Heilmittel für Kranke. A. d. Ruſſ. überſetzt von Eug. Bothmann. 8°. 34 S. Krug, St. Petersburg. 50 Kop. Aufl. 1200.

Drygalſki, A. von. Veränderungen der Organiſation und Ausbildung der Ruſſiſchen Armee ſeit Frühjahr 1882. 8°. Eiſenſchmidt, Berlin. Mk. 2,50.

Ein Beitrag zur commerziellen Entwickelung Rußlands. Stieda, Riga. 20 Kop.

Eiſenbahnen, die, des europäiſchen Rußland mit Theilen der angrenzenden Länder und Klein-Aſiens. 1 gr. Blatt. Artaria & Co., Wien. Mk. 1,50.

Flachswrake, die, in Rußland. Von K. B. 8°. Aufl. 600. Mattieſen, Dorpat.

Freſe, N. Neuere und neueſte Geſchichte zum Gebrauch in den oberſten Klaſſen höherer Lehranſtalten. 8°. Aufl. 1000. Mattieſen, Dorpat.

Glaſenapp, M. v. Ueber Zuckerrübenbau in den Oſtſeeprovinzen. 8°. Aufl. 250. Dorpat.

Gottesdienſtordnung an der Römiſch-Katholiſchen St. Katharinenkirche in St. Petersburg für das Schaltjahr 1884. 16°. 20 S. Aufl. 300. St. Petersburg.

Herder, F. Plantae Raddeanae Monopetalae. Die Monopetalen Oſtſibiriens, des Amurlandes und Kamtſchatkas nach dem im Herbarium des Kaiſerlichen botaniſchen Gartens befindlichen von G. Radde und vielen Anderen geſammelten Pflanzen. Heft VI. 8°. Aufl. 500. Univerſitätsdruckerei, Moskau.

Jacobſon, E. Ein gemachter Mann. Poſſe mit Geſang in 3 Acten u. 5 Bildern. (Nach einer Idee von D. Hartmann.) 12°. Aufl. 500. Riga.

Keller, H. W. A. Das Meisterschafts-System zur praktischen und naturgemäßen Erlernung der russischen Geschäfts- und Umgangssprache nach R. S. Rosenthal's neuer Methode. Lection 2/3. 8°. Koch, Leipzig. à Mk. 1.

Kokscharow, Nikolai. Materialien zur Mineralogie Rußlands. Neunter Band. 8°. 80 S. Aufl. 400. St. Petersburg.

Köppen, Fr. Th. Notiz über die Rückwanderung der Dreissena Polymorpha Pall. Nebst einem Anhange: Ueber künstliche Verpflanzung der Flußkrebse in Rußland. 8°. Aufl. 110.

Lenz, R. et Restzoff, N. Etudes électro-logiques. II. De l'influence, de la température sur la résistance du mercure. 8°. 42 S. Aufl. 410. Akademie, St. Petersburg.

Lermontoff. Un héros de notre temps. Récits. (Béla. Maxime Maximitsch. Taman. La princesse Marie. Le fataliste.) Le Démon, poème oriental. Traduit du Russe par A. de Villamarie. 12°. Giraud, Paris. Mk. 3,50.

Malm, J. J. Die oberpahlsche Freundschaft. Deutsch-ehstnisches Gedicht. 4. Original-Aufl. 8°. 26 S. Eleg. geh. Wassermann, Reval. 20 Kop.

Mandelin, K. Die erste internationale pharmaceutische Ausstellung in Wien 1883. 8°. Aufl. 410. St. Petersburg.

Marvin, Ch. The russian annexation of Merv. What it means and what it must lead to. 8°. 27 S. London.

Mémoires du Comité géologique Vol. I. Nr. 1. 4°. Inhalt: Lerhusen, J. Die Faunen der Jurassischen Bildungen des Rjäsanschen Gouvernements. Mit 11 Tafeln, Abbildungen u. 1 Karte. Eggers & Co. St. Petersburg. Mk. 10.

Michow, H. Die ältesten Karten von Rußland. Ein Beitrag zur histor. Geographie. gr. 8°. Friedrichsen, Hamburg. Mk. 4.

Müller, Lucian. Luciliana. Ueber einige Beiträge zur Literatur des Lucilius. 8°. 23 S. Aufl. 310. St. Petersburg (Calvary, Berlin).

Pohl, Joh. u. Boh. Widinsky, Eisenbahn-Karte von Rußland. 4 Bl. in Farbendruck nebst einem vollständigen Stationsverzeichnisse. 4. Aufl. Lechner, Wien. Mk. 10.

Pohl, J. u. B. Widinsky, Eisenbahn-Karte d. östlichen Europa m. besond. Berücksichtigung d. russ. Reiches. 1:2,500,000. 4 Blatt. Chromolith. Fol. Nebst Verzeichniß der russischen Stationen. 8°. Lechner, Wien. Mk. 10.

Prospect von Dr. Schröder's Cur- und Wasserheilanstalt Sassenhof bei Riga. 16°. Aufl. 12,000. Stahl, Riga.

Recueil de lettres de Sa Majesté L'Impératrice Marie Féodorovna aux tuteurs honoraires et aux supérieures des institutes de Moscou. Première livraison. Lettres de Sa Majesté à M-me de Pewtzoff. 8°. Auflage 1100. Moskau.

Ribbe, Charles de. Le Play d'après sa correspondance, avec portrait et autographe. 18°. Firmin-Didot, Paris. 3,50.

Roskoschny, H. Rußland. Land u. Leute. 56/60 Lfg. Asien. 15/19 Lfg. Fol. à Mk. 1. Greßner & Schramm, Leipzig.

Runeberg, J. L. Fänrik Ståls Sägner. I. Aus dem Schwed. übers. v. E. Peters. 4°. Gärtner, Berlin. Mk. 1.

Salow. Nouvelles. Le Crocodile de Gratchevka. — La forêt. — Les dénicheurs de Rossignols, trad. de Russe. 16°. Hachette, Paris. 1,25.

Sammlung Saburoff, die. Kunſtdenkmäler aus Griechenland. Hrsg. v. Ad. Furtwängler. 6 Lfg. (3 Heliogravuren, 7 z. Th. farbig lith. Bl. Sculpturen u. 15 Textblatt.) Fol. In Mappe. Aſher, Berlin. Mk. 25.

Schwabacher, Dr. S. L. Stadtrabbiner. Worte der Erinnerung an Seine Eminenz den in Gott ruhenden Erzbiſchof Dimitri. Geſprochen in der großen Synagoge. 8°. Auflage 350. Odeſſa.

Siebenter Jahresbericht des Rigaſchen Gartenbau-Vereins, erſtattet von der Vereins-Direction für 1883. 8°. Aufl. 360. Müller, Riga.

Sitzungsberichte der Naturforſcher-Geſellſchaft bei der Univerſität Dorpat, redigirt von Prof. Dr. G. Dragendorff. Bd. VI. Verh. d. Dorp. Natur-Geſellſch. 12°. Aufl. 500. Mattieſen, Dorpat.

Sitzungsberichte der gelehrten eſtniſchen Geſellſchaft zu Dorpat. 1883. 8°. Köhler, Leipzig. Mk. 1.

Société française de bienfaisance à Odessa. Rapport du comité d'administration pour l'exercice 1883. 8°. Aufl. 300. Odeſſa.

Stassoff, Wl. L'ornement slave et oriental d'après les manuscrits anciens et modernes recueilli et étudié. Livr. 1. 40 pl. in Folio. (Erſch. in 3 Lfg. mit 120 Taf. u. 1 Textbd. Mk. 150.) Ricker, St. Petersb. Mk. 75.

Statut und Berichte I—VI (1879—1883) des Hausfleiß-Vereins zu Dorpat. Laakmann, Dorpat.

Sundmann, G. Finlands Fiskar målade efter naturen med text af O. M. Reuter. Folio. Lfg. ½. (Erſcheint in 12 Lfg. à 3 Tafeln Chromolithographie u. 2 Bogen Text.) Edlund, Helſingfors. à Mk. 5.

Thoma, Rich. Dr., Prof. in Dorpat. Ueber einige ſenile Veränderungen des menſchlichen Körpers und ihre Beziehungen zur Schrumpfniere und Herzhypertrophie. Antrittsrede. gr. 8°. Vogd, Leipzig. Mk. 1.

Vocabulaire pour les récits de Dupont. 3. Ausg. 12°. 41 S. Aufl. 1200. Moskau. 20 Kop.

Wehrlin, E. Einführung in Goethe's Torquato Taſſo. 8°. Deubner, Riga. Mk. 1,80.

Weſtberg, H. Praktiſches Rechnenbuch. 14. Aufl. 8°. Aufl. 2000. Steffenhagen, Mitau.

Weſtermann, O. Der Kunſtdünger und deſſen Anwendung. 4°. Aufl. 10,000. Riga.

Zacher, Dr. Die rothe Internationale. gr. 8°. Hertz, Berlin. Mk. 2.

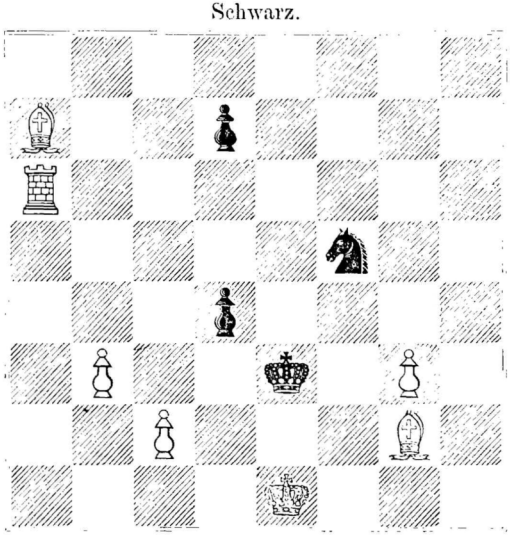
Ziegler, J. M. Karte des ruſſiſchen Reiches in Europa. 1:4,475,000. Ausg. 1884. 2 Blatt. Kpfrſt. u. color. Fol. Hinrichs, Leipzig. Mk. 2.

Schach.

Problem Nr. 5.

Von **F. Amelung** in Reval.

Schwarz.



Weiss.

Weiss zieht und setzt in 3 Zügen Mat.

Endspiel-Aufgabe Nr. 5. Von **F. Amelung** in Reval aus der alten in die moderne Spielweise transscribirt nach Aladli (863 in Bagdad).

Weiss: Kf4 Tg1 h1 Sp d4 e4 Bf5.

Schwarz: Kg8 Ta8 g7 Sp b6 Bd5 c5 a2.

Weiss zieht und gewinnt.

In diesem Endspiele zeigen wir unseren Lesern eine wahre Perle der arabischen Schachkunst, deren Glanzperiode gerade vor tausend Jahren am Hofe der Chalifen von Bagdad statt hatte. Aladli aus Rumi (Erzerum?) ist der arabische Morphy gewesen, schon seine Nachfolger Alsuli und Ladschladsch kommen ihm nicht gleich. Leider ist die älteste Geschichte des Schachspieles selbst in der neuesten Ausgabe des Bilguerschen Handbuches sehr mangelhaft dargestellt worden und müsste daher nothwendig nach den 1881 erschienenen «Quellenstudien &c.» des bekannten Forschers Dr. A. van

der Linde zurechtgestellt werden. — Diesem eben genannten Werke haben wir unser Endspiel entnommen und dasselbe in dem Sinne, welcher auch bei musikalischen Transscriptionen gilt, mit völliger Beibehaltung des Ideenspieles in dem Nebenwerk frei übertragen. Da nur Fens und Alfil als Königin und Läufer jetzt anders als anno 700 in Medina und anno 863 in Bagdad ziehen, dagegen König, Thurm, Springer und Bauer ihre Gangweise nicht geändert haben, so lassen sich viele der altehrwürdigen Probleme und erhaltenen Partiestellungen von Aladli in modernes Schach übersetzen. Wir versuchen hier dies zum ersten Mal mit der «Perle von Bagdad» und hoffen, den Freunden unserer Schachspalte damit einen echten Schachgenuss zu bereiten.

5. Evansgambit.

Gespielt im Dorpater Schachturnier am 13. Februar 1884.

St. hist. **C. Kupffer.** Weiss.	**A. Hasselblatt.** Schwarz.	St. hist. **C. Kupffer.** Weiss.	**A. Hasselblatt.** Schwarz.
1. e2—e4	e7—e5	13. e4—e5 [3]	d6—e5:
2. S g1—f3	S b8—c6	14. L b2—a3	L b6—d4 [4]
3. L f1—c4	L f8—c5	15. T a1—c1	S f6—d5:
4. b2—b4	L c5—b4:	16. S c3—e4	b7—b6 [5]
5. c2—c3	L b4—c5	17. S e4—d6†	K e8—d7
6. 0—0	d7—d6	18. S d6—f7:	D d8—f6
7. d2—d4	e5—d4:	19. S f7—e5†:	L d4—e5:
8. c3—d4:	L c5—b6	20. S f3—e5†:	D f6—e5:
9. S b1—c3	S c6—a5 [1]	21. D d1—g4†:	K d7—c7
10. L c4—d3	L c8—g4	22. T f1—e1	D e5—f6
11. d4—d5	c7—c6 [2]	23. T e1—e6	D f6—f7
12. L c1—b2	S g8—f6	24. L d3—e4 [6] und Weiss gewinnt.	

[1] Die gewöhnliche Fortsetzung ist hier L g4, 10. L b5 L d7 u. s. w.

[2] Dadurch wird der D-Bauer schwach; besser wäre S g8—e7.

[3] Dieses Bauernopfer wird hinlänglich entschädigt durch die Sperrung der Rochade.

[4] Hier wäre c6—c5 besser.

[5] Auch jetzt war das Spiel für Schwarz noch in dieser recht interessanten Stellung ausgeglichen durch 16. c6—c5. Denn bei 17. T c5: L c5: 18. L c5: hat Weiss freilich ein ausgezeichnetes Spiel, aber 17. 0—0 gleicht das Spiel ganz aus: ferner auch 16. f7—f5 17. S d6† K d7 18. D e1! lässt dem Weissen einen starken Angriff, der aber nicht zum Gewinn hinreichend ist. — Somit bedingte also der Zug 16. b7—b6 den Verlust der Partie.

[6] Nun ist Schwarz hilflos verloren. — Recht hübsch ist noch der etwaige Versuch 24. T hf8 25. D g3† S f4 26. T e7† K d8! und falls jetzt 27. T f7: nimmt die Dame, so gewinnt noch Schwarz durch 27. S e2† etc., aber — — der Zug 27. T d1† entscheidet in wenigen Zügen.

Schach-Mittheilungen.

Dorpat, 16. April 1884. Das Dorpater Schachturnier nähert sich seinem Ende. Bis heute sind von den 13 Theilnehmern des Turniers im Ganzen 214 Partien gewechselt worden; da jedoch mehrere derselben jetzt bereits auf den Sieg verzichten müssen, so werden vielleicht einige Partien ungespielt bleiben. Mehr Spiele verloren als ge-

wonnen haben die Herren Nieländer, Gernhardt, Witas-Rhode, Walter, Arndt, Stavenhagen und John. Keiner der Genannten ist bis zu 10 Gewinnpartien gelangt und zählen sie somit alle zu den Verlierenden. Den Stand der Gewinner haben dagegen erreicht:

	Gewonnen	Verloren	Remis
1. Stud. hist. Kupffer	20	2	0
2. Stud. R. Hasselblatt . . .	14	4	1
3. Redacteur A. Hasselblatt .	12	4	1
4. Ostermuth	10	6	1
5. Schuldirector Ripke	10	7	2
6. Stud. J. Hasselblatt . . .	10	10	0

Hiernach ist in jedem Falle stud. hist. Kupffer der erste Sieger, während die Reihenfolge der übrigen Turnierkämpfer sich noch ändern kann, bis jeder derselben die noch zu spielenden 24 Partien hinter sich hat. Und so wird in den Räumen der Akademischen Musse der alle Montage stattfindende Turnierkampf wohl noch bis Anfang Mai fortdauern. Dem inländischen Schachleben hat derselbe manche Förderung gebracht, und wir werden ausser der vorstehenden Partie noch manches Spiel aus diesem Wettkampfe unseren Lesern darzubieten in der Lage sein. F. A.

Auflösung des Problems Nr. 3. (März-Heft.)

1. T c2—c1. 1. e4—e3.
2. L b3—c2. 2. L c4 zieht beliebig.
3. L c2—b3 oder d3 † Mat.

Richtige Lösungen gingen ein: von C. Kupffer in Dorpat, Leo Stackelberg in Weissenstein, E. F. in B., Th. Dittmann in Libau, H. Hasselblatt und J. Büttner in St. Petersburg, A. v. Hofmann in Saweneeken und O. Hoeppener, R. Grünwaldt, Ch. Grohmann und Stud. G. Grohmann in Reval.

Lösung des Endspiels Nr. 3. (März-Heft.)

1. L f7 Sp g7†. 2. K f6 (oder g5) K h7. 3. K g5 K h8. 4. Sp d6 K h7.
5. Sp e4 K h8. 6. Sp f6 u. gew.

Richtige Lösungen gingen ein: von C. Kupffer in Dorpat und O. Hoeppener und Ch. Grohmann in Reval.

Briefwechsel. E. F. in B. und Th. D. in Libau: Sie haben Recht; in der Correctur des Problems Nr. 3 (im April-Heft) ist die Aufführung des schwarzen L e4 vergessen worden, was wir als Versehen freundlichst zu entschuldigen bitten. — E. F. in B.: Auf Ihre Mittheilungen behalten wir uns eine Antwort an dieser Stelle vor. — Th. D. in Libau und W. F.: Die Aufgaben dankend erhalten; sie sollen aufmerksam geprüft werden. — J. H. in Gr. Eckau: Unrichtig.

Von der Censur gestattet. — Reval, den 27. April 1884.
Gedruckt bei Lindfors' Erben in Reval.

Unaufhaltſam.

Erzählung von **Matthias Treymann** in Riga.

(Schluß.)

Es hatte indeſſen nicht den Anſchein, als wenn die Welt ihren gewohnten Gang irgendwie ändern, als wenn ſie ſich den Gedanken und den Plänen der das Glück, den Frieden und die Liebe Suchenden anbequemen wollte. Sie that, wie immer, ihr kleines beſcheidenes Füllhorn auf und ſchüttete ihre Blüthen aus. Es ſchien gar reichlich und gar viel zu ſein, aber wenn die armen Menſchen unter fröhlichem Tanz und Spiel den Segen erhaſchen wollten, dann wurde wohl Vielen der berauſchende Duft zu theil, aber er flog ſo raſch vorüber, wie er gekommen war. Die Giftblüthen mit ihrem böſen Hauch mußten ohnehin mit in den Kauf genommen werden. Und daneben ſtieg ungeſehen die dunkle Gewitterwolke mit Sturm und Kälte auf und wehte Farbe und Duft gewaltſam von dannen.

Der erſten Soirée dansante folgten noch mehrere, und es ſchien lauter Freude und Heiterkeit in der Geſellſchaft zu herrſchen. Die Jugend war freilich immer vollzählig verſammelt, aber die Reihen der ermüdeten oder vielbeſchäftigten älteren Leute lichteten ſich. Auch die Freunde des Schönfeld'ſchen Ehepaares kamen anfangs noch mit ernſten Mienen und blieben dann ganz aus. Trauer und ſchwere Sorge hatten ihren Einzug in's Förſterhaus gehalten. Auch Steinau mußte oft den weiten Weg dorthin machen, um mit Rath und That zu helfen, wo jegliche Hoffnung vergeblich war. Als der kleine unglückliche Knabe ſchielend aus der erſten Krankheit nach ſeinem Sturz erwacht war, da hatte die arme Mutter, entſetzt über die jammervolle Entſtellung und Kraftloſigkeit, im tiefſten Schmerz gewehklagt: „Ach, hätte der liebe Gott ihn doch zu ſich genommen!“ Und nun, wo der kleine Dulder erlöſt werden ſollte, klammerte ſich das gequälte Mutterherz an die allerletzte Hoffnung und wollte durch Nachtwachen und aufopfernde Pflege, durch Thränen und Gebet dem Himmel das Opfer ſtreitig machen.

Da lag der Kleine auf dem Bett der Mutter, die des Schlafes nicht bedurfte. Sie wanderte ja nur händeringend mit unhörbaren Schritten durch die Zimmer oder kniete neben ihrem Liebling, um geſpannt auf ſeine Athemzüge zu

lauſchen oder die glänzenden, irrenden Augen zu betrachten und beim Eintritt der Männer angſtvoll zuſammenzuſchrecken.

„O geben Sie ihm etwas zur Linderung ſeiner Qualen,“ weinte ſie leiſe.

„Gnädige Frau, um Gottes willen, beruhigen Sie ſich. Wir wollen Alles, Alles thun, doch zu Ihrem Troſte dürfen wir Ihnen ſagen, daß des armen Kindes Bewußtſein umflort iſt, daß es nur zum geringſten Theile die Qualen empfindet, die Ihrem Auge und Herzen ſo weh thun.“

„Nein, nein!“ ſagte ſie kopfſchüttelnd, „es fühlt und ſieht Alles. Sehen Sie doch ſeine großen, verſtändigen Augen! Und in der Nacht erkennt es den leiſeſten Ton meiner Stimme und weiß, daß ich es berühre, und ſieht mich ſo freundlich und dankbar an, wenn ich ihm über das kranke heiße Köpfchen mit meiner kalten Hand ſtreiche. — Erbarmen, Erbarmen! Schon wieder die Krämpfe!“

Und ſie hielt weinend und ſchluchzend die Hände vor das Geſicht, um die Verzerrung der holden Geſichtszüge nicht zu ſehen, und ihre ermatteten Glieder zitterten und bebten, wie die zuckenden Händchen und Füßchen ihres heißgeliebten einzigen Kindes, das unrettbar verloren war.

Allgütige Mutter Natur — biſt du gütig? Du raffſt den blühenden Mann und Jüngling in ſeiner Vollkraft hin, am ſonnigen Frühlingstage, wenn er mit Sehnſucht und Hoffnung das Leben umklammert hält. Du verſchonſt den gebückten, abgeſtorbenen Greis, der ſich tauſendmal den Tod als Erlöſung herbeiſehnt. Du marterſt und folterſt den Kranken und Siechen, der ſeine Schmerzen zu ertragen nicht mehr die Kraft hat oder halb bewußtlos den Weg zum Grabe ſchon angetreten hat, langſam, zögernd zu Tode! Nein — du biſt nicht gütig! Du biſt aber auch nicht böſe und grauſam. „Nichts iſt gut oder böſe — das menſchliche Denken macht es dazu.“ Du biſt groß, allmächtig, unendlich, du ſchaffſt, weſſen du bedarfſt, und zertrittſt, was du willſt, das unſcheinbarſte Geſchöpf und den Menſchen, der ſich ſo groß dünkt und wähnt, du habeſt ihn zum Herrn über dich und dein unfaßbares Weſen geſetzt!

„Das Weltrad — gewaltſam
Hinrollt's unaufhaltſam!
Wie wir uns auch ſtemmen,
Nicht werden wir hemmen,
Was droben verhängt!“ —

Es rollte unaufhaltſam, gewaltſam — ſechs Wochen lang, und dann lag das arme kleine Opfer als weißgekleidete Leiche im ſtillen Förſterhauſe, bedeckt mit Blumen und mit heißen Thränen, die aus Vater- und Mutteraugen herabfloſſen, daß ſie einen Stein hätten erweichen können. Aber der Tod läßt ſich nicht rühren! Ach! das war ſchlimm für den armen Förſter. Sechs Wochen lang hatte er die Nächte ermüdet im Halbſchlummer oder wachend in fieberhafter Erregung, zwiſchen Furcht und Hoffnung, hingebracht. Sechs Wochen lang hatte er die Tage in Sturm, Schneegeſtöber und Kälte, in Mühe und Unruhe verlebt. Holz wurde

verkauft und hin- und hergeſchleppt, Bücher wurden geführt und Contracte geſchloſſen, aber nur *ein* Gedanke lebte in ihm und nur *eine* Hoffnung erhielt den ſtarken Mann aufrecht — und nun war das Entſetzliche doch geſchehen! Nun ſtanden Mann und Weib feſt umſchlungen, als müßte Jeder den Anderen ſtützen und halten, vor der Bahre und konnten den Gedanken nicht faſſen, daß ſie hatten hingeben müſſen, was ihr Glück und Troſt, ihre Freude und Hoffnung in ihrer Waldeinſamkeit geweſen war, und daß es auf Nimmerwiederſehen in den dunklen Schoß der Erde verſenkt werden ſollte. Was half es, daß die Familie Dorn, ſo wie ſie in der Krankenpflege helfend zur Seite geſtanden, Wochen lang nach dem ſtillen Begräbniß im Forſthauſe aus- und einging, um den abgehärmten, ſtummen Mann aufzurichten und die gebrochene Frau zu tröſten! Kein Troſt wollte verfangen. Es war vielleicht für den Förſter eine Wohlthat, daß er täglich hinaus mußte in den Wald und daß die Amtsgeſchäfte ihn von ſeinen traurigen Gedanken abzogen. Denn es gab viel zu thun und wohl mehr, als die Kräfte *eines* Mannes zu tragen vermochten. Er hatte Neues zu vollbringen und Altes zu verbeſſern, was er in der früheren Haſt und, vom tiefſten Seelenſchmerz befangen, nicht voll und ganz hatte beenden können. So war er Tage lang nicht zu Hauſe, und ſeine traurige Frau hatte viel Zeit übrig, den ſchmerzvollen Erinnerungen nachzuhängen. Und doch ſchien ſie nichts Anderes zu wünſchen, als dieſe Einſamkeit, in der ſie ungeſtört mit ihrem Liebling im Jenſeits verkehren konnte. Nur Abends, wenn es anfing zu dunkeln, dann übermannte ſie wohl die Verzweiflung und die Sehnſucht nach ihrem Manne, deſſen Geſicht täglich ſorgenvoller wurde und deſſen phyſiſche Kräfte der ungeheuren Arbeitslaſt nicht mehr in vollem Maße gewachſen zu ſein ſchienen. Wie zärtlich und freundlich kam ſie ihm immer ſchon im Hausflur entgegen, wenn er durchnäßt und vor Froſt zitternd heimkehrte! So ſpät in der Nacht es auch ſein mochte, ſie war immer noch wach, hatte immer einen warmen Trunk und einen liebevollen Willkommgruß für ihn bereit und wurde nicht müde, bis er ſich zur Ruhe legte.

Endlich ging der Winter ſeinem Ende entgegen und Schönfeld konnte hoffen, daß eine kleine Pauſe in ſeiner anſtrengenden Arbeit eintreten würde. Nachdem die letzten Stämme eines verkauften größeren Waldſtücks unter ſeiner Aufſicht fortgeführt waren, kam er eines Tages früher nach Hauſe als ſonſt und konnte die um ſeine Geſundheit ſchon lange bangende Frau mit der freudigen Nachricht überraſchen, daß das Schwerſte überſtanden und eine kurze Erholung vergönnt ſei. Da ſchlang ſie ihre Arme um ihn und verſprach, ihn mit verdoppelter Kraft und Liebe zu pflegen, und er zog die zarte Geſtalt, die ſo leicht geworden war, auf ſeinen Schoß, küßte ſie auf die bleichen Lippen und ſagte wehmüthig lächelnd: „Helene, Du brauchſt Deine Liebe nicht zu verdoppeln, denn ſie iſt ſo groß und ſtark, daß ſie mich ſammt aller Schwermuth durch ein Meer von Sorgen getragen hat, in dem ich ohne Dich verſunken und begraben läge! Gott erhalte mir Deine Liebe und Treue! Nicht wahr, Du wirſt mich nie ver-

laſſen?“ — „Nie, nie!“ ſtammelte die Frau und preßte die Hand auf's Herz, als ob ſie einen plötzlichen Schmerz empfände und ſah ihn angſtvoll an. „Nie! o glaube und vertraue mir, wenn ich es auch nicht verlangen darf!“ Er drückte ſie wortlos an ſeine Bruſt, und dann ſaßen ſie in der Dämmerung noch lange leiſe flüſternd zuſammen.

Einige Stunden ſpäter trat ein Mann in's Zimmer, der ein Anliegen hatte.

„Ah, das iſt ſchön, daß Sie kommen, Idelſon! Wir können nun Alles in's Reine bringen. Sie haben als Reſt 300 Rubel zu zahlen,“ ſagte Schönfeld.

„Sie belieben zu ſcherzen, Herr Förſter,“ ſagte der feingekleidete, ſchwarzbärtige jüdiſche Holzhändler mit freundlichem Lächeln. „Ich habe alle meine Leute und Pferde hier und wollte morgen anfangen, mein Holz zu fällen, wenn es Ihnen recht und genehm iſt.“

„Sie ſind mir ein ſchöner Geſchäftsmann,“ meinte Schönfeld lächelnd, indem er ſeine Bücher aufſchlug. „Der Schnee wird nächſtens geſchwunden ſein, und bis auf den letzten Augenblick haben Sie es verſchoben.“

„Es thut nichts, Herr Förſter. Ich habe ſo viel Leute, daß ich in zwei Tagen fertig ſein werde.“

„Beruhigen Sie ſich, Idelſon. Diesmal ſcherzte ich wirklich. Ihr Compagnon und ich ſind diesmal raſcher bei der Hand geweſen, als Sie. Der letzte Stamm iſt heute abgeführt worden.“

„Mein Compagnon?“ fragte Idelſon erſtaunt.

„Ja, Ihr Compagnon Loffer hat zwei Wochen fleißig gearbeitet und 700 Rubel eingezahlt. Sie können ſich bei ihm bedanken und den Reſt bezahlen. Dann ſind wir quitt.“

„Ich verſtehe nicht, Herr Förſter, was Sie meinen. Ich habe Wald gekauft und möchte Sie bitten, mich an der angegebenen Stelle das Holz fällen zu laſſen, und dafür habe ich 1000 Rubel, nicht 300 Rubel zu zahlen.“

„Ich ſage Ihnen ja,“ ſagte der Förſter zerſtreut, während er im Contobuch blätterte, „daß Loffer den größten Theil der Summe eingezahlt hat.“

„Herr Förſter, Sie haben doch den Contract mit dem Holzhändler Idelſon abgeſchloſſen und der Idelſon will ſein Holz,“ ſagte der Holzhändler in unverſchämtem Tone.

Er zog ſeinen Contract aus der Taſche und hielt ihn dem Förſter hin.

„Was ſoll das?“ ſagte ungeduldig der Förſter. „Daß der Contract auf Ihren Namen lautet, weiß ich. Wollen Sie ſagen, daß Loffer nicht Ihr Compagnon iſt und kein Recht hatte, Ihr Holz zu fällen, was er ſchon zehnmal für Sie beſorgt hat?“

„Es iſt möglich, daß Loffer früher mein Compagnon geweſen iſt. Jetzt iſt er es nicht mehr. Ob er Holz gefällt hat oder nicht, ob er gezahlt hat oder nicht, iſt mir ganz gleichgiltig — ich verlange das Holz laut dem auf meinen Namen ausgeſtellten Contract.“

Schönfeld lachte laut auf. „Ich verſtehe jetzt. Sie wollen den Reſt von

300 Rubeln nicht zahlen und mir außerdem einen Proceß von 1000 Rubeln an den Hals hängen."

„Ich begreife nicht, Herr Förſter, warum Sie mich, einen ehrlichen Mann, beleidigen. Ich will, was im Contract ſteht, nicht, was Sie ſagen."

„Ich kann, Gottlob," ſagte Schönfeld verächtlich, „die 300 Rubel für's Erſte decken. Was den Proceß anbetrifft, ſo werden wir ja ſehen, wie der Haſe läuft. Und nun — hinaus!" Er wies mit der Hand gebieteriſch auf die Thür.

„Herr Förſter — es wird Ihnen leid thun. Hören Sie mich an, vielleicht können wir uns einigen."

„Hinaus, Spitzbube!" ſchrie der Förſter und machte einen Schritt vorwärts. Der Jude ſprang zur Thür und war in einem Augenblick verſchwunden.

„Eine dumme Geſchichte," murmelte Schönfeld. „Und es war doch ſo einfach, beide Namen in den Contract aufzunehmen oder das gefällte Holz, wie bisher immer geſchehen, liegen zu laſſen, bis Idelſon ſelbſt kam und Alles bezahlte. Wozu dieſe Eile? Um mich zu erholen? O wie bin ich alt und läſſig geworden!"

Schönfeld ging mit großen Schritten in der Stube auf und ab. Er war ſeit Jahren mit den Verhältniſſen vertraut und wußte, daß, zumal hier, keine Suppe ſo heiß gegeſſen wurde, als ſie gekocht war. Immerhin ſtand ihm im ſchlimmſten Falle ein nicht unbedeutender pecuniärer Verluſt bevor. Aber noch mehr beſchäftigte ihn der Gedanke, daß er nun wieder lange Zeit hindurch von weiten Fahrten und allerlei kleinen und großen Unannehmlichkeiten in Anſpruch genommen werden würde. Außerdem war es unvermeidlich, daß er bei der Vorunterſuchung mit Sobow vielfach in Berührung kommen mußte. Ein unerträglicher Gedanke!

Sobow ließ in der That nicht lange auf ſich warten. Nach zwei Wochen kam er mit einem officiellen Schreiben an, auf Grund deſſen er die Vermeſſung des verkauften Waldſtückes, die Zählung der gefällten Baumſtämme und Anderes vorzunehmen hatte. Er war höchſt liebenswürdig, lachte über die perfide jüdiſche Gaunerei, die ja, wie er meinte, etwas Alltägliches und Allbekanntes wäre und ſelbſtverſtändlich ohne jegliche Folgen bleiben werde, und zuckte zu allen motivirten Bedenken des vorſichtigen Förſters die Achſeln. Er bedauerte nur, daß er verpflichtet ſei, alle Formalitäten zu erledigen und Schönfeld und ſich ſelbſt mit dergleichen Albernheiten zu beläſtigen. Die Formalitäten und Schreibereien waren in der That nicht gering. Immer neue Kleinigkeiten kamen hinzu, und es ſchien kein Ende nehmen zu wollen. Sobow ſelbſt ſchrieb und fuhr unverdroſſen, aber Schönfeld nicht minder. Wenn eine Citation erledigt war, kam eine neue angeflogen, ſo daß der Förſter den größten Theil ſeiner Zeit auf den nachgerade faſt unfahrbar gewordenen Landſtraßen — denn der Frühling rückte wieder heran — verbrachte. Er paſſirte oft das Städtchen und war häufig gezwungen, die Nacht in Goldſtein's Hotel zuzubringen, wo ihm im Ganzen nur ſelten die große Freude zu Theil wurde, mit Lohmeyer und Steinau zu verkehren und in vertrautem

Geſpräch ſeine Sorgen auszuſchütten. Sie waren doch größer geworden, als er anfangs vorausgeſetzt hatte, denn es wurde im Verlaufe des Proceſſes immer klarer, daß Idelſon und Loffer im Verein mit ihren geheimen Bundesgenoſſen ſtärker waren, als der Förſter. Wenn er auch noch immer auf eine glückliche Wendung hoffte, ſo bereitete er ſich doch ernſtlich darauf vor, eine beträchtliche Summe Geldes einzubüßen. Immerhin konnte noch mindeſtens ein Jahr bis zur Entſcheidung hingehen, und für alle Fälle hatte der treue Dorn in uneigennützigſter Weiſe ſeine Aushilfe angeboten. Schönfeld hatte Schlimmeres in ſeinem Leben erfahren und ließ über den Geldverluſt, den er ertragen konnte, den Kopf nicht hängen. Aber die Strapazen und Aufregungen hatten den ſchönen, rüſtigen Mann doch ſehr verändert und ſeine Freunde ſahen durch den Schleier, den des Förſters Selbſtbeherrſchung vor ſein innerſtes Weſen gezogen hatte, allerlei Dinge ihren Spuk treiben, von dem die Fernerſtehenden keine Ahnung haben mochten. Vor Allem ſchien Steinau eines Abends ſehr bedenklich zu ſein, als Schönfeld eben das Hotel verlaſſen und haſtig, nach kurzem Abſchied, ſich durch die finſtere Nacht auf den Weg nach Hauſe gemacht hatte. Jetzt ſaß er mit Lohmeyer allein und ſagte, ſelbſt aus tiefem Sinnen auffahrend:

„Lohmeyer, was fehlt Ihnen denn? Sie ſind ja heute ganz närriſch. Man bekommt ſeit einer Viertelſtunde kein vernünftiges Wort von Ihnen zu hören. Das iſt eine überraſchende Thatſache, die ich nicht unbemerkt laſſen kann.“

„Lieber Steinau, nichts ſieht einem geſcheidten Manne ähnlicher, als ein Narr, der das Maul hält. Aber ich will Ihnen zu Liebe wieder reden, und Sie haben es nun zu verantworten. Der Menſch kann viel ertragen, aber nicht Alles. „Wer Alles erträgt, iſt entweder ein Heiliger oder ein Eſel.“ Der Förſter iſt weder das Eine, noch das Andere, aber ich könnte ihm faſt wünſchen, daß er Beides zuſammen wäre, damit ſeine Tragkraft ſich verdoppele.“

„Lohmeyer, Sie ſprechen „ein großes Wort gelaſſen aus“. Ich verſichere Sie, daß Sie Anſpruch erheben dürfen, unter die größten ärztlichen Diagnoſtiker eingereiht zu werden. Sie haben Recht, der arme Schönfeld hat nicht mehr die Kraft, das Leben, das freilich ſehr ſchwer auf ihm laſtet, zu ertragen, und das Schlimmſte dabei iſt, daß er dies ſelbſt fühlt.“

„Daß er es ſelbſt fühlt — woher wiſſen Sie das? Ich muß geſtehen, daß mein Scharfblick ſo weit nicht reicht. Ich habe ſelten einen Mann geſehen, der in ſo viel Unglück und Mißgeſchick ſo ſicher und tapfer einhergeht, wie er. Wo ſteckt das Schwächegefühl bei ihm? Es wäre ja eine wahre Wohlthat, wenn er einmal tüchtig jammerte und klagte! Dann könnte man ihn doch tröſten und ſich ſelbſt ſagen: „Wer noch wimmert, kann wieder geſund werden.“ Aber ſo — ach, es iſt ein Elend! Er reibt ſich auf, ohne es ſelbſt zu wiſſen.“

„Und ich ſage Ihnen, mein theurer Lohmeyer, es iſt jammerſchade, daß Sie nicht Medicin ſtudirt haben, oder was in dieſem Falle gleichbedeutend iſt, daß Sie nicht Paſtor, Koch oder Friſeur geworden ſind. Denn Sie würden dann, mit Ihrer glücklichen Anlage und der Fähigkeit einer intenſiven Herz-, Nieren-

und Magenprüfung ausgerüſtet, mir beiſtimmen und ſagen: Der arme Mann wimmert und wehklagt in ſeinem Innern zum Erbarmen, aber er hat ein Mittel gefunden, welches nicht den geringſten Laut nach Außen dringen läßt."

„Und dieſes Mittel?" fragte Lohmeyer neugierig.

„Er trinkt."

„Schönfeld trinkt? Hm! Sie könnten Recht haben, aber ich trinke auch," ſagte Lohmeyer naiv.

„Ja, das iſt nun einmal Ihre liebenswürdige Gewohnheit, die Ihrem jugendlichen und geſunden Nervenſyſtem noch nicht Schaden gebracht hat und hoffentlich auch nicht bringen wird, wenn es Ihnen ſelbſt oder Ihrer zukünftigen Frau gelingt, bei Zeiten einen Riegel vorzuſchieben. Jedes Ding hat aber zwei Seiten:

«Balnea, vina, venus conservant corpora nostra,
Corrumpunt eadem balnea, vina, venus.»

„Gut," ſagte Lohmeyer, „ich will dieſen Spruch in meinen Wortſchatz aufnehmen, aber Ihr Pentameter iſt ſehr angreifend. Ich vermiſſe den melodiſchen Fall."

„Wem klingt das «memento mori» angenehm in die Ohren?" fragte Steinau melancholiſch.

„Scherz und Tod bei Seite, lieber Steinau! Sie glauben wirklich, daß der arme Schönfeld den Alkohol als Narcoticum benutzt?"

„Als Narcoticum oder Stimulans, je nachdem. Er war früher ſo mäßig, daß es mir bei einem geborenen Germanen, der anderthalb Jahrzehnte unter Slaven gelebt hat, geradezu auffällig war. Aber ſo geht es in Verhältniſſen, die den Menſchen über das Normalmaß hinaus belaſten. So lange wir jung ſind, gebrauchen wir die Reizmittel aus Uebermuth, um den Schlaf zu bezwingen und die Stunden des Genuſſes zu verlängern; wenn wir älter werden oder die großen Anſtrengungen des Lebens unſere Kräfte überſteigen, greifen wir nach den alten Bekannten, um uns aufzufriſchen oder den phyſiſchen und moraliſchen Schmerz zu betäuben. Tabak, Kaffee und Thee, Wein, Morphium und, am Ende der Scala angelangt, Alles zuſammen! Das hält dann der Stärkſte auf die Dauer nicht aus, und der eiſerne Schönfeld erſt recht nicht, weil man ihn vielleicht vor den Ueberanſtrengungen ſeines Amtes retten könnte, nicht aber vor ſeiner eigenen tiefverhüllten Leidenſchaft — der verzehrenden Eiferſucht."

„Ich fürchte, Sie haben Recht," ſeufzte Lohmeyer. „Könnte ich dieſem infamen Sobow," fügte er ingrimmig und die Fauſt ballend hinzu, „unter einem anſtändigen Vorwande . . ."

„Hören Sie, Lohmeyer," unterbrach ihn der Doctor, „ich verdanke Ihrer Intuition die Diagnoſe dieſer Leidenſchaft, aber Sie werden doch nicht in den Irrthum verfallen, Sobow dafür verantwortlich zu machen?"

„Wen denn, theurer Freund, wen denn?" und Lohmeyer fuhr von ſeinem Sitze in die Höhe, „wenn nicht dieſen ſchleichenden Schurken, der jetzt unter dem Vorwande dringender Geſchäfte und die Abweſenheit Schönfeld's benutzend,

wöchentlich ein- bis zweimal in das Forſthaus einkehrt, um die Frau, in die er ſich wie ein Raſender verliebt hat, zu ſehen und zu quälen?“

„Ganz recht — zu quälen, nicht zu ergötzen! Und das iſt der Kernpunkt. Schönfeld darf wohl wüthend über Sobow ſein, aber er hat nicht das mindeſte Recht zur Eiferſucht. Seine Frau iſt keuſch und treu und rein wie Gold! Ach — dieſe Frau, dieſe reizende, einzige Frau! . . .“ Steinau hielt plötzlich inne.

„Sie ſprechen ſo lebhaft,“ ſagte Lohmeyer mit Bedacht, „daß, wenn Schönfeld hier an meiner Stelle ſäße, er genügenden Anlaß haben dürfte, ſeine Eiferſucht zu verdoppeln.“

„Und warum nicht zu verdreifachen?“ fragte Steinau ruhiger. „Kennten Sie dieſe Frau, hätten Sie ſie in ihrem Heim während der ſchrecklichen Krankheit ihres einzigen Kindes geſehen, ſo würden Sie ohne Zweifel eben ſo lebhaft wie ich dem Gefühl Ausdruck geben, daß der eingefleiſchteſte Teufel es nicht zu Stande bringen könnte, Mißtrauen gegen dieſen Engel zu erwecken. Es iſt nicht anders: Schönfeld iſt krank!“

„Und die Therapie? Bitte, liebſter Doctor, die Therapie iſt doch Ihre Sache, nachdem ich die Diagnoſe verſchuldet habe!“

„Ich fürchte, es giebt für's Erſte außer der negativen, abwartenden, keine,“ ſagte Steinau traurig. „Aber verlaſſen dürfen wir weder ihn, noch ſie, nicht wahr, alter Freund?“

Lohmeyer reichte ihm ſtumm die Hand. Er mußte dem Doctor im Grunde Recht geben und wußte auch nicht, auf welche Weiſe geholfen werden könne. . . .

Die Geſellſchaft freute ſich unterdeſſen, einen neuen Geſprächsſtoff gefunden zu haben, der ſich zunächſt um den Schönfeld'ſchen Proceß drehte. Wer würde ihn gewinnen, der Förſter oder der Holzhändler? Die Meiſten bewunderten die Schlauheit des Juden und tadelten Schönfeld's Nachläſſigkeit. Er hatte es ja vollauf verdient, daß er hinter's Licht geführt wurde! Und amüſant war es auf jeden Fall, wie er, zuerſt ſicher gemacht, trotz ſeiner peinlichen Gewiſſenhaftigkeit in die feingeknüpfte Schlinge gegangen war. Aber der arme Schönfeld unterlag nicht nur in dieſer, ſondern auch in einer anderen Angelegenheit dem vernichtenden Urtheil der Mehrzahl ſeiner Mitmenſchen. Was die Freundſchaft Lohmeyer's bemerkt, war der Schadenfreude der Geſellſchaft nicht entgangen. Dieſes zweite Thema wurde eben ſo gründlich, jedoch viel discreter, oft nur mit verſtändnißinnigem Lächeln und vorzugsweiſe von den Frauen behandelt. Hier galt gleichfalls nicht der Förſter, ſondern der intereſſante Sobow, der ſchneidige kaukaſiſche Offizier, der feine Intriguant und unwiderſtehliche Roué als ſiegender Held.

* * *

Der wunderſchöne Monat Mai war herangerückt. Auf heiße ſonnige Tage, deren belebenden Hauch die ſtaubführenden, austrocknenden Winde zu erſticken drohten, folgten erfriſchende kühle Nächte, in denen Aecker und Wälder und die armen verſengten Menſchenkinder aufathmeten.

Schönfeld fuhr kurz vor dem Einbruch einer ſolchen Nacht, nachdem er zwei Stunden bei Goldſtein Raſt gehalten, durch den Wald. Er war ſehr ermüdet und ſchaute nach dem Sonnenuntergang, der die Bäume mit Purpurfarbe übergoß, und nach ſeinem Hauſe aus. Er ſehnte ſich nach der Kühle der Nacht und dem Frieden ſeines Hauſes, denn er war in brennender Hitze den ganzen Tag gefahren und war ſo müde, ſo ſchrecklich müde. Er fuhr, wie gewöhnlich, allein. Die Zügel hingen ſchlaff in ſeinen Händen, ſein Haupt war auf die Bruſt geſunken. Er war in tiefes Sinnen verloren. Wie viele ſchmerzliche Enttäuſchungen, wie viel Kummer und Leid hatte er ertragen müſſen! Die armen Pferde — wie ſahen ſie aus, obwohl ſie munter und friſch wie früher ausgriffen. Und er ſelbſt? Es wollte ihm erſcheinen, als ſei die alte Kraft von ihm gewichen. Er ſchauderte mehrere Male zuſammen, wie im Fieber. Doch er war ja nun bald zu Hauſe, in ſicherer Obhut und liebevoller Pflege, und hoffentlich war es die letzte der Fahrten, die ihm durch kleinliche Chicanen, Gaunerei und Niedertracht auferlegt worden waren.

Die Pferde ſpitzten die Ohren und fielen in einen ſchärferen Trab, da ſie ſich der Forſtei näherten. Jetzt machte der Weg eine ſtärkere Biegung, von welcher ſich eine gerade Ausſicht auf das noch entfernt liegende Wohnhaus und deſſen nächſte Umgebung eröffnete. Was war das?

Schönfeld ſaß jetzt ſtramm aufrecht und ſtarrte mit ſeinen Falkenaugen über die Pferdeköpfe hinaus. Er fuhr ſich mit der Hand über die Augen, als wollte er einen böſen Spuk verſcheuchen. Nein — nein! Er täuſchte ſich nicht. Da ging Sobow und ihm zur Seite ſeine Frau auf dem kleinen Wege vorwärts zur Landſtraße. Dort hielt der Wagen Sobow's. In eifrigem Geſpräch ſtand das Paar noch einige Minuten. Sie reichten ſich die Hände, ſie grüßten einander, Sobow ſprang in den Wagen. Noch ein Händedruck — und der Polizeihauptmann fuhr, wiederholt ſich hinausneigend, davon.

Schönfeld ſchlug heftig auf ſeine Schimmel los und eine Minute ſpäter, gerade als Frau Schönfeld die Haustreppe betreten hatte, hielt er vor dem Hauſe. Sie ſtieß einen Schrei der Ueberraſchung aus und ſtreckte, von Purpurröthe übergoſſen, dem Ankommenden beide Hände entgegen. Er ſchien es nicht zu ſehen und rief heftig:

„War Sobow eben hier?“

„Ja,“ antwortete die Frau, ſchmerzhaft zuſammenzuckend, und Leichenbläſſe überflog ihr Geſicht.

„Du hätteſt ihn nicht ſo freundlich geleiten ſollen,“ grollte ſeine Stimme.

Er warf dem Knechte die Zügel zu und ſchwankte ſchwerfällig in's Zimmer, wo er ſich todtmüde auf einen Armſeſſel niederließ. Er würdigte ſeine Frau keines Blickes. Sie war ihm ſtill gefolgt und blieb, ihn ängſtlich beobachtend, vor ihm ſtehen.

„O bitte, bitte,“ brach ſie das unheimliche Schweigen, „thu' mir nicht Unrecht. Ich mußte mit Sobow reden, mit einem Teufel in Menſchengeſtalt

freundlich reden, und hätte es nie gethan, wenn nicht die Liebe zu Dir mich dazu getrieben!"

Der Förſter antwortete nichts. Er athmete ſchwer und mühſam und jetzt ſchüttelte es ihn wie im Fieberfroſt. Sie ſank zu ſeinen Füßen auf die Kniee und ſagte händeringend:

„Ich will Dir Alles, Alles ſagen und Du wirſt mir glauben. Aber Du biſt krank, ſchone Dich — Du biſt ſchwer krank." Und ſie wollte ihre Hände auf ſeine Kniee legen.

Er ſtieß die Hände, die ihn ſo oft geliebkoſt und die er tauſend Mal geküßt hatte, zurück, als müſſe er ſich vor einem feindlichen Angriff ſchützen.

„Fort, Schlange!" ſtieß er keuchend hervor, „rühr' mich nicht an. Du haſt mich verrathen, wie Deinen erſten Mann!"

Sie ſtarrte ihn mit weit aufgeriſſenen Augen an, wie eine kniende Marmorſtatue. Dann ſtieß ſie einen Schrei aus und fiel zu Boden. Das ſchöne Bildwerk war plötzlich in eine convulſiviſch zuckende, verzerrte Menſchengeſtalt verwandelt, deren Bewußtſein in dem Augenblicke umnachtet wurde, als die Qual des Denkens und Empfindens ihren Höhepunkt erreichte.

Auch über des Förſters Augen fiel ein dunkler Schleier, aber er konnte das Entſetzliche, nie Geſchaute ſo deutlich ſehen, als würde es vom hellſten Sonnenlicht beſchienen. Und doch war es faſt dunkel im Zimmer. Der Förſter wollte ſchreien, aber die Stimme verſagte ihm. Er wollte ſich aufrichten, aber er fiel ſchwer in den Seſſel zurück. Endlich ſchrillte ſeine Stimme durch's Haus in den Hof:

„Der Doctor! Zum Doctor!" — —

Als der Doctor kam, war es Nacht geworden. Der Krampfanfall der Förſtersfrau hatte bald ſein Ende erreicht. Als ſie zu ſich kam, ſah und wußte ſie, daß die höchſte Gefahr ihr Liebſtes, das ihr noch geblieben, bedrohte. Nun ſaß ſie an einem kleinen Tiſche, hatte den Kopf auf die Hände gelegt und weinte bitterlich. In der Ecke des Zimmers lag ausgeſtreckt und entkleidet auf dem Bett, ſchwach wie ein Kind, der arme Förſter und redete unaufhörlich mit ſeinen Wahngebilden. Sie ängſtigten ihn, er haſchte und ſchlug nach ihnen, er ſeufzte und ächzte. Mitunter verſuchte er aus dem Bett zu ſpringen. Wie leicht war er zurückzuhalten, der große ſtarke Mann, den vor einem Jahre zwei, drei Männer nur mit Mühe gebändigt hätten! Und er wurde ſchwächer und ſchwächer, als ein heftiger Huſten mit Athemnoth und Schmerzen ſich einſtellte. Nach einer kurzen Woche, die lang und bang wie eine Ewigkeit war, lag er immer noch bewußtlos, ſtill murmelnd und mit den zitternden Fingern über der Decke hin und her ſuchend, während es in der mächtigen Bruſt kochte und raſſelte.

Steinau und Dorn mit ſeiner Frau beſuchten den Kranken täglich. Auf Aller Mienen lag dumpfe Trauer und ängſtliche Erwartung.

„Iſt keine Rettung?" fragte die verzweifelnde Frau den Doctor.

„Ich hoffe trotz Allem," antwortete Steinau zuversichtlich, „aber wir müssen ihm viel mehr Wein geben, um seine Kräfte zu erhalten."

Er hatte eben seine Verordnung niedergeschrieben, als Dorn ihn bei Seite zog und zu einem Gang vor dem Hause einlud. Sie wandelten mit schwerem Herzen im Schatten der Bäume auf und ab und schwiegen lange. Nur das Rauschen und Geflüster der Blätter unterbrach die Stille. Endlich sagte Dorn:

„Lieber Doctor, Sie müssen thun, wozu all' meine Ueberredungskunst nicht ausreicht. Die arme Frau lebt in der qualvollen Einbildung, als trüge sie die Schuld an der Erkrankung ihres Mannes. Und doch ist ihrer Erzählung leicht zu entnehmen, daß Schönfeld schon krank nach Hause kam, als er unglücklicher Weise seine Frau in einem vertrauten Gespräch allein mit Sobow erblickte."

„Was? Allein mit Sobow? Mit Sobow? Unmöglich! Hirngespinnste! Ich sage Ihnen, daß sie Sobow verachtet und daß sie gar zu viel Tact und Vorsicht besitzt, um nicht diesem aufdringlichen Subject in Abwesenheit ihres Mannes aus dem Wege zu gehen."

„Sie ereifern sich unnütz, Steinau. Sie erzählt es selbst, und Alles hat seinen vernünftigen Anlaß. Sie wissen vielleicht, daß Schönfeld in letzter Zeit im Hotel Goldstein ziemlich viel Schulden gemacht hat. Sobow hat nun die unglückliche Frau mit der wahrscheinlich ganz unbegründeten Aussicht geängstigt, daß Goldstein eine Klage anhängig machen wolle. Er hat damit natürlich nur seine wärmste Theilnahme zeigen und eine Gelegenheit zu intimer Annäherung schaffen wollen. Es ist ihm jedenfalls gelungen, Frau Schönfeld in die größte Besorgniß zu versetzen, so daß sie dringend gebeten hat, die Klage um einige Wochen hinauszuschieben, und versprochen hat, Alles selbst in kürzester Frist zu erledigen, damit der gequälte Mann von neuen Aufregungen verschont bleibe. Zum Unglück kam Schönfeld gerade während dieser Verhandlung nach Hause und hat sie in der schlimmsten Weise gedeutet, wozu die Situation und seine krankhafte Ueberreizung auf's Beste mitgeholfen haben."

„Ein abgefeimter Schurke!" platzte Steinau wüthend heraus. „Eine schuldlose Frau wird zu Tode gepeinigt und muß dafür Reue empfinden und Buße thun. Man könnte rasend werden!"

„Ich muß Ihnen eine traurige Geschichte erzählen," sagte Dorn. „Ich habe keinen Grund, dem Freunde und Hausarzt zu verschweigen, was ich über die intimen ehelichen Beziehungen Schönfeld's weiß, zumal ich überzeugt bin, daß meine Mittheilung Ihnen von größter Wichtigkeit für die Beurtheilung und Behandlung des Kranken sein muß. Sie könnten sonst während der Reconvalescenz, die Sie erhoffen und die Gott verleihen möge, vor einem unlösbaren Räthsel stehen."

Steinau hörte sehr aufmerksam zu.

„Frau Schönfeld ist polnischer Abstammung," fuhr Dorn fort, „und hat das Unglück gehabt, ihre Eltern, von denen sie auf's Sorgfältigste erzogen wurde, in ihrem fünfzehnten Lebensjahre zu verlieren. Sie kam dann in die Hände

gewiſſenloſer Vormünder, die ſie griechiſch taufen ließen und an einen Dorfgeiſtlichen verheiratheten. Sie wurde in eine ganz fremde und ſchlechte Atmoſphäre verſetzt, die ſie in ihrer Jugend jedenfalls nicht geathmet hatte. Ihr Mann war ein wüſter Trinker und lebte in roher, ungebildeter Geſellſchaft. So verbrachte ſie wenigſtens zehn Jahre in unglücklicher Ehe. Es iſt mir noch heute unbegreiflich, daß alle guten Keime in dieſer langen Zeit nicht erſtickt wurden. Daß die verwelkten und geknickten Blüthen ſich wieder zu neuem Leben entfalteten, hat ſie freilich nur der Liebe, dieſer größten unter allen Wohlthäterinnen der Welt, zu danken. Sie lernte im letzten Jahre ihrer Ehe Schönfeld kennen und gewann ihn ſo lieb, daß ſie „ihr volles Herz nicht wahren konnte“. In ihrem Glückgefühl kümmerte ſie ſich nicht um das Gerede der Leute und verkehrte ſchon während der letzten langwierigen Krankheit ihres Mannes, der an der Trunkſucht zu Grunde ging, und gleich nach ſeinem Tode ſo offen mit Schönfeld, daß Alle mit den Fingern auf ihn, als den zukünftigen Gatten hinwieſen. Als nun aus verſchiedenen Gründen die neue Ehe nicht gleich geſchloſſen werden konnte, da wollte das böſe Gerede kein Ende nehmen. So iſt nun einmal die Welt. Und je lüderlicher ſie iſt, deſto mehr moraliſirt ſie. Aber, frage ich, war nicht die Ehe mit dem erſten unwürdigen Mann im Grunde ſchon längſt gelöſt? War die legitime Ehe nicht unſittlicher geweſen, als das illegitime Verhältniß zu Schönfeld? Und welches Recht hatte dieſe Geſellſchaft, die beiden ihrer Herzensneigung folgenden Menſchen zu begeifern und zu läſtern — dieſe Geſellſchaft, die die Monogamie nur als Deckmantel für ihre polygamiſchen Ausſchreitungen benutzt? Genug, das junge Ehepaar hatte auch keine Ruhe, nachdem ihr Verhältniß legaliſirt war, und Schönfeld wechſelte deshalb ſeine Stellung. Er kam hierher, ſo glücklich, wie ein Menſch auf dieſer Erde es zu ſein vermag, begleitet von ſeiner jungen Frau, die ihn über Alles liebte und hochſchätzte, die ihm mit Nothwendigkeit aus demſelben Motiv treu iſt, welches ſie ihrem erſten Manne gegenüber zur Untreue verleitete — aus einem und demſelben Motiv der Wahrhaftigkeit und der echten Liebe. Sie haben geſehen, lieber Steinau — und ich brauche deshalb nicht viel darüber zu reden — mit welchen trefflichen Eigenſchaften Schönfeld ausgerüſtet war und welcher Entſagung und Aufopferung dieſe ſeltſame Frau fähig iſt. Und doch eine unglückliche Ehe? . . . Ich habe Ihnen den wunden Punkt gezeigt, von dem die Schmerzempfindungen Beider ausgehen, aber ich muß doch die Bitte hinzufügen: Löſen Sie mir dies Räthſel! Wie macht man es in der Welt, um glücklich zu ſein?“

„Und Sie können darnach fragen, Dorn? Man macht es wie Sie! Man lebt in der Welt und verachtet die Welt! Dazu gehört freilich eine zwiefache Kraft. Iſt man nicht ſo hart und biegſam zugleich wie Stahl, dann iſt es beſſer, nicht geboren zu ſein!“

„Ach, lieber Steinau,“ ſeufzte Dorn, „auch der Stahl verändert ſeine Structur, wenn er beſtändig gehämmert wird. Ich bin nicht mehr der Alte. Seit das Elend dieſe beiden Menſchen angepackt hat, bin ich windelweich geworden.“

Die trotz der ärztlichen Hoffnung gehegte Befürchtung Dorn's, daß die böse Lungenentzündung den Freund hinraffen würde, traf nicht ein. Schönfeld genas trotz seiner gebrochenen Körperkraft nach langem Krankenlager, dank der unermüdlichen Pflege seiner Frau und seiner Freunde. Aber er sah um zehn Jahre älter aus, und sein fahles Gesicht hatte einen gramvollen Ausdruck, als er zum ersten Male, auf einen Stock gestützt, aus dem Zimmer in's Freie sich hinauswagen durfte. Er sprach nur wenig mit seiner Umgebung, am wenigsten mit seiner Frau, die sein verändertes Benehmen schmerzlich empfand. So oft er sich aber an sie mit einer Frage oder Bitte wandte, geschah es in der alten liebevollen Weise, so daß sie trotz aller quälenden Gedanken, die ihr durch den Kopf gingen, allmählich fast die Ueberzeugung gewann, daß er die schreckliche Scene beim Ausbruch der Krankheit entweder vergessen oder in seine Phantasiegebilde eingereiht hatte. Hatte er sie in seiner Erinnerung bewahrt, so war es jedenfalls das Natürlichste und Beste, abzuwarten, bis er das Geschehene als eine Ausgeburt seiner Krankheit allmählich entweder aus seinem Gedächtniß verdrängen oder sein Herz aus eigenem Antrieb ausschütten würde. Sie konnte sich ja dann so leicht rechtfertigen und seine leidenschaftliche Eifersucht in ihr Nichts auflösen! Vor allen Dingen beschloß sie, bei nächster Gelegenheit die Schuld, die durch Ausgaben während des Krankenlagers sich noch vergrößert hatte, im Hotel Goldstein zu tilgen, um den Reconvalescenten und sich selbst vor allen drohenden Ueberraschungen zu sichern. Sobow irrte, wenn er sie getäuscht zu haben glaubte. Es war ihr während des Processes nur zu klar vor die Seele getreten, daß der Polizeihauptmann unter der heuchlerischen Maske eines Freundes gegen sie und den Frieden ihres Hauses böse Pläne schmiedete. Daß ihr dabei eine Hauptrolle zuertheilt war, hatte sie schon lange gefühlt. Dem mußte ein Ende gemacht werden. . . . Wie wollte sie sich dann wieder ihres zurückeroberten Eheglückes und der Genesung des geliebten Mannes freuen!

Mancherlei machte ihr während der Reconvalescenz freilich noch große Sorge. Bei dem thätigen Manne, der nie ohne Arbeit gewesen war und nie gefeiert hatte, wollte sich nicht das mindeste Interesse für die Dinge einstellen, mit denen er sich sonst gern beschäftigt hatte. Weder begehrte er die gewohnte Lectüre, noch fragte er nach seiner Haus- und Waldwirthschaft. Nur seine Pferde ließ er sich häufig vorführen. Wenn er sie dann streichelte und freundlich mit ihnen redete, glitt wohl ein Lächeln über sein Gesicht und er äußerte seine herzliche Freude über die Erholung, die ihnen nach den großen Strapazen der letzten Zeit vergönnt war. Sobald aber die seine leisesten Regungen beobachtende Frau, an die günstige Gemüthsstimmung anknüpfend, sein Interesse anderen Dingen zuwenden wollte, wurde er sichtlich verstimmt und verhielt sich ängstlich abwehrend, als wäre er stets bemüht, seine angegriffenen Kräfte vor der geringfügigsten Erschütterung zu bewahren.

Steinau hatte gesagt, daß man ihn ruhig gewähren lassen solle, da das zerrüttete Nervensystem der Erholung dringend bedürftig sei, und daß bis zur

vollendeten Geneſung noch viele Wochen hingehen dürften. Und ſie ließ ihn gewähren und hoffte und wartete geduldig.

* * *

Im Städtchen gab es große Unruhe und viel Gerede. Plötzlich war Sobow's Vorgeſetzter aus der Kreisſtadt angekommen und gleich weiter gefahren, um ſein nahe belegenes Gut zu beſuchen. In der Nacht war ſeine Equipage mit dem ſchönen Viergeſpann von Pferdedieben aufgehoben worden und ſpurlos verſchwunden. Sobow hatte durch einen reitenden Boten die Meldung bekommen, mit den bitterſten Vorwürfen über die ſchlechte Verwaltung ſeines Bezirkes und mit dem Auftrage, die Diebe zu verfolgen.

Sobow ging unruhig in der Stube auf und ab und ſah zum Fenſter hinaus. Er hatte nach Goldſtein geſchickt. Warum war er nicht ſchon da? Warum flog er nicht?

Endlich trat Goldſtein athemlos in's Zimmer.

„In der vorigen Nacht ſind im Gute O. vier Pferde geſtohlen worden," ſagte Sobow grimmig.

„Nun ja, die ganze Stadt ſpricht davon," antwortete Goldſtein geſchmeidig.

„In zwei Stunden will ich die Pferde wieder haben," ſchrie Sobow wüthend, „und Ihr ſollt ſie mir herbeiſchaffen! Verſteht Ihr mich, Goldſtein?"

„Ich? Wie ſoll ich ſchaffen die Pferde? Ich will fragen laſſen, ich will ſuchen, ich will —" Goldſtein wiſchte ſich den Schweiß von der Stirne.

„In zwei Stunden ſollen die Pferde hier ſein," donnerte Sobow, „in zwei Stunden! Verſtanden, verfluchter Jude? Hier ſind 25 Rubel — für Eure Auslagen," ſetzte er höhniſch hinzu.

Goldſtein zuckte die Achſeln, nahm das Geld und verſchwand, ohne ein Wort zu erwidern.

Sobow hatte ſehr ſicher und zuverſichtlich geſprochen, aber die nächſten zwei Stunden konnte er keine Ruhe finden. Er ging fluchend und ſchäumend vor Wuth, in banger Erwartung, aus dem Hauſe auf die Straße und wieder zurück, nachdem er nach allen Seiten ausgeſpäht hatte. Endlich! Täuſchten ihn ſeine Augen nicht? Endlich kam eine Kaleſche mit vier Pferden angefahren. Sie waren es! Goldſtein ſaß wie ein Triumphator im Wagen und ſprang nunmehr behend heraus.

„Was ſagen Sie zu mir, Herr Polizeihauptmann? Bin ich nicht Euer Freund, Euer guter Freund? Gott ſtraf' mich — vier Werſt von hier haben ſie ruhig geſtanden, wie die Lämmer, hereingefahren in einen tiefen Graben, vier Arſchin tief — bei Gott, ſo wahr ich lebe! Geſtohlen, habt Ihr geſagt? Sie ſind weggelaufen ſelbſt, bis ſie gefallen ſind um und um! Und Goldſtein hat ſie gefunden, gehoben, herausgeführt mit Lebensgefahr, gebracht bis hierher in Eure Händ'!"

„Es iſt gut, Goldſtein! Es iſt Euer Glück, daß Ihr ſie gefunden habt," ſagte Sobow mit Nachdruck.

„Mein Glück — Euer Glück — Seiner Excellenz Glück! Alle ſind glücklich!“ rief Goldſtein begeiſtert.

Dann folgte er dem Polizeihauptmann, der die Equipage in den Hof zu bringen befahl, in's Zimmer und ſagte demüthig:

„Ich hab' eine große Bitt' an Euch!“

„Nun,“ ſagte Sobow kurz und barſch, „ſeid Ihr mit den fünfundzwanzig Rubeln zu kurz gekommen? Wollt Ihr andere fünfundzwanzig?“ Und Sobow machte mit boshaftem Lächeln eine nicht mißzuverſtehende Bewegung.

„Gott bewahre, Herr Polizeihauptmann! Aber die Schönfeld'ſche Schuld? Was wird ſein? Werde ich nicht bekommen mein Geld?“

„Das iſt ſehr fraglich,“ meinte Sobow kühl, „Ihr wißt ja, wie die Sachen ſtehen! Wo ſoll der arme Mann, der todtkrank iſt, jetzt all' das Geld hernehmen?“

„Wahr, wahr! Wird er ſterben, der Förſter?“

„Wohl möglich — wahrſcheinlich! Es ſoll ihm jetzt wieder ſehr ſchlecht gehen.“

„Gott, Du Gerechter!“ jammerte Goldſtein. „Fünfhundert Rubel verloren, rein verloren! Und ſeine Pferd' wird er mir doch nicht geben! Und die Frau wird doch nicht zahlen!“

Man konnte nach dem Tonfall der Rede nicht recht entſcheiden, ob die letzten Sätze eine ängſtliche Frage oder eine ſichere Behauptung ausdrücken ſollten. Sobow ſagte ſpöttiſch:

„Es wird ihr gar nicht einfallen, zu zahlen. Euch bleibt nichts übrig, als eine Klage gegen den Förſter einzureichen.“

„Und dann? Gott, Du Gerechter! Ihr wißt doch ſelbſt, Herr Polizeihauptmann! Dann kann ich warten, bis ich geſtorben bin und meine Kinder und Kindeskinder! Und wenn er ſtirbt, dann hat die ſchöne Frau Alles und Goldſtein nichts! Was ſoll ich machen? Ich bin unglücklich!“

„Ich will Euch helfen, Goldſtein.“

„Helfen, gnädiger Herr Polizeihauptmann. Wie wollen Sie mir helfen?“

„Ich bin der Familie Schönfeld ſehr verpflichtet und möchte dem kranken Mann alle Unannehmlichkeiten erſparen. Ich will die Rechnung bezahlen.“

„Sie wollen bezahlen?“ rief Goldſtein entzückt. „Ach, was Sie ſind für'n guter Mann! Ein großer, ein edler Mann!“

„Aber Ihr müßt hundert Rubel von der Rechnung ſtreichen. Ihr habt dann noch hundert Procent Gewinnſt gehabt.“

„Ich hab' doch gewartet ein halbes Jahr und billig verkauft. Sie ſcherzen, Herr Polizeihauptmann. Ich kann nicht ſtreichen. Nicht zehn Rubel. Wo ſoll ich hundert Rubel ſtreichen?“

„Wie Ihr wollt, Goldſtein. Vierhundert Rubel zahle ich Euch gleich aus, baar auf den Tiſch. Wenn Ihr einen Kopeken mehr haben wollt, könnt Ihr den Förſter verklagen.“

Und Sobow drehte ihm den Rücken, im Begriff fortzugehen. Goldſtein kämpfte einen kurzen, aber harten Kampf. Endlich ſagte er dringend:

„Sie wollen bezahlen gleich in dieſer Minute, Herr Polizeihauptmann?“

„Gleich in dieſer Minute.“

„Gut. Es ſollen ſein vierhundert Rubel. Goldſtein will kein Geſchäft machen mit'n kranken Mann!“

Der Polizeihauptmann zahlte und ſagte: „Die Sache bleibt vorläufig unter uns, Goldſtein.“

Der Hotelbeſitzer nickte, lächelte verſchmitzt und ſtrich ſein Geld ein. —

Als zwei Stunden ſpäter Sobow's Vorgeſetzter in ungnädigſter Laune in einem Bauerkarren angeholpert kam, hatte der Polzeihauptmann es ſo trefflich angeordnet, daß ſein Kutſcher in demſelben Moment mit dem Viergeſpann aus dem Hof herausfuhr.

„Himmel, was iſt das? Meine Pferde!“

„Zu Befehl, Excellenz,“ antwortete Sobow, indem er reſpectvoll grüßend an den Wagen herantrat.

„Ich muß Ihnen mein Compliment machen, mein lieber Sobow. Ich bin außerordentlich zufrieden mit Ihnen. Bei der nächſten Vacanz will ich Ihrer gedenken,“ ſagte der hohe Vorgeſetzte herablaſſend.

Er erwies Sobow diesmal ausnahmsweiſe die Ehre, mit ihm zu diniren, und war eine halbe Stunde ſpäter auf dem Wege zur Kreisſtadt, gezogen von ſeinen eigenen Pferden, die er verloren geglaubt. Es kam ihm eigentlich wie ein Traum vor. Er bewunderte die ſeltene Gewandtheit und Energie und prophezeihte ſeinem Polizeihauptmann eine glänzende Laufbahn.

„Ein äußerſt fähiger Menſch!“ murmelte er lächelnd.

* * *

Goldſtein kehrte in ſehr gehobener Stimmung in ſein Hotel zurück. Er hatte das Geld in Händen. Daß er es unter keinen Umſtänden verloren hätte, wußte er wohl. Wenn der Förſter geſtorben wäre, ſo hätte ſeine Frau oder Dorn ſicherlich in vollem Betrage die Schuld getilgt. Aber wie lange hätte er am Ende warten müſſen! Eine Klage würde die Friſt nicht abgekürzt, ſondern bis in's Unendliche verlängert haben. Er hätte ſich überdies den Vorwurf der Härte gegen den todtkranken Mann oder gar gegen die Wittwe zugezogen und auf dieſe Weiſe ſein Renommée als Hotelbeſitzer geſchädigt. Und warum ſollte Sobow dieſe Kleinigkeit nicht bezahlen? War Frau Schönfeld nicht eine ſchöne Frau? O der ſchlaue Polizeihauptmann, der das Geld ebenſo liebte, wie Goldſtein ſelbſt, wußte wohl, was er that! .... Hundert Rubel freilich verloren! Was heißt: verloren? Zeit iſt Geld. Hatte er nicht Zeit — vielleicht ganze Monate gewonnen? Und der gute, noble Förſter, der in der letzten Zeit, wenn er ermüdet von ſeinen Fahrten in der Proceßangelegenheit bei ihm abgeſtiegen war, ſo viel, ſo erſchrecklich viel trank, hatte er ſich je darum gekümmert, ob mit

einfacher oder doppelter Kreide angeſchrieben wurde? ... Während Goldſtein dies Alles gründlich überlegte und ſich vergnügt die Hände rieb, fuhren die Schönfeld'ſchen Schimmel an den Fenſtern vorüber und hielten. Frau Schönfeld ſaß allein im Wagen. Goldſtein ging ihr bis auf die letzten Treppenſtufen entgegen, höflich, mit hundert Bücklingen, geſchmeidig wie ein Aal. Die ſchöne, blaſſe Frau ſah ſehr ernſt aus.

„Lieber Goldſtein," ſagte ſie freundlich, „ich bin gekommen, um unſere Schuld zu tilgen."

„Alles bezahlt, gnädige Frau, Alles in Ordnung."

„Bezahlt? Wer hat bezahlt?" fragte im höchſten Erſtaunen die Förſtersfrau.

Goldſtein überlegte einen Moment. Er fühlte die ganze Schwere der Discretion auf ſich laſten, zu der ihn ſeine Eigenſchaft als Hotelbeſitzer und als Factotum der ganzen illuſtren Geſellſchaft verpflichtete. Es war ihm ſonnenklar, daß er dieſer Frau gegenüber, wenn er es nicht mit ihr und vielleicht noch mit anderen Mitgliedern der Geſellſchaft verderben wollte, von dem zarten Verhältniß nichts wiſſen durfte, in welchem ſie zum Polizeihauptmann ſtand. Auch hatte der Letztere deutlich den Wunſch ausgeſprochen, daß ſeine Wohlthat wenigſtens für's Erſte verſchwiegen bleibe. Dieſer complicirte Gedankengang war aber, wie geſagt, in einem Moment vollendet. Goldſtein antwortete ſofort, im vollen Bewußtſein ſeiner großen Verantwortlichkeit, mit verbindlichem Lächeln:

„Ich weiß nur, daß ich Alles bekommen habe, gnädige Frau! Ich dachte, Ihr Mann hat das Geld geſchickt. Hat er nicht geſchickt?"

„Gewiß nicht. Mein armer Mann iſt noch zu krank und ſchwach, um ſich mit ſeinen Geſchäften zu befaſſen. Aber wiſſen Sie denn nicht, Goldſtein, wer das Geld hierher gebracht hat?"

„Beruhigen Sie ſich, gnädige Frau! ... Ich bin nicht geweſen zu Hauſe — denk' ich. Ich weiß nicht. ... Aber was ſchadet's? Hat Ihr Mann nicht bezahlt, ſo hat ein guter Freund es gegeben. Er wird ſchon kommen, wenn er nicht verlieren will ſein Geld, und dann werden Sie ihm Alles bezahlen, gnädige Frau — gerne bezahlen!"

„Sie haben Recht, lieber Goldſtein," ſagte die Förſtersfrau lächelnd, denn ihr ging plötzlich der naheliegende Gedanke durch den Kopf, daß Dorn, der ihrem Manne ſeine Hilfe zugeſagt hatte, während der Krankheit Alles in Ordnung gebracht und Goldſtein Schweigen auferlegt habe, bis Schönfeld hergeſtellt ſei. Ein Gefühl der innigſten Dankbarkeit überkam ihr leiderfülltes Herz, und mit Thränen in den Augen fuhr ſie fort:

„Es iſt gewiß ein lieber, guter Freund geweſen. Ich glaube ihn auch ſchon entdeckt zu haben und will ihm ſelbſt meinen Dank abſtatten."

Goldſtein neigte würdig und mit verſtändnißinnigem Schmunzeln ſein Haupt und wünſchte ſich im Stillen Glück zu ſeinem tactvollen, vom ſchönſten Erfolge gekrönten Benehmen.

Frau Schönfeld fuhr nach Hauſe und war entſchloſſen, in den nächſten

Tagen, wo möglich mit ihrem Mann zuſammen, deſſen Kräfte und Gemüthsſtimmung in den letzten Sommerwochen ſich bedeutend gehoben hatten, bei Dorn einen Beſuch zu machen. Sie wollte dort vor allen Dingen ihren herzinnigen Dank abſtatten und hoffte auch dabei den wunden und dunklen Punkt ſanft zu berühren. So konnte ſie am beſten Alles aufklären, was ihre und ihres Mannes Seele bedrückte und was ſie allein mit dem Geneſenden zu beſprechen nicht die Gelegenheit und nicht den Muth fand.

Am Morgen nach ihrer Heimkehr war Schönfeld geſprächiger und munterer als ſonſt und erklärte der Frau in heiterem Tone, daß er ſich wohl und ſtark fühle und eine Fahrt in's Städtchen zu unternehmen beabſichtige, um Steinau für ſeine freundliche Behandlung zu danken und ihn wegen des ferneren Verhaltens zu conſultiren. Sie war, wenn auch voll Sorge wegen der Fahrt, die er durchaus allein, ohne Begleitung eines Knechtes machen wollte, doch überglücklich über ſeine Friſche und ſein Kraftgefühl. Er half ſelbſt beim Anſchirren der Pferde, beſichtigte und prüfte Alles auf's Genaueſte, wie er es in ſeinen geſunden Tagen gewohnt war und fuhr fröhlich davon, begleitet von den lauten Grüßen und ſtillen Segenswünſchen ſeiner Frau.

Es war ein ſchöner, heißer Junitag. Der Förſter ſchonte ſeine Pferde und fuhr im langſamen Trabe die ſchattenloſe, ſtaubige Straße dahin. Er hatte Wald und Vogelſang hinter ſich. Vor ihm dehnte ſich die weithin überſehbare Ebene, mit wogenden Kornfeldern und Rübenäckern bedeckt, reich und ſegenverheißend, aber ſtill und öde, waſſer- und baumlos. Der Kirchthurm des in der Ferne ſichtbaren Städtchens bot dem durch die Einförmigkeit ermüdeten Auge den einzigen Ruhepunkt. Langſam rollten die leeren Frachtwagen der kleinruſſiſchen Bauern vorüber, beſpannt mit hellgrauen, hochhornigen Zugſtieren, die ohne Lenkſeil in regelmäßigem Schritt ſich fortbewegten. Ab und zu ertönte ein langgezogener Zuruf, der das Tempo der phlegmatiſchen Thiere nicht beſchleunigte, aus dem Munde der im Wagen ausgeſtreckt liegenden Fuhrknechte. Im Hemde und in Beinkleidern, eine Schaffellmütze auf dem Kopf, lagen die langen Geſtalten im dolce far niente, mit Waſſermelonen Hunger und Durſt ſtillend. Sie ſchienen des Sonnenbrandes und des aufgewirbelten athembeklemmenden Staubes nicht zu achten und keine Langeweile zu empfinden.

Endlich tauchten die erſten kleinen und ſchmutzigen Judenhäuſer des Städtchens auf, und bald darauf fuhr Schönfeld in den Hof des Goldſtein'ſchen Hotels. Er ſtieg aus, band die Pferde eigenhändig an und ging hinein.

Goldſtein trat überraſcht und über die Maßen freundlich dem Förſter entgegen.

„Schon geſund, Herr Schönfeld? Gott ſei Lob und Dank! Habe Sie lange nicht geſehen, habe nicht gedacht, daß ich Sie ſchon heute werde bekommen zu ſehen! Hat doch die gnädige Frau noch geſtern geſagt, daß Sie gar ſchwach ſind. Freut mich, freut mich ſehr, einen alten Bekannten wieder anzutreffen geſund und lebendig!“

„Ich danke Ihnen, Goldſtein. Ich will endlich nach meiner Rechnung ſehen, die gewiß hoch aufgelaufen iſt," antwortete Schönfeld gemeſſen, ſichtlich verſtimmt durch die gar zu lebhafte Begrüßung.

Goldſtein hatte die Frage erwartet. Sein Calcül war richtig. Die Förſtersfrau hatte es nicht für gut befunden, ihren Mann mit dem Vorgang der Schuldentilgung bekannt zu machen. Sie mußte am beſten wiſſen, warum ſie ſo verfuhr. Er war entſchloſſen, den Polizeihauptmann und die ſchöne Frau nicht zu verrathen, ſondern in ſeinen ſpeciellen Schutz zu nehmen und allen forſchenden Fragen des Förſters die Spitze zu bieten.

„Herr Schönfeld, Ihre Rechnung iſt bezahlt bis auf den letzten Kopeken, und ich muß ſagen. . . ."

„So? Das iſt mir ſehr angenehm," unterbrach der Förſter haſtig den verdutzten Goldſtein, der eben im Begriff war, eine längere irreführende Erklärung zum Beſten zu geben. Er ſah aber gleich ein, daß der Förſter dieſe Antwort entweder aus Zerſtreutheit oder in der Abſicht gegeben hatte, das Geſprächsthema zu wechſeln. Hinter Goldſtein's Rücken, der, zum Förſter gewendet, vor ſeinem Buffettiſch ſtand, hatte ſich die Thür geöffnet. Sobow war eingetreten, und auf ihn richtete ſich Schönfeld's finſterer Blick. Sobow ſtreckte dem Letzteren beide Hände entgegen:

„Beſter Freund, wie freue ich mich, Sie wiederzuſehen, nach ſo langer Zeit. Kommen Sie, ich habe mit Ihnen ein paar Worte zu reden, die Ihnen beweiſen ſollen, daß auch ich während Ihrer ſchweren Krankheit Sie nicht vergeſſen habe."

Schönfeld hatte ihm mechaniſch die Hand hingereicht und ließ ſich von dem ihn freundſchaftlich umarmenden Polizeihauptmann bis an das andere Ende des Saales führen.

„Sie kennen unſere Juden, lieber Schönfeld," ſagte Sobow leiſe. „Auch dieſer da" — und er wies verſtohlen auf Goldſtein — „iſt erpicht auf Geld, obwohl er zu den Bequemeren gehört. Ich habe ihn von der Klage, die er gegen Sie anhängig machen wollte, nur mit Mühe zurückhalten können und mich zuletzt genöthigt geſehen, activ einzugreifen, beſonders da Ihre arme Frau von dem ungeſtümen Drängen des unverſchämten Gläubigers ſich höchſt beläſtigt fühlte."

Schönfeld antwortete nichts. Jetzt blieb er aber ſtehen, entzog ſich haſtig der Umarmung und ließ ſeine Blicke unruhig durch den Saal ſchweifen.

„Kurz und gut, lieber Schönfeld," fuhr Sobow fort, „ich habe, um Ihnen und Ihrer lieben Frau alle Unannehmlichkeiten zu erſparen, die Schuld bezahlt und —"

Schönfeld zuckte zuſammen und ſah ihn mit weitaufgeriſſenen Augen an: „Wirklich? Sie? Das iſt merkwürdig!" ſagte er abgebrochen.

„Merkwürdig?" lachte Sobow laut und gezwungen auf. „Es iſt durchaus nicht merkwürdig. Eigentlich habe ich dabei auch an mich gedacht und ſicher darauf gerechnet, Sie würden mir für dieſen Freundſchaftsdienſt Ihre beiden

Pferde verkaufen, in die ich ganz vernarrt bin. Was ſagen Sie zu dieſem unverſchämten Anſpruch?"

Sobow lachte unmäßig und ſchlug Schönfeld cordial auf die Schulter. Der Förſter ſchwieg und ſah den Polizeihauptmann mit einem eigenthümlichen, ängſtlichen Geſichtsausdruck an. Dann wandte er ſich langſam ab, ging bis zu den gegenüberliegenden Fenſtern, vor denen ſeine Pferde angebunden ſtanden und murmelte vor ſich hin: „Verrathen und verkauft!" Er drehte ſich um und ſah Sobow auf ſich zukommen. Goldſtein ging vor der Eingangsthür des Saales auf und ab, im höchſten Grade gelangweilt, weil er bisher von der Unterredung trotz der geſpannteſten Aufmerkſamkeit nichts hatte vernehmen können. Sobow war nun wieder nahe vor Schönfeld hingetreten und ſagte leichthin und ſpöttiſch:

„Alſo immer noch dieſelbe traurige Geſchichte? Sie wollen ſich von Ihren Pferden nicht trennen?"

Und nun geſchah etwas, deſſen ſich weder Sobow noch Goldſtein verſehen hatte.

Der Förſter ſtürzte ſich plötzlich auf den Polizeihauptmann und ſchlug ihn mit der geballten Fauſt vor die Bruſt, ſo daß er taumelnd und einen Stuhl mit ſich reißend zu Boden fiel, wo er mit dem Hinterkopf hart aufſchlug und beſinnungslos liegen blieb.

„Todt?" ſchrie Schönfeld und ſtierte auf den Gefallenen, der ſich nicht regte.

In dieſem Augenblick verſchwand Goldſtein, ſich duckend, ſpurlos hinter dem Buffet.

Der Förſter riß einen Revolver aus der Taſche, zielte auf die Thür und rief mit Donnerſtimme: „Fort, verfluchter Jude, fort! Ich ſchieße Dich nieder wie einen Hund!" Er ſchoß zweimal auf die Thür, als hätte ein Phantom ihm den Ausgang verſperrt, und ſtürzte hinaus in den Hof. Dort band er die Pferde los, ſprang in den Wagen, ergriff die Zügel und war im Begriff hinaus zu fahren. Es war Alles das Werk weniger Augenblicke.

Da ertönten vom Fenſter des Saales her laute Rufe: „Haltet den Mörder, haltet ihn!" Sobow war zu ſich gekommen und ſchrie mit Goldſtein um die Wette.

Ein dienſtbefliſſener, muthiger Mann, der in Folge der Schüſſe und der lauten Rufe herbeigeeilt war, fiel dem Lieblingsſchimmel des Förſters in die Zügel, als der Wagen eben das Hofthor paſſirte. Schönfeld ſtand hochaufgerichtet im Wagen, mit dunkelrothem Geſicht und blutunterlaufenen Augen. Er ſtieß ein wildes Gelächter aus, das wie ein Triumphgeſchrei klang, ſchwang ſeine lange Peitſche und rief dem Pferde zu: „Hopp, hopp! Miſchka — vorwärts!"

Der Schimmel ſtieg kerzengerade in die Höhe, riß den unvorſichtigen Mann, der die Zügel gepackt hatte, beim Niederfallen nieder — und fort ging es in raſendem Galopp zum Hofthor und Städtchen hinaus.

„Meine Pferde!" ſchrie Sobow durch's Fenſter mehreren Leuten zu. „Alle vier Pferde anſpannen — raſch, raſch!" Es ging ihm nicht ſchnell genug. Gleich darauf ſah man ihn ſelbſt auf ſein Haus zulaufen, und fünf Minuten ſpäter jagte

er mit einem Viergespann durch die Straßen. Er verfolgte den Förster, dessen weißschimmernde Pferde in der Entfernung deutlich sichtbar waren, sobald der Wind die Staubwolken theilte. Schönfeld hatte einen großen Vorsprung, und die Pferde liefen in voller Carrière, so daß der leichte Wagen hin- und herschwankte.

Wohin fuhr er? Nicht nach Hause. Sobow sah deutlich, wie er in den Weg zum Dornschen Hause einbog, aber trotz aller Zurufe, die er an Kutscher und Pferde unter lauten Verwünschungen richtete, wurde die Entfernung zwischen dem Verfolgten und Verfolger immer größer.

Als Schönfeld mit sicherer Hand seine flüchtigen Pferde zum Hof hineinlenkte, stand Dorn auf der Haustreppe und sah, indem er mit der Hand die Augen überschattete, verwundert auf das seltsame Pferderennen. Schönfeld winkte und rief von Weitem mit heiserer Stimme: „Dorn, retten Sie meine Pferde! Retten Sie! Kommen Sie!“

Der Wagen flog rasselnd am Wohnhause vorüber zum Stall. Schönfeld sprang heraus und begann mit fieberhafter Hast die Pferde auszuspannen. Bald war Dorn selbst mit seinen Pferdeknechten zur Stelle.

„Schönfeld, lieber Schönfeld, was giebt's?“ fragte Dorn erschreckt.

„Sehen Sie dorthin,“ und der Förster wies mit der Hand auf die ferne Staubwolke, „dort kommt er! Er will meine Pferde rauben! Er will mich verderben, morden! Ach Gott, ach Gott!“ fuhr er mit steigender angstvoller Erregung fort, indem er das Riemenzeug mit bebenden Fingern löste, „geben Sie den Schlüssel — den Stallschlüssel!“

Er nahm die dampfenden Pferde selbst an den Köpfen, führte sie in den Stall, schloß zu und steckte den Schlüssel in die Tasche. Dann athmete er erleichtert auf und sagte mit flehender Geberde, fast weinend: „Dorn, Sie werden mich nicht verrathen? Nicht wahr? Sie werden meine Pferde bewachen, hier, mit mir zusammen?“

Er zog mit unheimlichem Lächeln den Revolver aus der Tasche.

„Sehen Sie, Dorn,“ flüsterte er, „noch sind drei bis vier Schuß drin. Ich will ihn todtschießen, wenn er kommt. Ich glaubte ihn todt, aber dann hörte ich ihn wieder schreien! Er lebt — er kommt — er will mir Alles nehmen!“ schrie er plötzlich und wies wieder auf die sich nähernde Staubwolke. Seine große, kraftvolle Gestalt zitterte wie Espenlaub. Dorn's erster Schreck war einer unsäglichen Betrübniß gewichen. Er sah nur zu klar, was hier geschehen, welche entsetzliche Krankheit ausgebrochen war, und war entschlossen, so weit er es vermochte, einem Unglück vorzubeugen. Er umarmte Schönfeld zärtlich und sagte begütigend:

„Weder Ihnen, noch Ihren Pferden soll ein Haar gekrümmt werden, so lange Sie in meinem Hause sind. Ich will Sie mit meinem Leben vor jedem Schurken schützen. Seien Sie ruhig, Schönfeld, kommen Sie mit mir — rasch! Ich will Sie verbergen. Und Ihr,“ wandte er sich befehlend zu seinen Pferde-

knechten, „Ihr werdet hier Wache ſtehen und Niemandem — hört Ihr? — Niemandem erlauben, ohne mich und meinen lieben Freund den Stall zu betreten. Kommen Sie, Schönfeld, ich habe ein ſicheres Verſteck.“

Und Schönfeld umarmte und küßte ihn. Dann eilten Beide in's Haus und waren verſchwunden, als Sobow vorfuhr. Seine Blicke irrten enttäuſcht über den Hofplatz. In langen Sätzen, zwei bis drei Stufen überſpringend, lief er die Haustreppe empor und ſtürzte mit Mantel und Hut in's Zimmer Dorn trat ihm in ruhiger, ſteifer Haltung entgegen.

„Schönfeld iſt hier. Ich muß ihn verhaften wegen Mordverſuchs!“ keuchte Sobow.

Dorn ſchüttelte den Kopf und ſagte mit trübem Lächeln: „Beruhigen Sie ſich! Von einer Verhaftung kann hier keine Rede ſein.“

„Sie wollen ihn ſchützen!“ rief Sobow außer ſich, mit bebenden, blutloſen Lippen. „Im Namen des Geſetzes erſuche ich Sie um Ihre Mitwirkung.“

„Sie werden ihn nicht verhaften. Schönfeld iſt geiſteskrank.“

„Hahaha! Geiſteskrank? Säuferwahnſinn, wollen Sie vielleicht ſagen! Ich kenne dieſe Ausflüchte. Sie verweigern alſo Ihre Mitwirkung?“ fragte Sobow wüthend.

„Schönfeld iſt hier unter meinem Schutz,“ ſagte Dorn ruhig und feſt, obwohl eine dunkle Röthe ſein Geſicht überflog, „und ſo wahr ich lebe und hier vor Ihnen ſtehe — Sie werden ihn mit all' Ihrer Polizeimacht nicht in Ihre Hände bekommen, weder ihn, noch ſeine Pferde, noch — ſeine Frau mit ſeinem Vermögen!“

Sobow wollte antworten, aber die Stimme verſagte ihm. Dorn ſah ihn verächtlich an und fuhr mit bitterem Hohnlachen fort: „Verloren, Sobow — Sie haben Ihr Spiel verloren!“

Er drehte ihm den Rücken und verließ raſch das Zimmer. Sobow ſtampfte in ohnmächtiger Wuth mit dem Fuß und rannte wie wahnſinnig hinaus. Gellend rief er nach ſeinen Pferden und fuhr, während Dorn ihn, ohne daß er es bemerken konnte, vom Zimmer aus beobachtete, nicht in's Städtchen zurück, ſondern eilend davon in der Richtung nach der Forſtei.

Dorn winkte ſeinen Kutſcher durch's Fenſter heran: „Trafim, ſattele meinen Rappen, raſch!“

Das Pferd wurde vorgeführt und Dorn ſprengte die Waldſtraße hinunter. Er war kaum eine Werſt geritten, als er hinter ſich den Hufſchlag eines galoppirenden Pferdes hörte. Der Reiter hatte größere Eile oder ein beſſeres Pferd. Dorn blickte zurück. „Steinau,“ rief er überraſcht, „wohin?“

„In die Forſtei. Haben Sie von dem Unglück gehört? Schönfeld's ſchweres Geſchick hat ſich unaufhaltſam erfüllt! Er ſcheint ſeiner zerrütteten Geſundheit und ſeiner leidenſchaftlichen Eiferſucht zum Opfer gefallen zu ſein und — ſo viel ich aus dem wirren Durcheinander der Leute entnehmen konnte — einen Anfall von Tobſucht gehabt zu haben. Er hat geſchoſſen und iſt, verfolgt von dem

raſenden Sobow, nach Hauſe gefahren. Es giebt dort ſicherlich ein Unglück, das ich vielleicht verhüten kann," erzählte Steinau mit fliegendem Athem.

„Gott ſei Dank, Steinau, daß Sie da ſind. Reiten Sie, ſo raſch Sie können. Schönfeld iſt in der That geiſteskrank, wie Sie ſagen, aber er iſt geborgen in meinem Hauſe und bedarf meiner. Sobow iſt freilich ſoeben in die Forſtei gefahren, und Ihre Gegenwart dürfte dort ſehr nützlich ſein."

„Beſtie!" knirſchte Steinau und gab ſeinem Pferde die Sporen.

Der alte Dorn ritt langſam zurück. „Ein böſer Tag," murmelte er, „den ein Mann nicht bewältigen kann."

Unterdeſſen war Sobow in der Forſtei angekommen. War ſein Spiel wirklich verloren, wie Dorn geſagt hatte? Jedenfalls hatte er es noch nicht aufgegeben.

Als er in's Zimmer trat, ſah die Förſtersfrau kaum von ihrer Handarbeit auf und erwiderte mit kühler Höflichkeit ſeinen Gruß. „Mein Mann iſt nicht zu Hauſe," ſagte ſie mit ſcharfer Betonung. „Womit kann ich Ihnen dienen?"

„Gnädige Frau," ſagte Sobow feierlich, „ich habe Ihnen eine traurige Nachricht zu überbringen."

Die Förſtersfrau erhob ſich erſchreckt von ihrem Seſſel. „Iſt mein Mann erkrankt?" fragte ſie ängſtlich.

„Nein, o nein! Er hat ſich nur in der Heftigkeit oder Uebereilung Dinge zu Schulden kommen laſſen, die gewöhnlich ſehr ſtreng geahndet werden und die ihn jedenfalls verhindern, heute heimzukehren."

„Foltern Sie mich nicht! Erbarmen Sie ſich und ſagen Sie mir, was iſt geſchehen?" bat ſie dringend in ſchmerzlichem Ton.

„Sie ſind aufgeregt, gnädige Frau," ſagte Sobow ruhig lächelnd. „Im Grunde hängt es nur von Ihnen ab, ob die Verſchuldung Ihres Mannes als eine große oder unbedeutende angeſehen werden ſoll. Sie brauchen nur ein Wort zu ſagen, um ihn und ſich ſelbſt vor dem Schlimmſten zu wahren."

„Sprechen Sie, was iſt geſchehen," rief die arme Frau in höchſter Erregung, „und was kann ich thun? Ich bin zu jedem Opfer bereit!"

Sobow ergriff plötzlich ihre Hand, bedeckte ſie mit Küſſen und ſtürzte vor ihr auf die Kniee nieder.

„Ich bin Ihr Sclave — ein liebender Sclave! Erhören Sie mich und ich will Ihren Mann retten — ich will für Sie mein Leben, meine Seele hingeben!"

Sie riß ihre Hand zurück, als ſei ſie von einer Tarantel geſtochen, und brach dann, von aller Aufregung und Spannung erlöſt, in ein lautes Gelächter aus.

„Alſo das war die ganze dürftige Komödie? Sie ſind ein ſchlechter Schauſpieler, Herr Polizeihauptmann!"

In dieſem Augenblick wurde die Thür geöffnet und Steinau kam raſchen Schrittes herein. Weder Frau Schönfeld noch Sobow hatten in ihrer Aufregung ſeine Annäherung vernommen. Sobow ſprang wie ein Beſeſſener in die Höhe, beſchämt, verwirrt und kochende Rache im Herzen.

„Gnädige Frau,“ ſagte er, bleich vor Wuth, mit einer leichten Verbeugung gegen Steinau, „Sie ſind glücklich genug, mehr als einen glühenden Verehrer zu haben. Um ſo leichter wird es Ihnen fallen, Ihren Mann zu verſchmerzen, den ich noch heute verhaften und des Mordverſuchs anklagen werde. Im Uebrigen will ich Niemanden in ſeinem Vergnügen ſtören.“ Er verbeugte ſich mit hämiſcher Miene und verließ mit dröhnenden Schritten das Haus. Einen Augenblick ſchien es, als ob Steinau ihm folgen wollte, doch ſchüttelte er nur unwillig das Haupt und blieb ſtehen. Das Gelächter der unglücklichen Frau war verſtummt. Sie ſah den düſter dreinſchauenden Steinau fragend an. Ihm ſtand ſein Herz ſtill, als er die tauſend bangen Fragen in dieſem marmorweißen Geſicht auftauchen ſah. Was half es ihm, daß er des rachſüchtigen Sobow Behauptung in's rechte Licht ſtellte? Hatte er Beſſeres zu berichten? Was er mit denkbarer Schonung und Rückſicht vorbrachte, war noch viel ſchlimmer, war Nacht und Schrecken. Und die gefolterte Frau rang ſich die Hände vor Verzweiflung wund, als Steinau ſie zu Fuß nach dem Dornſchen Hauſe geleitete.

* * *

Frau Schönfeld ſollte ihren ſchwer erkrankten Mann im Dornſchen Hauſe nicht mehr antreffen.

Dorn war zurückgeritten und ging ſorgenvoll überlegend in ſeinem Schreibzimmer auf und ab, als plötzlich die Eingangsthür leiſe geöffnet wurde. Vor ihm ſtand Schönfeld, der die ihm angewieſene abgelegene Stube verlaſſen und ſich unhörbar hergeſchlichen hatte. Sein Haupthaar hing wirr herab, ſein Geſicht ſah erdfahl aus, die dunklen, unheimlich blitzenden Augen blickten ſcheu nach allen Seiten. Er ſchlich auf den Fußſpitzen zu Dorn heran und fragte flüſternd:

„Iſt er fort?“

„Ja, lieber Schönfeld, er iſt fort. Fürchten Sie Nichts. Der ſchändliche Kerl ſoll Ihnen nichts anhaben, armer Freund!“

Dorn ſtreckte ihm die Hand entgegen. Seine Augen füllten ſich mit Thränen, vielleicht zum erſten Mal in ſeinem wildbewegten Leben. Was war aus dieſem ſtarken, tapferen und ſchönen Förſter geworden!

„Laſſen Sie meine Pferde anſpannen, Dorn, lieber Dorn! Hier iſt der Schlüſſel. Und laſſen Sie ſachte — leiſe an der Hinterthür vorfahren.“

„Sie wollen ſchon fort? Bleiben Sie noch bei mir,“ bat Dorn dringend.

„Ich kann nicht, ich muß nach Hauſe, nach Hauſe!“ ſeufzte der Förſter aus tiefſter Bruſt.

„Gut, ich will anſpannen laſſen. Aber trinken Sie noch eine Taſſe Thee mit mir. Wir fahren dann zuſammen,“ ſagte Dorn, der Zeit gewinnen und verhindern wollte, daß Schönfeld ſein eben noch belagertes Heim betrete. „Ihre Frau wird Sie ja doch vor dem Abend nicht erwarten, nicht wahr?“ Schönfeld ſchüttelte energiſch das Haupt und ſagte laut und ſchneidend:

„Meine Frau? Ach, lieber Dorn, *die* wartet nicht auf mich. Sie wartet auf *ihn*, um mich zu verrathen, mir mein Leben zu rauben! O ich

weiß, ſie hat mich vergiften wollen auf ſein Geheiß! Ja," und ſeine Stimme ſank zum Flüſterton herab, „ja, ſie hat mir Gift in das Eſſen geſchüttet. Ich habe es aber ausgeſpieen. Und dann hieß ein guter Geiſt mich fliehen. Ich floh, bis er mir in den Weg kam. Nun müſſen Sie mich retten, Dorn! Verſchaffen Sie mir einen Paß — ich wollte ihn mir ſelbſt holen. Ich muß weiter, weiter! Aber ich will nur bis K. fahren und dort warten, bis Sie mir meinen Paß ſchicken. Dorn, liebſter Dorn, Sie müſſen mir helfen! Verlaſſen Sie mich nicht!" Er ſprach wieder laut und heftig.

„Ruhig, ruhig, Schönfeld. Rechnen Sie ſicher auf mich. Aber K. iſt ja zweihundert Werſt von hier, und Ihre Pferde ſind ermüdet. Haben Sie denn Geld bei ſich?"

„Achthundert Rubel! Es iſt genug, um mich nach Hauſe — in die Heimath zu bringen!"

Der Kranke ſank ermüdet in einen Stuhl, verſtummte und ſtarrte bewegungslos wie eine Statue auf einen Fleck, während Dorn mit langſamen Schritten, ohne ihn zu ſtören, wieder ſeinen tactmäßigen Marſch im Zimmer antrat. Es mochte wohl eine halbe Stunde vergangen ſein, als Schönfeld mit den Worten aufſprang:

„Sind meine Pferde angeſpannt? Ich muß fort, nach Hauſe! Dorn, wo ſind meine Pferde?"

Er warf einen mißtrauiſchen, feindſeligen Blick auf Dorn, der ſofort begriff, daß er ihm nicht widerſtreben dürfe, und freundlich verſprach, des Förſters Wunſch zu erfüllen. Er hatte im Uebrigen Alles wohl überlegt und ſeinen Entſchluß gefaßt.

Als die Pferde kamen, war Schönfeld außer ſich vor Freude. Er umarmte Dorn, er ſchüttelte ihm die Hand, er bat ihn um Verzeihung und verſprach zuletzt, ſo lange in K. zu warten, bis er Brief und Paß von Dorn erhalten hätte. Der unglückliche Förſter war kaum fortgefahren, als Dorn ſeinen Gehilfen holen ließ.

„Laſſen Sie zwei Pferde vor meinen leichten Wagen ſpannen, nehmen Sie Trafim mit — er iſt ein zuverläſſiger, nüchterner Menſch — und folgen Sie dem Förſter Schönfeld. Der arme Mann iſt geiſteskrank. Laſſen Sie ihn nicht merken, daß Sie ihm folgen. Seien Sie freundlich gegen ihn, wenn Sie mit ihm zuſammentreffen, freundlich unter allen Umſtänden, aber auch vorſichtig. Er hat einen geladenen Revolver bei ſich. Wenn ihm unterwegs ein Unglück zuſtößt, ſo helfen Sie ihm, und wenn es möglich iſt, ſo bringen Sie ihn hierher zurück. Sie haben eine traurige und ſchwere Fahrt vor, aber nach des Förſters und der Pferde Kräftezuſtand zu urtheilen, wird ſie nicht gar zu lange dauern."

Er drückte ihm zum Abſchied die Hand. Dorn, dem ſein ſchwerer Beruf keinen freien Tag gewährte, ſah mit ſchwerem Herzen den jungen Mann fortfahren, der zuverſichtlich eine ſchwierige Aufgabe übernahm.

Während Frau Dorn die verzweiflungsvolle Förſtersfrau, die ſpät Abends

mit Steinau eintraf, tröſtete und ihr ein Aſyl in ihrem Hauſe gewährte, wie es nur eine liebevolle Mutter ihrem vom harten Geſchick zerſchlagenen heimkehrenden Kinde zu bereiten pflegt, folgte Dorn's Gehilfe den Spuren des Förſters, der den Weg nach K. richtig eingeſchlagen hatte. Schönfeld hatte allmählich fünfzig bis ſechzig Werſt zurückgelegt, ohne ſeinen freundlich geſinnten Verfolger gewahr zu werden. Er war während der Fahrt offenbar ruhiger geworden, obwohl er an den Halteſtellen die Pferde nie ausſpannte und argwöhniſch Wache hielt, ſo lange die ermatteten Thiere fraßen und ſich erholten. So war er bis zu einem kleinen Städtchen gekommen, welches, dicht an einem großen Fluſſe gelegen, von Menſchen überfüllt war. Alle warteten auf die Ankunft des Dampfers und drängten vom Marktplatz durch die zur Anfahrtſtelle führende Straße. Schönfeld mußte wegen der wogenden Menſchenmenge langſam fahren und endlich halten. Dorn's Gehilfe ſtand mit ſeinem Gefährt in der Nähe und beobachtete das bunte Schauſpiel und den geiſteskranken Mann, der geduldig und mit voller Selbſtbeherrſchung inmitten des Gewühls wartete, bis die Gaſſe frei geworden. In Folge eines Anrufs wandte der Förſter jetzt ſeinen Kopf zur Seite. Zwei Männer, alte Bekannte, wie es ſchien, traten auf ihn zu und ſchüttelten ihm die Hand.

„Wohin geht die Reiſe, Schönfeld?“ fragte der Eine.

„Nach K.“, antwortete der Förſter kurz und ſah ſich unruhig nach allen Seiten um.

„Was iſt aber mit Ihren Pferden geſchehen?“ fuhr derſelbe Mann fort, „ſie ſehen ja ganz erbärmlich aus? Pfui, ſchämen Sie ſich, Schönfeld, die prachtvollen Thiere ſo ſchlecht zu halten. Die ſollten in meiner Pflege ſein!“

„Ja, Ja!“ lachte der Andere, „wenn Sie dieſe Goldkinder haben wollen, müſſen Sie ſie Schönfeld mit Gewalt abnehmen. Freiwillig giebt er ſie nicht!“

Der Förſter ſah den Sprecher wild an. „Hopp, hopp!“ ſchrie er plötzlich auf und klatſchte mit der Peitſche.

Die Menge ſtob entſetzt aus einander. Die Pferde wandten ſich, ſcheu geworden, zur Seite, dem Fluſſe zu und rannten vorwärts.

„Hurrah!“ ſchrie der Wahnſinnige und hieb auf die Pferde ein.

Durch das Geſchrei der Menſchen und die ungewohnten Schläge raſend gemacht, flogen die ſchönen Thiere, Reißaus nehmend, mit Windeseile dahin, dem Fluſſe zu. Es war kein Halten mehr. Niemand wagte und vermochte ſich entgegen zu werfen. Die Menge tobte und ſchrie. Und jetzt — jetzt waren die Pferde dicht vor dem leichten Brettergerüſt angelangt, bei welchem die Dampfböte anzulegen pflegten. Die dünnen Stangen bogen ſich und krachten, als die Pferde in raſendem Lauf hinüberſetzten. Noch einmal hörte man den Förſter „Hurrah“ rufen. Dann ſtürzte ſeine hohe Geſtalt kopfüber aus dem Wagen über die letzte Barrière hinunter, und und als dieſe unter der Wucht des Anpralls gebrochen war, verſchwanden Pferde und Wagen gleichfalls in den Wellen des Fluſſes. Ein hundertſtimmiger Aufſchrei des Entſetzens erſcholl aus dem

Menſchenhaufen, der einen Augenblick, erſtarrt über das furchtbare Schauſpiel, ſtille ſtand. Aber nur einen Augenblick! Dann liefen Alle zum Ufer des Fluſſes. Viele warfen ihre Kleider ab, Alle waren bemüht, das arme Menſchenleben zu retten, das zu ſeinem Glück unrettbar verloren ſchien. Es war ſehr tief an dieſer Stelle des Fluſſes. Ohne Zweifel lagen die Pferde mit zerbrochenen Gliedmaßen zu Tode gebettet in ihrem naſſen Grabe, aber der wahnſinnige Mann, der zur Seite hin in einem großen Bogen hinaus geworfen wurde, mochte doch noch lebend herausgezogen werden.

„Da iſt er! Er lebt! . . . Er iſt todt!“ rief Alles durch einander. Man ſah den lebloſen, triefenden Körper an's Ufer tragen, wo er auf dem Sande niedergelegt wurde. Dorn's Gehilfe, der auch unter den Rettenden thätig geweſen war, kniete neben dem Ertrunkenen nieder und betaſtete deſſen Kopf und Geſicht. Er rollte ihn auf die Seite und wieder zurück und bewegte Arme und Bruſt in langen Pauſen.

Der Förſter war nicht todt. Er ſchlug nach zehn Minuten die glanzloſen Augen auf und that einen Athemzug, der wie ein halb unterdrückter Schrei klang. Die Menge, die in banger Erwartung mäuschenſtill geſtanden hatte, wurde wieder lebendig. Alle halfen. Eine Tragbahre wurde herbeigeſchafft, und langſam bewegte ſich der endloſe Zug vorwärts, in deſſen Mitte der ſchwerathmende, todtenbleiche Mann getragen wurde. Er lag mit halbgeſchloſſenen Augen und war ſo ruhig und ſtill wie die mitleidige Menge, die ihn theilnehmend geleitete.

Es fehlte nicht an der allerbeſten Pflege. Noch an demſelben Tage trat der Förſter unter Fürſorge des Dornſchen Gehilfen die Rückfahrt an. Er ſprach nicht, fragte nichts und ließ ſich wie ein folgſames Kind Alles gefallen. Nur von Zeit zu Zeit huſtete er und preßte die Hand auf die Bruſt, als wollte er einen heftigen Schmerz bekämpfen. Als ſie ſich dem Dornſchen Hauſe näherten, that er die erſte Frage:

„Sind meine Pferde ertrunken?“

Der junge Mann bejahte die Frage. Der Förſter nickte ſtill vor ſich hin und verſtummte wieder.

Die Einſamkeit und ſorgenſchwere Erwartung der Dornſchen Familie war nur durch die täglichen Beſuche Lohmeyer's und Steinau's unterbrochen worden. Die beiden Freunde verabſchiedeten ſich eben auf dem Hofplatz von Dorn und waren im Begriff, ſich auf den Heimweg zu begeben, um wieder eine ſchlafloſe Nacht voll Furcht und Hoffnung zu verbringen, als der langſam fahrende Wagen mit dem Kranken ſichtbar wurde. Steinau bat dringend, daß Dorn allein dem Ankommenden entgegen gehe und verſprach, Frau Schönfeld auf Alles vorzubereiten.

Schwerfällig und langſam rollte der Wagen heran. Schönfeld wurde herausgehoben und konnte nur mit Mühe, von zwei Männern geſtützt, zur Treppe wanken. Dorn ſtand auf der letzten Stufe und umarmte ihn ſprachlos.

„Dorn,“ ſagte Schönfeld mit ſchwacher Stimme, „meine Pferde ſind todt.

Sie ſollten den Rhein nicht ſehen. Ich will heute bei Ihnen bleiben . . . ich kann nicht weiter.“

„Sie müſſen zu Bett, Sie müſſen ſich erholen, armer Mann. Sie haben ſo viel erleiden müſſen,“ antwortete Dorn gerührt.

Der Förſter wurde zu Bett gebracht. Als Dorn, voll Freude über die wunderbare Veränderung des geiſtigen Krankheitszuſtandes berichtete, ſchüttelte Steinau bedenklich den Kopf und entſchloß ſich, mit Dorn und Lohmeyer zuſammen das Krankenzimmer zu betreten. Der Kranke ſtreckte den Freunden mit freundlichem Nicken die zitternden Hände entgegen. Ein heftiger Huſtenanfall, der ihm Schmerzen verurſachte, überwältigte ihn, ſo daß er ſtöhnend in die Kiſſen zurückſank.

„Sie müſſen mir den Huſten fortſchaffen, Doctor,“ ſagte er ſehr langſam, mit einem ſchwachen Verſuch zu lächeln, „ich kann ſonſt meine alten lieben Freunde nicht einmal bewillkommnen. Morgen, lieber Dorn, wird es mir beſſer gehen, dann müſſen Sie mich nach Hauſe ſchicken.“ Nach einer Pauſe fügte er leiſe hinzu: „Ich habe meine Frau ſo lange nicht geſehen!“

Ein neuer Anfall erſchütterte ihn. Steinau ſah, daß er Blut aushuſtete. Er murmelte vor ſich hin: „Es geht zu Ende!“ und ſagte dann laut, mit warmem, zum Herzen dringendem Ton:

„Sie brauchen nicht weiter zu fahren, Schönfeld. Ihre unglückliche Frau, die voll Liebe und unſäglicher Angſt in dieſem Freundeshauſe Ihrer geharrt hat — ſie iſt hier!“

Der Förſter richtete ſich mit Anſtrengung auf. Ein Freudenſtrahl verklärte ſein gramvolles, gefurchtes Geſicht. In der Thür, die ſich öffnete, ſtanden zwei Frauen.

„Helene!“ rief er jauchzend.

Die von einem ſchrecklichen Verhängniß gebeugte Frau, die mit übermenſchlicher Kraft alles Leid, alle Sehnſucht und Verzweiflung, die in der Menſchenbruſt Platz hat, ertragen hatte, ſtürzte ſchluchzend zum Krankenbett, umarmte und küßte den Wiedergefundenen und aus dem übervollen Herzen brach über ihre flüſternden Lippen der volle Strom ihrer grenzenloſen Liebe. Sie kümmerte ſich nicht um die mütterliche Freundin und die Männer, die lautlos und voll tiefer Wehmuth Zeugen dieſes Wiederſehens waren, ſie ſah nur ihren leidenden, abgehärmten Mann und ſank, als wollte ſie beten, neben dem Bett auf die Kniee. Ach, ſie wollte vor Jammer vergehen! Die Thränen rollten dem Kranken über die Wangen. Er hatte ſeine Hand zärtlich auf ihr ſchönes Haupt gelegt und ſagte ſanft:

„Ich habe einen böſen Traum gehabt, Helene. Er iſt vorübergegangen, und Du, mein guter Engel, biſt wieder bei mir. Nun darfſt Du mich nie verlaſſen. Und wenn ich wieder geneſe, dann will ich fort, mit Dir zuſammen, meine Seele, in die Heimath. Ach, an den Rhein — an den Rhein!“

Sie weinte ſtill, er aber hatte ihre Hand gefaßt und küßte und ſtreichelte ſie.

Es war ganz ſtill im Zimmer. Man hörte nur das mühſame Athmen des Kranken, das vom Huſten unterbrochen wurde, und das immer lauter werdende Röcheln in der Bruſt. Plötzlich ſagte er abgebrochen, in bittendem Ton:

„Lohmeyer, Sie kennen das Schlummerlied, das meine Mutter — — einſt geſpielt hat. Das ſpielten Sie mir — — ſo oft — auf Ihrer Geige — ſo ſchön, — ach, — heute — möchte ich es wohl — noch einmal hören!“

Der arme Lohmeyer! Ihm war ſein Herz zum Zerſpringen voll. Er verließ ſacht auf den Fußſpitzen das Zimmer und kehrte mit der Geige zurück. Weitab vom Krankenbett lehnte er am Fenſter und begann ſanft und leiſe ein Wiegenlied, ein melancholiſches, herzergreifendes Lied. Er hatte es nie ſo ſchön geſpielt und nie ſo andächtige Zuhörer gehabt. Nur einmal hörte er, wie im Traume, Schönfeld's Stimme an ſein Ohr klingen: „Ich bin ſo müde. Gute Nacht, Helene!“ Sonſt wußte er nicht, was um ihn her vorging. Er war weit fort, in ſeiner Heimath oder im Himmel.

„Leb' wohl, leb' wohl!“ ſagte eine weiche, ſchluchzende Stimme, als Lohmeyer den letzten Accord ausklingen ließ. Er ließ die Geige ſinken und ſah auf. Da lag Schönfeld, ſüß eingeſchlafen, um nicht mehr aufzuwachen. Eine vereinſamte Frau rief ihrem Gatten das letzte Lebewohl nach, das er nicht mehr vernehmen konnte, und die Freunde ſtanden in ſtummer Klage vor dem Todten.

Lohmeyer fuhr ſeufzend mit der Hand über ſeine trübgewordenen Augen und flüſterte leiſe:

„Zwei holde Dinge hat die Welt:
Die Liebe und den Tod!“

Ende.

Selbsterlebtes und Nacherzähltes

aus der Entwickelungsgeſchichte Ehſtlands und der Ehſten.

Von **W. F. Eichhorn** in Baltiſchport.

II.

(Fortſetzung ſtatt Schluß.)

Schon zu Ausgang der dreißiger Jahre war auf den einherrigen und zuſammenhängenden Gütern Koik und Brandten die Knechtswirthſchaft im reinen und großen Stil eingeführt worden. Ob ſich dieſe Wirthſchaft bei den mit allen bahnbrechenden Unternehmungen verbundenen unverhältnißmäßigen Koſten zunächſt für die Schatulle rentirte, das entzieht ſich der Beurtheilung Uneingeweihter, — für die geregelte und darum möglichſt volle Ausnutzung der Arbeitskräfte, für die Erhöhung der Ertragsfähigkeit des Bodens und für die Entwickelung des ganzen Landes rentirte ſie ſich ganz unzweifelhaft. Hier wurden nicht allein junge Leute aus allen Stämmen und Ständen unſeres Heimathlandes zu Wirthſchaftern, Aufſehern und geſchulten Feldarbeitern erzogen und von hier ſpäter über das ganze Land verbreitet, ſondern es wurden auch intelligente junge Ehſten in's Ausland geſchickt, um die Wechſelwirthſchaft im Allgemeinen und die Feldwirthſchaft mit Lohnkräften im Beſonderen, wie auch die Feldarbeit mit verbeſſertem und mit ſchwerem Geräthe und Anſpann praktiſch zu erlernen. Hier wurde zuerſt der volle Beweis erbracht, daß zur Betreibung der Großwirthſchaften die Frohne nicht eine von der geographiſchen Lage, dem Klima und der Bodennatur unſeres Heimathlandes und von den phyſiſchen und intellectuellen Eigenthümlichkeiten des Volkes gegebene Bedingung ſei, ſondern daß ſie ſich ſehr wohl und mit ſehr bedeutender Kraftерſparniß durch ſtändige Lohnarbeiter aus dem eingeborenen Stamme erſetzen laſſe, was bisher wohl mehrfach behauptet, aber auch eben ſo oft angezweifelt worden war.

Das Beiſpiel wirkte mächtig, beſonders auf die junge lebens- und arbeitsfriſche Nachfolgerſchaft der Gutsherren, zumal wenn ſie ſich einige Zeit in Koik aufgehalten und dort den Wirthſchaftsbetrieb angeſehen hatte, wie es vielfach geſchah. Der träge, ſchleppende und ungeregelte Gang der Feldarbeiten mit

Frohnknechten, Frohnvieh und Frohngeräthen wurde ihnen langweilig und ihrem erwachten Schaffens- und Geſtaltungsdrange unerträglich. Daneben bildete ſich dann auch das ſittliche Bedenken aus, über Leute befehlen zu müſſen, die nicht in unmittelbarem Lohn und Brod des Gutsherrn ſtanden, die in ihrem Dienſt nicht unmittelbar von ihm abhingen und über deren Lohn und Strafe er daher gar nicht eigentlich unmittelbar zu verfügen hatte, während das Arbeitsvieh und das Arbeitsgeräth, das doch ſo viel zur Förderung und zur Güte der Arbeit beiträgt, weder von der Leitung der Großwirthſchaft, noch von dem Frohnknechte, alſo weder von dem Arbeitgeber noch von dem Arbeiter abhängig war.

Im Princip bildete ſich bei den Gutsherren und beſonders bei ihren damals noch von den Vätern abhängigen Nachfolgern ein immer ſtärkerer Widerwille gegen den Wirthſchaftsbetrieb mit Frohnkraft und gegen die Frohnpacht überhaupt heran, und gewiß wäre die letztere ſchon ein paar Decennien früher, als es wirklich geſchah, allgemein abgeſchafft worden, wenn ſich dieſer fundamentalen Neugeſtaltung des gutsherrlichen und bäuerlichen Wirthſchaftsbetriebes nicht größere Hinderniſſe entgegen geſtellt hätten, als den Uneingeweihten bekannt iſt und als die Oberflächlichkeit nachträglich annimmt.

Zunächſt waren es die Herren Väter im Grundherrenthum, die ſich durch eine ſo gewaltige Umgeſtaltung der überkommenen Verhältniſſe nicht aus ihrer behaglichen Ruhe wollten ſtören laſſen, die außerdem bedächtig mit der kalten Zahl operirten und eine abſchreckende Zukunft für die Großwirthſchaften herausrechneten. Wie wenig aber Zahlen unter Umſtänden beweiſen können, das hat ſich hier beſonders eclatant gezeigt, wie wir ſpäter zu ſehen Gelegenheit haben werden. Zunächſt wurde die Unhaltbarkeit der Großwirthſchaft mit ſtändigen Lohnkräften vielfach durch Zahlenaufſtellungen nachgewieſen; den neuen Factor, die Geſtaltungskraft des friſchen wirthſchaftlichen Geiſtes, ließ man vielfach nicht gelten, weil ſich dieſer ja auch nicht ſo leicht in Zahlen faſſen und in ſichtbarer Form vor- und aufführen läßt. Wenn aber nach dem regelmäßigen Gang der Natur die Väter zu ihren Vätern verſammelt waren, ſo trat in der Regel durch Erbtheilung eine Schwächung der Capitalkraft ein, während die Umgeſtaltung bedeutende Auslagen nöthig machte. Der junge Gutsherr mußte zunächſt ſeine finanziellen Verhältniſſe ordnen, und ſo manchem ſtrebſamen Geiſt hat dieſer Umſtand die Flügel ſo ſtark gelähmt, daß die Umgeſtaltung erſt ſpät oder gar erſt nach Verkauf des Gutes und nach Zufuhr einer verſtärkten Capitalkraft hat ermöglicht werden können. Das größte Hinderniß bei der Umwandelung der Frohnpacht in Geldpacht kam aber von der anderen Seite, kam von den Frohnpächtern ſelbſt. Wie groß die mercantile und finanzielle Unbeholfenheit der Bauern war, darauf iſt bereits in der erſten Abtheilung dieſer Erinnerungen hingewieſen worden. Nun ſollte der Sechstagsbauer die den gegenwärtigen Verhältniſſen gegenüber allerdings nur geringe Summe von 90 Rubeln als Pacht erlegen, während er eine ſolche bisher noch gar nicht beiſammen geſehen hatte.

Die Beschaffung dieser Summe ging daher über sein Fassungsvermögen und als ehrlicher Mann wollte er keine Verpflichtung übernehmen, zu deren Erfüllung sich ihm keine Aussichten eröffneten. Zudem ging der Antrag vom Gutsherrn aus, die Ablösung der Frohne war also angebotene Waare, von deren Preis man in der Regel etwas abdingen will, und bei unseren Bauern ist der Trieb zum Abdingen besonders stark entwickelt, wie jeder Kleinhändler bezeugen wird. Unter 90 Rubel konnten aber auf Privatgütern 300 Anspanntage und 300 Fußtage unmöglich verpachtet werden, denn ihr Aequivalent in Lohnkraft kostete schon damals etwa das Doppelte, so billig sie, namentlich gegenüber der gegenwärtigen Sachlage, damals auch zu beschaffen war. Sehr störend wirkten bei diesen Operationen auch die Kronsgüter ein, die zum Glück in Ehstland nicht zahlreich waren und ihren Einfluß daher nicht allgemein äußern konnten. Bekanntlich waren die Kronsgüter in früheren Zeiten mehr eine Domäne der Arrendatoren, die einander bei den Torgen abkauften, als eine Domäne des Reiches. In der ersten Abtheilung dieser Erinnerungen ist von dem Kronsgute S. die Rede gewesen, das bei 40 Tonnen Winteraussaat in den Hofsfeldern über 120 wöchentliche Anspanntage und 120 wöchentliche Fußtage verfügte. Zur Zeit der Frohne war dieses Gut, mit der Frohne, für 700 Rubel verpachtet gewesen. Verpachtete man jetzt den wöchentlichen Anspanntag mit Fußtag zu nur 6 Rubeln, so stellte sich schon ein Ueberschuß von 20 Rubeln heraus, und das Hofsland konnte außerdem verpachtet werden. Der Anspanntag mit Zubehör wurde zu 8 Rubeln verpachtet, und der Fiscus machte dabei ein relativ glänzendes Geschäft, obgleich die Bauerstellen dort, bei ihrer reichen Dotation mit Heu, zu einem Schleuderpreise abgegeben waren. Im tiefsten Grunde war es eigentlich ein arger Mißbrauch mit dem Vermögen des Staates, zu welchem die Kronsgüter doch auch gehörten. Wenn die Staatsbedürfnisse außer den Reinerträgen der Kronsgüter, Bergwerke u. s. w. durch die directen und indirecten Steuern der Staatsbürger gedeckt werden und diese Steuern also bis zur Höhe des Restbetrages gestellt werden müssen, so hatten demnach die übrigen Staatsbürger den Bauern der Kronsgüter eine Subsidie zu zahlen, wie sie früher den Arrendatoren der Kronsgüter eine solche gezahlt hatten. Dieses Verhältniß war aber den Bauern der Privatgüter weder bekannt, noch kümmerten sie sich darum; sie reflectirten nur, wie milde die hohe Krone gegen den „armen Bauer“ und wie hartherzig der Gutsherr gegen ihn sei; sie nahmen von den Kronsgütern das Normalmaß für die Geldpachten, und weigerten sich daher die angebotene Ablösung anzunehmen: sie schnitten sich in's eigene Fleisch, wie es Leuten mit unklaren Vorstellungen so oft ergeht. Auch jetzt dociren unsere sogenannten „Volksmänner“ von einem Normalmaß, das beziehendlich der zu octroyirenden Kaufpreise bei dem von ihnen vorgeschlagenen Zwangsverkauf von den Kronsgütern genommen werden solle, stören dadurch die freiwilligen Vereinbarungen und bewirken, daß sich mancher Bauer wieder in's eigene Fleisch schneidet. Dabei erreichen sie allerdings, daß sich mancher Schlaumeier aus den Reihen der „Volksmänner“ und ihrer näheren Freunde

in die Stelle des vom Kauf abgeſchreckten urvorelterlichen Inhabers einſchiebt, — doch, das geſchieht ja Alles zum „Nutzen des Volkes“!

Um die Ablöſung der Frohnpacht in Fluß zu bringen, ſind im Anfange verſchiedene Mittel angewandt und manche Uebergangsſtadien geſchaffen worden, die man mitunter ſogar für exiſtenzfähige Pachtformen anſah, als welche ſie ſich nachträglich allerdings nicht bewährt haben, während ſie immerhin den Uebergang erleichterten und in vielen Fällen überhaupt ermöglichten. Die eine dieſer Formen war die ſogenannte Naturalpacht, die geſetzlich noch als Geldpacht gilt. Dabei zahlt der Bauer beſtimmte Quantitäten Korn zu beſtimmt vereinbarten Preiſen und liquidirt damit ſeine auf Geld berechnete Pacht. Dieſe Form war zweckdienlich für die Zeit, wo dem Bauer noch die überkommene mercantile Unbeholfenheit anhaftete; bei der jetzt auch in dieſer Beziehung eingetretenen Entwickelung hat ſie ſich überlebt und kommt auch nur noch ſehr vereinzelt als ein Theil der Pachtzahlung vor. Der Verpächter garantirt hier dem Pächter gewiſſermaßen den vorausſichtlich mittleren Preis ſeiner Landesproducte während der vereinbarten Pachtperiode und tritt zugleich als ſein Commiſſionär auf, denn er nimmt die Producte nicht zum eigenen Bedarf, ſondern zum Verkauf, zuſammen mit ſeinen eigenen. — Eine zweite Uebergangsform war die, daß der Pächter für einen feſtgeſetzten Preis einen von ihm beherbergten, beköſtigten und beſoldeten Knecht an den Hof ſtellte. Dieſe Form war anfangs ziemlich beliebt bei den Bauern mit erwachſenen Söhnen, jüngeren Brüdern oder ſonſtigen Anverwandten, die mit der Familie vereint bleiben wollten und hier nun eine Mittelſtellung zwiſchen dem vormaligen Frohnknecht und dem regulären Hofsknecht einnahmen. Noch war überhaupt das patriarchaliſche Familienband bei unſerem Landvolk ſo ſtark, daß der ältere Bruder und Pachterbe, dem das väterliche Pachtgut zufiel, ſeine jüngeren Brüder oft mit Kleidern und Mundvorräthen ausrüſtete und zur Stadt auf Arbeit ſchickte, wofür ſie ihm das verdiente Geld zubrachten. Konnte der Vater nun ſeinen erwachſenen Sohn oder der ältere Bruder ſeinen jüngeren in dieſer Art in nächſter Nähe, am eigenen Gutshof unterbringen, ſo war beiden oder allen Theilen damit gedient. Denn auch dem Verpächter, als Inhaber einer Großwirthſchaft, war damit geholfen, ſo lange die erforderlichen Arbeiterwohnungen noch nicht aufgebaut und eingerichtet waren. Es konnte aber doch nur eine Uebergangsform ſein, die von dem immer mehr erwachenden individuellen Freiheitsdrange auf der einen Seite und von dem Bedürfniß nach vollſtändig ſelbſtgewählten und ſelbſterhaltenen Arbeitskräften auf der anderen Seite hinweggefegt werden mußte und auch bald hinweggefegt wurde. Dieſe Uebergangsform, die nur vereinzelt angewandt wurde und nur ſehr kurze Zeit dauerte, hat den Rechnungsunterſchied zwiſchen der Frohnpacht und der den Bauern angetragenen Geldpacht hell beleuchtet. Der inzwiſchen zum Fünftäger reducirte Normalbauer hatte nach der Bauerverordnung vom Jahre 1857, die übrigens in ihrer Einwirkung auf die Frohne ſchon vor ihrer Promulgation vielfach in Kraft geſetzt war, jährlich 250 Anſpanntage und 250 Fußtage zu

leiſten, die, in üblicher und geſetzlicher Grundlage berechnet, 750 Fußtage repräſentirten. Dieſer Normalbauer zahlte anfänglich 90 bis höchſtens 120 Rubel Pacht, erhielt aber für den geſtellten Knecht in der Regel 60 bis 80 Rubel vergütet und hatte ſomit durch die Stellung von 300 Arbeitstagen zwei Drittheile dieſer früheren 750 Arbeitstage abgeleiſtet, während zur Deckung des Reſtes, im Betrage von 450 Tagen, nur 30 bis 40 Rubel baar zu entrichten blieben. Nach dieſer Auseinanderſetzung nimmt ſich die den Bauern angetragene, mitunter gewiſſermaßen aufgedrungene Geldpacht wie eine Wohlthat aus. Sie war es aber nicht, ſondern ſie war eine richtige wirthſchaftliche Calculation zu beiderſeitigem, von den Verpächtern vorausberechnetem und erkanntem, von dem Pächter noch nicht eingeſehenem Vortheil. Es iſt eben wieder ein Beleg dafür, daß Zahlen allein nicht immer beweiſen. In einem ſolchen ſpeciellen Falle kann ſich der ſcheinbare Widerſpruch zwiſchen der Zahl und dem thatſächlichen Leben aber nur da löſen, wo der Verpächter zugleich Inhaber einer Großwirthſchaft und ſelbſtthätiger Landwirth iſt, und wo das organiſche Band zwiſchen Großwirthſchaften und Kleinwirthſchaften nicht von einer gewaltthätigen, wenn auch vermeintlich humanen Hand zerriſſen wurde. Wir werden Gelegenheit haben, noch auf dieſes Thema zurückzukommen. — Eine dritte Uebergangsform, die zum größten Theil noch beſteht, war die Ablöſung des ſogenannten ordinären Gehorchs durch Geld und die Beibehaltung des ſogenannten Hilfsgehorchs in natura. Hilfsgehorch wurde eine gewiſſe verſtärkte Arbeitsleiſtung zu beſtimmten Jahreszeiten und in feſt beſtimmten Arbeiten genannt, die der Bauer neben dem Frohnknecht und der Frohnmagd, doch immer innerhalb der geſetzlich gezogenen Maximalgrenzen von 250 Anſpanntagen und 250 Fußtagen von der Normalſtelle, ſelbſt mit ſeinem Hausperſonal verrichtete oder in gemietheten qualificirten Kräften zu ſtellen hatte. Wurde dieſer Hilfsgehorch auch fernerhin in natura beibehalten, ſo war der Pächter dadurch in die Möglichkeit verſetzt, den Frohnknecht und die Frohnmagd zu entlaſſen, und ſeine Dungmittel wurden — was ihm von großer Wichtigkeit war — nicht mehr durch die auswärtige Fütterung des Frohnviehes verzettelt. Der beibehaltene Hilfsgehorch mußte in den Pachtcontracten ſpecificirt verzeichnet werden und der Preis für jede Arbeit oder für jeden Arbeitstag angegeben ſein. Die ſich hieraus ergebende Summe, die nicht mehr betragen durfte als 25 Procent der contrahirten Pacht, wurde dann von der letzteren in Abzug gebracht. Die Höhe des Preiſes für die einzelnen Arbeiten und Arbeitstage konnte nicht geſetzlich normirt werden, weil ſich derſelbe nach den üblichen Tagelöhnen in den verſchiedenen Gegenden des Landes richtet, die immer verſchieden waren und durch die allgemein-wirthſchaftliche Bewegung, als: Anlage von Fabriken, Eiſenbahnen u. ſ. w., zu jeder Zeit verſchoben werden können. Dagegen erhielt der Pächter das Recht, dieſen Hilfsgehorch auch innerhalb der contrahirten, laufenden Pachtperiode, neun Monate vor dem Schluß des ökonomiſchen Jahres, aufzukündigen und deſſen Ablöſung gegen den feſtgeſetzten Preis provocatoriſch zu bewirken. Durch die letzte Beſtimmung, die erſt dann eingeführt wurde, als

die Frohnpacht bereits im Princip aufgehoben war, war der Verpächter, in seiner Eigenschaft als Inhaber einer Großwirthschaft, einerseits in die Nothwendigkeit versetzt, den Preis des vorbehaltenen Hilfsgehorchs möglichst hoch zu stellen, um sich vor unzeitigen Aufkündigungen zu schützen, die ihn in wirthschaftliche Verlegenheit bringen konnten, andererseits aber auch diesen Hilfsgehorch auf das nothwendigste Maß zu beschränken, weil sich die erlaubten 25 Procent der Pacht um so rascher ausfüllten, je höher die Preise der einzelnen Arbeiten und resp. Arbeitstage contractlich angeschlagen waren. In der That hat dieser vorbehaltene Hilfsgehorch wesentlich zum Steigen der Tagelöhne beigetragen und ist somit den sogenannten „landlosen" Leuten, der in den Lostreibern repräsentirten Tagelöhnerbevölkerung, zu gute gekommen, welche in der Regel gar nicht „landlos" ist, sondern deren einzelne Repräsentanten oft mehr Land haben, als die Seelenantheile an dem Gemeindelande in den inneren Gouvernements des Reiches durchschnittlich betragen. Um vor der provocirten Ablösung sichergestellt zu sein, mußten die Preise des Hilfsgehorches in der Regel über den in jeder einzelnen Gegend üblichen Tagelohn gestellt werden, und die Tagelöhner, die von den Bauern zur Ableistung dieser übernommenen Verpflichtung angemiethet wurden, folgten mit ihren Anforderungen ganz naturgemäß diesen fixirten Preisen, ohne sie indessen immer, namentlich ohne sie gleich zu erreichen oder gar zu überbieten. Es ist z. B. auf einigen Gütern der Preis des Roggenschnittes von einer Lofstelle (400 Qu.-Faden) in den Pachtcontracten mit 1 Rbl. 20 Kop. angesetzt, während diese Arbeit von freien Tagelöhnern noch für 80 Kop. gemacht wird. Die Pächter kleinerer Stellen leisten den Hilfsgehorch selbst, besonders wenn sie ein verhältnißmäßig großes Hausperſonal haben; die Pächter größerer Stellen thun es häufig durch Tagelöhner, deren sie sich zeitig mittelst Vorschüsse an Korn u. dgl. versichern; und sie machen dabei wohl auch ein kleines Geschäft, bis die Tagelöhner, die Lostreiber, mit ihren Anforderungen zu den contrahirten Preisen heraufgerückt sind, wo alsdann für die folgende Pachtperiode eine neue Steigerung in den Preissätzen des Hilfsgehorchs eintritt, damit diese Preissätze nicht von freien Tagelöhnen überholt und dadurch wirthschaftstörende Provocationen auf reine Geldpacht bewirkt werden.

Durch dieses Abschleifen der scharfen Ecken beim Uebergang von der Frohnpacht auf Geldpacht, durch geduldiges Unterhandeln und durch möglichste Berücksichtigung individueller Bedürfnisse der einzelnen Pächter gelang es, zunächst die Elite der Bauerschaft zur Annahme der Geldpacht zu vermögen. Dieses geschah — wie schon bemerkt — mehrfach bereits vor der Promulgation der neuen Bauerverordnung vom Jahre 1857, die die Pachtform den beiden Contrahenten völlig freigestellt und so wenig eine obligatorische Ablösung der Frohnpacht in's Auge gefaßt hatte, daß darin sogar Bestimmungen über eine „feste", d. h. erbliche Frohnpacht getroffen worden sind, die die Bauern provociren konnten, wenn die Pächter einer ganzen Gemeinde oder auf größeren Gütern wenigstens zehn Pächter einer Dorfschaft oder von zehn Streugesinden (Einzelhöfen) gemeinschaft-

lich darauf antrugen. Zum Glück für beide Theile hat niemand die Erb-Frohnpacht provocirt und eine solche ist nicht praktisch in's Leben getreten, wo sie jeder weiteren Entwickelung, namentlich der Streulegung, unendliche Schwierigkeiten hätte bereiten können. Die Erb-Geldpacht, deren Abschluß gesetzlich mit jedem einzelnen Pächter und mit den Pächtern ganzer Gemeinden gleichfalls gestattet war, ist, so viel Schreiber dieses bekannt, nur auf dem Gute Groß-Soldina, zwischen dem bekannten humanen Decabristen Andreas Baron Rosen und seinen Pächtern abgeschlossen worden, und zwar gleichfalls vor der Promulgation der Bauerverordnung vom Jahre 1857, jedoch nach den darin enthaltenen, schon vorher bekannten Bestimmungen. Auch diese Vereinbarung war besser gemeint, als sie thatsächlich wirkte, denn sie drohte durch den Eigensinn einzelner Berechtigter die überlebte Schnurstückwirthschaft permanent zu erhalten, bis es dem neuen Eigenthümer des Gutes gelang, durch eine neue Vereinbarung ihre lähmenden Wirkungen aufzuheben.

Nach der Promulgation der neuen Bauerverordnung vom Jahre 1857 war das Schicksal der Frohnpacht rascher besiegelt, als man dachte. Bereits zwei Jahre später erschienen „Ergänzende Bestimmungen zur Ehstländischen Bauerverordnung vom Jahre 1856“ *), die die Frohnpacht so weit beschränkten, daß sie fernerhin nicht mehr über die hergebrachten summarischen Leistungen einer jeden Gemeinde für sich erhöht werden durften. Zur Feststellung der hergebrachten Frohne wurden die sogenannten Lagerbücher eingeführt, die ein Verzeichniß der Leistungen und Zahlungen jeder einzelnen Bauerstelle enthalten mußten. Zugleich war in diesen „Ergänzenden Bestimmungen“ angeordnet, daß jede Bauerstelle, die zur Zeit in Geldpacht vergeben war oder später in Geldpacht vergeben wurde, darin zu verbleiben hatte. Ferner war bestimmt, daß alle Bauerstellen, die im Verlaufe der vier letzten Jahre vor dem 23. April 1858, als dem Tage der Promulgation des neuen ergänzenden Gesetzes, vacant gewesen und für die daher keine hergebrachte Leistung festzustellen war, weil diese einem der genannten Jahre entnommen werden mußte, gleichfalls nur in Geldpacht vergeben werden durften, ebenso alle Bauerstellen, die in zeitweilige Verwaltung des Gutsherrn kamen, die während dreier Jahre fortgesetzt werden konnte, wo alsdann der Bauerhof um jeden Preis in Geld- oder Naturalpacht vergeben werden mußte.

Die Veranlassung zu den „Ergänzenden Bestimmungen“ war hauptsächlich durch folgende Umstände gegeben: In der Bauerverordnung vom Jahre 1857 ist bestimmt, daß alles Land, das sich am 9. Juni 1846 in rechtlicher Nutzung der Bauerschaft befand, auch fernerhin unverkürzt darin zu verbleiben hatte, fortan Bauerpachtland heißen und binnen zehn Jahren, vom 23. April 1858 gerechnet, vermessen und gegen das Hofsland vermarkt sein sollte. Zur Ueberwachung und Vollziehung dieser Bestimmungen war eine besondere Behörde, die

*) Diese Bauerverordnung ist zwar am 5. Juli 1856 Allerhöchst bestätigt, doch erst im folgenden Jahre gedruckt und herausgegeben worden, weshalb sie hier durchweg, wie es auch allgemein geschieht, als vom Jahre 1857 bezeichnet worden ist.

Regulirungs-Commission, niedergesetzt worden. Diese Behörde hatte zugleich die Frohne, in Gemäßheit der gesetzlichen Bestimmungen, für jede einzelne Bauerstelle festzustellen und ihre Herabsetzung da herbeizuführen, wo sie den Bestimmungen der neuen Bauerverordnung nicht entsprach, die die bisherige wackenbuchmäßig dotirte Sechstagsstelle auf fünf Tage und die übrigen dem entsprechend herabgesetzt hatten. Die Regulirungs-Commission begann bereits im Sommer 1857 ihre Arbeiten mit allem Eifer, mußte aber bald zweierlei Wahrnehmungen machen: 1) daß sie ihre Arbeiten mit den zugänglichen technischen Kräften in der bestimmten Frist unmöglich beendigen konnte, wenn sie nicht nur der Form genügen, sondern ihre Aufgabe nach dem Wesen erfüllen sollte; 2) daß die meisten Bauerstellen bereits mehr Land hatten, als das neue Gesetz im Verhältniß zur neubestimmten Frohnleistung verlangte. Statt nun eine Herabsetzung der Frohne zu decretiren, wie es den Bauern bei der Promulgation des neuen Gesetzes in Aussicht gestellt worden war, hätte die Regulirungs-Commission fast überall eine Erhöhung der Frohne ankündigen müssen. Wenn nun der Gutsherr selbstverständlich nicht an die Maximalhöhe der Frohne gebunden war, wie sie von der Regulirungs-Commission officiell angekündigt werden mußte, sondern sie beliebig auf der hergebrachten Höhe erhalten oder auch unter dieselbe herabsetzen konnte, so mußten von der amtlich angesagten Erhöhung doch immer Unruhen befürchtet werden, denn diese blieb wie ein Damoklesschwert über den Bauern hängen, das nur an dem guten Willen, dem Leben und Sterben des Gutsherrn und an dem eventuellen Verkauf des Gutes hing.

Unruhen, und zwar im Verhältniß zu unserem so friedlichen Lande recht bedauerliche Unruhen und Ausschreitungen, waren ohnehin im Gefolge der Promulgation des neuen Gesetzes schon vorgekommen. Ein wohlgemeinter, aber übel angebrachter Eifer eines unserer höheren Administrations-Beamten hatte die Verkündigung des neuen Gesetzes zu einem besonders feierlichen Act machen wollen. Mit einer feierlichen Ansprache sollte das Gesetzbuch den Vorständen der Bauergemeinden durch den Kirchspielsrichter in der Kirche übergeben werden. Die Ansprache war in etwas hochtönenden und darum für den gemeinen Mann nicht ganz faßlichen Ausdrücken aufgesetzt, gedruckt und an die bezüglichen Autoritäten vertheilt worden, und in den Kirchen war der Sonntag angesagt worden, an dem die Verlesung der Ansprache und die Uebergabe des Gesetzbuches stattfinden sollten. Es heißt auch, daß manche Pastoren in ihrem Uebereifer die Ansprache bei der Ankündigung des in Aussicht genommenen Promulgationstages bereits verlesen hatten. Als Beleg für die bekannten Berührungspunkte des Erhabenen mit dem Lächerlichen, wie sie manche irdische Feierlichkeit schärfer oder schwächer zum Ausdruck bringt, und als Beleg für die feinen Modulationen, auf die es bei der ehstnischen Sprache ankommt, mag hier folgendes Curiosum Platz finden: Die gedruckte und vertheilte Ansprache enthielt unter anderen den Passus: „Selle seaduse juures on üks iseäraline Jumala tõutus“ — „Bei diesem Gesetz ist eine besondere Verheißung Gottes“. Ein sehr gewissenhafter und langjähriger

Kirchspielsrichter, der sich seiner Schwäche in der ehstnischen Sprache bewußt war, weil in seiner Gegend schon ein gemischtes und verdorbenes Ehstnisch gesprochen wird, wollte bei der feierlichen Gelegenheit keinen lapsus begehen, hielt daher vor dem Schreiber dieses eine Probe-Vorlesung und las: „Selle seaduse juures on üks iseäraline Jumala teutus" — „Bei diesem Gesetz ist eine besondere Gotteslästerung".

Die geplante feierliche Uebergabe des Gesetzbuches und die feierliche Ansprache wurden in der letzten Woche vor dem angekündigten Termin abgesagt, weil man sie in der höheren Administration aus irgend einem Grunde für bedenklich, oder weil man diese Art der Einführung dem Gegenstande nicht angemessen fand. Das machte das Landvolk stutzig, dessen Erwartungen ohnehin durch die lange dauernden Berathungen und Emendationen, durch die Bestätigungsverzögerungen und anderweitigen Vorbereitungen an der längst in Aussicht gestellten neuen Bauerverordnung über Gebühr gespannt und durch die Einflüsterungen unwissender, mitunter auch böswilliger Krugspolitiker und damaliger „Volksmänner" nervös aufgeregt waren. Der angesammelte Zündstoff kam im Juni 1858 auf dem Gute Machters im Jördenschen Kirchspiele zur ersten und zugleich schwersten Explosion. Hier hat sich das Volk, das, aus seinem etwas abweichenden Idiom und einigen typischen Eigenthümlichkeiten zu schließen, ein Mischvolk zu sein scheint, schon früher durch eine gewisse Unbotmäßigkeit und durch Neigung zu Excessen ausgezeichnet. Hier hat aber auch eine andere Ursache materieller Natur mitgewirkt, die in einer gering geachteten sprachlichen Incorrectheit bestand und leider fast im ganzen Lande noch besteht. Das Volk hatte die Arbeitsstücke der Hofsfelder, vier Lofstellen, die nach dem Arbeitsregulativ des Frohnpacht-Gesetzes 1764 Quadrat-Faden enthalten sollen, in der Regel aber auf 1600 Qu.-Faden eingerichtet sind, „tündremaad" — „Tonnstellen" genannt, und die Indolenz der Besserunterrichteten hatte es geduldet, obgleich die ehstländische Tonne nur drei Lof enthält und die Tonnstelle nach dem schwedischen Gesetz 1377 Qu.-Faden, nach der neuen Bauerverordnung 1200 Qu.-Faden groß ist, um sie in ein rationelles Verhältniß zur russischen Dessätine zu setzen, die die officielle Rechnungseinheit ehstländischer Landvermessungen bildet. Als die Frohnbauern nun erfuhren, daß das ihnen zugesprochene Land nach „Tonnstellen" zu 1200 Qu.-Faden berechnet werden sollte, sie aber dafür auf den Hofsfeldern nach ihrer incorrecten Ausdrucksweise und der daraus abgeleiteten incorrecten Auffassung „Tonnstellen" zu 1600 oder gar 1764 Qu.-Faden bearbeiten müßten, so erschien es ihnen als ein Unrecht, ja als ein Betrug, der mit zweifachem Maß mißt. Vielleicht durch äußere Einflüsterungen noch mehr aufgeregt, hatten sich hier die Bauern zusammengerottet und, verstärkt durch die unruhigsten Elemente aus der Nachbarschaft, zunächst den Branntweinkeller geplündert, dann das Herrenhaus niedergebrannt und zuletzt den commandirenden Offizier der hierher verlegten Truppen erschlagen. Die letzte Gewaltthat soll übrigens durch eine Unvorsichtigkeit des Offiziers unmittelbar veranlaßt worden sein. Es heißt, daß er seinen Geldbeutel gezogen

habe, um die aufgeregte Menge in seiner nächsten Umgebung durch Geschenke einigermaßen zu beschwichtigen, zu beschäftigen und sich so einen Weg aus dem stark betrunkenen Haufen zu öffnen. Einer der ihm zunächst stehenden Betrunkenen habe ihm den Geldbeutel aus der Hand reißen wollen, sei von ihm geschlagen worden, und dadurch sei es zu offenen Thätlichkeiten mit dem erwähnten tragischen Schluß gekommen. Die ergriffenen und überführten Excedenten wurden zu schweren Strafen verurtheilt, zwei sogar zum Tode durch die Kugel, doch wurde dieses letztere Urtheil durch Allerhöchste Gnade in unbefristete Zwangsarbeit herabgemildert.

Es folgten noch einige Excesse und Widersetzlichkeiten mit mehr oder weniger traurigen Folgen für die Betheiligten. Die lange gehegten übertriebenen Erwartungen, ihr vermeintlicher Abbruch durch die abgesagte Feierlichkeit bei der Promulgation der neuen Bauerverordnung und die Einflüsterungen unreifer und böswilliger Geister hatten so weit gewirkt, daß das geistige Gleichgewicht des Volkes zum Theil schon gestört war, zum Theil gefährdet erschien. Sollten die Erwartungen nun noch auf zehn Jahre bei dem Theile der Bauern in Spannung erhalten werden, zu dem die Regulirungs-Commission nach dem in das Gesetz übergegangenen Voranschlag mit ihren Arbeiten erst in dieser Zeit hingelangen sollte, voraussichtlich aber nicht einmal hingelangen konnte, sollte dann den Frohnbauern noch statt der im Princip in Aussicht gestellten Ermäßigung eine Erhöhung der Leistung, wenn auch nur akademisch, durch die bezüglichen Autoritäten angekündigt werden, so standen weitere Erregungen und Ausschreitungen in Aussicht.

Um dieser Gefahr zu begegnen und um überhaupt ein rascheres Tempo in die agrarische Reorganisation des Landes zu bringen, trat der Landesvorstand mit dem damaligen General-Gouverneur der Ostsee-Provinzen, Fürsten Suworow, in Berathung, und so entstanden die „Ergänzenden Bestimmungen zur Ehstländischen Bauerverordnung vom Jahre 1856“, auf deren Titelblatt auch der Kaiserliche Adler gesetzt wurde, weil die vorerwähnten Krugspolitiker dem Volke zugeflüstert hatten, die Bauerverordnung könne auch nur ein Privatwerk sein, da auf dem Titelblatt des Gesetzbuches der „kroonu kull“ — „Kronsadler“ oder richtiger „-habicht“ fehle.

Nach diesen „Ergänzenden Bestimmungen“ wurde die Regulirungs-Commission aufgehoben und ihre Obliegenheiten mußten auf einfachem, nicht technischem Wege bis zum 1. October 1859 erfüllt werden. Die Grenzen zwischen dem Hofslande und dem Bauerpachtlande mußten vom Gutsherrn oder dessen Stellvertreter, in Gemeinschaft mit dem Gemeindeältesten, sofort vermarkt werden, über die vollzogene Vermarkung war bis zum angegebenen Datum dem Kirchspielsgericht durch den Gemeindeältesten oder dessen Gehilfen Anzeige zu machen, der zugleich vor dem Kirchspielsgericht das Zeugniß abzulegen hatte, daß das abgegrenzte Bauerpachtland dem Bestande desselben vom 9. Juni 1846 entsprach, und der Anzeige mußte ein allgemein verständlicher (nicht technischer) Nachweis über die Anzahl und die Lage der Grenzmale beigefügt sein. Die Regulirung

der Frohne nach dem vorhandenen Lande der einzelnen Bauerſtellen, in Grundlage der Bauerverordnung vom Jahre 1857, fiel überhaupt weg. Dafür waren in den vorerwähnten Lagerbüchern die hergebrachten Leiſtungen der einzelnen Bauerſtellen ſpecificirt aufzuführen und auf Roggenwerth, in Pfunden, zu berechnen, wo alsdann dieſer Werth in ſeiner Hauptſumme das Maximum der Frohnpacht für die Folgezeit beſtimmte. Auch die Pachten der bereits in Geldpacht vergebenen Bauerſtellen wurden in Roggenwerth berechnet, der geſammte Leiſtungswerth aller Bauerſtellen eines Gutes ſummirt und nach dieſer Summe das Sechstel beſtimmt, das der Gutsherr ſich nach § 17 bis § 24 der Bauerverordnung zur unbeſchränkten Verfügung vorbehalten wollte. Die zu dieſem Sechstel deſignirten Bauerſtellen mußten gleichfalls bis zum 1. October 1859 im Kirchſpielsgericht namentlich angezeigt werden. Unterließ der Gutsherr dieſe Anzeige, ſo galt es ſo viel, daß er überhaupt auf das Sechstel verzichte; betrugen die Leiſtungen der deſignirten Stellen nicht voll den ſechsten Theil der Leiſtungen des ganzen Gebietes, ſo hatte ſich der Gutsherr doch damit zu begnügen; waren nach der Berechnung des Kirchſpielsgerichtes die Leiſtungen der deſignirten Bauerſtellen größer als der ſechste Theil, ſo verlor der Gutsherr das Recht auf dieſes Sechstel.

Durch dieſes ſummariſche Verfahren, das alles mehr oder weniger Doctrinäre ausſchloß, wurden die vorausſichtlich lange dauernden und zu Mißverſtändniſſen und Reibungen führenden Regulirungsarbeiten kurzer Hand erledigt. Wie wohl bei jedem ſummariſchen Verfahren, ſo hätte auch hier Mißbrauch getrieben werden können, namentlich bei der Beſtimmung des Sechstels. Auf den meiſten Gütern waren die Bauerſtellen damals zum Theil in Geldpacht vergeben, zum Theil noch in Frohnpacht verblieben. Schon früher iſt angedeutet, daß die Geldpacht, der Rechnung nach, eine bedeutend niedrigere war als die Frohnpacht, und dieſe bedeutende Differenz drückte ſich auch in der Berechnung der Leiſtungen in Roggenwerth aus. Wollte nun ein Gutsherr ſich mehr als den ſechsten Theil des Bauerpachtlandes zur unbeſchränkten Verfügung vorbehalten, ſo brauchte er nur Geldpachtſtellen als Sechstel zu deſigniren und er hatte ſeine Abſicht erreicht, denn die Controle konnte ja nur nach dem lagerbuchmäßigen Roggenwerth der Leiſtungen gemacht werden. Daran hatten aber weder die Berather der „Ergänzenden Beſtimmungen“ gedacht, noch weniger dachten daran die Gutsherren bei der Bezeichnung des Sechstels. Gegen einen ſolchen Mißbrauch war auch ſchon darin ein Correctiv gegeben, als es dem Gutsherrn bei der Bezeichnung des Sechstels nicht ſowohl auf die Größe und Güte, als auf die Lage desſelben ankam. Das Sechstel war im Princip zur Anſiedelung von Feldarbeitern und niederen Wirthſchaftsbeamten beſtimmt, die nach der Aufhebung der Frohne an die Stelle der Frohnknechte zu treten hatten. Selbſtverſtändlich konnten dieſe Anſiedelungen mit Vortheil nur in der Nähe des Arbeitsfeldes der Anſiedler, d. h. an den Grenzen des gutsherrlichen Landes angelegt werden, und zum Sechstel waren alſo vorzugsweiſe die dem Hofe zunächſt liegenden Bauerſtellen

erwünscht. Gerade diese Stellen waren aber damals noch vorzugsweise in Frohnpacht, weil ihren Inhabern die Ableistung durch die Nähe des Hofes bequem und die Ablösung der Frohne daher nicht ein besonders dringendes Bedürfniß war. In der Regel ist denn auch weniger zum Sechstel designirt worden, als die Regulirungs-Commission dazu bestimmt hatte, und auf manchen Gütern ist auch gar kein Sechstel vorbehalten worden, theils aus bewußter Verzichtleistung, theils aus Vergeßlichkeit, besonders da, wo die Gutsherren zur Zeit nicht anwesend oder wo überhaupt kein volljähriger Gutsherr da war. Daß ein Gutsherr sein Recht auf das Sechstel wegen übertriebener, falscher Bezeichnung verloren hätte, davon hat man nicht gehört. Uebrigens blieben die als Sechstel bezeichneten und im Princip eingezogenen Bauerstellen, bis auf einen sehr kleinen Theil, nach wie vor im Pachtbesitz ihrer Inhaber, sind bei den späteren Streulegungen mit neuorganisirt und weiter verpachtet worden, hier und da sogar ohne Austausch mit in die Vertheilung gezogen und somit zum Bestande des Bauerpachtlandes zurückgefallen. Bei der auf gegenseitige Interessen basirten agrarischen Ordnung in den baltischen Provinzen, wie sie bewußt angestrebt wurde, wie sie trotz mehrfacher Anläufe äußerer und innerer Baltenfresser noch immer besteht und, so Gott will, unter dem Schutze Sr. Majestät auch noch ferner bestehen wird, hat die obligatorische Scheidewand zwischen dem Hofslande und dem Bauerpachtlande, der sogenannte rothe Strich, überhaupt im praktischen Leben nicht die Bedeutung gehabt, die man anfänglich davon erwartete, zum Theil auch wohl befürchtete. Nicht allein das designirte Sechstel ist zum größten Theil im fortlaufenden Pachtbesitz der Bauern verblieben, nicht allein sind davon viele Stellen in erblichen Eigenthumsbesitz der Bauern übergegangen, sondern es sind auch sehr viele neue Pachtstellen innerhalb des alten Hofslandes gegründet worden, wie schon früher bemerkt. Auf der anderen Seite dürfte der rothe Strich einmal den Eigenthümern der Bauerstellen in mehrfacher Hinsicht lästig werden, da derselbe sie hier und da in ihrem Verfügungsrecht über ihr Eigenthum behindert. Am wenigsten ist aber abzusehen, wie die fortschrittlichsten Gleichheitsmänner sich mit den Consequenzen des rothen Striches, dieser vom Liberalismus gezogenen räumlichen Scheidelinie ständischer Gruppen der Landleute, abfinden wollen, denn der rothe Strich ist in seinen praktischen Wirkungen eminent conservativ. Doch es soll hier keine Politik getrieben werden, am wenigsten Zukunftspolitik, und so fahren wir in der einfachen Erzählung der Thatsachen fort.

Mit einem Schlage hatten die „Ergänzenden Bestimmungen“ die Hauptaufgaben der Regulirungs-Commission gelöst. Am wichtigsten war aber, daß sie der Geldpacht ein zersetzendes Vorzugsrecht eingeräumt und somit der Frohnpacht das Endurtheil gesprochen hatten. Kurze Zeit darauf erschien auch eine weitere „Ergänzung“, die die obligatorische Ablösung der Frohnpacht verfügte. Diese Ergänzung war eigentlich nicht mehr nöthig, und das durch die „Ergänzenden Bestimmungen“ der Geldpacht eingeräumte Vorzugsrecht wäre im Grunde auch entbehrlich gewesen. Die fortschreitende Entwickelung der Großwirthschaften hatte

den Boden der Frohnpacht unterhöhlt. Bereits vor der Promulgation der neuen Bauerverordnung war ein großer Theil der Bauern zur Frohnpacht übergeführt worden, sie entwickelten sich, gediehen zusehends, und gegenüber diesen sichtbaren Erfolgen war der Widerstand auch der übrigen Bauern allmählich weggeschmolzen. Als die „Ergänzenden Bestimmungen" erschienen, da war die Ablösung schon im vollen Zuge; schon trugen die Bauern selbst darauf an, und den Gutsherren konnte es in mehrfacher Beziehung nur lieb sein. Zunächst konnte erst nach allgemeiner Einführung der Geldpacht die einheitliche Arbeitsform auf den Großwirthschaften voll hergestellt werden, denn in der Uebergangszeit bestanden die Arbeiter oft aus einer bunten Schaar von Frohnknechten und regulären Lohnarbeitern, deren Leitung selbstverständlich sehr schwer war. Sodann kam jetzt das Angebot auf Geldpacht schon von Seiten der Pächter, und die Pachten konnten als nachgefragte Waare auf eine entsprechende Höhe gebracht werden, während sie früher als angebotene Waare oft zu Schleuderpreisen abgegeben wurden. Schließlich wurde der Gutsherr die obligatorischen Normen los, die ihn bei der Frohnpacht sowohl bei ihrem Abschluß, wie auch später bei ihrer Ausnutzung immerhin mehr oder weniger eingeengt hatten. Es trat allseitige förderſame Freiheit ein. Die Knechte konnten vom Repartitionszwange befreit werden, der Bauer behielt seine Arbeitskraft, sein Arbeitsgeräth, sein Arbeitsvieh, und was vielleicht mit am wichtigsten ist, er behielt seine Futtervorräthe beisammen, zur ausschließlichen Verfutterung innerhalb seines eigenen Wirthschaftsraumes. Statt des bisherigen, für ihn selbst unproductiven Frohnviehes konnte er unmittelbares Nutzvieh halten und seine Dungmittel wurden nicht mehr verzettelt.

Vielleicht noch mehr als der Bauer wurde aber der Gutsherr durch die Ablösung der Frohnpacht frei. In seiner eigenen Feldwirthschaft wurde er zunächst frei von den einengenden Normen des Arbeitsregulativs. Er erhielt eine handlichere Arbeitskraft und ein handlicheres Arbeitsgeräth, die von ihm selbst, den localen Bedürfnissen entsprechend, geschult und eingerichtet werden konnten, die unmittelbar in seinem Brod und Lohn standen und respective sein Eigenthum waren, über die er gesetzlich und sittlich freier verfügen, die er zu dringenden Zeiten gelegentlich auch mehr anstrengen konnte und die eine solche ausnahmsweise Mehranstrengung auch vertrugen, weil sie dafür entschädigt werden konnten und beziehungsweise auf eine gelegentliche Mehrleistung eingerichtet waren. Die Frohnpacht war in agrarischer Beziehung ungefähr das, was der Tauschhandel in mercantiler Beziehung ist, sie konnte für die primitiven und feststehenden Lebens- und Wirthschaftsformen genügend sein, nicht aber für die entwickelten und wechselnden Formen des modernen Lebens und der modernen Wirthschaft. Wenn daher gewisse Volksredner unserer Tage ihre Zuhörer und ihre Leser mit gruselerregenden Geschichten unterhalten, nach denen irgendwo und irgendwie Anstrengungen gemacht seien, die Frohne wieder einzuführen, so zeigen sie damit eben nur ihre eigene bodenlose Unwissenheit in landwirthschaftlichen Sachen, oder ihre bodenlose Dreistigkeit, mit der sie die Unwissenheit ihres Auditoriums für

ihre Zwecke ausnutzen. Der Großwirth wird eben ſo wenig zur Frohnwirthſchaft zurückkehren wollen, wie der Großhändler zum Tauſchhandel zurückkehren will. — Mit der Ablöſung der Frohnpacht war der Gutsherr aber auch die Normen losgeworden, die ihn beziehendlich der Pachtcontracte einengten, die zugleich eine Gleichmäßigkeit und Gleichförmigkeit der Bauerſtellen bedingten und jede freie und darum naturgemäße Organiſation der Pachtſtellen erdrückten. In Beziehung auf das Bauerpachtland war der Gutsherr ſomit wieder mehr Feudalherr geworden, er konnte hier leichter und unbehinderter organiſatoriſch eingreifen. Und das that er denn auch vollbewußt, zur agrariſchen Entwickelung der Bauerſtellen, zum allgemeinen Wohl des Landes und zum beſonderen Wohl des Bauerſtandes und der einzelnen Bauern. Daß er es zum eigenen Schaden hätte thun ſollen, wie vielleicht gewiſſe duſelnde Humaniſten erwarten, das kann kein ernſter und verſtändiger Volkswirth verlangen, und er kann es auch nicht wünſchen, wenn er die Solidarität der Intereſſen aller Landesbürger, vorzugsweiſe aber der Berufsgenoſſen anerkennt, was ja die Gutsherren und die Bauern in ihrer Eigenſchaft als Landwirthe ſind.

Bevor wir an die große organiſatoriſche That, an die Streulegung oder Commaſſirung der Bauerhöfe, die Bildung rationeller Bauergüter gehen, mag hier eine vergleichende Berechnung der früheren Frohnpacht mit der eingeführten Geldpacht Raum finden zum weiteren Beleg dafür, daß die nackte Zahl allein nicht immer ein vollgiltiges Beweismittel iſt. Zur Grundlage dieſer Berechnung nehmen wir die Normalſtelle, die nach der Bauerverordnung von 1857 auf fünf wöchentliche Anſpanntage mit den entſprechenden Fußtagen, den kleinen ſogenannten Wackenparcellen, der Spinnerei und dem Riegendruſch geſetzt war, und die nach mittlerer Berechnung ca. 33 Deſſätinen Land enthalten mußte, in der Regel aber viel mehr enthielt, weil namentlich die Heuſchläge meiſt nicht zum mittleren Heuertrage und das Heu nicht zur mittleren Güte angenommen werden konnten; als Norm nehmen wir die Tagelöhne und die Pachten, wie ſie am Ausgang der fünfziger Jahre ungefähr ſtanden, wo hauptſächlich die Ablöſung der Frohne durchgeführt wurde. Eine ſolche Bauerſtelle hatte nach der mehrerwähnten Bauerverordnung zu leiſten:

a. 250 Anſpanntage zu 60 Kop.	150	Rbl.
b. 250 Fußtage zu 40 Kop.	100	„
c. Wackenparcellen bis zum Betrage von 5 Tſchetwerik Roggen	4,70	„
d. Spinnerei für ungefähr	6	„
e. Riegendruſch, ca. 70 Riegen oder Nächte, zu 15 Kop. . .	10,50	„
Summa	271,20	Rbl.

Dieſe Stellen wurden damals für 100, höchſtens 120 Rbl. verpachtet. Nun ſollte man doch denken, daß die Verluſte der Gutsherren ganz enorm waren. Dem war aber durchaus nicht ſo, vielmehr machten ſie in der Regel ein relativ glänzendes Geſchäft, und es gab Güter, auf denen die zu dieſen Preiſen vereinbarte Geldpacht die bisherigen Einkünfte des ganzen Gutes voll deckte oder ſie

gar überstieg, wobei selbstverständlich die Reinerträge der Hofsländereien dem Gutsherrn außerdem verblieben. Diese Erscheinung erklärt sich nur damit, daß die Frohne als ein schwerfälliges, unbequemes und mehrfach unvollkommenes Geräth sich für den großwirthschaftlichen Betrieb kaum zur Hälfte des bereits herangebildeten landesüblichen Tagelohnes ausnutzen ließ, und daß sehr viele Frohntage gestundet und schließlich ganz gestrichen werden mußten, daß sie eben gar nicht geleistet wurden, was indessen dem Frohnpächter keinen thatsächlichen Nutzen brachte, weil die Versäumnisse vorzugsweise in der Frohnleistung selbst, in dem Frohnknecht, dem Frohnvieh und Frohngeräth ihre Ursache hatten und darin nothwendig bedingt waren. Dagegen gewöhnten die Stundungen mit den ihnen nachfolgenden gezwungenen Erlassen sowohl den Frohnbauer, als auch den Frohnknecht an eine allgemeine Lässigkeit, die neben sittlichen Bedenken ihre verderbliche Rückwirkung zunächst auf die Wirthschaft des Lässigen selbst, sodann auf die Wirthschaft und den Wohlstand des ganzen Landes und Volkes äußerte.

In der Folgezeit hat sich der Unterschied zwischen dem tagelohnmäßigen Werth der abgelösten Frohnpacht und der herangebildeten Geldpacht noch mehr verschärft und stellt sich für eine damalige Normalstelle etwa folgendermaßen:

a.	250 Anspanntage zu 80 Kop. . . .	200 Rbl.
b.	250 Fußtage zu 50 Kop.	125 „
c.	Wackenparcellen bis 5 Tschk. Roggen .	5 „
d.	Spinnerei bis	7 „
e.	Riegendrusch bis	21 „
	Summa	358 Rbl.

Dagegen ergiebt eine solche Normalstelle, nach dem Taxationsreglement der Ehstl. Credit-Kasse, das auch bei Pachtbestimmungen zur Grundlage genommen wird, einen Taxwerth von 95,42 Lof Roggen und — 1 Lof Roggen in der Pacht zu 1,50 Rbl. gerechnet, wie fast allgemein üblich — einen abgerundeten Pachtsatz von 143 Rbl., ohne Abzug der onera publica, die als Reallast auf dem Grund und Boden ruhen.

Zur Zeit der allgemeinen Ablösung der Frohnpacht betrug also der Unterschied zwischen dem tagelohnmäßigen Werth derselben und der vereinbarten Geldpacht auf einer Normalstelle 151,20 Rbl. Diesen Unterschied müssen wir als den Werth der Arbeitskraft auffassen, die durch die unhandlichen und einengenden Formen und Normen der Frohnpacht verloren ging. Suchen wir auf diesem Wege die Höhe des Verlustes festzustellen, den die Frohnpacht in letzter Zeit dem ganzen Lande brachte, so gelangen wir zu folgenden Factoren und zu folgendem Facit:

Die Normalstelle war die vormalige Halbhäknerstelle, repräsentirte also einen halben Haken. Vom halben Haken betrug der Verlust 151,20 Rbl., vom ganzen Haken 302,40 Rbl. Nach dem vorerwähnten „Verzeichniß der Rittergüter von Ehstland" betrug im Jahre 1847 die Zahl der besetzten Normalhaken des ganzen Landes 5455, und zwar wurden diese nur nach den besetzten Bauerstellen bestimmt,

während das Hofsland ausgeschlossen war. Der Verlust an Arbeitskraft betrug demnach $5455 \times 302{,}40 = 1{,}649{,}592$ Rbl.! Mit 5 pCt. capitalisirt, wie dieses in landwirthschaftlichen Sachen hier üblich ist, ergiebt dieser Verlust einen Capitalwerth von 32,991,840 Rbl., während das mehrerwähnte „Verzeichniß der Rittergüter von Ehstland" den Gesammtwerth des Grundeigenthums der ganzen Provinz auf nur 26,683,705 Rbl. berechnet. Betrachten wir die durch die überlebte Institution der Frohnpacht lahmgelegte Kraft aber gar als Productionskraft, die selbstverständlich über den üblichen Tagelohn angeschlagen werden muß, so dürfte der durch die Ablösung der Frohne für das ganze Land erzielte jährliche Gewinn leicht auf 2 Mill. Rbl. zu berechnen sein. Dieser Gewinn ist selbstverständlich dem ganzen Lande zu gute gekommen, vorzugsweise aber den Bauern, und durch erhöhte Tagelöhne und Jahreslöhne dem Rest des Landvolkes, den Lostreibern und den Knechten. Dieser Gewinn konnte aber nur dadurch ohne eine formlose und schädigende Zwischenepoche erfolgen und konnte sich naturgemäß auf alle Klassen des Landvolkes vertheilen, als hier die Reform aus den Bedürfnissen der entwickelten Landwirthschaft hervorwuchs und sich continuirlich auf wirthschaftlichen Grundlagen, nicht nur nach humanistischen Doctrinen vollzog.

Aus diesen Darlegungen erklärt sich auch das rapide Steigen der Preise des Grund und Bodens in Ehstland während und nach der Ablösung der Frohnpacht. Diese Ablösung machte aber auch freie Bahn für die nachfolgende große agrarische Organisation, die Streulegung der Bauerstellen, die das grüne Feld auf der Karte unserer Entwickelungsgeschichte zur vollen Entfaltung brachte, den allgemeinen Wohlstand mächtig hob und den an sich relativ geringen Werth unseres heimathlichen Grund und Bodens auf eine vorher nicht geahnte Höhe steigen ließ. — —

Es giebt Erscheinungen im Leben der Länder und Völker, die im Schoße geschichtlicher Vorgänge entstehen, sich entwickeln und hervortreten, ohne daß eine bestimmte Persönlichkeit bezeichnet werden könnte, auf deren Initiative eine jede von diesen Erscheinungen zurückzuführen ist. Eine solche Erscheinung ist wohl auch die *Streulegung der Bauerstellen* in Ehstland und Livland. Diese trat sporadisch an mehreren Stellen zugleich auf, doch darf wohl Ehstland für sich die Ehre des Vortritts in Anspruch nehmen.

Wie schon früher bemerkt, waren bereits zur Zeit der allgemeinen Frohnpacht in dieser Beziehung einzelne Anläufe gemacht worden, die aber von den starren und schwerfälligen Formen der Frohnpacht zurückgestoßen wurden. Ein weiterer Versuch wurde im Jahre 1852 an der kleinen, besonders zur Streulegung geeigneten Dorfschaft Turwaste auf dem Gute Piersal gemacht. Dieser Versuch, der den Betheiligten sogar als solcher angekündigt war, hatte durch die Gunst der Verhältnisse Bestand. — Vollbewußt und als bleibende Institution wurde diese Reform im Großen in den Jahren 1859 bis 1863 zuerst auf den freiherrlich Uexküllschen Majoratsgütern Schloß-Fickel durchgeführt. Hier war es auch, wo durch den gegenwärtigen Majoratsherrn, Landrath Bernhard Baron

Uexküll, zuerst das befreiende Wort gesprochen wurde, daß nicht die quantitative und qualitative Gleichmäßigkeit der Bauerstellen bei der Organisation maßgebend sein soll, sondern die wirthschaftliche Bequemlichkeit.

Damit war der schwerste Druck gehoben, der bisher auf einer rationellen Arrondirung der Bauerstellen gelastet hatte. Damit trat aber auch eine andere Anforderung an uns heran, zu deren Erfüllung uns zunächst noch ausreichende Grundlagen fehlten. Diese Anforderung war die Werthausrechnung, oder richtiger die Feststellung des wirthschaftlichen Werthverhältnisses der neuorganisirten einzelnen Bauergüter zu einander, bei Ungleichheit der Bodenfläche und Bodengüte, aber bei sonst gleichartigen äußeren oder secundären Verhältnissen und Einwirkungen, die den ökonomischen Werth einer Landstelle bedingen.

Bei der gesetzlich vollständig freien Vereinbarung der Geldpachten zwischen dem Verpächter und dem Pächter, die nur so weit beschränkt ist, als mit Pächtern des Bauerpachtlandes keine Contracte auf kürzere Dauer als auf sechs Jahre abgeschlossen werden dürfen, ist eine Einschätzung der Pachtstellen für Geldpachten entbehrlich, wenn die Pachtstellen eines Gutes in ihrem Bestande unverändert und daher beiden Theilen bekannt sind, weil sich da das Werthverhältniß zwischen den einzelnen Stellen durch die Erfahrung mehr oder weniger festgestellt hat. Ganz anders lag die Sache bei den streugelegten und ganz neu organisirten Stellen. Aus der ganzen, bisher in unzählige Streifen zerschnittenen Bodenfläche einer Dorfschaft oder eines Gebietes wurden je nach der Lage der einzelnen Bauerhöfe, oder auch nach der örtlichen Brauchbarkeit zur neuen Ansiedelung auszubauender Bauerhöfe Grundstücke zurechtgeschnitten, wie es die wirthschaftliche Bequemlichkeit erforderte, vorläufig ohne besondere Rücksicht auf die Größe und auf die Güte des Bodens, nur mit einem approximativen Ueberschlage, damit die neugebildeten Stellen nicht etwa über oder unter der für Bauerstellen geltenden Norm waren, daß sie möglichst den gewohnten Bedürfnissen der präsumtiven Pächter entsprachen, und daß einer Stelle oder mehreren Stellen nicht so unverhältnißmäßig viel Heuertrag zufiel, daß der nothwendige Bedarf der anderen gekürzt werden mußte. Die so abgegrenzten Bauerstellen waren somit völlig Neugründungen, über deren größeren oder geringeren Pachtwerth, oder deren Verhältniß zu einander weder der Pächter noch der Verpächter eine Erfahrung hatten, auch da nicht, wo die Bauerhöfe selbst auf ihrem früheren Standort blieben. Außerdem wurden im Interesse größerer wirthschaftlicher Bequemlichkeit und im Interesse möglichst voller Ausnutzung aller Ländereien einzelne Bauerstellen auf bisher ökonomisch unbenutzte Ländereien versetzt, oder es wurden auf solchen Ländereien neue Ansiedelungen gemacht, über deren eventuelle Ertragsfähigkeit und darauf begründeten Pachtwerth noch weniger eine Erfahrung vorlag. Für die erste Pachtperiode fehlte es somit an jeder erfahrungsmäßigen Basis zur Vereinbarung der Pachtsätze. Eine Feststellung dieser ersten Pachtsätze durch Nachfrage und Angebot, also durch eine Art von öffentlichem Ausbot, wenn auch nur innerhalb der eigenen Gemeinde oder Dorfgenossenschaft, war durch die conservativ-

culturelle Natur dieſer Organiſation ausgeſchloſſen. Wurden die Bauerhöfe in ihrem Beſtande ganz verändert, wurden ſelbſt die Höfe vielfach verſetzt und erhielten dieſelben mitunter ſogar neue Namen, ſo blieben ſie doch dieſelben Individuen oder wurden durch das feſtere Gefüge ihrer Ländereien jetzt erſt recht Individualitäten, unverrückbare und, wo irgend möglich, untheilbare Bauergüter. Und dieſe neuorganiſirten und neugefeſtigten Bauergüter ſollten auch fernerhin bei den Familien verbleiben, deren Voreltern ſie von unvordenklichen Zeiten her innegehabt, wie es namentlich hier in Fickel in der Regel war. Es durfte daher auch nicht die Idee aufkommen, daß man durch ein Mehrgebot den Inhaber eines Bauerhofes verdrängen und ſich an ſeine Stelle ſetzen könnte. Dazu war nun erforderlich, daß der Gutsherr als Verpächter die Pacht jedes einzelnen Bauerhofes feſtſtellte, bevor die Pachtverhandlungen mit den Bauern aufgenommen wurden, und daß er unverrückbar an den einmal feſtgeſtellten Pachtſätzen hielt. Ein Ablaſſen von dem einmal angekündigten Pachtſatz auch nur eines einzigen Bauerhofes hätte ſofort das Vertrauen in die ganze Arbeit vernichtet und hätte ein Feilſchen um den Preis der Bauerhöfe hervorgerufen, wie auf dem Trödelmarkt, das dieſem Gegenſtande gegenüber ſchon an ſich unwürdig iſt, das aber vorausſichtlich die Pachtverhandlungen in unabſehbare Länge ziehen mußte, wo es ſich um Hunderte von Bauerhöfen handelte. Ueber die Nebenbedingungen, als die Abzahlungsform u. dgl., konnte unterhandelt und darin konnte den ſubjectiven Wünſchen und Bedürfniſſen der einzelnen Pächter Rechnung getragen werden; die Höhe der Pacht ſelbſt mußte vorher feſtgeſtellt und ſo bemeſſen ſein, daß der Pächter ſie mit Leichtigkeit zahlen konnte, die Intereſſen des Verpächters nicht geſchädigt wurden und ſchroffe Unterſchiede in den verhältnißmäßigen Pachtſätzen der verſchiedenen größeren und kleineren Bauerhöfe nicht vorkamen, die das Vertrauen in die Abſchätzung erſchüttern, Neid und Mißmuth bewirken konnten.

Die arrondirten Bauerhöfe mußten alſo zur Verpachtung eingeſchätzt werden, d. h. ihr Werthverhältniß zu einander mußte möglichſt zutreffend feſtgeſtellt werden. Dazu bedurften wir erprobter und ausreichender Taxationsgrundlagen, die leider nicht vorhanden waren. Die völlig unbrauchbare ſogenannte „Schwediſche Erdtaxe“ war zwar außer Gebrauch gekommen und dafür hatte das neue Taxationsreglement der Allerhöchſt beſtätigten Ehſtländiſchen Adeligen Credit-Kaſſe Eingang in die neue Bauerverordnung gefunden, aber auch dieſes erwies ſich für Einſchätzungen unbrauchbar, die nicht blos zur Sicherſtellung von geliehenen Capitalien im Großen zu dienen hatten, ſondern die Handhabe zur Feſtſtellung von Pachtſätzen bieten mußten, die alſo tief in's praktiſche Leben des Landvolkes einſchnitten.

Das neue Taxationsreglement zerlegte zwar das Ackerland in neun Klaſſen mit ſieben bis drei Korn Ertrag über die Einſaat an Roggen — als der maßgebenden Feldfrucht, aber auch jetzt waren leider die beiden erſten Klaſſen für das Bauerpachtland ausgeſchloſſen, ſo daß wir uns nur innerhalb des Verhältniſſes von 6 : 3 bewegen konnten, was ein viel zu enger Raum iſt. Dazu hatte man

den Bodenwerth des Ackerlandes einfach in das Verhältniß zu den angenommenen Kornerträgen gebracht, was unzutreffend ist, denn die gleiche Bodenfläche schlechten Ackers bedarf zu ihrer Bearbeitung meist eben so vielen Kraftaufwandes, unter Umständen sogar mehr, namentlich wenn die geringe Qualität beispielsweise durch Wassergalligkeit oder durch zu starken Thongehalt bestimmt ist; außerdem bedarf der geringe Boden größerer Dungmittel. Die neunte Klasse des Ackers mit drei Korn Ertrag über die Einsaat hat also einen bedeutend geringeren Werth, als den halben der dritten Klasse mit sechs Korn Ertrag über die Einsaat, während das neue Reglement nur die Bewegung innerhalb dieser Klassen und in diesem Verhältnisse gestattete, wenn es sich um Einschätzungen im Bereich des Bauerpachtlandes handelte. — Für die Taxation der Heuschläge war in dem neuen Reglement hinlänglicher Bewegungsraum geboten; es gestattete die Annahme von 100 Pud bis herab auf 15 Pud Ertrag von der Dessätine, und außerdem war das Heu der Qualität nach in ein Verhältniß wie 133 : 100 : 82 gesetzt. Die Weiden waren in drei Klassen getheilt, die sich zu einander wie 3 : 2 : 1 verhielten. Der Hauptmangel des neuen Taxationsreglements bestand aber darin, daß der Grund und Boden in seinen drei ökonomischen Nutzungsarten als Acker, Heuschlag und Weide nicht abgesondert unter eine bestimmte Wertheinheit gebracht werden konnte. Alle Klassen des Ackerlandes wurden nach ihrem angenommenen Werthverhältniß auf Mittelboden reducirt, Heuschlag und Weide waren in gesetzlich bestimmten Verhältnissen nur Zubehör des Ackerlandes, und nur dieses bestimmte den Taxwerth des Taxationsobjectes, der Wirthschaftseinheit. Es war nur eine Entschädigung für fehlendes Ackerland durch Zuweisung eines größeren Heuertrages und umgekehrt bis zu einer bestimmten Grenze gestattet und eine Entschädigung für fehlende Weide durch Heuschlag, welche letztere aber im praktischen Leben sich als ungenügend herausstellte. Die Bauerverordnung von 1857 hatte eben die Frohnpacht noch im Princip als Ausgangspunkt und Grundlage angenommen und hatte ihre Einschätzungen und Berechnungen darauf eingerichtet. Die Arbeiten, Emendationen und Bestätigungsformalitäten an dieser Bauerverordnung hatten eine so lange Zeit in Anspruch genommen, daß sie von der rasch fortschreitenden wirthschaftlichen Entwickelung des Landes überholt wurden und die Verordnung eigentlich schon verlebt und hinfällig in's Leben trat, so weit es sich um rein agrarische Angelegenheiten handelte. — Die Credit-Kasse hatte für ihre speciellen Bedürfnisse wohl eine Werthausrechnung in Geld nach den Bonitur-klassen des Ackerlandes angenommen, doch war diese nicht in die Bauerverordnung übergegangen und ließ sich auch nicht zur Grundlage für Pachtberechnungen verwenden, die ein schärferes Hervorheben der Werthunterschiede der einzelnen Bauerhöfe eines Gebietes unter sich verlangen, als eine Taxation zu hypothekarischen Zwecken.

Da wir uns bei unseren Pachtberechnungen aber schließlich auf eine gesetzliche Grundlage, wenigstens auf einen allgemein bekannten Taxationsmodus stützen mußten, so einigten wir uns, d. h. der Gutsherr und die ausführende technische

Kraft, dahin, daß das in die Landmeſſer-Inſtruction der neuen Bauerverordnung übergegangene Taxationsreglement zwar zur Grundlage anzunehmen ſei, doch mit einigen Ergänzungen, wie ſolche zu dem angeſtrebten Zweck erforderlich waren. 1. Um den beſonders auf den Schloß-Fickelſchen Gütern ſtark wechſelnden Schattirungen des Bodens Rechnung tragen zu können, waren eventuell auch im Bauerpachtlande die beiden erſten Ackerklaſſen anzunehmen und auf Mittelboden zurückzuführen. 2. Auf jede Deſſätine Ackerland war als Zubehör ein Ertrag von 50 Pud Wieſenheu mittlerer Qualität oder deſſen Aequivalent in gutem, reſp. ſchlechtem Wieſenheu obligatoriſch zu berechnen und einzuweiſen; um aber das unzutreffende Verhältniß zwiſchen den höheren und niederen Ackerklaſſen ſachgemäßer auszugleichen, waren jedem Bauerhof, deſſen Ackerland durch die Reduction herabgeſetzt werden mußte, auf jede Deſſätine des Unterſchiedes zwiſchen factiſcher Ackerfläche und berechnetem Mittelboden 50 Pud Heuertrag mehr zuzutheilen und eben ſo viel weniger, wenn das Ackerland über den Mittelboden hinauf berechnet wurde. 3. Für jede Deſſätine Ackerland im berechneten Mittelboden mit dem dazu gehörigen Heu wurde eine Pacht von 10 Rbl. berechnet; überſchüſſiges Heu wurde mit 5 Kop. pro Pud zur Pacht hinzu-, fehlendes Heu mit eben ſo viel von der Pacht abgerechnet. Der angenommene Satz von 50 Pud Heuertrag auf die factiſche Bodenfläche des Ackerlandes mußte aber möglichſt gedeckt ſein, wenn der Bauerhof nicht auf obligatoriſchen Futterbau auf dem Ackerlande angewieſen war. — Dieſer combinirte Berechnungsmodus bewährte ſich, war aber in der Ausführung ſehr complicirt und zeitraubend. Derſelbe Modus wurde ſpäter auch bei anderen Streulegungen in Anwendung gebracht, bis die Credit-Kaſſe für ſich ein neues Taxationsreglement einführte, das allen zeit- und ortgemäßen billigen Anforderungen entſpricht, ſehr bald auch auf Pachtberechnungen Anwendung fand und zur Zeit allgemein üblich iſt.

Für die Uebergangs- und Einrichtungszeit wurden den Bauern auf den Schloß-Fickelſchen Gütern folgende Ermäßigungen und Entſchädigungen bewilligt, die ſpäter gleichfalls auch bei anderen Streulegungen Anwendung fanden, wenn auch mit verſchiedenen Modificationen, wie ſolche den durch Ort und Zeit gegebenen verſchiedenen Verhältniſſen angemeſſen erſchienen: 1. Wo das Ackerland einer Bauerſtelle durch Neubruch vergrößert oder vollſtändig gewonnen werden mußte, da erhielt der Pächter für jede Deſſätine des Neubruchs eine Entſchädigung von 10 Rbl. in dem Jahre, wo das Land contractlich zum erſten Mal unter Korn zu bringen war. Eine Pacht für das neugewonnene Ackerland trat mit dem Jahre ein, wo dasſelbe zum zweiten Mal unter Winterkorn ſtand, d. h. im vierten Jahre nach dem vorgeſchriebenen Aufbruch. 2. Waren Heuſchläge vom früheren Weidelande anzuſchonen, ſo wurde die Pacht von dieſen gleichfalls erſt im vierten Pachtjahre erhoben. Heuſchläge, die einer Rodung bedurften, unterlagen beſonderen Entſchädigungsbeſtimmungen, doch kamen ſolche auf den Schloß-Fickelſchen Gütern nicht vor. 3. Mußte durch die von der Streulegung bedingte Umlage der Fruchtfolge ein Feld in zwei auf einander folgenden

Jahren Winterkorn oder Sommerkorn tragen, so erhielt der Pächter dafür eine Entschädigung von der halben Höhe der auf das bezügliche Feld berechneten Pachtquote. Winterkorn in das eben abgeerntete Sommerfeld einzusäen, war nicht gestattet, weil unsere oft verspätete Sommerkorn-Ernte mit dem darauf folgenden rauhen Herbst eine solche Saat in Frage stellt. Dagegen wurde einem Bauerhof, der bei der Streulegung nur Sommerfelder erhielt, das Wintersaatfeld für's erste Jahr in den Feldern eines anderen Bauerhofes eingewiesen, der nur oder überschüssig Brachfeld erhalten hatte, und dieser erhielt alsdann die Entschädigung in dem entsprechenden Pachtjahre. 4. Wurden Bauerhöfe durch die Streulegung versetzt, so geschah der Umbau nach einer bestimmten Reihenfolge, entsprechend der geltenden Ordnung des Bauverbandes, zu dem alle regulären Bauerhöfe einer Gemeinde gehören, die nicht in erblichen Besitz übergegangen und aus dem Bauverbande ausgetreten sind. Bis zum erfolgten Ausbau behielt der bezügliche Bauerhof seinen bisherigen Hofplatz mit einem Stück Gartenland ohne Anrechnung. Die diesem Hof- und Gartenlande entsprechende Pacht, beide als Garten- oder Ackerland in den vorgefundenen Klassen berechnet, wurde dagegen dem Bauerhof für die Jahre erlassen, von dessen zugetheilten Ländereien sie zeitweilig genommen waren. 5. Das Wohnhaus wurde unter den geltenden Bestimmungen von dem Bauverbande ausgebaut oder neugebaut, wenn das alte Material sich als untauglich auswies. Die Nebengebäude hatte der Bauer selbst auszubauen und erhielt dafür ein Freijahr oder eine Entschädigung bis zur Höhe einer Jahrespacht, wenn etwa in dem entsprechenden Jahre die Pacht bereits durch anderweitige Entschädigungen stark belastet oder auch ganz aufgefogen war. Diese Bestimmungen haben bei nachfolgenden Streulegungen verschiedene Abänderungen erfahren. Auf einigen Gütern haben die Gutsherren die Gebäude der ausgebauten Bauerhöfe auch auf eigene Kosten aufführen lassen, wobei indessen oft beide Theile ein schlechtes Geschäft machten, indem der Bau dem Gutsherrn verhältnißmäßig zu viel kostete und dem Pächter nicht handlich und wunschgemäß eingerichtet war. 6. Wo durch die Streulegung nothwendige Holzzäune versetzt oder neugemacht werden mußten, da erhielt der Pächter dazu das erforderliche Material angewiesen und erhielt für jeden laufenden Faden der zu versetzenden oder neuzumachenden Holzzäune 2 Kop. Das Umsetzen von Steinzäunen, die auf den Schloß-Fickelschen Gütern nicht vorhanden waren, wurde bei anderen Streulegungen unter verschiedenen Bedingungen auf viele Jahre vertheilt; meist wurden da aber provisorische Holzzäune unter den oben angegebenen Bedingungen gemacht. Uebrigens hat die Streulegung die Pächter nachträglich vielfach gelehrt, auch ohne Zäune auszukommen, und es sind dadurch die Wälder bedeutend entlastet worden. — Unabhängig davon sind bei der Streulegung noch verschiedene andere Erleichterungen und Entschädigungen, je nach den örtlichen und individuellen Bedürfnissen und Wünschen der Bauerhöfe und der Pächter gewährt worden.

Die Streulegung selbst konnte auf den Schloß-Fickelschen Gütern ohne nennenswerthen Widerspruch, von Widersetzlichkeit seitens der Bauern nicht

zu reden, vollzogen werden. Dazu war hier das Vertrauen zu dem leitenden Gutsherrn, dem damaligen präſumtiven Majoratserben, jetzigen Majoratsherrn Bernhard Baron Uexküll, zu groß; das Volk hatte ſein traditionelles Gutsbürgerthum nicht vergeſſen und ſtand überhaupt durch die hier zuerſt gegründete und vortrefflich geleitete Volksſchule auf einer verhältnißmäßig hohen Bildungsſtufe. Es hat freilich auch an Erläuterungen und Auseinanderſetzungen von Seiten der ausführenden techniſchen Kraft nicht fehlen dürfen, deren Volkszimmer und Hof oft ſchon am frühen Morgen ſo ſtark mit Audienzbegehrigen beſetzt waren, daß es ſchwer hielt, mit einem Jeden ausreichend zu ſprechen, und daß darum beſtimmte Sprechtage eingerichtet werden mußten, die indeſſen kaum ausſchließlich einzuhalten waren. Auch das nachfolgende Contrahiren mit den Hunderten von Pächtern vollzog ſich ohne übergroßen inneren und ganz ohne äußeren Lärm, da die Vorarbeiten bereits gemacht waren, bevor die Pächter zuſammenberufen wurden, denen übrigens die Pachten und contractlichen Bedingungen durch Privatgeſpräche meiſt ſchon, wenigſtens in den Grundzügen, bekannt waren, und die namentlich wußten, daß ein marktmäßiges Feilſchen oder gar ein gegenſeitiges Ueberbieten ausgeſchloſſen war. Auch die angeſetzten Anzahlungen und die nachfolgenden Pachtzahlungen erfolgten ordnungsmäßig und voll, weil überhaupt keine Theilzahlung empfangen wurde, um den Geiſt der Läſſigkeit nicht aufkommen zu laſſen.

Dieſes zielbewußte und feſte Verfahren bei der erſten bahnbrechenden Arbeit zur neuen agrariſchen Organiſation der Bauerhöfe Ehſtlands hat gewiß zum nachfolgenden Gelingen derſelben im ganzen Lande weſentlich beigetragen. Die Art und Weiſe des Verfahrens wurde durch die Bauern geſprächsweiſe in weiteren und weiteren Kreiſen bekannt, ſie traf das Volk ſpäter nicht mehr als ganz unbekannt und unerwartet. Trotzdem iſt in den erſten Jahren auf anderen Gütern die Streulegung von Seiten der Bauern vielfach unſympathiſch begrüßt worden. Es ſind ſogar Fälle vorgekommen, wo eine bereits begonnene oder gar durchgeführte Streulegung auf dringendes Bitten der Bauern inhibirt wurde, bis nach Verlauf einiger Jahre ein beſſeres Verſtändniß Eingang fand, die Bauern nun ihrerſeits um die Streulegung baten und manche Gemeinden ſich ſogar erboten, die Arbeit ſelbſt zu bezahlen, die auf ihren Wunſch unterbrochen worden war. Letzteres iſt indeſſen, ſoweit Schreiber dieſes bekannt, nicht benutzt worden.

Eine beſondere Schwierigkeit boten auf den Schloß-Fickelſchen Gütern die angeſiedelten Lostreiber, wie auch mehr oder weniger auf anderen, wenn auch nicht in dem Maße. Hier waren dieſe Anſiedelungen ohne jede Beſchränkung und ſo ſehr ohne Controle entſtanden, daß ihrer im Bereiche einer einzigen Dorfſchaft neben den bekannten zwölf unbekannte bei der Vermeſſung aufgefunden wurden, von deren Exiſtenz die Gutsverwaltung keine Ahnung hatte, die alſo auch nichts für das eingenommene Land und für die verbrauchte Heizung leiſteten. Die umliegenden Bauern kannten allerdings dieſe ordnungslos entſtandenen und ordnungslos durch einander gebauten Anſiedelungen, und ſie erkannten und

empfanden ihre Nähe oft recht schmerzlich. Dem Pastor hatten sie geklagt, daß sie für jede dieser neuentstandenen Ansiedelungen von der ganzen nicht großen Dorfschaft jährlich einen Ochsen weniger zu Markt zu bringen hätten, und die unsichere und ungeordnete Lebenslage dieser Ansiedler, die sich nach Laune und nach wechselnden Kräften einige unzureichende Landfetzen ordnungslos aus der Dorfweide urbar gemacht hatten, von denen sie aber trotzdem ohne regelmäßigen Erwerb leben wollten, hatte dieselben vielfach auf gefährliche Abwege geführt. Nicht allein beschwerten sie mit ihrem Vieh die Dorfweide, die ohnehin von ihnen schon eingeengt war, nicht allein betrachteten sie die nahegelegenen Holzzäune als ihre Brennholzstapel, sondern sie sollen gelegentlich auch den Kornschobern gefährlich geworden sein, und in einem großen Grünmoor, in dem jeder Bauer des Gebietes seinen Antheil hatte, verschafften sie sich für geringe Arbeitsleistung und für gute Worte kleine Stückchen zum Abernten auf eigene Rechnung; da ihnen aber der Ertrag selbstverständlich nicht genügte, so hatten sie wohl auch im Spätherbst und Vorwinter die Kujen benachbarter Antheilhaber auf ihre acquirirten Stückchen umgestapelt, was bei der Abgelegenheit des Moores meist ganz gefahrlos geschehen konnte, und hatten dann im Winter ganz offen und legal von ihren eigenen Heuschlägen das in ihre Kujen eingebaute Heu abgeführt. Abgesehen von diesen vielen älteren und neueren, bekannten und unbekannten Ansiedelungen hatten sich Verwandte und Befreundete der Bauern in deren Badstuben niedergelassen, hatten sich einige Ackerstückchen und Heuschlagstückchen von den Bauern zum einstweiligen Gebrauch erbeten, später ständig behalten, auf ihre Wohnungsnachfolger vererbt und mitunter sogar verkauft, d. h. sie hatten die Benutzung des Hauses und der dazu auf verschiedenen Wegen zusammengetragenen größeren und kleineren Landfetzen für Geld einem Anderen übergeben. Nach einem Rechtstitel des Objectes wurde bei dergleichen Handel nicht gefragt und mit lästigen Formalitäten verdarb sich der neue Besitzer eben so wenig die Laune, wie es seiner Zeit der alte gethan hatte. Als später die Verhältnisse geordnet werden sollten, als namentlich die Lagerbücher angefertigt und Erhebungen darüber gemacht wurden, ob nicht einzelne Baulichkeiten Privateigenthum der Pächter und sonstiger Insassen seien, da haben diese „gekauften" Lostreiberstellen doch einige Auseinandersetzungen nöthig gemacht. Die zu solchen Sonderexistenzen gezählten Ländereien kamen allerdings nicht in Frage; die Inhaber wußten, daß sie zum Bestande des Gutes und somit dem Gutsherrn gehörten, und sie haben keinen Anspruch auf Eigenthumsrecht an dem Lande erhoben. Anders war es mit den Häusern; an diesen behaupteten sie durch nachweisbaren Kauf ein Eigenthumsrecht erworben zu haben, und es wurde ihnen in den meisten Fällen auch ohne besondere Untersuchungen zugestanden, um Weitläufigkeiten zu vermeiden und weil solche Häuser in der Regel auch nur einen sehr geringen Werth repräsentirten. Um aber in der Folgezeit, namentlich bei der beabsichtigten neuen Organisation der Bauerstellen und übrigen Wohnstellen und Wirthschaftseinheiten des Gutes allen unliebsamen Consequenzen zu entgehen, so wurden solche Häuser meist vom

Gutsherrn den Inhabern bezahlt und als Eigenthum des Hofes in die bezüglichen Liſten eingetragen. Waren dieſe aus alten Zeiten ſtammenden und in neuerer und neueſter Zeit entſtandenen ungeordneten Exiſtenzen ſchon früher den Gemeinden und den einzelnen Bauern zur Laſt gefallen, hatten ſie die Unzufriedenheit der Letzteren vielfach erregt, ſo erwieſen ſie ſich bei der planmäßigen Arrondirung der Bauerhöfe als völlig unhaltbar. Es konnte namentlich auf den Schloß-Fickelſchen Gütern ſelten ein Bauerhof in einigermaßen geſchloſſene Grenzen gebracht werden, ohne daß eine, zwei oder auch noch mehr ſolcher Lostreiberſtellen mit eingeſchloſſen wurden. Eine beſondere Abgrenzung dieſer kleinen ſelbſtändigen Exiſtenzen innerhalb der Grenzen eines Bauerhofes war unthunlich, weil die gezogenen Schranken von den Kleinen vorausſichtlich nicht reſpectirt worden wären, weil der Bauer dann innerhalb ſeiner Grenzen kein reines Feld gehabt hätte, um einen Wirthſchaftsplan zu machen, wie es zur Entwickelung der bäuerlichen Wirthſchaften erforderlich war und durch die Streulegung angeſtrebt wurde, und weil ein fortwährender Kampf zwiſchen den größeren und kleineren Exiſtenzen unvermeidlich war, der allen Frieden zerſtören mußte und den Keim zur Zerſetzung der neuorganiſirten Bauergüter oder einer perſönlichen und wirthſchaftlichen Unterdrückung der Kleinen durch die Großen in ſich trug.

In dieſes Chaos mußte Ordnung gebracht werden, wenn die Organiſation gelingen und die erwarteten Früchte tragen ſollte. Zur Reinigung des Eintheilungsplanes ſtanden drei Wege offen: 1. Aufhebung der hinderlichen Lostreiberſtellen; 2. Zuſchreibung derſelben zu den Bauerhöfen als Unterſaſſen; 3. Verſetzung und Ausbau der Lostreiberſtellen in beſondere abgetheilte Colonien. — Gegen die völlige Aufhebung ſprachen humaniſtiſche und wirthſchaftliche Gründe, obgleich dieſelbe zu der Zeit vielfach als einziges Heilmittel gegen die Entwickelung eines ländlichen Proletariats angeſehen wurde. Die humaniſtiſche Frage brauchen wir nicht weiter zu erörtern, ſie iſt bis zur Ueberſchwänglichkeit bekannt, wenn auch eine höhere Humanität oft berechtigt und verpflichtet iſt, die vorausſichtlichen und erfahrungsmäßigen Heimſtätten und Brutplätze des Elends und der Verkommenheit zu vernichten, als welche ſich die ungeordneten Lostreiberſtellen vielfach ausgewieſen hatten.

Auf den Schloß-Fickelſchen Gütern und ſpäter auch anderweitig iſt, je nach Befinden, das Ziel auf allen dieſen drei verſchiedenen Wegen angeſtrebt worden, abgeſehen von den althergebrachten Lostreiberſtellen, die ſich im Verlaufe der Zeiten mit Land vollgeſogen hatten und die einfach zu regulären Bauerſtellen gemacht wurden, wie es ſpäter auch auf anderen Gütern geſchehen iſt. Es wurden Armenhäuſer errichtet, die ganz alten und gebrechlichen Leute, die ohnehin auf öffentliche Unterſtützung angewieſen waren, wurden aus ihren verfallenen Hütten in die Armenhäuſer übergeführt und ihre Hütten abgebrochen. — Die Lostreiberhäuſer in der größten Nähe der Bauerhöfe, aus deren vormaligen Badſtuben ſie ſich zu ſelbſtändigen Exiſtenzen entwickelt hatten, wurden zu den Bauerhöfen verſchrieben, und es wurde den beiderſeitigen Intereſſenten überlaſſen, ſich über ihre

künftige Stellung zu einander zu verständigen, während der Bauer für das Ganze dem Grundherrn die Pacht entrichtete. Dieser Zustand hat nur in den wenigsten Fällen längeren Bestand gehabt. Obgleich das Verhältniß für den Anfang auf beiderseitiges Verlangen von dem Organisator festgestellt und dabei dem Bauer für das dem Untersassen eingewiesene Land das Doppelte von dem berechnet wurde, was er dafür als Pacht erlegte, so zeigte sich ihm doch auch dieses nicht als genügendes Aequivalent für die Unbequemlichkeiten und Störungen, die ihm durch die Nachbarschaft dieser Nebenexistenzen verursacht wurden, und nach einigen Jahren war der Untersasse hinaus gemaßregelt. Er wollte lieber in unmittelbarer Abhängigkeit vom Gutsherrn leben, erbat sich einen Platz in den Colonien, von denen gleich die Rede sein wird, oder er versorgte sich auf irgend eine andere Weise.

Wo die Lostreiberstellen in größeren Gruppen beisammen standen und derart zu einer Colonie abgegrenzt werden konnten, daß sie die Bauern nicht allzu sehr incommodirten, da blieben sie stehen und wurden unter sich abgegrenzt und geordnet. Wo es möglich war, da wurde diesen Colonien auch noch mehr Land zugeschnitten und in Bauplätze für diejenigen Lostreiber eingetheilt, die aus den Grenzen der Bauerhöfe versetzt werden mußten, wie auch für vorauszusehende künftige Bedürfnisse, oder es wurden an geeigneten Plätzen auch ganz neue Colonien gegründet.

Die Ueberführung geschah im Wesentlichen unter denselben Bedingungen, wie die der Bauerstellen. Für den Ausbau erhielten die Lostreiber Freijahre und das fehlende Holz; für Urbarmachungen Entschädigungen und Erlasse gleich den Bauern, zu den nöthigen Zäunen gleichfalls das Holz und die bereits angegebene Zahlung. — Das Communalleben der Lostreiber wurde nach allgemeinen Statuten und für jede Colonie für sich oder auch für die in dieser Beziehung zusammengezogenen gleichartigen Colonien besonders geordnet, um einer Delaxation des sittlichen Lebens vorzubeugen, die in dem bisherigen ungeordneten Zustande, namentlich der größeren Gruppen, vielfach bedenklich zu werden drohte. — Die Pachten für die Lostreiberstellen wurden nach denselben Principien berechnet, wie die der Bauerstellen, doch mit einem kleinen Zuschlag in Berücksichtigung des Mehrbedarfes an Bau- und Brennholz, der nach wie vor aus dem Hofswalde gedeckt werden mußte, und des Mehrbedarfs an Weideland, das sich damals nach dem angewandten Taxationsmodus überhaupt nicht in einen besonderen Werthanschlag bringen ließ. Die kleinen Beträge an Pacht, die sich innerhalb der engen Grenzen von höchstens 5 bis 15 Rbl. bewegten, meistens aber unter 10 Rbl. waren, wurden nicht in Geld verlangt und nur ausnahmsweise in Geld angenommen, da an eine regelmäßige Abzahlung von Seiten der Inhaber und namentlich Inhaberinnen solcher Stellen damals noch kaum zu denken war. Dafür wurden die Lostreiber je nach dem berechneten Werth ihrer Stellen zu einer regelmäßigen Tageleistung zu bestimmten Preisen verpflichtet, zu einem oder zwei Tagen wöchentlich von St. Georg bis Michaelis, bis Martini oder aus-

nahmsweise auch durch das ganze Jahr, jedoch immer zu ganzen wöchentlichen Tagen innerhalb der angegebenen Zeit, und zwar meist über den Betrag der berechneten Pacht hinaus, wobei ihnen die Ueberleistung am Schluß der jedesmaligen Leistungsperiode nach denselben Preissätzen baar ausgezahlt wurde. Ueber diese Uebersiedelungs- und nachfolgenden Pachtbedingungen erhielten die Lostreiber abgeschnittene Zettel aus einem besonderen Buch, in dem ein gleichlautender Zettel zurückblieb. — Diese Ableistungsform ist bei den kleinen Stellen, den Lostreiberstellen, aus vielen Gründen geboten, bei vielen sogar die einzig mögliche. Zunächst ist bei vielen Inhabern und, wie schon früher angedeutet, namentlich Inhaberinnen solcher Stellen an eine regelmäßige Abzahlung der Pachtquoten in Geld kaum zu denken. mögen diese auch noch so gering sein. Diese Leute leben vorzugsweise vom Tagelohn, der vielfach nicht in Geld, sondern in Landesproducten und Lebensmitteln überhaupt gezahlt wird, soweit die Leute zu Bauern in Tagelohn gehen. Ein Umsetzen dieser in natura abgetragenen Tagelöhne in Geld wird aber niemals eintreten und an eigenen Landesproducten hat weder der Lostreiber, noch viel weniger die Lostreiberin, etwas zu verkaufen. Diese Leute, soweit sie nicht ländliche Handwerker sind, leben noch in der einfachsten Weise, ohne den Gott Mercurius viel zu belästigen und zum Vermittler ihrer Angelegenheiten zu machen. Den in Geld eingenommenen Tagelohn verwenden sie auf die unentbehrlichsten Dinge, die nur für Geld zu haben sind; von den Erträgen ihrer eigenen kleinen Wirthschaft und von den in natura eingenommenen Tagelöhnen nähren sie sich. Selbstverständlich könnten sie mehr Geld brauchen, als sie einnehmen, und wenn sie die Tage, die sie zur allmählichen Tilgung ihrer Pacht verwenden müssen, als Lohnarbeitstage verwenden könnten, so würde das eingenommene Geld in ihrer eigenen Wirthschaft nur zu leicht Verwendung finden. Zur Zeit der Pachtzahlung würden die meisten der Lostreiber daher wohl mit leeren Händen kommen und um Stundung bitten, und diese müßte man ihnen meistens auch gewähren, weil sie eben nichts zu geben haben, bis die gestundeten Beträge eine Summe erreichen, an deren Eintreibung gar nicht mehr zu denken ist. Es würde dadurch eine Klasse ländlicher Bevölkerung herangezogen, die sich nur auf Nachsicht und auf Wohlthaten verläßt. Welch' sittliche Gefahren eine solche Delaxation bedingt, abgesehen von den thatsächlichen Verlusten des Verpächters, das brauchen wir unseren Lesern gegenüber wohl kaum näher zu erklären. — Alsdann ist es aber in mehrfacher Beziehung nöthig, die Inhaber der kleinsten Landstellen in möglichst genaue Interessengemeinschaft mit dem Verpächter als Inhaber einer Großwirthschaft zu setzen, damit ihre Existenz dauernd gesichert wird. Sollen die kleinen Pachtbeträge in Geld abgezahlt werden, so decken diese Beträge in der Regel wohl kaum die Zinsen und den Abgang des auf ihre Wohnhäuser, Nebengebäude und Zäune verwendeten Holzes, das aus dem Hofswalde gegeben werden muß, wenn diese Baulichkeiten nicht rasch verfallen und nach dem Verfallen unaufgebaut bleiben sollen. Der Fortbestand dieser Stellen müßte also in dieser Beziehung wiederum auf persönliche Wohlthaten, auf das

Herz des einen Theiles allein berechnet werden, was seine schweren sittlichen und volkswirthschaftlichen Bedenken hat. Wir haben hier allerdings nicht weniger Herz als andere Leute auch, aber wir wissen, daß auf das menschliche Herz nicht immer so viel Verlaß ist, um die fortdauernde Existenz ganzer Bevölkerungsgruppen darauf begründen zu können. Wir wissen ferner, daß Begeisterung und Besonnenheit die beiden Pole des Lebens sind, die mit gleicher Kraft wirken müssen, wenn die Rotation dieser Kugel nicht aus ihrer Stetigkeit gerückt werden und sie selbst auf ihrer schwankenden Bahn zerschellen soll. Darum hat ein nur auf das Herz des einen Theiles gegründetes Verhältniß der Stände und Gruppen des Landvolkes zu einander weder in die Agrarverordnung noch in die agrarpolitischen Anschauungen und Gepflogenheiten der baltischen Provinzen Eingang gefunden. Und wünschenswerth ist ein solches Verhältniß auch schon deshalb nicht, als es nur den einen Theil in seinem sittlichen Bewußtsein hebt, den anderen aber drückt und um so mehr drückt, je weiter die untere Gruppe in der sittlichen Erkenntniß heraufrückt. Diese Anschauung ist, instinctiv oder vollbewußt, bei allen agrarischen Organisationen der baltischen Provinzen leitend gewesen, alle Theile sind bisher dabei gediehen, und diese Anschauung war auch bei der Organisation der Lostreiber-Angelegenheiten leitend. Die Lostreiber sollten mit dem Gutsherrn in Interessengemeinschaft gebracht, sie sollten dem Gutsherrn in ihrer Art nützlich werden, und sie konnten nur nützlich sein, wenn der Gutsherr in seiner Großwirthschaft mit einiger Sicherheit auf ihre Arbeitskraft als Hilfskraft rechnen konnte. Daher wurde die Ableistung der geringen Pacht der Lostreiber in der angeführten Art geordnet, und der Gutsherr konnte fortfahren, ihren Bedarf an Bauholz und Brennholz aus seinem Walde zu decken, und konnte ein Interesse haben, sie in gegebenen Fällen zu stützen und ihnen auszuhelfen, konnte sie aus der Machtsphäre der Bauern rücken, die erfahrungsmäßig überall eine viel drückendere ist. — Um aber diese Interessengemeinschaft zu einer möglichst dauernden zu machen, mußten die Lostreiber auch den Consequenzen des Gesetzes entrückt werden, die beziehendlich der Pachtform im Bauerpachtlande geltend und wirkend sind. Darum wurden die Lostreiber-Colonien unter Anrechnung des Sechstels oder auf dem Wege des Austausches meist zum Hofslande gezogen. Die wenigen dieser kleinen landwirthschaftlichen Existenzen, die im Bauerpachtlande geblieben sind, gehen voraussichtlich ihrem Untergange entgegen, wenn die gesetzlichen Bestimmungen auf dieselben voll zur Anwendung kommen sollen. Sollen aber diese kleinen, für ausschließlichen landwirthschaftlichen Betrieb unzulänglichen Existenzen Eigenthum ihrer Inhaber und somit aus der Interessengemeinschaft mit dem Gutsherrn gerissen, sollen sogar Bauerstellen zu solchen „Plätzchen für Hüttchen“, wo der „arme Mann sein Haupt niederlegen kann“, zerschlagen werden dürfen, wie unsere unberufenen, mehr oder weniger socialistisch angehauchten Agrarpolitiker in ihren „besseren volksthümlichen Blättern“ declamiren und „mit Thränen in den Augen“ vom „gnädigen Landesvater“ erbitten, weil sie „russische Unterthanen“ seien und darum dieselben Rechte „verlangten“,

die in Rußland gelten, ſo würde ſich das Land bald mit elenden Exiſtenzen, mit einem gefährlichen ländlichen Proletariat füllen. Es würde die aufkeimende Pietät für die organiſirten Bauerſtellen als väterliches Erbe und untheilbare Heimſtätte von einem wüſten Landſchachergeiſt überwuchert und erſtickt werden, und wir hätten bald übergenügend Schlupfwinkel für Pferdediebe und andere Induſtrieritter dieſer Sorte. Davor bewahre uns der Himmel!

Die erſte zielbewußte und mit feſter Hand durchgeführte Reorganiſation unſerer ländlichen Zuſtände geſchah, wie ſchon Eingangs bemerkt, auf den Freiherrlich Uexküllſchen Majoratsgütern Schloß Fickel vor der Einführung der neuen Landgemeindeordnung. Der Gutsherr war damals noch in althergebrachter Art Gerichtsherr innerhalb ſeines Gebietes, in dem er geſetzlich die Gutspolizei vertrat, ſoweit er ſie nicht einem Anderen übertragen hatte, und der Gutspolizei war die Gemeindepolizei unterſtellt, deren Glieder nach vorhergegangener Gemeindewahl einer Beſtätigung der Gutspolizei, d. h. des Gutsherrn, bedurften. Erſte Inſtanz der Civil- und Juſtizbehörden war geſetzlich das Kirchſpielsgericht, doch waren von jeher Bagatellſachen von der Gemeindepolizei und Gutspolizei verhandelt und entſchieden worden, und in entwickelteren Bauergemeinden hatte ſich die Gemeindepolizei unter Anleitung und Aufſicht des Gutsherrn zu einem Gemeindegericht herangebildet, bevor dieſes durch die Landgemeindeordnung vom Jahre 1866 eingeführt war.

So war es auch auf den Schloß Fickelſchen Gütern, und da der Gutsherr in ſeiner Eigenſchaft als Gerichtsherr auch Gemeindeangelegenheiten berückſichtigen und ordnen konnte, die außerhalb des Verhältniſſes vom Verpächter zum Pächter lagen, ſo wurde hier bei dieſer Organiſation das Gemeindegericht auf dem Wege allgemeiner Bedingungen zu den Pachtcontracten ſo weit ſelbſtändig eingerichtet, als es geſetzlich zuläſſig war, und es wurde auf Initiative des Herrn Bernhard Freiherrn von Uexküll ſchon jetzt auf demſelben Wege die Leibesſtrafe für die Pächter von Bauerſtellen abgeſchafft, ſoweit dieſe Strafe von dem Erkenntniß der Gemeindepolizei und Gutspolizei abhing. Ebenſo wurden die inneren Verwaltungsangelegenheiten, die inneren Wege u. ſ. w. bei dieſer Gelegenheit neu geordnet und geregelt, den Gemeindebeamten zur Leitung und geregelten Beaufſichtigung übergeben, und dieſe dadurch zu einer größeren Selbſtändigkeit angeleitet und angehalten. Noch, oder jetzt wieder, ſtand hier der Gutsherr in dem Anſehen und in der nicht angeſtrittenen Macht des Feudalherrn, und er benutzte dieſe Macht ausgiebig und ohne Mißbrauch zum allgemeinen Wohl der Gemeinde, ſeines *Gebietes*. Als einige Jahre ſpäter ein Glied dieſer Gemeinde von theilnehmender Seite befragt wurde, wie die Sachen jetzt in Fickel ſtänden, ſo war die Antwort: „*Die Armen ſind reich geworden und die Reichen ſind noch reicher geworden.*“

Jetzt folgten die Streulegungen in Ehſtland raſch in allen Gegenden und ſie folgten in Livland, ob von hier angeregt, ob aus eigener Initiative, das läßt ſich nicht beſtimmen. Das war die *zweite Düngung*, die der Gutsherr

oder das Gutsherrenthum der baltischen Provinzen dem Felde des Bauerpachtlandes vollbewußt zuführte, wodurch alle schlummernden Kräfte dieses Feldes geweckt und alle gebundenen befreit wurden. Es war eine Zeit hastiger Arbeit und eine Zeit schwerer Ausgaben. Mit den den Landmessern gezahlten Honoraren, ihren Fahrtengeldern u. s. w., den zu stellenden Arbeitskräften, den Beiträgen zu Ausbauten, verschiedenen Entschädigungen und zur Zeit der Streulegung angeordneten, vom Gutsherrn bezahlten Meliorationen, den Saaten für Neugründungen u. s. w. können wir die Ausgaben, die damals für das Bauerpachtland und die alten und neuen Pachtstellen innerhalb des Hofslandes gemacht werden mußten, zuversichtlich auf 3 Rbl. für jede Dessätine des organisirten Landes anschlagen. Dieses Land mag in Ehstland in runder Summe ca. 600,000 Dessätinen betragen und somit kann die auf die Streulegungen verwendete Summe in diesem Gouvernement auf 1,800,000 Rbl. angeschlagen werden. Dieses Geld war aber gut angelegt. Nachfolgende Bonitirungen haben ergeben, daß sowohl das Ackerland als auch das natürliche Grasland, Heuschläge und Weiden, der streugelegten Bauerstellen um eine, vielfach sogar um mehr als eine Klasse höher eingeschätzt werden mußten, bevor auch nur zehn Jahre vergangen waren. Schlagen wir das Bauerpachtland mit dem an Glieder der Bauergemeinde zur Nutzung überlassenen Hofslande auf 170,000 Dessätinen Acker, 270,000 Dessätinen Heuschlag und 160,000 Dessätinen Weide an, was dem gegenwärtigen Bestande in Ehstland ungefähr entspricht; nehmen wir das bewährte neue Taxationsreglement der Ehstländischen Credit-Kasse zur Grundlage und nehmen wir an, daß durch die Streulegung das Ackerland durchschnittlich nur um eine halbe Klasse, d. h. von IVa auf IIIb, die Heuschläge zur Hälfte, von IVa 2 auf IIIa 2, zur anderen Hälfte von IVa 3 auf IIIa 3 und die Weide von III auf II und II auf I gestiegen ist, so kommen wir zu folgendem Resultat:

170,000 Dess.	Ackerland	×	1,80	Lof Roggen	=	296,000 Lof Roggen,
270,000 „	Heuschlag	×	1,05	„ „	=	283,500 „ „
160,000 „	Weide	×	0,30	„ „	=	48,000 „ „
					Summa	627,500 Lof Roggen.

Ein Lof Roggen in der Pacht mit 1,50 Rbl. berechnet, wie es jetzt durchschnittlich üblich ist, ergiebt einen vermehrten Pachtwerth von 941,250 Rbl. und mit 5 pCt. capitalisirt einen vermehrten Capitalwerth von 18,825,000 Rbl. Dabei ist die erleichterte Arbeit und die dadurch ersparte Arbeitskraft, wie auch die von den Nachbarn unabhängige und darum freie und volle Ausnutzung der Bauerstellen nicht mit in Anschlag gebracht, und es ist nicht in Anschlag gebracht, daß der vermehrte Pachtwerth nicht den thatsächlich vermehrten Werth ausdrückt, sondern von diesem dem Pächter immer ein Theil ohne Anrechnung zufällt und zufallen muß.

Zu diesen Resultaten, die nicht nur theoretisch auf dem Papier berechnet sind, sondern die sich im praktischen Leben des Landvolkes noch deutlicher aussprechen, waren wir hier gelangt, weil das Land sich unter Kaiserlichem Schutz

ruhig und ungestört, nach seinen individuellen Gewohnheiten, Kräften und Bedürfnissen entwickeln durfte. Jetzt erst entfaltete sich das grüne Frühlingsfeld mit aller Macht jetzt erst verschwanden die letzten Spuren der Stürme, die unser Heimathland Jahrhunderte lang durchbraust hatten, als es noch das vielbegehrte Streitobject mächtiger Nachbarn war, um das gekämpft wurde und auf dem die politischen und dynastischen Streitigkeiten dieser Nachbarn ausgekämpft wurden Jetzt erst empfanden wir den vollen Segen des ruhigen Hafens, in den uns der letzte gewaltige Ausbruch dieser Stürme als leckes Schiff mit gewaltigem Krachen geworfen hatte. Und wir waren und sind dankbar für diesen mächtigen Schutz, den uns unser großes weiteres Vaterland gegen äußere Stürme sichert, und wir sind dankbar für den mächtigen Schutz unseres Erlauchten Kaiserhauses, das uns gegen innere Eifersüchteleien und chauvinistische Ränke schützt, damit jede Kraft sich selbständig entfalten und bethätigen kann, damit wir das Haus unserer engeren Heimath den localen Eigenthümlichkeiten, Kräften und Bedürfnissen gemäß einrichten konnten und weiter entwickeln können, zu unserem eigenen Wohl, zur Zierde und zum Nutzen unseres großen Vaterlandes, zur Freude und zum Ruhme unseres Erlauchten Monarchen. Und wie sich das wirthschaftliche Leben unseres Landes zusehends entfaltete, so entfaltete sich auch das intellectuelle Leben, auf das wir in dem folgenden Abschnitt näher eingehen wollen.

(Ein Schlußartikel zu diesem Capitel folgt.)

Orpheus.

Dichtung von **Victor von Andrejanoff**, z. Z. in Kurland.

Da ſteht er auf dem Felſenſtrande,
Schön wie der Mond am Himmelszelt,
Im ſternbeſäten Prunkgewande,
Das ſchmiegſam um die Glieder fällt,
Den gold'nen Reif in braunen Locken
— Des Königs und des Sängers Preis —
Und an dem Reife Blüthenflocken
Vom gottgeliebten Lorbeerreis;

In ſeiner Linken ruht die Cither,
Aus deren Saiten wunderbar
Er Liebesfleh'n und Zorngewitter
Zu locken weiß, gleich voll und klar;
Hinaus auf's Meer weiſt ſtolz die Rechte,
Als wär's, ſo weit die Woge geht,
Ihm unterthan, gleich einem Knechte,
Gehorſam ſeiner Majeſtät;

Die blauen Augen ſeh'n in's Leere,
Verzückung ſtrahlt aus ihrem Grund,
Begeiſt'rung, eine ſtille, hehre,
Ruht auf der Stirne bleichem Rund;
Die Lippen lächeln, — alſo lächelt
Ein reiner Dulder nur und Held,
Den nicht in feigen Schlaf gefächelt,
Nein! den erweckt der Hauch der Welt!

— — Die Nacht iſt ſtill; kein Lüftchen regt ſich,
Nur leiſe plaudert Well' mit Well',
Auf ihrem dunklen Grund bewegt ſich
Das Spiegelbild der Sterne hell. —
Ein Nebel wallt herauf vom Thale
Aus Tempes Schluchten, wild und ſchön,
Zerriſſen von dem Mondenſtrahle
Weht er, wie Geiſter, um die Höh'n.

Im Norden ſchimmert, wie ein glänzend,
Aetheriſch Wölkchen, Eis und Schnee,
Mit Mond- und Sternenlicht ſich kränzend,
Von des Olympos heil'ger Höh'.
Dort ruh'n in ſeliger Entrückung
Die hohen Götter von den Müh'n
Nutzlos verſuchter Weltbeglückung,
Auch die Heroen ſtark und kühn.

Des Herakles und Theſeus Tage,
Die kampfesfrohen, ſind dahin,
Es ſpricht von ihnen nur die Klage
Des Sängers, rein von Herz und Sinn,
Wie ſie. — Der Urwelt Ungeheuer
Vergingen in der kleinen Welt,
Mit ihnen auch das kühne Feuer,
Das einſt Heroenbruſt geſchwellt.

Wofür noch kämpfen kühnen Muthes
Inmitten feiger Schwächlichkeit,
Die frech ſich rühmt uralten Blutes
Und prahlt mit ihrer Niedrigkeit?
Seitdem Prometheus, der Titane,
Gefeſſelt an den Kaukaſos,
Verfiel die Menſchheit nicht'gem Wahne,
Der Unkraft in das Mark ihr goß!

Sie leidet, wie in frühern Zeiten,
Und iſt des Leides ſelbſt nicht werth,
— Wer wollte da noch für ſie ſtreiten
Und um ein Nichts entweih'n ſein Schwert?
Heroenſtolz, Heroenſtärke
Hat ſich verachtend abgewandt,
Wer aber wirkt des Guten Werke
Nun auf dem armen Erdenland?

Ein Göttersohn iſt noch geblieben,
Hat eng dem Menſchen ſich geſellt
Und ſeines Herzens reiches Lieben
Geopfert der verlaſſ'nen Welt.
Begabt mit wunderbarſten Kräften,
Führt er den Kampf mit neuer Wehr,
An die nicht Roſt noch Staub ſich heften,
Weil ſie zu rein iſt und zu hehr.

Der Sänger blieb, — die Götter flohen,
Von ihnen zeugt er immerdar;
Der Erde ſchwanden die Heroen,
Da kam der Held — ihr Abbild klar!
Aus freier Kraft ſtreitfrohem Reiche
Schuf er des Geiſtes Friedensreich,
Das Ideal, das ohnegleiche,
Gewann er ohne Schwertesſtreich!

Den Göttern gleich an Geiſtesſchöne,
Treu, wie der Heros, ſeinem Amt,
Verklärt vom Segen der Camöne,
Von jener Liebe heiß durchflammt,
Die ſich in reinem Menſchenherzen
Mitleidend, tröſtend offenbart —:
Alſo bewährt in Luſt und Schmerzen
Der Sänger ſeine heil'ge Art!

In freiem Wort läßt er erſtehen
Die Thaten der Heroen neu,
Daß alle Staubgebor'nen ſähen,
Was wahrer Muth und wahre Treu', —
Daß, von Begeiſt'rung hingeriſſen,
Sie folgen möchten Jener Spur,
Entflieh'n der Erde Finſterniſſen,
Der eig'nen ſündigen Natur!

Doch der erhab'nen Götter Walten,
Des Guten und des Schönen Preis
Läßt er im Ton ſich voll entfalten,
Der tief in's Herz zu dringen weiß;
Der, mächtiger als Wortgepränge,
Die Menſchenſeele tief bewegt
Und aus des Lebens Marktgedränge
Sie liebend zum Olympos trägt. . . .

— Horch! ſeine Rechte rührt die Saiten,
Ein leiſes Klingen ſteigt empor
Und gleitet zitternd durch die Weiten, —
Es ſchweigt der Wellen Plauderchor.
Das räthſelvoll uralte Sehnen
Nach endlicher Erlöſungsluſt,
Des Menſchengeiſtes Hoffen, Wähnen,
Den Liebesdrang der Menſchenbruſt, —

Das kündet, ſchwellend bald, bald ſinkend,
Unſagbar ſchöne Harmonie; —
Die Bäume, mit den Kronen winkend,
Erzittern zu der Symphonie.
Und nun ſich aufwärts immer heller
So Wort als Ton im Einklang ſchwingt,
Die Felſen rings ein ſtarker, ſchneller
Erdbebenſchauer tief durchdringt! —

Nun lockt es wieder ſüß und leiſe,
Der Liebe Walten preiſt das Lied,
Da naht, zu lauſchen ſolcher Weiſe,
Was ſonſt den Menſchen furchtſam flieht,
Das Weltgethier in frommer Stille,
Wohl ahnend, daß nicht Qual und Tod,
Des Sängers gottergeb'ner Wille
Blutgierig nimmer es bedroht.

So eint im Reiche des Geſanges
Sich, was im Leben ſtreng getrennt,
Und inniglichen Herzensdranges
Das Ein' im Andern ſich erkennt.
Aus *einem* Daſeinsquell gefloſſen,
Zu gleicher Lebensqual verdammt,
Fühlt Alles wieder ſich ergoſſen
In's Element, aus dem es ſtammt!

Und immer mächt'ger rührt der Meiſter
Die Saiten; da entſteigen bleich
Dem Orkus der Geſchied'nen Geiſter,
Zu lauſchen, den Lebend'gen gleich!
.... Ein roſig Leuchten färbt die Wogen
Und veilchenduftig weht es her —:
Schau! langſam kommt herangezogen
Ein Frauenbildniß über's Meer!

Die einſt vom Sänger Auserkor'ne,
Vom Sänger, der ſie ſo geliebt,
Die Heißbeweinte, Frühverlor'ne,
Der Orkus ſelbſt nun wiedergiebt.
Verklärt, in geiſterhafter Schöne,
Winkt ſie empor zur Uferhöh', —
Da ſchweigen jäh die holden Töne,
Ein Schrei erſchallt: „Eurydike!“

Die Cither fällt zur Erde nieder, —
Der Sänger ſtarrt hinaus auf's Meer,
Ein Schauer rinnt durch ſeine Glieder —:
Das Frauenbildniß winkt nicht mehr.
Wohl konnten Töne es beſchwören,
Doch floh's vor dem geſproch'nen Wort,
Das nur mit Luſt die Menſchen hören,
Zum unbekannten Ruheport. —

Schon graut der Tag, ein Fieber ſchüttelt
Des Sängers göttliche Geſtalt,
In Herzenstiefen aufgerüttelt
Ward alter Leidenſchaft Gewalt!
Nun muß er in das wüſte Treiben
Der Alltagswelt, zum Kampf zurück,
Um ſeiner Sendung treu zu bleiben,
Verzichtend auf ein e i g' n e s Glück.

Was er geträumt in tiefer Stille
Der weihevollſten Einſamkeit,
Das treibt ihn nun ein heil'ger Wille,
Zu ſagen in dem Drang der Zeit
Den Staubgebor'nen allen, allen,
Die ihn ſo oft verhöhnt, verlacht;
L a u t muß im Liede nun erſchallen,
Was l e i ſ' er ſang in dieſer Nacht! —

. . . . Die Sonne ſteigt. — Ein Purpurſchimmer
Beglänzt das bleiche Angeſicht
Des königlichen Sängers; nimmer
Sah etwas Schöneres ihr Licht! —
Der erſte Dichter, erſte Meiſter
Der Töne, — Orpheus, der Prophet,
Der Felſen, Bäume, Thier und Geiſter
Gerührt, — nun weinend heimwärts geht! —

Vereinſamt iſt er und verlaſſen
Und doch zum Kämpfer auserſehn,
Zum Retter Derer, die ihn haſſen,
Die kalt an ihm vorübergehn.
O Thränen, wunderbare Thränen,
Für uns geweint vom Genius!
Was iſt all' unſer Hoffen, Sehnen,
Vor dieſem hehren Leidensgruß?!

Ja, dieſe Thränen, dieſe Sänge,
Sie ſtrömten ſtets aus Aug' und Herz
Der E i n ſ a m e n im Weltgedränge,
Die Tröſter waren unſer'm Schmerz;
Die hell das Ideal erſchauten
In weltentrücktem Dichtertraum
Und hohen Muthes ſich getrauten,
Zu bannen es in Zeit und Raum.

Und ob auch Keinem noch gelungen,
Es zu bewahren in der Welt,
Ob ſich's der Erde auch entſchwungen,
Von e i n e m rauhen Wort gefällt:
Sein lichtes Spiegelbild wir ſchauen
In jedem Werk von Künſtlerhand,
Dem ſollen liebend wir vertrauen,
Mit Geiſt und Herz ihm zugewandt!

— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

. . . . Die Tonkunſt und die Dichtung breiten
Seit Orpheus ihren Weiheſchein
Auf unſer Ringen, unſer Streiten,
Verklären unſ're Lebenspein;
Sie bändigen die wilden Triebe
Der ſelbſtſuchtsvollen Endlichkeit
Und lehren uns die Gottesliebe,
Erhaben über Raum und Zeit! —

Michail Dmitrijewitſch Skobelew.

Г. К. Градовскій: М. Д. Скобелевъ. Этюдъ по характеристикѣ нашего времени и его героевъ. Съ тремя чертежами. С.-Петербургъ 1884. **(G. K. Gradowski: M. D. Skobelew.** Eine Studie zur Charakteriſtik unſerer Zeit und ihrer Helden. Mit drei Plänen.)

„Habe ich übel geredet, ſo beweiſe es, daß es böſe ſey; habe ich aber recht geredet, was ſchlägſt du mich?“ Joh. 18, 23.

Zwei Jahre ſind ſeit dem Tode des Mannes verfloſſen, deſſen Bedeutung als General und Politiker in dieſen Blättern feſtzuſtellen verſucht werden ſoll: Michail Dmitrijewitſch Skobelew gehört der Geſchichte an, und ſein Thun und Wollen, ſeine Leiſtungen und Fähigkeiten ſind vom Geſchick vor ihren Richterſtuhl geſtellt. Eine kurze, aber glänzende Laufbahn iſt ihm beſchieden geweſen; er hat wie der Größten Einer die Gunſt und Mißgunſt der Parteien erfahren, und während die Einen ihm Lorbeerkränze wanden und ihn, den „weißen General“, zum Nationalhelden proclamirten, haben die Anderen ihn mit Schmutz beworfen und in dem Helden nur einen kläglichen miles gloriosus geſehen, — während die Slavophilen in ihm, dem Abgotte ſeiner Soldaten, den Berufenen vergötterten, der vom Schickſal beſtimmt ſei, ihre nationaliſtiſchen Utopien zu verwirklichen, haben die Anhänger weſteuropäiſcher Cultur in Rußland und die berufenen Vertreter derſelben im Auslande in ihm den Feind ihrer hiſtoriſchen und culturellen Errungenſchaften gehaßt und bekämpft. Sein jäher Tod hat die Hoffnungen der Einen und die Befürchtungen der Anderen zerſtört, der Ruhm aber, der ihn im Leben begleitet, iſt nicht mit ihm in's Grab geſunken. Er hat ihn überdauert, und der Neid und der Haß ſeiner Gegner verſtummte vor der Gruft und fand ſelbſt warme Worte der Anerkennung für den tapferen und begabten General, für den muthigen Soldaten, deſſen Verirrungen auf dem ihm fremden Gebiete der Politik ſogar in den Augen ſeiner erbittertſten Widerſacher das glänzende Bild ſeiner militäriſchen Carrière nicht zu verdunkeln vermochten.

So betrauert ſterben gemeinhin nur g r o ß e Männer, die ſich durch ihre Thaten einen dauernden Platz in der Weltgeſchichte erobert haben. Die nüchterne Kritik, die nach ihrem Hinſcheiden Mit- und Nachwelt an ihnen üben, vermag

wohl das ideale Bild, das ſich in die Herzen der Zeitgenoſſen tief eingeprägt hat, in ſeinen Einzelheiten zurecht zu ſtellen und nachzuweiſen, daß das Piedeſtal, auf das ſie die Vergötterung geſtellt hat, zu hoch gegriffen ſei, nie aber wird ſie — frei von der Leidenſchaft der Gegner unter den Zeitgenoſſen — ihre unvergänglichen Verdienſte in ein Nichts verwandeln können: ſtehen dieſelben doch mit ehernen Lettern in den Büchern der Geſchichte! Ja, die hiſtoriſche Kritik wird ſogar die wahre Lobrednerin ihrer Thaten, und nur Diejenigen ſind während ihres Lebens wahrhaft groß geweſen, die auch der ſchärfſten Kritik der Nachwelt Stand halten. Sie iſt der rechte Maßſtab, an dem das Wollen und Können der Einzelnen gemeſſen werden und ſeine Feuerprobe beſtehen muß, um ihrem von übertriebener Verehrung und übertriebener Geringſchätzung gereinigten Bilde einen dauernden Ehrenplatz in der Geſchichte der Menſchheit zu ſichern.

Und General Skobelew — beſteht er vor dieſer Kritik? Vermag ſie jetzt, wo ſeine Laufbahn abgeſchloſſen iſt, den Glanz derſelben und den Schmerz des Landes bei ſeinem Hinſcheiden zu rechtfertigen, und bleibt, wenn ſie in objectiver Erwägung das Zuviel und Zuwenig ſtreicht und ergänzt, noch genug übrig, um dem „weißen General“ den Nachruhm zu ſichern? — Wohl iſt jetzt noch nicht der Augenblick gekommen, dieſe Fragen in jeder Hinſicht erſchöpfend zu beantworten — dazu iſt noch zu geringe Zeit verfloſſen und zu wenig Material geſammelt worden, — aber ſo viel iſt doch bereits für die objective Urtheilsfällung Fernſtehender und von dem Haſſe der Parteien nicht Beeinflußter zuſammengetragen worden, daß die Antwort *verneinend* ausfallen muß.

Woher aber der Ruhm und der Haß? Weshalb die tiefe Trauer, die warme Anerkennung und die achtungsvolle Theilnahme an der Bahre des Todten?

Die Antwort hierauf iſt ein Capitel aus der Geſchichte unſerer Zeit, das lehrreich genug iſt, um am Schluſſe dieſer Skizze einer kurzen Beleuchtung unterzogen zu werden.

* * *

Ueber den Lebenslauf General Skobelew's iſt bisher wenig Zuſammenhängendes veröffentlicht worden. Die Zeitungsnachrichten über ſeine Thätigkeit in Krieg und Frieden, die Nekrologe, die im Juni 1882 die Spalten der Tagesblätter und Journale im In- und Auslande füllten, und die perſönlichen Erinnerungen ſeiner Bekannten und Freunde, ſowie einzelner Theilnehmer an ſeinen militäriſchen Zügen und beſonders der Expedition gegen Achal-Tekе, die inzwiſchen in verſchiedenen ruſſiſchen Revuen und Zeitſchriften publicirt worden ſind, bildeten noch unlängſt Alles, was über Skobelew an die Oeffentlichkeit gelangt iſt. Neuerdings ſind alsdann zwei Werke über den General erſchienen, von denen das eine von dem geweſenen Commandirenden des Stabes der von General Skobelew im Türken-Kriege 1877—1878 befehligten Truppen, Kuropattin, herrührt, der „die Thaten General Skobelew's bei Lowtſcha, Plewna und Scheinowo“ behandelt, und das andere von Grodekow verfaßt iſt, welcher „die Expedition nach Achal-

Teke" ſchildert. Mit Zugrundelegung dieſer Arbeiten und Benutzung all' des bisher erſchienenen Materials iſt dann endlich im Frühjahr d. J. das Buch von Gregorij Gradowſki erſchienen, deſſen Titel und Motto an die Spitze dieſer Skizze geſtellt ſind und das ihr als Grundlage dient. Der Verfaſſer, ein bekannter Publiciſt und langjähriger Mitarbeiter der ſeit anderthalb Jahren ſiſtirten Zeitung „Golos", hat keine Biographie Skobelew's ſchreiben wollen; ſeine Arbeit iſt vielmehr eine ſchneidige Streitſchrift gegen das ſlavophile Lager und hat die Tendenz, General Skobelew lediglich als Scheinhelden der ſlavophilen Partei hinzuſtellen und ihn des Nimbus zu entkleiden, mit dem dieſelbe ihn umgeben hat. Iſt dem Buche Gradowſki's daher nur bedingte Objectivität zuzugeſtehen und darf es daher nur mit Vorſicht benutzt werden, ſo zeichnet es ſich doch durch eine — wenn auch ſcharfe — ſo doch verſtändige Kritik aus und gewinnt dadurch einen beſonderen Werth, daß es ſeine Erörterungen über die militäriſche Thätigkeit General Skobelew's auf eine Fülle amtlichen, im «Военный Сборникъ» veröffentlichten Materials ſtützt. Gradowſki fördert denn auch — abgeſehen von dem beißenden Sarkasmus in ſeiner Darſtellung und der vernichtenden Satire, mit der er ſeine ſlavophilen Gegner geißelt und die im Verein mit der Höhe und Sittlichkeit ſeiner Anſchauung ſeinem Buche den Charakter einer hervorragenden publiciſtiſchen Leiſtung aufprägen — eine ſolche Menge von Thatſachen zur Beurtheilung General Skobelew's zu Tage, daß es durchaus nicht der Brille der ſogenannten liberalen Partei, der Gradowſki angehört, bedarf, um faſt zu denſelben Reſultaten über ſein Thema, wie er ſie gewinnt, zu gelangen.

Gradowſki beginnt ſeine Darſtellung mit dem Tode General Skobelew's, ſchildert die Erregung, die derſelbe hervorrief, und unterzieht dann — den Lebenslauf ſeines Helden als bekannt vorausſetzend — die militäriſchen Leiſtungen desſelben einer eingehenden Kritik, die zugleich als intereſſanter Beitrag zur Geſchichte der letzten ruſſiſchen Kriege Beachtung verdient. Zum Schluß wird das politiſche Glaubensbekenntniß Skobelew's kurz abgethan und das Facit der Unterſuchung gezogen. Zur beſſeren Orientirung mögen hier einige Daten über den Lebensgang Skobelew's vorausgeſchickt werden.

* * *

Im Jahre 1841 als Sohn eines Generals geboren, erhielt der junge Michail Dmitrijewitſch, ſo viel darüber bekannt geworden iſt, eine jener Erziehungen, denen das Prädicat „gründlich" nicht zuerkannt werden kann. Ohne ſich der Mühe zu unterziehen, ſich über die Summe der von ihm erworbenen Kenntniſſe durch ein Examen auszuweiſen, bezog er die Univerſität Moskau, um dieſelbe ſehr bald wieder zu verlaſſen und ſich in Specialanſtalten für die militäriſche Laufbahn, auf die ihn Tradition und Neigung hinwieſen, vorzubereiten. In ſeinen Adern rollte ein unſtetes Blut, ein echtes Landsknechtblut, deſſen Wirkung ſich durch das ganze Leben Skobelew's in gährender Ruheloſigkeit äußerte. Im Jahre 1863 verdiente er ſich bei der Unterdrückung des polniſchen Aufſtandes die

Sporen und ſuchte ſeitdem jede Gelegenheit, um ſeinen kriegeriſchen Trieben nachzugehen. Turkeſtan fing damals an, auf junge Officiere dieſelbe Anziehungskraft auszuüben, die im vierten und fünften Jahrzehnt dieſes Jahrhunderts dem Kaukaſus innegewohnt hat, und wir finden auch Michail Skobelew gegen Ende der ſechziger Jahre daſelbſt, wo er ſich an den Kämpfen gegen die Grenzbevölkerung betheiligt. Zum Stabsrittmeiſter avancirt, taucht er hierauf in den Jahren 1871 und 1872 am Geſtade des Kaſpiſchen Meeres auf und macht die von hier aus und aus Krasnowodsk abgehenden Expeditionen mit, deren Reſultate, die Entdeckung des alten Bettes des Oxus und die Sammlung wichtigen Materials für den Feldzug gegen Chiwa, ihnen wohlverdiente Berühmtheit eingebracht haben. Im Jahre 1873 betheiligte ſich Skobelew als Generalſtabsmajor an der Expedition nach Chiwa und erwarb ſich den Ruhm, Hauptacteur des völlig überflüſſigen Sturmes auf die Stadt Chiwa geweſen zu ſein, der, wie Gradowſki meint, lediglich „aus Liebe zur Kunſt“ unternommen wurde, da ſich die Stadt in dem Momente freiwillig ergab, als die Colonne des Generals Werewkin die Mauern zu beſteigen begann. Gleich darauf erſchien Michail Skobelew in den Pyrenäen in den Reihen der Karliſten*), doch treffen wir ihn ſchon 1874 wiederum in Aſien, wo er an der Unterwerfung Khokands theilnimmt und darauf zum Militärgouverneur im Ferghana-Gebiete ernannt wird. Im Türkenkriege von 1877—1878 wirkt Skobelew alsdann als Diviſionsgeneral mit und erregt durch ſein Eingreifen in den Kampf bei allen weſentlichen Vorgängen die allgemeine Aufmerkſamkeit im In- und Auslande. Seine kriegeriſche Thätigkeit beſchließt Skobelew endlich in ſelbſtändiger Stellung als Oberbefehlshaber der Expedition gegen die Teke-Turkmenen, die nach vielen vergeblichen Anſtrengungen und blutigen Kämpfen während des Jahres 1880 mit der Erſtürmung Geok-Tepes am 12. Januar 1881 ſiegreich endet. General Skobelew behielt zunächſt den Oberbefehl im neu eroberten Gebiete und regelte das Verhältniß der unterworfenen Turkmenen zum Reiche. Nach Erledigung dieſer Aufgabe nach St. Petersburg zurückgekehrt, wurde er zum Befehlshaber des IV. Armeecorps, zum General-Adjutanten und zum Gouverneur von Minsk ernannt, in welcher Stellung ihn der Tod plötzlich während eines kurzen Aufenhaltes in Moskau am 25. Juni 1882 ereilte.

Es iſt ein buntes, wechſelvolles Bild, das dieſer in ſeinen allgemeinen Zügen entworfene Lebenslauf bietet, ein Bild ehrgeizigen, auf den Erfolg des Augenblicks gerichteten Strebens und ruheloſen Wanderns, welch' letzteres auch in den letzten 1½ Jahren des Friedens keinen Abſchluß findet, denn wir ſehen General Skobelew in dieſer kurzen Zeit ſelten in Minsk, dagegen zwei Mal im Auslande und wiederholt auf dem Lande, in St. Petersburg und Moskau. Und fehlt dem Bilde dieſer letzten Zeit auch der militäriſche Hintergrund der früheren Jahre, ſo muß die Politik für dieſen Ausfall Erſatz bieten, auf deren

*) Gradowſki, a. a. O., S. 7. Dieſe Angabe findet ſich ſonſt nirgends als hier.

verſchlungenen Pfaden General Skobelew ebenſo beſtrebt iſt, einen Feind zu ſuchen und zu verfolgen, wie einſt in den Steppen Mittelaſiens.

Bis zum Jahre 1877 war Michail Skobelew ausſchließlich der Abenteuer ſuchende Krieger. „Niemand vermuthete bis zu dieſer Zeit," ſagt Gradowſki boshaft, „in Skobelew den Slavophilen, der — wie die „Ruſſj" mittheilt — nirgends, ſelbſt nicht im Waggon, die Lectüre der Gedichte Chomjäkow's und Tjutſchew's entbehren konnte, und den großen Streiter für die Freiheit der Slaven und die ſlaviſche Idee, für den er jetzt ausgegeben wird. Wenn damals (1876) irgend Jemand geſagt hätte, daß wir einſt auch andere „Erzſtrategen der ſlaviſchen Heerſchaar", und ſogar beſſere als Michail Tſchernäjew, haben würden, ſo wäre das für eine Blasphemie gehalten worden und hätte einen „patriotiſchen" Sturm von Unwillen und Beſchuldigungen hervorgerufen." Erſt der Krieg gegen den „Erbfeind der Chriſtenheit" und ſein öffentlich verkündeter Zweck, die ſlaviſchen Brüder an der Donau zu befreien, mögen neben anderen Einflüſſen die nationalen Inſtincte in Skobelew entflammt haben, die ihn in kurzer Zeit zum Bannerträger und Schwert der ſlavophilen Partei machten und ihn verleiteten, in ſeinen zwei renommirten Reden (am 12. Januar 1882 auf dem Diner zur Feier des Jahrestages der Erſtürmung Geok-Tepes in St. Petersburg und im Februar desſelben Jahres in Paris vor einer Deputation ſerbiſcher Studenten) mitten im Frieden den Krieg gegen Oeſterreich und Deutſchland zu predigen und von dem unvermeidlichen Zukunftskampfe zwiſchen Slaven- und Teutonenthum zu phantaſiren. . . . Die Politik war jedoch weniger liebenswürdig gegen ihren Jünger, als Göttin Bellona: Auf Kaiſerlichen Befehl mußte ſich General Skobelew aus Paris ſofort nach ſeinem unüberlegten Auftreten nach St. Petersburg zurückbegeben, wo er, da ihm die Flügel mitten im neu genommenen Fluge ein für alle Mal beſchnitten wurden, ſo lange für das ſeinem Thatendrange entriſſene neugewählte Feld der Thätigkeit in „des Lebens Freuden" Erſatz ſuchte, bis ſein unruhiger Geiſt in Moskau, in welcher Stadt er im Hôtel Angleterre in „Vergnügungen zweifelhafter Art" Troſt geſucht hatte, in Folge eines durch Nervenüberreizung herbeigeführten Herzſchlages ſeiner körperlichen Hülle entfloh. . . .

Der plötzliche Tod Skobelew's rief, wie ſchon oben erwähnt, in ganz Rußland eine tiefe und — man darf wohl ſagen — allgemeine Trauer hervor, die ſich anfangs und namentlich bei der Beſtattung in durchaus würdiger Weiſe äußerte. Schmerzlich bewegt rief Akſakow's „Ruſſj" aus: „Auf unſerer ruſſiſchen Erde giebt es keinen Raum für die Talente, — nur die Mittelmäßigkeit gedeiht!" und ſelbſt der „Golos", der energiſch gegen den Politiker Skobelew zu Felde gezogen war, betrauerte in ſeinem Hinſcheiden den Verluſt einer ausgezeichneten militäriſchen Kraft. Kaum aber hatte ſich das Grab über dem Todten geſchloſſen, ſo begann die Uebertreibung mit ſeinem Andenken ein theils unwürdiges, theils lächerliches Spiel zu treiben. Aus dem tapferen General Skobelew wurde im Handumdrehen der von Legenden umwobene Nationalheld. Man begann in Skobelew den Verluſt des „zukünftigen Vertheidigers Rußlands gegen alle den

Untergang des Reiches planende äußere Feinde" zu beklagen, „deſſen Name allein ganze Armeen werth war"! Skobelew wurde ein „militäriſches Genie" genannt und in die Zahl der „Sſuworow ebenbürtigen Feldherren" eingereiht, — eine Ehre, die ihm die Nicolai-Generalſtabs-Akademie erwies, indem ſie einen Kranz auf ſein Grab niederlegte, der die Inſchrift trug: «Полководцу Суворову равному». Es wurden neue Seiten in der Begabung Skobelew's entdeckt: man pries in ihm den „ungewöhnlichen Politiker". Die St. Petersburger Duma beſchloß die Umbenennung einer Straße in „Skobelew-Straße" und ſetzte 25,000 Rubel für die Errichtung eines Denkmals aus. Die Duma in Moskau ſchwieg, dafür erhob aber Alſakow ſeine Stimme, nannte es „unſinnig", daß die St. Petersburger Duma es wage, Skobelew für die Stadt Peters des Großen zu beanſpruchen, und requirirte das zu errichtende Denkmal für Moskau, den Sitz des echten Slaventhums, zu deſſen Jüngern der Verblichene gehört habe. In der „Ruſſj" wurde ferner vorgeſchlagen, die Stadt Minsk, in der ſich der Sitz des von Skobelew befehligten vierten Armeecorps befand, in „Minsk-Skobelew" umzutaufen. „Es fehlte gerade noch," ſagt Gradowſki ironiſch, „daß ſich Leute fanden, die der Anſicht geweſen wären, Minsk ſei der Ehre unwürdig, den Namen des den Moskowitern gehörigen ſagenhaften Helden zu tragen, und den Vorſchlag zur Ausführung anempfohlen hätten, Moskau ſelbſt in „Skobelewka" umzubenennen!" Und in der That, der „ſagenhafte Held", der „mythiſche Heroe" (мифический богатырь) war fertig, ehe man ſich's verſah. In gewiſſen Kreiſen war General Skobelew nur noch ein „Volksheld" à la Ilja Muromez, und dieſe Auffaſſung ſeiner Perſönlichkeit wurde und wird noch in kleinen Broſchüren im Volke verbreitet und gewinnt täglich an Boden.

Dem gegenüber muß Gradowſki nur beigepflichtet werden, wenn er es für eine Pflicht gegen die gebildete Geſellſchaft des heutigen Rußlands erklärt, durch Brandmarkung dieſer Hyperbeln der Nachwelt den Glauben zu rauben, als habe es unter den Zeitgenoſſen des alſo Gefeierten nicht einen vernünftig denkenden und objectiv urtheilenden Menſchen gegeben. — —

Allgemeine Bekanntheit im In- und Auslande erlangte General Skobelew eigentlich erſt im Türkenkriege von 1877—1878, in welchem der Uebergang über die Donau, die Einnahme Lowtſchas, die Stürme auf Plewna und der Fall dieſer Stadt und der Sieg bei Scheinowo nach der Anſicht der Panegyriker des „weißen Generals" vier glänzende Capitel in der kriegeriſchen Laufbahn desſelben bilden und ihm die Ehre, mit Sſuworow auf gleiche Stufe geſtellt zu werden, eingetragen haben.

Der ſorgfältigen Unterſuchung, in wie weit General Skobelew bei dieſen kriegeriſchen Thaten der ruſſiſchen Armee betheiligt geweſen und wie viel von dem Ruhme derſelben *mit Recht* auf ihn fällt, iſt denn auch der größte Theil des Gradowſki'ſchen Buches (S. 16—86) gewidmet. Das Reſultat iſt für Skobelew ſehr wenig gewinnbringend.

* * *

Was zunächſt den Uebergang der ruſſiſchen Armee über die Donau anbetrifft, ſo conſtatirt Gradowſki, daß General Skobelew an demſelben in keiner hervorragenden, ja nicht einmal officiellen Stellung betheiligt geweſen iſt. „Er nahm," heißt es S. 16, „an der Forcirung des Ueberganges über die Donau (bei Siſtowa) freiwillig Theil und übernahm ungeachtet ſeines Ranges (Skobelew war Generalmajor) freiwillig die Pflichten einer Ordonnanz beim General Dragomirow. Nichts beweiſt indeſſen, daß dieſe Theilnahme irgend wie dem allgemeinen Gange der Dinge einen entſcheidenden oder gar bemerkbaren Erfolg gebracht hätte. Im Gegentheil, alle über den Uebergang bekannt gewordenen Thatſachen weiſen darauf hin, daß er genau ſo erfolgreich ausgeführt worden wäre, wenn Skobelew ſich auch nicht in der Zahl der Theilnehmer befunden haben würde." Damit übereinſtimmend, iſt denn auch Skobelew's Name nicht in dem Rapport genannt worden, den General Radetzki, der den Uebergang der Hauptarmee in der Nacht vom 14. auf den 15. Juni bei Simnitza und die Einnahme Siſtowas am Nachmittag des 15. leitete, dem Obercommandirenden abſtattete und in dem er die Offiziere, die ſich ausgezeichnet hatten, namhaft machte.

Wie konnte es nun aber geſchehen, muß man erſtaunt fragen, daß die ſlavophile Preſſe in Skobelew's Betheiligung beim Donau-Uebergange eine That ſehen konnte, die ſeine Fähigkeiten als General glänzend documentirt habe? Sollte etwa ſeine Meldung zum Freiwilligen und die freiwillige Unterordnung unter General Dragomirow dieſe That ſein? Es bedarf wohl kaum der ausführlichen Auseinanderſetzungen Gradowſki's, um davon überzeugt zu ſein, daß ein ſolcher Vorgang eine alltägliche Erſcheinung im Kriege iſt und beſonders damals war, und daß ſie höchſtens perſönlichen Muth und Pflichtgefühl documentiren könne, nie aber militäriſche Fähigkeit und Feldherrngenie.

Wo iſt nun die That, des lauten Ruhmes würdig? „Die Lobredner General Skobelew's," ſchreibt Gradowſki (S. 23), „erklären, gleichſam als fühlten ſie ſelbſt die geringe Bedeutung der Rolle, die er beim Uebergange ſpielte, daß Skobelew in einem Augenblicke, als ſich Zweifel des Generals Dragomirow bemächtigt hatten, „ihn gelehrt habe, den Sieg auf dem Antlitz der Soldaten zu leſen"! Dieſes Factum hat aber, wenn es überhaupt wahr iſt, wiederum nicht die geringſte Bedeutung für den Ausgang des Unternehmens gehabt und iſt nur geeignet, zu beweiſen, daß General Skobelew eine größere Erfahrung und ein größeres Beobachtungsvermögen beſaß, als — General Dragomirow. Der Ausdruck im Antlitz der Soldaten ſelbſt beweiſt nichts. Mir iſt es in demſelben Kriege gleichfalls paſſirt, auf den Geſichtern aller Theilnehmer in einer Schlacht, vom General herab bis zum letzten Trommelſchläger oder Horniſten, „den Sieg zu leſen", — aber ſchon mitten im Kampfe war ſtatt dieſes ſiegesgewiſſen Ausdruckes auf allen Geſichtern die Ueberzeugung von der Niederlage zu leſen, obgleich nicht nur Niemand davon zu ſprechen wagte, ſondern ſogar Jeder hartnäckig bemüht war, ſelbſt den Gedanken der Möglichkeit eines Mißerfolges zu

verſcheuchen. Bekannt iſt weiter die unverantwortliche und grundloſe Panik, welche ſich nach dem mißglückten zweiten Sturm auf Plewna nicht nur aller der an ihm Betheiligten bemächtigte, ſondern ſich auch weit über das Schlachtfeld hinaus verbreitete und in ganz Rußland einen ſtarken Widerhall fand. . . . Durch Nichts iſt bewieſen, daß unſere Truppen oder auch nur General Dragomirow, den Skobelew lehrte, „den Sieg auf dem Antlitz der Soldaten zu leſen", zur Zeit des Donau-Ueberganges der Zuverſicht entbehrten. Im Gegentheil, alle Daten über dieſen Uebergang und überhaupt der weitere Verlauf der kriegeriſchen Ereigniſſe bezeugen, daß — wenn unſerer braven Armee überhaupt etwas fehlte — das höchſtens eine nüchternere Beurtheilung des Feindes und beſſere Kenntniß des Gegners, ſeiner Bewaffnung und ſeiner Tactik ſein konnte. Wäre letztere vorhanden geweſen, ſo hätten wir keinen überſtürzten, in ſeiner Ausführung zwar glänzenden, in ſeinen Folgen aber unglücklichen erſten Balkanübergang gehabt, ſo hätten wir auch die Stürme auf Plewna nicht erlebt, die unſere Armee eine Zeit hindurch in eine wirklich kritiſche Lage brachten und die berühmte langwierige Belagerung von Plewna (плевенское сидѣніе), zuwider dem urſprünglichen Kriegsplane, keine Feſtungen zu belagern, hervorriefen. Wenn Skobelew trotz dem ſiegeszuverſichtlichen Geſichtsausdrucke der Soldaten die Möglichkeit der nachfolgenden Unfälle und ſehr deprimirenden Eindrücke vorausgeſehen hätte, ſo hätte er in der That ſich ein Recht auf den Namen — wenn auch nicht eines Genies — ſo doch wenigſtens eines erfahrenen Generals und reiflich überlegenden Menſchen erworben. Aber Skobelew ragte in dieſer Hinſicht keineswegs über das allgemeine Niveau hervor und documentirte ſogar *länger und mehr als Andere*, daß er die Türken gering ſchätzte und die allgemeinen Bedingungen und Folgen des Krieges leichtfertig beurtheilte. . . . Aus den Briefen, welche ſeine Verehrer zu veröffentlichen ſich bemüht haben, ſowie aus ſeinen ſpäteren bekannten Reden, kann der Schluß gezogen werden, daß auch die von den Türken ertheilten Lehren ungenügend waren, um Skobelew zur Raiſon zu bringen. Wenn es ihm freigeſtellt worden wäre, ſo wäre er bereit geweſen, den türkiſchen Feldzug zu wiederholen, und zwar zuerſt gegen die Oeſterreicher und dann gegen Deutſchland, da es heute klar iſt, daß der Weg nach Konſtantinopel — wenn er früher „über Wien" ging —, jetzt — d. h. nach den Ereigniſſen im Jahre 1870 — nicht anders als „über Berlin" zu erreichen iſt." — —

War General Skobelew's perſönliche Betheiligung am forcirten Donau-Uebergange von gar keiner Bedeutung, ſo war ſeine Mitwirkung beim ſogenannten zweiten Sturm auf Plewna — wenn auch mehr hervortretend, als im erſteren Falle — ſo doch nichts weniger als von hervorragendem Einfluſſe auf den Gang des Tages und durchaus nicht ſo beſchaffen, daß ſie ſeine militäriſchen Fähigkeiten in glänzendes Licht ſtellte. Und dennoch hat dieſer Tag, der 18. Juli 1877, den Grund zu dem Kriegsruhme Skobelew's und zu ſeinem raſchen Avancement gelegt. Die Geſchichte dieſes Tages iſt beſonders lehrreich: ſie zeigt, wie man es

machen muß, um den besten Antheil vom Ruhme der Combattanten davonzutragen, auch ohne eine hervorragende That gethan zu haben.

Die Ereignisse des Krieges vom 15. Juni bis 18. Juli a. St. sind bekannt. Nachdem Abdul Kerim Pascha, der türkische Obercommandirende, in unbegreiflicher Nachlässigkeit sorgfältig Alles vermieden hatte, was der russischen Armee den Uebergang über die Donau und das Vordringen zum Balkan hätte erschweren können, gab er eine Position nach der anderen auf und zog sich hinter die Jantra Linie in den Balkan zurück, die letztere den Russen überlassend, welche, den Türken auf dem Fuße folgend, Tirnowa und Gabrowa besetzten. Am 4. Juli zwang General Baron Krüdener die Festung Nikopoli zur Uebergabe, und darauf überflutheten die russischen Truppen das ganze Land bis zum Balkan und zu dem von den Türken besetzten Schipka-Passe. Von Bulgaren geführt, umging das Corps General Gurko's diesen Posten, überschritt den Balkan und drang, die Türken unter Reouf Pascha durch seine Reiterei im Schach haltend, von Süden gegen den Schipka-Paß vor, welchen General Swätopolk-Mirski, von Grabowa kommend, zu gleicher Zeit angriff. Die Türken, von zwei Seiten bedroht, gaben diese Position auf und die vereinigten Schaaren der Generale Gurko und Swätopolk-Mirski, denen Skobelew als Befehlshaber einer Kosaken-Division untergeordnet war, ergossen sich unaufhaltsam nach Süden, besetzten Kasanlyk und standen bereits am 13. Juli zwischen Adrianopel und Philippopel in Kasköi und Hermanly. Schon sahen die entsetzten Türken im Geiste die Feinde vor Konstantinopel, als eine plötzliche Wendung eintrat, von einer Seite, von der weder die Türken Rettung, noch die Russen einen Angriff erwartet hatten. Der Gouverneur von Widdin, Osman Pascha, der fähigste General, den die Türken in diesem Kriege besaßen, machte, da er längere Zeit ohne Nachricht und Befehl von Abdul Kerim war, aus eigener Initiative in den ersten Tagen des Juli einen Vorstoß nach Osten, fand die Straße nach Nikopoli unbesetzt und beschloß, auf diesem Wege den Russen mit seinen 30,000 Mann in die Flanke zu fallen. Auf den Höhen von Plewna, zwischen Lowtscha (Lowatz) und Nikopoli angelangt, erfuhr Osman, daß die letzteren beiden Städte in feindlichen Händen waren. Rasch entschlossen, concentrirte er seine Macht in und um Plewna und errichtete in wenigen Tagen, so zu sagen unter den Augen des Feindes, eine Anzahl von Festungswerken, die das früher unbefestigte Plewna zu einem Bollwerk ersten Ranges machten und die russische Armee gegen vier Monate im Schach hielten. Von diesem plötzlichen Vorstoß der Türken von Westen benachrichtigt, ließ General Baron Krüdener, der südlich von Nikopoli stand, eine Recognoscirung gegen Plewna ausführen und befahl, als er Nachricht von der Truppenansammlung und Befestigung daselbst erhielt, dem General Schilder-Schuldner, die Türken anzugreifen. Das geschah am 8. Juli. Das Resultat dieses ersten Sturmes auf Plewna war eine totale Niederlage der russischen Angriffstruppen, die Osman insoweit ausnutzte, als er eine Division gegen Lowtscha sandte, die russische Besatzung aus dieser Stadt vertrieb und durch ihre Besetzung seine Position ver-

ſtärkte. Ein weiterer Vorſtoß auf Selvi mißglückte. — Es war klar, daß die begonnenen Operationen der ruſſiſchen Armee auf der bisherigen Baſis nicht fortgeſetzt werden konnten, ſo lange die Armee Osman's in der Flanke und theilweiſe im Rücken derſelben ihre Stellung ſiegreich behauptete. Das ſah das ruſſiſche Obercommando ſehr wohl ein, ordnete den Rückzug der Truppen General Gurko's an, verſtärkte das Corps General Krüdener's durch mehrere Regimenter des elften und des vierten Corps unter dem General Fürſten Schachowſkoi, ſowie durch die von General Skobelew befehligte Koſaken-Diviſion und befahl den Angriff auf Plewna. General Baron Krüdener, der den Oberbefehl über alle dieſe Truppen führte, zog die in Nikopoli ſtehenden Theile ſeines Corps an ſich und begann am 18. Juli mit ca. 38,000 Mann den Sturm auf die von der — jetzt ca. 50,000 Mann zählenden — Armee Osman's beſetzten Befeſtigungen. General Baron Krüdener griff das Centrum des Feindes bei Griwitza, General Fürſt Schachowſkoi den rechten Flügel bei Radiſchewo an. Die Diviſion General Skobelew's ſollte den Stürmenden die linke Flanke nach Lowtſcha hin decken. Trotz der großartigen Tapferkeit der ruſſiſchen Armee mißglückte der Angriff: mit einem Verluſte von ca. 8000 Mann mußten ſich die Angreifer nach heldenmüthigem Kampfe zurückziehen.

Der ganzen Dispoſition des Sturmes nach war General Skobelew eine ganz untergeordnete Rolle bei demſelben zugedacht: er hatte die Aufgabe, mit einer kleinen Abtheilung die Flanken der auf Plewna vorrückenden Hauptmacht zu decken und gegen Lowtſcha Front zu machen, falls von dort aus eine Diverſion verſucht werden ſollte. Zu dieſem Zwecke waren ihm zwei Koſakenregimenter und eine kaukaſiſche Brigade mit ſechs Bergkanonen zur Verfügung geſtellt; allerdings wurde dieſe Abtheilung am Tage der Schlacht auf Befehl des Generals Fürſten Schachowſkoi durch ein Bataillon des Kurſker Infanterieregiments mit vier Geſchützen verſtärkt, doch repräſentirte ſie auch dann eine ſo geringe Macht, daß ſie für ihren Zweck kaum ausreichend ſchien und in jedem Falle bei einem eventuellen Eingreifen in den Kampf keine Entſcheidung bringen konnte. „Wenn der zweite Sturm auf Plewna gelungen wäre," heißt es bei Gradowſki (S. 27), „ſo wären die Thaten Skobelew's an dieſem Tage unzweifelhaft im allgemeinen Erfolge ſpurlos verloren gegangen, wie das bisher (beim Balkan-Uebergang unter General Gurko) der Fall geweſen war. Aber die reſultatloſen Anſtrengungen und entſetzlichen Verluſte der Hauptmacht ließen die Demonſtrationen Skobelew's als Heldenthat erſcheinen und gaben ihm das Recht zu ſagen: „Nicht das Glück, ſondern das Unglück hat mir geholfen!""

Zuerſt trafen die Nachrichten über den Ausgang der Schlacht ſehr ſpärlich und unklar ein. Erſt am 1. Auguſt kündete der Telegraph officiös das Eintreffen einer officiellen Relation an, die denn auch auf dem Fuße folgte und im «Военный Сборникъ» (1877, Nr. 9) publicirt wurde. In derſelben war von der Thätigkeit der Hauptmacht der Generale Baron Krüdener und Fürſt Schachowſkoi ſehr wenig, von General Skobelew aber ſehr viel die Rede. War es auch natürlich,

daß in der Relation von den Unfällen und Verluſten ſo kurz wie möglich berichtet und zur Abſchwächung des ungünſtigen Eindrucks und zur Ablenkung der Aufmerkſamkeit von der Hauptſache auf einzelne Epiſoden und partielle Erfolge in breiter Ausführung hingewieſen wurde, — ſo erſchien es doch unbegreiflich, wie den Thaten einer Abtheilung, die ſchon in Folge ihrer geringen Streitkräfte für den Ausgang des Kampfes von keiner Bedeutung ſein konnte, der größte Theil im Berichte eingeräumt werden konnte. Und doch war dem ſo. Als beſonderes Verdienſt General Skobelew's wurde vor Allem hervorgehoben, daß er während des ganzen Tages „bedeutende Streitkräfte Osman Paſchas vom Hauptangriff ablenkte," „die Aufmerkſamkeit des Feindes an ſich feſſelte" und auf dieſe Weiſe „die Lage der Truppen des Fürſten Schachowſkoi bedeutend erleichterte," ja bewirkte, „daß dieſelben vor einer äußerſt gefährlichen Attake in die Flanke geſichert waren. . . ." „Dieſes Verdienſt," heißt es dann weiter in der officiellen Relation, „gehört völlig dem Generalmajor à la suite Sr. Majeſtät Skobelew, welcher mit ſeinem echten militäriſchen Scharfblick die Lage der Dinge im Nu erfaßte, die gehörigen Maßregeln ergriff und hierauf durch ſeine glänzende Ruhe und Umſicht im hölliſchen Feuer, ſowie durch ſein heroiſches perſönliches Beiſpiel die Truppen (d. h., ergänzt Gradowſki ironiſch, die fünf Rotten und einige Sſotnien) anfeuerte und ſie zur Verrichtung von Wundern der Tapferkeit fähig machte."

So die officielle Relation. Zu ihrer Beurtheilung muß vor Allem im Auge behalten werden, daß die Abtheilung General Skobelew's an dem Sturme gar nicht activ theilnahm, was eben dieſelbe Relation gleichfalls conſtatirt. Dann liegt es nahe, mit Gradowſki zu fragen, warum denn eigentlich die Hauptmaſſen der ſtürmenden Armee, die aus einigen Diviſionen mit mehr als 150 Geſchützen beſtand, die Ueberbleibſel der Armee Osman Paſcha's, von der ja „bedeutende Streitkräfte" durch die Abtheilung General Skobelew's im Schach gehalten wurden, nicht zu überwältigen vermochten? Wenn fünf Rotten durch irgend ein Wunder und ohne Kampf „die Aufmerkſamkeit des Feindes an ſich zu feſſeln" vermochten, was mußten da nicht erſt die unbeachteten 35 Bataillone gegen den ihnen gegenüber ſtehenden Theil der türkiſchen Armee ausrichten können?! Sie verloren 8000 Mann und mußten nach tapferſtem Kampfe zurückweichen: iſt das nicht eine Schmach, wenn man den Erfolg der fünf Rotten dagegen hält? — „In der Wirklichkeit," ſagt Gradowſki, „geſchehen bekanntlich keine Wunder, und dieſe für unſere Armee ſchmachvollen Zweifel und Fragen werden bei einer unparteiiſchen Beurtheilung der Schlacht vom 18. Juli völlig zerſtreut." Dieſelbe Relation, die General Skobelew ſo ſehr herausſtreicht, enthält eine Menge Angaben, die im Widerſpruche zu dem geſpendeten Lobe ſtehen und deren Gegeneinanderhalten und Abwägen der Wahrheit zum Siege verhilft. Vor Allem theilt ſie klar und unzweifelhaft mit, daß ſich gegen die ruſſiſche Hauptmacht auch die Hauptaufmerkſamkeit und die angeſtrengteſte Abwehr ſeitens Osman Paſcha's richtete, der ein viel zu guter Feld-

herr war, als daß er ſich durch eine kleine Obſervations-Abtheilung vom Hauptſtoße auf ſeine Befeſtigungen ablenken ließ. Allerdings wandte er auch General Skobelew's Mannſchaften anfangs ſeine Aufmerkſamkeit zu, da der am Morgen des Schlachttages herrſchende Nebel ihn über die eigentlichen Abſichten der Feinde im Zweifel ließ. Sobald er ſich aber von der Richtigkeit der Skobelew'ſchen Abtheilung und von ihrer demonſtrativen Rolle überzeugt hatte und ſich über den Gang des Hauptangriffs nach Schwinden des Nebels klar geworden war, „ſorgte ſich Osman Paſcha um die Schüſſe und Demonſtrationen Skobelew's gerade ſo viel, als ſich ein eifrig beſchäftigter Menſch um eine ennuyante Fliege kümmert". Das beſtätigt die Relation ſelbſt, und zwar gerade auf die Ausſage General Skobelew's hin, indem ſie mittheilt, daß außer den im Kampfe befindlichen Truppen „zwiſchen Griwitza und der Stadt gegen 20,000 Mann Infanterie als Reſerve (mit der Fronte gegen den Hauptangriff) aufgeſtellt geſehen worden ſeien," — Truppen, die überhaupt nicht in's Gefecht gekommen ſind und ſich um den einige Werſt von ihnen demonſtrirenden General Skobelew gar nicht gekümmert haben. So wenig alſo der Letztere „bedeutende Streitkräfte Osman Paſcha's vom Hauptangriff abgelenkt hat," — ebenſo wenig hat er ſeine eigentliche Aufgabe, die linke Flanke zu decken, erfüllen können, denn die von den Colonnen des Fürſten Schachowſkoi bereits erſtürmten türkiſchen Redouten Nr. 4 und Nr. 5 zwiſchen Plewna und Radiſchewo mußten wieder geräumt werden, nicht nur weil immer neue und friſche feindliche Streitkräfte ihnen entgegen traten, ſondern auch, wie es in der Relation wörtlich heißt, weil die feindliche „Cavallerie in kleinen Abtheilungen die Stürmenden in beiden Flanken anzugreifen begann".

Wenn dem in der That ſo, — wie gelangten dieſe Widerſprüche in die Relation und woher das ungerechtfertigte Lob, das ſie General Skobelew ſpendet?

Auch hierauf hat Gradowſki eine Antwort, die bezeichnender als alles bisher Mitgetheilte iſt. Die Relation iſt auf Grund des Rapports des Generals Baron Krüdener an das Obercommando verfertigt worden. Dieſer Rapport, in den Gradowſki Einſicht genommen hat, giebt nur eine kurze Darſtellung der Action der ſtürmenden Colonnen und erwähnt der Thätigkeit General Skobelew's mit keiner Silbe. Statt deſſen enthält ſie zum Schluß die Bemerkung, der Bericht General Skobelew's über ſeine Thätigkeit während des Sturmes ſei in einer Copie beigefügt, „da die Thätigkeit ſeiner Abtheilung einen mehr ſelbſtändigen Charakter gehabt habe". Das heißt mit anderen Worten, die Schilderung von Skobelew's Heldenthaten in der Relation ſtützen ſich lediglich auf des Generals *eigene* Angaben!

Bringt man mit Vorſtehendem die Thatſache in Verbindung, daß *keiner* von den am 18. Juli mitkämpfenden Generalen der von General Skobelew beanſpruchten Bedeutſamkeit ſeiner Demonſtrationen für den Ausgang der Schlacht anerkennend gedenkt, daß *keiner* von ihnen ſie beſtätigt, — ſo werden die Zweifel an der Berechtigung der Lorbeeren, die er ſich ſelbſt bei dieſer Gelegenheit zu pflücken gewußt hat, glänzend gerechtfertigt. „Und dennoch," ruft Gra-

dowski zum Schluß seiner Darstellung dieses Capitels bitter aus, „dienten die „Wunder“ vom 18. Juli als Grundstein zu jenem „sagenumwobenen“ Piedestal, auf welchem späterhin die Märchengestalt unseres „Heroen“ und „Volkshelden“ aufgerichtet wurde!“

* * *

Während der Obercommandirende der russischen Armee, Großfürst Nikolai Nikolajewitsch, durch die Erfolglosigkeit der beiden Stürme auf Plewna am 8. und 18. Juli darüber belehrt, daß Plewna mit den vorhandenen Streitkräften nicht zu erobern sei, bemüht war, so schnell als möglich frische Truppen aus Rumänien heranzuziehen, verharrte Osman Pascha zunächst in seiner befestigten Stellung und begnügte sich damit, seine Vorräthe und Mannschaften durch Zuzüge von Sofia her, die von den Russen nicht bemerkt wurden und wohl auch nicht verhindert werden konnten, zu completiren und seine Befestigungswerke zu vervollständigen. Nachdem ihm das vollkommen gelungen war, versuchte Osman am 18. August einen neuen Doppelvorstoß von Plewna und Lowtscha aus in der Richtung nach Selwi hin. Derselbe mißglückte, wie das erste Mal. Die Türken zogen sich auf ihre Ausgangspunkte zurück, und die russische Heerleitung nutzte diesen Mißerfolg des Gegners geschickt aus, indem sie dem General Fürsten Imeretinski den Befehl ertheilte, den nach Lowtscha zurückweichenden türkischen Truppen auf dem Fuße zu folgen und wo möglich ihre Position zu erstürmen. Fürst Imeretinski führte den Auftrag glänzend aus und Lowtscha (Lowatz) fiel am 22. August wiederum in die Hände der Russen.

Bei diesem ersten Siege nach schweren Niederlagen, dessen Verkündigung in ganz Rußland ein freudiges Echo erweckte, war auch General Skobelew, der dieses Mal mit beträchtlichen Streitkräften einen Theil des Angriffs auf Lowtscha befehligte, betheiligt, — und wiederum kündete der officiöse Telegraph: „General Skobelew II. war der Held des Tages!“ Die bald darauf publicirte Relation des Oberbefehlshabers Fürsten Imeretinski erklärte, daß „der Erfolg bei Lowtscha vorzugsweise General Skobelew zu danken sei“, und die slavophile Presse jubelte in ihren Spalten ihren Lesern zu: „Lowtscha ist von Skobelew genommen worden!“

Wie vorsichtig die gleich nach vollführter Action vom Schlachtfelde aus redigirten Relationen benutzt werden müssen, hat schon die oben gegebene Darstellung des factischen Verlaufes des zweiten Sturmes auf Plewna gelehrt. „Wer mit derartigen Relationen,“ bemerkt Gradowski treffend (S. 35), „bekannt ist und die Möglichkeit gehabt hat, ihre Behauptungen zu prüfen, der weiß, zu welcher Vorsicht diese Documente auffordern, durch welchen Grad von Unparteilichkeit sie ausgezeichnet sind und wie leicht sie die einen Umstände in den Schatten zu stellen und die anderen hervorzuheben, die factischen Heldenthaten zu verschweigen und der einfachen Pflichterfüllung eine unverdiente Bedeutung beizulegen vermögen.“

Auch die Relation über die Einnahme Lowtschas hat, wie die spätere Fest-

ſtellung der thatſächlichen Vorgänge zur Evidenz erweiſt, Licht und Schatten unrechtmäßig vertheilt. Gemäß den vom General Fürſten Imeretinſki getroffenen Angriffsdispoſitionen hatte General Skobelew, der den linken Flügel befehligte, die Aufgabe, den ſogenannten „rothen Berg", den Schlüſſel zu den türkiſchen Befeſtigungen bei Lowtſcha, zu erſtürmen, während der Commandirende des rechten Flügels, General Dobrowolſki, dem Feinde gegenüber ſo lange in Angriffsſtellung zu verharren hatte, bis er, vom Erfolge General Skobelew's benachrichtigt, den Befehl erhalten haben würde, ſtürmend gegen das Centrum der feindlichen Stellung vorzugehen und den Sieg General Skobelew's zu entſcheiden. Es iſt keine Frage, daß der Ruhm des Tages Skobelew gehörte, wenn die Entſcheidung im Sinne der Dispoſition erfolgt wäre. „In Wirklichkeit aber geſchah," berichtet Gradowſki (S. 36), „genau das der Dispoſition Entgegengeſetzte. General Dobrowolſki, dem unthätiges Abwarten auferlegt worden war, verlor eine Menge Soldaten, „ohne einen Schuß zu thun". Die Türken gingen ſogar zum Angriff gegen unſere rechte Colonne über. General Dobrowolſki, der dieſe Attake zurückſchlug, beſchloß, in durchaus richtiger Würdigung deſſen, daß der Erfolg des Tages nicht allein durch blindes Befolgen der Dispoſition, ſondern durch verſtändiges Benutzen jeder zur Erreichung des Endzieles gelegen kommenden Zufälligkeit zu erſtreben ſei, ſofort zum Gegenangriffe überzugehen, drang mit dem zurückgeworfenen Feinde zugleich in alle Befeſtigungen desſelben ein und jagte die Türken hinter den Fluß Osma. Dank dieſem Erfolge befand ſich der gegenüber der linken Colonne unter General Skobelew befindliche „rothe Berg" ſchon um 11 Uhr Vormittags in iſolirter und von ſeinen Reſerven entblößter Lage. Jede einigermaßen logiſche und leidenſchaftsloſe Beurtheilung dieſer Vorgänge wird anerkennen, daß die Einnahme des „rothen Berges", dieſes Schlüſſels zur feindlichen Stellung, durch die Operationen der rechten Colonne erleichtert wurde, d. h. durch den Umſtand, daß General Dobrowolſki, die von der Dispoſition nicht vorhergeſehenen Zufälligkeiten des Kampfes benutzend, den Entſchluß faßte, eine dem factiſchen Gange der Ereigniſſe entſprechende Abänderung der ihm gegebenen Vorſchriften auf ſich zu nehmen und es vorzuziehen, lieber die gekränkte Autoreneitelkeit des Verfaſſers der Dispoſition über ſich ergehen zu laſſen, als den Erfolg des Tages zu opfern. Skobelew ſelbſt erklärt in ſeinem Berichte über ſeinen Angriff, daß die Einnahme der Befeſtigungen auf dem „rothen Berge" ziemlich leicht und mit „geringen Verluſten" vor ſich ging, ſchreibt dies aber ausſchließlich „dem vorhergegangenen Artilleriekampfe" zu. Dagegen iſt aus der Relation des Fürſten Imeretinſki — bei all' ihrer Befliſſenheit, ſich hinſichtlich des auf die Colonne General Dobrowolſki's fallenden Antheils an der Eroberung des „Schlüſſels" zu den Befeſtigungen Lowtſchas in Schweigen zu hüllen — immerhin erſichtlich, daß das zur rechten Colonne gehörige Revalſche Infanterieregiment und eine Batterie nach Erſtürmung der türkiſchen Befeſtigungen „anfingen, den „rothen Berg", den Schlüſſel zur feindlichen Stellung, den Generalmajor Skobelew angreifen ſollte, zu beſchießen". Es iſt ſehr begreiflich —

schließt Gradowski seine Darstellung — daß der isolirte und nicht nur von der Artillerie, sondern auch durch das Gewehrfeuer (im Rücken) beschossene „Schlüssel" der Colonne Skobelew's keinen großen Widerstand leisten konnte, ganz ebenso wie ein geschlossenes Thor keine besondere Bedeutung mehr beanspruchen kann, wenn alle Mauern um dasselbe zerstört sind."

Gebührt also auch in diesem Falle General Skobelew nicht das Verdienst, ausschließlich der „Held des Tages" zu sein, und hat auch hier wieder eine tendenziöse Relation und eine parteiische und urtheilslose Presse sein Eingreifen in die Schlacht zu einer unverdienten Großthat aufgebauscht, — so muß doch auch andererseits constatirt werden, daß General Skobelew beim Sturm auf Lowtscha, d. h. bei der ersten Gelegenheit, die ihn in einigermaßen selbständiger Stellung einem nicht zu verachtenden Feinde gegenüber stellte, eine Reihe von Vorzügen offenbarte, die — wenn auch nicht von Genie und Feldherrntalent — so doch von der Umsicht und Sorgfalt eines tüchtigen Subalternoffiziers zeugen. Er ging ernst und ruhig in den Kampf, schien die moralische Verantwortlichkeit, die auf ihm, als dem Befehlshaber einer selbständig operirenden Heeresabtheilung, ruhte, voll zu empfinden und war in steter Sorge um seine Untergebenen. Während er sie im Kampfe zu den größten Anstrengungen anzufeuern verstand und sie im gegebenen Falle schonungslos opferte (der Leser findet weiter unten den Beleg für diese Behauptung), that er vor Beginn der Attake Alles, um den moralischen Muth und das physische Wohlergehen seiner Soldaten zu stärken und zu erhalten, wobei er vorzugsweise alle nur möglichen Kleinigkeiten und Details ängstlich beobachtete. Diese Vorzüge zeigte General Skobelew noch bei verschiedenen Gelegenheiten in seiner militärischen Laufbahn. Jedoch nur eine kritiklose Schwärmerei für den „weißen General" kann in diesen gewiß vortrefflichen soldatischen Eigenschaften, „welche" — wie Gradowski treffend bemerkt — „*als normale Erscheinung* bei jedem Befehlshaber einer Unterabtheilung angetroffen werden sollten," Beweise für das Feldherrngenie Skobelew's finden.

* * *

Der Erfolg bei Lowtscha ermuthigte das russische Obercommando zu einem neuen (dritten) Sturm auf Plewna, der — unterstützt von den inzwischen gleichfalls in den Kampf eingetretenen Rumänen — am 30. und 31. August stattfand und nach blutigem Ringen und nachdem auf beiden Seiten Wunder der Tapferkeit verrichtet worden waren, mit einer völligen Niederlage der Angreifer endete. Gegen 14,000 Mann blieben auf dem Schlachtfelde — als Preis für die Erkenntniß, daß Osman Pascha's genial angelegte und tapfer vertheidigte Befestigungen durch einen Handstreich nicht zu nehmen seien. Und doch waren die Streitkräfte der Stürmenden — Russen und Rumänen unter dem Oberbefehl des Fürsten Karl von Rumänien, dem der russische Generallieutenant Sotow zur Seite stand — denjenigen der Türken weit überlegen: während erstere nach einer

Angabe des Geſchichtsſchreibers dieſer Kämpfe, Kuropatkin, über 100,000 Mann mit 444 Geſchützen zählten, verfügten letztere nur über 33,000 Mann mit 60 Kanonen. Die Tapferkeit und der Opfermuth der rumäniſchen und ruſſiſchen Soldaten waren über jeden Zweifel erhaben und finden ihre ſchreckliche Beſtätigung in der Zahl der Todten und Verwundeten. Und dennoch war das Reſultat eine völlige Niederlage?!

Der unglückliche Ausgang des zweitägigen Kampfes findet ſeine Erklärung in der geringen Ueberlegung, den mangelhaften Vorbereitungen und der Unterſchätzung des Feindes, welche der Kriegführung der Angreifer nirgends ſo ſehr zum Vorwurf gemacht werden müſſen, als bei dieſem dritten Sturme auf Plewna. Und nicht zum wenigſten Schuld am Ausgange tragen die tactiſchen Fehler General Skobelew's.

Nach der urſprünglichen Dispoſition — heißt es im Berichte des Generallieutenants Sotow — ſollte der Sturm durch ein mehrere Tage dauerndes Geſchützgefecht eingeleitet werden, deſſen Erfolg für die Verbündeten in Anbetracht ihrer überlegenen Artillerie nicht zweifelhaft ſein konnte. Am 28. Auguſt begann die Kanonade und es wurde am Abend beſchloſſen, „dieſelbe noch zwei, drei Tage fortzuſetzen". Aber ſchon am nächſten Tage zeigte es ſich, daß eine Fortſetzung des Artilleriekampfes unmöglich war, weil es ſich erwies, daß 1. „die Munition nicht ausreichte" und 2. „in Folge des bisherigen andauernden Feuerns einige Lafetten der Belagerungsartillerie und auch viele der neunpfündigen Feldgeſchütze untauglich zu werden begannen". Die Folge dieſes Ergebniſſes war, daß die Dispoſition umgeändert und ein voreiliger Sturm beſchloſſen wurde, „um die durch das bisherige Geſchützfeuer gewonnenen Reſultate nicht zu verlieren". „Mit anderen Worten," ſagt Gradowſki (S. 42), „das ungeheuere Uebergewicht an Artillerie diente nicht nur nicht zur Sicherſtellung des Erfolges des Sturmes, ſondern der letztere wurde ſogar nur deshalb unternommen, damit die ſehr zweifelhaften und noch Tags vorher als unzureichend erkannten Reſultate des Artilleriekampfes nicht ganz verloren gingen." Und wie gering letztere geweſen waren, beweiſt am beſten der Umſtand, daß die Türken *während der Kanonade* ein neues Vorwerk — die Redoute Omar-Bey-Tabia — errichteten!

Zum Sturme ſelbſt rückten drei Colonnen vor: auf dem rechten Flügel gegen die Griwitza Redoute — die Rumänen, gegen das Centrum der türkiſchen Stellung — General Krylow, und auf dem linken Flügel gegen die drei ſüdlichſten Redouten der feindlichen Stellung und die ſogenannten „Grünen Berge" — General Skobelew. Die Rumänen erzielten das einzige poſitive und dauernd günſtige Reſultat: ſie nahmen die Griwitza-Redoute mit bewunderungswürdiger Tapferkeit und behaupteten ſich in ihr auch nach der Schlacht. Die Angriffe General Krylow's wurden ſämmtlich mit großen Verluſten für die Ruſſen zurückgeſchlagen. General Skobelew dagegen erfüllte die ihm gewordene Aufgabe — wenn auch nur zum Theil — ſo doch mit glänzender Bravour: er erſtürmte die „Grünen Berge", nahm zwei der an dieſe ſtoßenden Redouten ein und behauptete

ſich in denſelben nicht nur am 30. Auguſt, ſondern auch am folgenden Tage, an dem er fünf Angriffe zurückſchlug, bis er — da kein Nachſchub erfolgte — ſeine auf eine kleine Schaar reducirten Streitkräfte wieder zurückführen und dem nachdringenden Feinde ſämmtliche eroberten Poſitionen überlaſſen mußte. Der Heldenmuth der Offiziere und Soldaten, das unzweifelhaft glänzende Beiſpiel von perſönlicher Tapferkeit General Skobelew's, der überall im Vordertreffen zu finden war und ſeine Untergebenen zu heroiſchen Leiſtungen anfeuerte, — ſie waren vergeblich geweſen: dem kurzen Siegeslaufe folgte die Niederlage auf dem Fuße, aber nicht etwa, wie die ſlavophile Preſſe behauptete, weil der Mißerfolg General Krylow's im Centrum und der fehlende Nachſchub von friſchen Streitkräften General Skobelew zum Rückzuge zwangen, ſondern weil, wie Gradowſki nachweiſt, die Fehler, die Skobelew in ſeinen Angriffsdiſpoſitionen gemacht hatte, dieſen Ausgang mit zwingender Nothwendigkeit herbeiführen mußten. Und in der That — bei keiner Gelegenheit hat General Skobelew einerſeits perſönliche Bravour und die Gabe, ſeine Soldaten in die Reihen der Feinde ſiegreich zu führen und zum Aushalten anzufeuern, ſo glänzend gezeigt, und andererſeits ſeine Unfähigkeit, ſtrategiſch und tactiſch richtig und mit Erfolg über größere Streitkräfte zu disponiren, ſo vollkommen erwieſen, wie beim dritten Sturm auf Plewna!

Am 29. Auguſt, am Tage vor dem Sturme, war der Oberbefehl über den linken Flügel dem General Fürſten Imeretinſki übergeben worden. Das Ziel ſeines Angriffs ſollten die drei ſüdlichen Redouten des befeſtigten Lagers Osman Paſcha's ſein: die ſogenannte Kriſchinſche Redoute, die ſich gegenüber der äußerſten linken Flanke der Stürmenden befand, und die zwei Redouten, welche die Chauſſée von Plewna nach Lowtſcha beherrſchten, die zweite, hinter der Kriſchinſchen Redoute gelegene Vertheidigungslinie bildeten und von der anderen Seite durch die Befeſtigungen auf den „Grünen Bergen" und weiter durch die neuerrichtete Redoute Omar-Bey-Tabia gedeckt wurden. In richtiger Würdigung der durch die Befeſtigungen des Feindes gegebenen Situation entwarf General Fürſt Imeretinſki die Dispoſition des Angriffs dergeſtalt, daß er ſeine Streitkräfte in zwei Colonnen theilte, von denen die eine unter Führung des Generals Dobrowolſki direct die äußerſte, d. h. die Kriſchinſche Redoute angreifen, und die zweite, von General Skobelew befehligte, die „Grünen Berge" und die hinter dieſen liegenden zwei oben genannten Redouten ſtürmen ſollte. — Am Morgen des 30. wurde plötzlich aus dem Hauptquartier ein Wechſel im Obercommando des linken Flügels anbefohlen: General Skobelew wurde beauftragt, mit drei Regimentern und einer Schützenbrigade (im Ganzen 13 Bataillone) die Südſeite des feindlichen feſten Lagers anzugreifen, Fürſt Imeretinſki dagegen erhielt den Befehl, mit 9 Bataillonen General Skobelew als Reſerve zu dienen. Somit war — aus welchen Gründen, das entzieht ſich der Beurtheilung — dem Letzteren die Hauptrolle im Kampfe zugedacht worden; Fürſt Imeretinſki fügte ſich willig der Zurückſetzung, revocirte alle ſeine Tags vorher erlaſſenen Verfügungen und machte General Skobelew die Mittheilung, daß er die Befehle desſelben hinſichtlich des Eingreifens

der von ihm befehligten Reserve in den Kampf erwarte. Dadurch erhielt General Skobelew de facto den unbegrenzten Oberbefehl über den ganzen linken Flügel, d. h. 22 Bataillone Sein erster Schritt war die Abänderung der vom Fürsten Imeretinski geplanten Angriffsdisposition und der Befehl, in einer Colonne die beiden rechts von Krischin gelegenen Redouten anzugreifen. Das war ein folgenschwerer Fehler*). Die Krischinsche Redoute war der Schlüssel zur Südseite der türkischen Befestigungen, und der Angriff auf die beiden Redouten auf der Chaussée Plewna-Lowtscha ließ diesen wichtigen Punkt unbehelligt der offenen linken Flanke der Stürmenden gegenüber, ja brachte ihn, je mehr die letzteren vordrangen, in den Rücken der Angriffscolonne. Dieser Fehler Skobelew's rächte sich bitter: seine Streitkräfte schoben sich, nachdem sie die „Grünen Berge" und die zwei mehrfach genannten Redouten genommen hatten, wie ein Keil in die feindliche Stellung, und die Türken vermochten, gestützt auf die Krischinsche Redoute, nicht nur der Attake der Russen kräftig zu begegnen, sondern auch durch ununterbrochenes Geschützfeuer auf die ganze linke Flanke der Sturmcolonne derselben derartige Verluste beizubringen, daß ein Halten der eroberten Position von vornherein unmöglich wurde. Daß sich General Skobelew nichts desto weniger volle vierundzwanzig Stunden in dieser Stellung behauptete, spricht beredter als Worte für die Unerschrockenheit und den Opfermuth der Soldaten.

Ein zweiter noch vor dem Sturm begangener und nicht minder schwerwiegender Fehler General Skobelew's besiegelte in seinen Consequenzen nicht nur seine Niederlage und den Verlust des größten Theiles seiner Truppen, sondern trug nicht zum wenigsten die Schuld an dem Mißerfolge der von General Krylow befehligten und gegen das Centrum der türkischen Stellung vordringenden Sturmcolonne. Gemäß einer Weisung aus dem Hauptquartier war die dritte Stunde Nachmittags für den allgemeinen Angriff festgesetzt worden; bis zu dem Augenblicke sollte die Kanonade fortgesetzt werden, um Osman Pascha über die Absicht der Gegner im Zweifel zu lassen. General Skobelew durchkreuzte diesen Plan — allerdings ohne es zu wollen. Um dem von ihm gewählten Angriffspunkte näher zu sein, gab er seinem Vortrab um 10 Uhr Vormittags den Befehl, langsam vorzugehen; fünf Bataillone rückten vorwärts gegen die türkische Stellung, nahmen mit leichter Mühe einige Vorwerke ein und begannen, da der Feind auf der ganzen Linie zurückwich, den Sturm auf die erste Redoute, die sie im ersten Anlauf nahmen. Osman Pascha, der einen allgemeinen Angriff von Süden her vermuthete, sandte den angegriffenen Positionen Verstärkung und ließ nicht nur von der Krischinschen Redoute aus, sondern auch von dem neuen Vorwerk Omar-Bey-Tabia ein heftiges Kreuzfeuer auf die Russen eröffnen. Diese wichen zurück, und die Türken gingen nun, von den Kanonen auf den genannten Redouten unterstützt, zum Gegenangriff über. General Skobelew sah sich genöthigt, immer

*) Vergl. darüber die Untersuchung des Professors der Militär-Akademie N. Sſuchotin im «Военный Сборникъ», 1884, Nr. 2.

neue Streitkräfte den kämpfenden fünf Bataillonen zuzuführen und — wollte er nicht von vornherein mit einem Mißerfolge beginnen — die von seinem Vortrab eroberten Positionen bis zum allgemeinen Sturme, d. h. circa fünf Stunden hindurch, unter dem heftigsten Feuer der Feinde zu behaupten. Der Kampf, der sich hauptsächlich auf ein Geschütz- und Gewehrfeuer beschränkte, wobei die Russen in ungedeckter Stellung verharren mußten, trug nicht nur der Colonne General Skobelew's empfindliche Verluste ein, sondern zog auch die vorderen Linien der von General Krylow befehligten Truppen in Mitleidenschaft. Durch das Feuer aus der ihnen zunächst belegenen Redoute Omar-Bey-Tabia aufmerksam gemacht, gewahrte General Krylow, daß feindliche Truppen aus dieser Redoute gegen die Stellung General Skobelew's zum Angriff ausrückten. Um nun diese vermeintliche Diversion gegen die rechte Flanke des linken Flügels abzuschwächen, befahl General Krylow seinem Vortrab, den Sturm auf die Redoute Omar-Bey-Tabia zu beginnen. Das Resultat dieser ganzen von General Skobelew unfreiwillig inscenirten voreiligen Angriffsbewegung war ein für die Russen doppelt nachtheiliges: einmal war Osman Pascha dadurch über die Absichten der Gegner aufgeklärt worden, und dann hatte General Skobelew, als endlich um 3 Uhr der Hauptangriff von allen Seiten geschah, bereits einen so großen Theil seiner Truppen eingebüßt, daß er ein Reserve-Bataillon nach dem anderen heranziehen mußte und dem General Fürsten Imeretinski gerade nur noch so viel Mannschaft lassen konnte, als zur Deckung eines eventuellen Rückzuges unbedingt nöthig war. „An eine Sicherstellung der linken Flanke Skobelew's war," sagt Gradowski, „schon nicht mehr zu denken, eben so wenig an eine Demonstration der Reserve gegen die Krischinsche Redoute. Während des Sturmes hatte Skobelew nicht die geringste Reserve, außer etwa sich selbst. Er opferte auch diese und riß im gegebenen Moment die Truppen mit sich fort gegen den Feind; aber das macht ihm nur als Soldaten Ehre, gewiß aber nicht als Befehlshaber einer Heeresabtheilung." — Der Einwand, General Skobelew hätte die errungene Stellung halten können, wenn er durch die allgemeinen Reservetruppen rechtzeitig unterstützt worden wäre, wird genügend widerlegt, wenn man die eben gegebene Darstellung der Ereignisse als zutreffend anerkennt. Abgesehen davon, daß es sehr fraglich erscheint, ob ein Zuzug aus den allgemeinen Reserven — auch wenn die Oberleitung von der Verwendung der neun Reserve-Bataillone des Fürsten Imeretinski beim Sturm unterrichtet worden wäre und eine Verstärkung abgesandt hätte — rechtzeitig eingetroffen wäre, unterliegt es keinem Zweifel, daß die eroberten Redouten nur behauptet werden konnten, wenn die türkischen Batterien in der Krinschinschen Redoute zum Schweigen gebracht worden wären. Daß das aber, nachdem General Skobelew das Gros seiner Streitkräfte verspielt hatte, nicht mehr möglich war, liegt auf der Hand. Wie dem nun auch sein mag, so viel steht fest, daß ein General, der den rechten Angriffspunkt übersieht, sich durch eine ungeschickte Bewegung zu früh in den Kampf verwickelt, umsonst seine Reserven aufopfert und mehr als leichtfertig mit 22 ihm anvertrauten Bataillonen

umſpringt, — daß ſolch' ein General, und mag er perſönlich auch noch ſo tapfer ſein, durchaus nicht den Beweis geliefert hat, er ſei ein „militäriſches Genie". Und ſo iſt denn auch der dritte Sturm auf Plewna kein gerechtfertigtes Ruhmesblatt im Lorbeerkranze des „weißen Generals". — —

Im weiteren Verlauf der langwierigen Belagerung Plewnas hatte General Skobelew keine Gelegenheit, ſeinen Freunden Stoff zu ſeiner Verherrlichung zu geben: die Oberleitung über die in großartigem Maßſtabe verſtärkte ruſſiſche Armee war den erfahrenen Händen des Generals Todleben anvertraut worden; es wurde eine regelrechte Belagerung begonnen, Plewna ward völlig cernirt und mußte ſich über kurz oder lang dem mächtigen Gegner ergeben. So lange General Todleben den Oberbefehl de facto ausübte, war den Heißſpornen im ruſſiſchen Lager das Handwerk gelegt. Charakteriſtiſch für die Beurtheilung General Skobelew's iſt es, daß er zu denen gehörte, welche die durch ihren Erfolg glänzend gerechtfertigte Art und Weiſe der Kriegführung General Todleben's tadelten und auf einen vierten Sturm auf Osman Paſcha's uneinnehmbares Lager beſtanden. Als ob Plewna nicht ſchon genug Menſchenopfer verſchlungen hatte! So erzählt z. B. W. J. Nemirowitſch-Dantſchenko, ein glühender Verehrer Skobelew's: „Im Hauptquartier wurde bereits ein allgemeiner Sturm auf Plewna, den die kriegeriſche Jugend lebhaft wünſchte, berathen; ſogar talentvolle Generale, wie Skobelew II., träumten nur von Stürmen und Attaken. Todleben allein beſtand auf ſeinem Syſteme und wich von ihm keinen Finger breit ab." Es war ein Glück, daß ſeine Stimme die ausſchlaggebende blieb, und Gradowſki hat gewiß ein Recht, auszurufen: „Wenn ſchon Einer der wahre „Held von Plewna" genannt werden kann, ſo iſt es General Todleben!"

Der November neigte ſich ſeinem Ende zu, als Osman Paſcha, ſchon ſeit Monaten ohne Zuzug von Munition und Hilfstruppen, von aller Welt abgeſchnitten und ohne jede Ausſicht auf Entſatz, beſchloß, mit dem Reſte ſeiner Truppen einen Durchbruch zu wagen. Am 27. November räumte er die Kriſchinſche Redoute, welche von General Skobelew beſetzt wurde, concentrirte ſeine durch Hunger und unzählige Kämpfe phyſiſch und moraliſch reducirten Streitkräfte am Wid und machte am frühen Morgen des 28. einen Vorſtoß nach Nordweſten, in der Richtung nach Suſurlu und Gorny-Etropol hin, wo Rumänen und die zur Belagerung aus St. Petersburg herbeigeholten ruſſiſchen Grenadiere unter dem Oberbefehle des Generals Ganetzki ſtanden. Im ruſſiſchen Hauptquartier war die Richtung der Angriffsbewegung Osman Paſcha's durch Spione bekannt geworden; General Ganetzki erwartete den gefürchteten Feind und General Skobelew ward beordert, Erſterem mit einer Brigade der 16. Infanterie- und einer Brigade der 3. Garde-Infanterie-Diviſion als Reſerve zu dienen. Noch einmal ſollte der „weiße General" vor Plewna in den Kampf eingreifen; aber auch dieſes Mal that er nicht, wie er ſollte, ſondern ſpielte eine Rolle, die mindeſtens zweifelhaft, wenn nicht geradezu traurig genannt werden muß.

Der Anprall der Feinde auf die ruſſiſche Stellung war fürchterlich: die

erſte Linie, eine ganze Grenadier-Brigade, war im Nu über den Haufen gerannt und ein Theil der ruſſiſchen Befeſtigungen und Geſchütze in den Händen der Türken. Sie ſtürmten vorwärts und ſchon wankte die zweite Linie. Da raffte General Ganetzki alle vorhandenen Streitkräfte zuſammen, ſandte General Skobelew den Befehl, mit den Reſerven zu Hilfe zu eilen, und ſtürmte den Feinden entgegen. Es war ein kritiſcher Moment; ein hartnäckiger Kampf entſpann ſich und wogte hin und her. Die ſehnlichſt erwartete Hilfe blieb aus. Da rafften ſich die Grenadiere zur äußerſten Anſtrengung auf, vor ihrem wüthenden Anſturm wichen die Türken zurück, Osman Paſcha ward verwundet und ließ, da inzwiſchen die von ihm verlaſſenen Befeſtigungen von Ruſſen und Rumänen eingenommen worden waren und er, von allen Seiten eingeſchloſſen, den Reſt ſeiner tapferen Truppen nicht unnütz aufopfern wollte, die weiße Fahne aufſtecken. Osman blieb nichts übrig als eine bedingungsloſe Capitulation, und er überreichte ſeinen Degen General Ganetzki.

Wo war indeſſen General Skobelew mit der Reſerve geblieben? Er ſelbſt ſagt in ſeinem Berichte d. d. 2. December 1877, er habe ſich nach Beſetzung der von Osman geräumten Kriſchinſchen Redoute mit ſeinem Stabe über den Wid begeben, den Befehl über die Garde-Infanterie-Brigade übernommen und ſie gemäß dem Befehle General Ganetzki's hinter das Centrum der Aufſtellung des Grenadier-Corps geführt; dorthin habe er auch die 16. Infanterie-Diviſion dirigirt. „Doch bevor die mir anvertrauten Truppen ſich zu concentriren vermochten, war der Kampf durch die Capitulation der ganzen Armee Osman-Paſcha's beendet.“ General Skobelew behauptet alſo, daß die von General Ganetzki verlangte Hilfe nicht nur nicht zu ſpät gekommen ſei, ſondern daß er ſie perſönlich „hinter das Centrum der Aufſtellung des Grenadiercorps“, d. h. an den vom Feinde am meiſten bedrohten Punkt, geführt habe. Er hatte ſomit ſeine Schuldigkeit gethan, — wenn ſein Bericht die Wahrheit ſpräche. Dem iſt aber nicht ſo. Im Rapport des General-Adjutanten Todleben, d. d. 22. December 1877, werden die Vorgänge ganz anders dargeſtellt. Nachdem des Breiteren ausgeführt, daß zur Unterſtützung der Grenadiere General Ganetzki's ſechs Bataillone der dritten Garde-Infanterie-Diviſion unter General Kurlow um 7 Uhr abgeſandt worden waren und um 10 Uhr, in Doljni Dubnjäk angelangt, ſich auf der Chauſſée von Sofia, gemäß der Bitte des Generals Ganetzki um Hilfe, gegen die linke Flanke der Türken vorwärts bewegt hätten, heißt es dann wörtlich: „Während dieſer Bewegung langte General-Lieutenant Skobelew an, übernahm den Oberbefehl über dieſe Abtheilung und befahl General Kurlow, ſeine Truppen zum Stehen zu bringen, ſie als Reſerve zu formiren und die Ankunft der Brigade der ſechzehnten Infanterie-Diviſion zu erwarten. Nachdem General Kurlow zwei Stunden geſtanden und vergeblich auf weitere Befehle von General Skobelew gewartet hatte, führte er ſeine Truppen auf's Neue vorwärts längs der Chauſſée von Sofia, erreichte jedoch die über den Wid führende Steinbrücke erſt, als der Kampf ſo-

eben beendet war." — Daß dieſer Bericht den Thatſachen entſpricht, das verbürgt nicht nur der Name ſeines Verfaſſers, ſondern auch der Umſtand, daß ein Rapport des Generallieutenants Kataley ihn in allen Punkten beſtätigt. Demnach hat General Skobelew den Befehl des Obercommandos abgeändert, die Reſerven in ihrem Marſche aufgehalten und zur Unthätigkeit gezwungen und ſchließlich einen Bericht abgefaßt, der den Thatſachen direct widerſpricht!! Dieſes Verfahren hat — will man Gradowſki Glauben ſchenken — im Corps des Generals Ganetzki nicht nur eine hochgradige Erbitterung, ſondern auch laute Aeußerungen hervorgerufen, als ob General Skobelew vorſätzlich ſo gehandelt habe, um im Falle der Niederlage General Ganetzki's mit ſeinen friſchen Truppen hervorzubrechen und als Retter der ruſſiſchen militäriſchen Ehre und „Held des Tages" zu erſcheinen; als er dieſe Rechnung durch die Tapferkeit der Grenadiere durchkreuzt ſah, ſei General Skobelew, ſeine Truppen zurücklaſſend, zum Häuschen geeilt, in welchem der verwundete Osman Paſcha lag, um dieſem den Säbel abzufordern und „ſeinen Zeitungsfreunden neues effectvolles Material durch die Möglichkeit der Schilderung zu verſchaffen, wie der türkiſche „Hafi" darin willigte, nur dem „weißen General" ſeinen Degen auszuhändigen". Dieſe Scene ſei nur durch das energiſche Dazwiſchentreten General Ganetzki's vereitelt worden, der es vorgezogen habe, die Lorbeeren ſeines Sieges ſelbſt zu pflücken. . . .

Wie dem nun auch geweſen ſein mag, — in jedem Falle muß Gradowſki beigeſtimmt werden, wenn er verlangt, daß die aus dem eben Mitgetheilten reſultirenden ſchweren Anklagen gegen General Skobelew vor allen Dingen von den Verehrern desſelben widerlegt werden müßten, bevor ſie für ihn Namens des ruſſiſchen Volkes und des geſammten Slaventhums ein Denkmal fordern dürfen!

* * *

Es würde über den Rahmen dieſer Skizze hinausgehen, den kriegeriſchen Ereigniſſen Schritt vor Schritt zu folgen und das Eingreifen General Skobelew's in dieſelben von Tag zu Tag zu kritiſiren. Es dürfte genügen, zu conſtatiren, daß er auch fernerhin bis zum Frieden von San Stefano keine That vollbracht hat, die ihm das Epitheton eines „Sſuworow ebenbürtigen Feldherrn" verdienter Weiſe einbringen kann. Die einzige Gelegenheit, bei welcher Skobelew eine einigermaßen bedeutende Rolle zugedacht war, hat wiederum nur den Beweis geliefert, daß er nichts weniger als ein ſcharfblickender und fähiger Feldherr war. Es handelte ſich darum, die ſüdlich vom Schipka-Paſſe bei den Dörfern Schipka und Scheinowo ſtehenden türkiſchen Streitkräfte unter Weſſel Paſcha zu vernichten, den Schipka-Paß zu forciren und dem über den Balkan bei Etropol nach Adrianopel gegen Schakir Paſcha vordringenden General Gurko über Kaſanlyk hinaus die Hand zu reichen. Den Oberbefehl bei dieſem Unternehmen führte General Radetzki; zu ſeiner Unterſtützung waren General Fürſt Swätopolk-Mirſki und am 9. December General Skobelew abcommandirt worden. Der Dispoſition zufolge ſollte Letzterer am 25. December den rechten Flügel von Karadſcha aus über den

Balkan nach Imetli führen, während Fürſt Swätopolk-Mirſki mit dem linken Flügel am ſelben Tage, über Trawna und Guſowo den Balkan überſchreitend, nach Haskiöi und Kaſanlyk vordringen ſollte; im Tundſcha-Thale ſollten ſich beide Flügel vereinigen und am Morgen des 27. December die Dörfer Scheinowo und Schipka angreifen; zu gleicher Zeit wollte General Radetzki den Schipka-Paß von Norden ſtürmen. Während nun General Swätopolk-Mirſki, der eine doppelt ſo weite Strecke zurücklegen mußte als General Skobelew, ſeine Aufgabe, trotzdem er jeden Schritt vorwärts erkämpfen mußte, glänzend löſte und bereits am 26. Abends Kaſanlyk beſetzt, Janina und Haskiöi geſtürmt und Weſſel Paſcha gegen Scheinowo und Schipka gedrängt hatte, war bis dahin von General Skobelew nichts zu ſehen, obgleich er größere feindliche Streitkräfte nicht vor ſich haben konnte. General Swätopolk Mirſki ließ ſeine Truppen die ganze Nacht unter dem Gewehr ſtehen, in der Hoffnung, am Morgen des 27. den Vortrab Skobelew's zu erblicken und dann im Verein mit den friſchen Truppen desſelben Weſſel Paſcha einzuſchließen und zu vernichten. Aber der Morgen brach an und von General Skobelew war noch nichts zu ſehen. Die Lage des linken Flügels wurde immer kritiſcher: die Munition drohte auszugehen, die Türken begannen ſich zum Angriff zu ſammeln und jeden Augenblick konnte von Philippopel her der Vortrab Suleiman Paſcha's ſichtbar werden, der zum Entſatz Weſſel Paſcha's erwartet wurde. General Swätopolk-Mirſki erſtattete General Radetzki Bericht von ſeiner verzweifelten Lage und verſprach zugleich, ſich noch vierundzwanzig Stunden halten zu wollen, ein Verſprechen, das er trotz den heftigen Angriffen des Feindes und den Verluſten, denen er in ſeiner ſchlechten Stellung ausgeſetzt war, redlich hielt. Als General Radetzki bis gegen Mittag des 27. immer noch nichts von General Skobelew weder zu ſehen noch zu hören bekam, beſchloß er — wie er ſelbſt in ſeinem Rapport ſagt — mit ſchwerem Herzen einen allgemeinen Sturm auf die Schipka-Höhen, um Weſſel Paſſa's Streitkräfte zu theilen und ſo General Swätopolk Mirſki zu Hilfe zu kommen. Der Sturm wurde, wie vorauszuſehen war, mit großen Verluſten für die Ruſſen zurückgeſchlagen, und die hereinbrechende Nacht ſah General Swätopolk-Mirſki in der äußerſten Gefahr, da ihm auch der Rückzug abgeſchnitten zu werden drohte. Auch der Morgen des 28. December brachte keine Hilfe; bis 11 Uhr Vormittags ſchlugen die tapferen Ruſſen todesmuthig alle Angriffe der Gegner zurück und bereiteten ſich zum unvermeidlichen Untergange vor, — da endlich zeigte ſich der Vortrab General Skobelew's, der Weſſel Paſcha in die Flanke und in den Rücken fiel. General Swätopolk-Mirſki ging mit neuem Muthe zum Angriff über und Weſſel Paſcha ergab ſich der Uebermacht, da nun auch General Radetzki von Norden her ſiegreich vordrang. — Wo hatte nun General Skobelew faſt ſechsunddreißig Stunden geſteckt? — In ſeinem Rapporte erzählt er umſtändlich, wie er ſich zur Expedition vorbereitet, wie er zunächſt den Generalſtabsoffizier Grafen Keller auf Recognoscirung ausgeſandt, wie er den Berg Karadſcha, ſowie die Höhen von Imetli unbeſetzt gefunden, und wie er dann am Morgen des

27. December mit einer Infanterie-Brigade im Thale Tundscha gewesen sei. Darauf habe er aber gemeint, nicht vorgehen zu dürfen, ehe er seine gesammte Macht beisammen gehabt, was er im Laufe des 27. endlich bewerkstelligte. Er habe allerdings den ganzen Tag über Artillerie- und Gewehrfeuer gehört, auch habe ihm der ihm zucommandirte Fürst Wjäsemski, der eine Position auf den Bergen einnahm, gemeldet, „die Colonnen des Generals Fürsten Swätopolk-Mirski seien, östlich von Schipka die Höhen herabsteigend, zu sehen," — er habe aber gemeint, an der Richtigkeit dieser Meldung zweifeln zu müssen, da ihm geschienen, das Geschützfeuer fände in den Bergen statt und die im Thale gesehenen Truppen könnten Suleiman Pascha's Entsatzarmee sein. Die Nacht über ließ Skobelew seine Truppen sich erholen, ohne auch nur den Versuch zu machen, bei General Radetzki oder General Swätopolk-Mirski Erkundigungen über die Lage der Dinge einzuziehen. „Statt dessen stellte er," sagt Gradowski spöttisch, „meteorologische Beobachtungen an und lauschte den Gewehrsalven." Erst um halb 9 Uhr Morgens am 28. December gab er den Befehl, die Truppen sollten sich in Schlachtordnung aufstellen. Dann ließ er abermals anderthalb Stunden verstreichen und bewegte sich endlich vorwärts. Um 11 Uhr dicht an die Kämpfenden gelangt, „verlor er zunächst viel kostbare Zeit auf verschiedene Demonstrationen und ein zweckloses Gewehrfeuer," bis sein Vortrab ohne seinen directen Befehl mit lautem „Hurrah!" sich auf die Feinde stürzte, die nachfolgenden Linien mit sich riß und so den Kampf entschied. . . . Der Held des Tages war de facto General Swätopolk-Mirski, und es fehlte in der Donau-Armee nicht an Stimmen, sagt Gradowski (S. 86), welche dieselben Anklagen gegen General Skobelew erhoben, wie sie am letzten Tage vor Plewna laut geworden waren. — —

„Mit dem Kampfe bei Schipka (Scheinowo) am 28. December," schließt Gradowski boshaft, „ist die Reihe der Heldenthaten zu Ende, welche Skobelew in dem letzten Türkenkriege zugeschrieben werden. Der Umstand, daß er „wie ein Kind weinte" (рыдалъ какъ ребёнокъ), als er von Konstantinopel abzog, gehört, wenn diese Mittheilung auf Wahrheit beruht, schon mehr zu den politischen als zu den kriegerischen Thaten des Helden."

Die letzteren fanden ihre Fortsetzung und ihr Ende auf dem Schauplatze, der die Anfänge General Skobelew's als Subalternoffizier gesehen, — in Mittel-Asien.

* * *

Die Eroberung von Chiwa, die Einnahme Khokands und die Errichtung eines General-Gouvernements im Ferghana-Gebiete zogen, falls die Regierung in diesen Ländern einen dauernden Friedenszustand erreichen wollte, als nothwendige Folge einen Feldzug gegen die räuberischen Grenzvölker nach sich, unter welchen namentlich die Teke-Turkmenen durch Verwegenheit, Frechheit und Kopfzahl hervorragten und in ihrer Festung Geok-Tepe einen trefflichen Stützpunkt für ihre Einfälle in russisches Gebiet hatten. Waren schon letztere als genügender

Grund zur Vernichtung der Macht der Teke-Turkmenen anzusehen, so empfahl sich ein Kriegszug gegen dieselben auch aus weiteren Gesichtspunkten: über Achal-Teke führte der Weg nach Merw, jene Oase, die — heute ein Theil des russischen Reiches — damals als Zielpunkt der russischen Politik in Mittel-Asien erschien, als Ausgangspunkt eines regelmäßigen Handels nach Persien und Indien hin und eventuell als Schutzwehr gegen englische Fortschritte in Mittel-Asien. . . So wurde denn eine Expedition unter General Lasarew gegen Achal-Teke abgesandt, die im Frühjahr 1879 ihren Anfang nahm und als ersten nennenswerthen Erfolg die Mitte Juli erfolgte Besetzung der Linie von Tschikischlar bis zum Uebergange über den Atrek bei Dus-Olum melden konnte. Im Anfang August zog General Lasarew weiter nach Süden, besetzte Bendessen und war im Begriff, weiter vorzudringen, als ihn ein plötzlicher Tod ereilte. Den Oberbefehl übernahm General Lamakin, der ein kopfloser Heißsporn gewesen zu sein scheint. Ohne sich eine gehörige Basis für seine Operationen geschaffen zu haben, rückte er vorwärts, besetzte den Ort Bami und drang immer weiter bis Dengil-Tepe, einem befestigten Lager der Tekinzen, vor. Der Sturm auf dasselbe mißlang vollständig, die russische Expedition erlitt eine totale Niederlage und General Lamakin sah sich genöthigt, mit dem Reste seiner Truppen im Herbste sich bis hinter Bami zurückzuziehen. — Die Erfolglosigkeit dieses ersten Feldzuges veranlaßte die Regierung, die Fortsetzung des Krieges gegen die Tekinzen erfahrenen Händen anzuvertrauen: General Skobelew, der das günstige Vorurtheil, Land und Leute zu kennen, für sich hatte, erhielt den Oberbefehl und begab sich im Frühjahr 1880, nachdem er die weitesten Vollmachten, immens reiche Geldmittel und die Zusicherung neuer Streitkräfte erhalten und die umfassendsten Vorbereitungen getroffen hatte, an den Ort des Kampfes. Seine Aufgabe war, die Fehler seines Vorgängers wieder gut zu machen; die Erfüllung derselben war um so leichter, als es nahe lag, durch Vermeidung der begangenen Unbesonnenheiten den Endzweck erfolgreich herbeizuführen. Hätte General Skobelew das übersehen, bemerkt Gradowski (S. 90), „so verdiente er einen Platz in den allerletzten Reihen unserer Heerführer". Zu seinem Glück erfaßte er aber die Situation, besetzte am 30. Mai 1880 wiederum Bami und beschränkte sich darauf, von hier aus gegen den Feind zu recognosciren und mit ihm zu scharmützeln, bis er seine Streitkräfte completirt hatte und vor Allem durch eine regelmäßige Verbindung mit Krasnowodsk in den Stand gesetzt war, sich jeder Zeit gehörig mit Munition und Mundvorräthen zu versorgen. Im December endlich war die schon im Sommer in Angriff genommene Eisenbahnlinie Krasnowodsk-Tschikischlar Bami so gut wie fertig gestellt und die Streitmacht General Skobelew's bis auf 12,500 Mann gewachsen. Ein kräftiger Vorstoß gegen Geok-Tepe, wo die Turkmenen eine ähnliche Position einnahmen, wie die Russen in Bami, gelang, und am 12. Januar 1881 stürmte General Skobelew Geok-Tepe, vernichtete die Macht der Feinde vollständig und beendete dadurch den Feldzug siegreich. Ein Theil der Tekinzen floh in die Wüste, der Rest unterwarf sich. —

Der Kritik dieſer Expedition widmet Gradowſki nur einige Seiten in ſeinem Buche. Er conſtatirt den völligen Mangel an ausreichendem Quellenmaterial für eine erſchöpfende Beurtheilung der Kriegführung General Skobelew's, nennt das dreibändige Werk Grodekow's, ſowie einige in der «Русская Старина» publicirte Berichte wenn auch beachtenswerthe, ſo doch parteiiſch gefärbte und kritikloſe Beiträge zur Geſchichte der ruſſiſchen Expedition und beſchränkt ſich darauf, ſein Urtheil in folgenden Auslaſſungen zuſammenzufaſſen (S. 87 u. 88): „Dieſe nichtsſagende Expedition, deren ähnliche faſt jährlich von den Engländern an dieſem oder jenem Punkte ihrer außereuropäiſchen Beſitzungen unternommen werden, diente nichtsdeſtoweniger zum Vorwande, Skobelew in die Zahl der größten Feldherren der Welt einzureihen. . . . Während ihres ganzen Verlaufes hatten wir über den Gang der Ereigniſſe geradezu gar keine poſitiven Nachrichten. Die fragmentariſchen und dunklen Mittheilungen, die über die Expedition zu uns gelangten, wieſen weit eher auf Heldenthaten der Tekinzen hin, als daß ſie die Genialität unſeres Heerführers in glänzendes Licht ſtellten. Während die ſchlecht bewaffneten, unorganiſirten und halbwilden Tekinzen Skobelew bald eine Kanone, bald ein Feldzeichen abnahmen und unſere Offenſivſtellung nicht ſelten in eine Defenſivſtellung verwandelten, mußte unſererſeits die dehnbare Sprache der Relationen dazu dienen, das Blutvergießen, die zweckloſen Verluſte und die Mißerfolge zu beſchönigen. Aus dieſem Grunde beſchränkte ſich auch, als die Expedition endlich mit dem mörderiſchen Sturme am 12. Januar 1881 ihr Ende erreichte, die Beachtung dieſes Erfolges lediglich auf eine officielle Feier und die troſtreiche Erkenntniß, daß unſere Soldaten und Millionen nicht mehr geopfert werden würden, ſei es, um den kriegeriſchen Ehrgeiz zu befriedigen, ſei es, um die adminiſtrativen Fehlgriffe der Verwaltungsbeamten in Mittel-Aſien zu corrigiren, die im Laufe von zehn Jahren nicht vermocht hatten, das Land zu beruhigen und die Bevölkerung Rußland geneigt zu machen, ſondern vielmehr aus den Bewohnern die verzweifeltſten und energiſchſten Feinde geſchaffen hatten. . . . Selbſt die Heimkehr des Beſiegers der Tekinzen wurde weder durch Diners noch durch Ovationen und lautes Preiſen gefeiert. Alle, die damals der Zufall mit Skobelew zuſammenführte, können bezeugen, daß er ſich beeilte, einen Urlaub in's Ausland zu erhalten, und erzürnt und unzufrieden über den kalten Empfang abreiſte, welchen ihm „das undankbare Vaterland“ bereitet hatte. Das Heldenthum der Achal-Teke-Expedition und das ungewöhnliche militäriſche Genie ihres Führers gelangten erſt genau nach einem Jahre ganz unerwartet an die Oeffentlichkeit, als in St. Petersburg der Jahrestag des Sturmes vom 12. Januar durch ein Diner feſtlich begangen wurde. . . .“

Es iſt ein wenig anerkennendes Urtheil, das Gradowſki in vorſtehenden Sätzen fällt, und es weicht ſo erheblich von der bisher giltigen allgemeinen Anſicht über die Achal-Teke-Expedition ab, daß bedauert werden muß, daß es nicht eben ſo erſchöpfend begründet iſt, wie das Urtheil über die Thätigkeit General Skobelew's im letzten Türkenkriege. Muß alſo dieſer Abſchnitt in Gradowſki's

Darstellung als lückenhaft bezeichnet und der Zukunft anheimgestellt werden, daß sie ein ausgiebigeres Material zur Beurtheilung der Expedition, als es bisher vorhanden ist, zur Verfügung stellen werde, — so dürfte doch andererseits eine nüchterne Erwägung der Thatsachen zu der Ueberzeugung führen, daß Gradowski der Wahrheit jedenfalls näher ist, als es die Panegyriker General Skobelew's sind. Zieht man in Betracht, daß die Achal-Teke-Expedition im Vergleich zum Feldzuge gegen Chiwa nur eine untergeordnete Bedeutung haben kann und als Consequenz des letzteren keine unüberwindbaren Schwierigkeiten bieten durfte, — bedenkt man ferner die Ueberlegenheit der russischen Streitkräfte und ihrer Bewaffnung und Ausrüstung, sowie die Vortheile, die jede civilisirte Armee gegenüber halbwilden Nomaden haben muß, — erwägt man weiter die Hilfsmittel, die General Skobelew zur Besiegung seines ärgsten Feindes, der mittelasiatischen Natur, zu Gebote standen, die Eisenbahnen, Telegraphenlinien, Heliographen und alle practischen Errungenschaften der Ingenieurwissenschaft, — will man endlich die Mittheilungen ausländischer Zeitungsberichterstatter gelten lassen, die wiederholt zu erzählen wissen, daß General Skobelew nicht nur öfters ohne Scrupel Blut und Leben seiner Soldaten unnütz geopfert, sondern auch bei seinen Recognoscirungen nicht selten Mangel an Einsicht und Scharfblick verrathen habe, — kurz, wägt man das pro und contra gewissenhaft ab, so kann das Resultat im günstigsten Falle kaum mehr als das von Gradowski (S. 91) gezogene Facit sein, daß ein Mißerfolg für General Skobelew gleichbedeutend mit einer Schmach sein mußte und daß „nur eine erniedrigende Vorstellung von den Kräften Rußlands und ein gänzliches Vergessen aller früheren Kriege, von deren Ausgange bisweilen geradezu die politische Existenz des russischen Volkes abhing, im Stande sein können, ein hochgradiges Entzücken über äußerst gewöhnliche Erfolge hervorzurufen, die zu guter Letzt die dreijährige Expedition gegen die Teke-Turkmenen krönten..."

* * *

Die Summe der Untersuchungen Gradowski's über die Leistungen General Skobelew's im Türkenkriege und im Feldzuge gegen die Teke-Turkmenen läßt das Endurtheil über die militärischen Fähigkeiten des „weißen Generals" in den Satz zusammenfassen, daß er — weit entfernt davon, ein militärisches Genie zu sein — weder als Stratege, noch als Tactiker besondere Bedeutung beanspruchen kann und den Namen eines talentvollen Feldherrn nicht verdient, sondern sich mit dem Ruhme eines energischen, feurigen und tapferen Soldaten begnügen muß. Zum Feldherrn fehlte General Skobelew der freie, vorausschauende Blick, die ruhige Ueberlegung und die kühne Entschlossenheit, die einen Befehlshaber befähigen, die gegebene Situation zu erfassen und im rechten Moment zu zögern oder mit seinen Truppen vorwärts zu stürmen. Bald sehen wir ihn nutzlos kostbare Zeit verschwenden, bald wiederum unüberlegt gegen uneinnehmbare Bollwerke rennen und zahllose Soldaten aussichtslos opfern. Stets unter dem Eindrucke des Augenblicks und seiner momentanen Stimmung stehend, trägt sein Handeln den Charakter

widerſpruchsvoller Zielloſigkeit: bald geht ſeine Geringſchätzung des Gegners ſo weit, daß ſie ſeiner Einſicht ein ſchlimmes Zeugniß ausſtellt, bald iſt er ängſtlich und beſorgt um den Erfolg, wie ein Kind, das den erſten Schritt zu thun fürchtet. Skobelew fehlte aber nicht nur die Fähigkeit, eine militäriſche Action mit klarem Blick ſicher einzuleiten, über ſeine Streitkräfte tactiſch verſtändig zu verfügen, die gegebenen Bedingungen zu erfaſſen und ihre logiſchen Conſequenzen zu ziehen und dem entworfenen Plane gemäß den Erfolg zu ſuchen oder den Mißerfolg zu vermeiden, — ihm mangelte auch die Fähigkeit und — was ſchlimmer iſt — oft ſcheinbar der gute Wille, ſich einer beſſeren Einſicht und einer größeren Befähigung zu fügen; ein maßloſer Ehrgeiz hielt ihn ab, ſich, wo es die Pflicht gebot, bedingungslos unterzuordnen, und das mangelnde Verſtändniß dafür, daß bei weit angelegten kriegeriſchen Actionen jede einzelne Heeresabtheilung in die Bewegung wie ein einzelnes Rad im Uhrwerk einzugreifen hat, ſoll der Gang des Ganzen nicht unterbrochen werden, verleitete ihn zu Entſchlüſſen, die ihn dem Verdachte mangelnder Vaterlandsliebe und vorſätzlichen Zuwiderhandelns gegen die einfachſten Gebote der Pflichterfüllung ausſetzten.

Dagegen iſt der perſönliche Muth General Skobelew's über jeden Zweifel erhaben; er ſetzte ſich jeder Gefahr bereitwilligſt aus und ertrug jede Strapaze des Kampfes wie des Feldlebens freudig und guten Muthes. Für ſeine Soldaten hatte er warmes Mitgefühl, ſorgte um ihr Wohlergehen und wußte ſie ſo an ſich zu feſſeln, daß ſie ihm willig und ohne Zögern folgten — ſei es, wohin es ſei. Eine feurige, energiſche Natur, hatte er die Gabe, durch Wort und That auf die Maſſen elektriſirend zu wirken und ſie zu den gewaltigſten Leiſtungen anzufeuern. Daß dieſe letztere ſchätzenswerthe Eigenſchaft in beſchränkter Machtſphäre von großer Bedeutung ſein konnte, iſt unzweifelhaft, — aber eben ſo zweifellos iſt es auch, daß ſie, uneingeſchränkt und durch kein zielbewußtes Handeln geregelt, verderbliche Folgen nach ſich ziehen mußte: der dritte Sturm auf Plewna lehrt, zu welchen Verluſten an Menſchenleben die ſchrankenloſe Herrſchaft General Skobelew's über ſeine Untergebenen führen konnte.

Alles in Allem bietet General Skobelew das Bild eines jener Soldatenführer, denen der Krieg als Selbſtzweck erſcheint, die im Frieden nicht wiſſen, was ſie beginnen ſollen, im wilden Lagerleben und im Jagen nach Ruhm und Ehre für ſich und ihre Nation den Zweck ihres Daſeins finden und trotz ihrer urſprünglichen Begabung nicht begreifen können, daß eine ſittliche Weltauffaſſung das ewige va banque-Spielen als den Menſchen erniedrigend brandmarkt und ſelbſt im Kriege andere Zwecke verfolgt, als den Gegner todtzuſchlagen, wo man ihn findet. Das Geſchick, das Skobelew mit den Fähigkeiten, dem Thatendrang und dem Geſichtskreiſe eines tüchtigen Reiterführers und Parteigängers ausgeſtattet hatte, berief ihn nichtsdeſtoweniger zu Stellungen und Leiſtungen, die große militäriſche Begabung, Uneigennützigkeit, feſten Willen, Ueberlegung und Scharfblick erforderten: es iſt das Tragiſche in ſeinem Leben, daß er den ihm zugefallenen Aufgaben nicht gewachſen war, in Wirklichkeit ein klägliches Fiasco machte

und seiner eigenen Anstrengung und der Beihilfe seiner Parteigenossen und Verehrer bedurfte, um das Resultat seines Spieles durch ein corriger la fortune vor den Augen der Zeitgenossen zeitweilig zu verbergen. . . .

„General Skobelew," schreibt Gradowski (S. 107), „ist ein treues Abbild unserer letzten Epoche. Er wuchs heran in den besten Jahren der verflossenen Regierung, als den russischen Bauern die Freiheit geschenkt ward und Rußland aus langdauernder Stagnation aufgerüttelt wurde und ein neues Leben im Geiste allgemein menschlicher Entwickelung und im Sinne des Vermächtnisses Peters des Großen begann. . . . Dieser Epoche ist Skobelew mit all' seinen Eigenschaften und positiven Seiten verpflichtet. Indeß, nicht umsonst wird diese bedeutungsvolle Periode unserer Geschichte auch eine Uebergangszeit genannt: das Veraltete verschwindet nicht mit einem Mal und ohne Kampf, und das Neue kann nicht ohne Widerstand und Schwanken in's Leben treten. Die Spuren dieser Uebergangszeit und ihres verneinenden Einflusses lassen sich auch in Skobelew wiederfinden. Der Umstand, daß er sich nicht über sie zu erheben vermochte und ihnen gegenüber, besonders in der letzten Zeit seines Lebens, eine maßlose Nachgiebigkeit zeigte, beweist nochmals, daß es unmöglich ist, dieser Persönlichkeit — ungeachtet aller ihrer Verdienste — Größe und Genialität zuzuerkennen. Das Leben Skobelew's floß glücklich dahin und unberührt von jenen schweren Kämpfen, welche die Uebergangszeit vielen seiner Zeitgenossen in Folge aller der Disharmonien und Widerwärtigkeiten gebracht hat, welche stets entstehen, wenn das Alte zerstört worden ist, bevor das Neugeschaffene seine Stelle einzunehmen im Stande ist. Doch wenn auch diese Disharmonien Skobelew persönlich keine Leiden verursachten und von ihm weder Kämpfe noch Opfer verlangten, so konnten sie doch nicht über sein Haupt, ohne es zu berühren, hinweggehen. Er erkaufte diese seine Isolirung durch jene Einseitigkeit und Engherzigkeit der Anschauungen, Handlungen und Bestrebungen, die seinen ganzen Lebenslauf kennzeichnen. Bei der Beurtheilung seiner Handlungsweise in einzelnen Fällen muß man, wie wir gesehen haben, zweifelnd fragen, ob er nicht bisweilen die allgemeinen Interessen seinen persönlichen Vortheilen und Berechnungen geopfert habe? In der letzten Zeit wandten sich sein Geschmack und seine Neigungen sogar ganz offen einer Richtung zu, die nichts Gutes verkündete. . . . Die von ihm vor seinem Tode gepflegten Beziehungen und sein Briefwechsel lassen deutlich genug erkennen, wessen sich Rußland in nächster Zukunft zu versehen gehabt hätte, wenn sich die Verhältnisse (sc. der Systemwechsel in der Regierung nach dem Abgange Graf Ignatjew's) nicht geändert haben würden. „Sage mir, mit wem Du umgehst, und ich werde Dir sagen, wer Du bist." Dieses Sprichwort findet auch auf Skobelew seine Anwendung. Auf Grund seiner Bekanntschaft mit den Vertretern derjenigen Richtungen, welche das Glück Rußlands in der Umkehr „zurück und nach Hause" sehen, . . . kann man ziemlich richtige Schlüsse auf die politischen Ansichten und Bestrebungen machen, welche Skobelew sich anzueignen fähig gewesen wäre, wenn sein Leben länger gedauert hätte. In Bezug auf die auswärtige Politik und

die auswärtigen Aufgaben Rußlands ſind Schlüſſe überhaupt nicht mehr nöthig. . . . . Die ganze Größe und Tiefe der politiſchen Anſchauungen Skobelew's gelangte ja in ſeinen beiden bekannten Reden zum Ausdrucke und ſpiegelt ſich in einigen privaten Briefen wieder, die als koſtbare und deutlich redende Documente nach ſeinem Tode veröffentlicht worden ſind. . . . Aus ihnen geht hervor, daß das ganze uns von Skobelew hinterlaſſene politiſche Glaubensbekenntniß ſich in folgende zwei Grundartikel faſſen läßt, um welche ſich alles Uebrige dreht: 1) Rußland muß Krieg führen, weil unſere inneren Mißſtände ihre Erklärung in dem unerträglichen Friedenszuſtande und dem Abſchluß des Berliner Tractats, „welche die Revolution erzeugt haben", finden; und 2) Rußland muß Krieg führen, weil die gegenwärtige Lage in Europa von den Staaten, welche ſich auf der Höhe ihres Berufes erhalten wollen, Kriege fordert. — Das iſt" — ruft Gradowſki zum Schluß dieſes Paſſus aus — „das einfache politiſche Recept Skobelew's!"

Und in der That, kürzer und treffender läßt ſich General Skobelew's politiſches Glaubensbekenntniß kaum zuſammenfaſſen und zugleich in ſeiner Beſchränktheit, Ungereimtheit und Unſittlichkeit kennzeichnen. Bedarf es einer ausführlichen Widerlegung? „Ich glaube kaum, daß es nothwendig iſt," ſagt Gradowſki. „Skobelew erklärt Alles durch den „unerträglichen Friedenszuſtand": die Officiere ſpielen Karten und begehen Exceſſe — weil Frieden herrſcht, ja Skobelew ſelbſt ſtarb, ſo zu ſagen, in Folge dieſes unerträglichen Zuſtandes." . . . . Krieg unter allen Umſtänden, denn in ihm liegt das Heil der Völker — das iſt die Loſung von Menſchen, deren Geſichtskreis und ſittliche Lebensauffaſſung an die Ideale der Söldner- und Landsknechtführer des XVI. und XVII. Jahrhunderts gemahnen, — Ideale, die wir von der fortſchreitenden Cultur und Aufklärung ſchon längſt ausgerottet wähnten. Und nun dieſe Loſung wiederum, als Ausfluß eines exaltirten Chauvinismus, von einem Manne proclamirt worden iſt, deſſen Wollen und Können nicht weiter reichte, als die Kugel aus ſeinem Revolver, findet ſie ſtatt allgemeinen mitleidigen Achſelzuckens dennoch begeiſterte Zuhörer und gilt bei Tauſenden als Offenbarung eines „ungewöhnlichen politiſchen Genius"! Es iſt das eine traurige Thatſache, mit der nur die Gewißheit verſöhnen kann, daß ſie als krankhafte Erſcheinung über kurz oder lang ihrem Ende entgegen gehen muß.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Das Bild General Skobelew's, wie es von Gradowſki fixirt worden iſt, iſt ein weſentlich anderes, als es denjenigen vor Augen geſchwebt haben mag, die ſein Hinſcheiden betrauerten und den Verluſt, den das Vaterland erlitten habe, beklagten. An die politiſche Befähigung des „weißen Generals" haben auch ſchon damals Wenige geglaubt, wohl aber zweifelte Niemand an der Lauterkeit ſeiner Geſinnung und ſeinen militäriſchen Talenten. Doch auch dieſe ſind vor der unerbittlichen Kritik verblaßt und namentlich letztere auf ein ſo geringes Maß reducirt worden, daß ſich lauter und unabweisbarer die Frage aufdrängt:

Woher der Ruhm? Weshalb der Schmerz und die Klage über den unerſetzlichen Verluſt?

Dieſe Frage iſt durch das Ergebniß der vorſtehenden Unterſuchung theilweiſe gelöſt worden, — die erſchöpfende Antwort giebt der Hinweis auf einen üppig blühenden Krebsſchaden unſerer Zeit. Unſer rapid fortgeſchrittenes Jahrhundert, das ſich ſo vieler epitheta ornantia erfreut, hat auch ſeine bedenklichen Kehrſeiten, und mit demſelben Rechte, mit dem wir es das Jahrhundert der Eiſenbahnen und Telegraphen nennen, könnten wir ihm auch den Namen des Jahrhunderts der Reclame und der Mache beilegen, um ſo mehr, als das ſich immer entſchiedener zur Einſeitigkeit entwickelnde Nationalitäts- und Parteiprincip im Leben der Völker die Gegenſätze zuſpitzt und immer mehr dazu führt, die Verherrlichung der Stammes- und Parteigenoſſen und die Herabſetzung der Gegner auf die Spitze zu treiben. Gradowſki hat, ſo lange die von ihm mitgetheilten Thatſachen keine genügende Widerlegung finden, überzeugend nachgewieſen, daß General Skobelew ſeinen Ruhm dem Selbſtlobe, der gefliſſentlichen Entſtellung der thatſächlichen Geſchehniſſe und der gewiſſenloſen Reclame einer Parteipreſſe verdankte, die eines Helden bedurfte, um ihn an die Spitze ihres nationaliſtiſchen Programms zu ſtellen. Der Ruhm General Skobelew's war ein gemachter und wurde ſo lange und ſo unermüdlich unter geſchickter Ausbeutung aller ihn begünſtigenden Umſtände und Verhältniſſe der Welt verkündet, bis dieſe daran zu glauben begann und den papiernen Held für einen wirklichen hielt Und dem Letzteren galt der Schmerz, als ihn der Tod in der beſten Manneskraft dem Leben entriß. Die Täuſchung hat nicht lange gewährt, — daß ſie aber möglich war und ein halbes Jahrzehnt überdauerte, das iſt eine Erſcheinung, die unſerer Zeit nicht zur Ehre gereichen kann und zweifelnd zu fragen zwingt, wie viel denn noch ſolcher Pſeudo-Helden ſich unter den Männern in der Welt befinden mögen, die wir als groß und hervorragend täglich preiſen hören?! Gradowſki hat das Verdienſt, den Verſuch gemacht zu haben, dem ruſſiſchen Publicum die Augen über den Einen zu öffnen, und ſind wir auch überzeugt, daß er zunächſt bei Vielen auf Unglauben und Widerſpruch ſtoßen und der „weiße General“ noch Jahrzehnte hindurch als militäriſches Genie und lauterer Charakter in gewiſſen Kreiſen gelten wird, ſo iſt doch der ſpäteren Geſchichtſchreibung der Helden unſerer Zeit, wenigſtens was General Skobelew anbelangt, das Material zur gerechten Würdigung vorbereitet und die Richtung gegeben worden, die ſie in ihrer Darſtellung nehmen muß, will ſie der Wahrheit gerecht werden.

Reval, im Mai 1884. Erwin Bauer.

Aus der Hauptſtadt.

„Im wunderſchönen Monat Mai“. — Der Beginn der Sommerſaiſon und das „Maifeſt“ in Katharinenhof. — Die „Pointe“ und der Frühlingscorſo. — Unſere Geſellſchaft im Spiegel der „Gerichtschronik“. — Der Proceß Burdukow und die „Schwarze Bande“. — Ein Blick in die Gartenbau-Ausſtellung.

St. Petersburg, Mitte Mai.

„Und wer nur ein wenig Verſtand behält, —
Hop heiſa, bei Regen und Wind,
Der füge ſich ſtill in den Lauf der Welt,
Denn der Regen, der regnet jeglichen Tag . . . .“

Wenn Petersburg nicht eine gar ſo junge Stadt wäre, ſo würde ich glauben, der Narr des „König Lear“ ſei ein geborener Petersburger; die weiſe Erkenntniß der unangenehmen Sachlage, die in den Worten ausgedrückt liegt:

„Denn der Regen, der regnet jeglichen Tag“ —

man ſollte meinen, ſie nur bei einem der Newa-Reſidenzler antreffen zu können. Wenn's aber im vorhiſtoriſchen Britannien ein eben ſo miſerables Klima gab, wie bei uns — nun, ſo iſt das nur ein geringer Troſt für den Bewohner der nordiſchen „Palmyra“.

Uebrigens muß man gerecht ſein: es regnet nicht alle Tage; es ſchneit mitunter auch recht gründlich; ſo auch am 2. und 3. des „wunderſchönen Monat Mai“, wo's Stunden lang ſchmerzend hell und blendend weiß auf Straßen und Plätzen und Dächern lag. Und fünf Tage ſpäter, da gab's 17 Grad Hitze im Schatten. So klettert das Queckſilber am Barometer und Thermometer ſtets auf und ab, unermüdlich immer wieder von Neuem beginnend und immer wieder zurückſinkend, ganz ſo wie die Buben draußen auf dem Marsfelde jüngſt beim Volksfeſte auf- und abrutſchten am eingeſeiften Kletterbaum. Jetzt — jetzt — ſind ſie oben — glaubt man — nun — nun haben ſie den lockenden Preis, der oben hängt, — aber — plumps — da ſind ſie wieder unten. Und ſo erreicht auch das Queckſilber nie das tröſtliche «beau fixe», und iſt's eben hinaufgeklettert bis über 10 Grad, ſo liegt's doch gar bald wieder fröſtelnd auf dem Nullpunkt, wie in dem Augenblick, wo ich Ihnen ſchreibe.

Nur das Quecksilber? . . . Nicht auch die Laune? . . . Nicht auch alle Frühlingsträume und Sommerpläne?

Ach nein! Wir sind ein sonderbares Völkchen: wir „fügen uns still in den Lauf der Welt“ und ignoriren im Uebrigen die meteorologische Misère. Wollen Frühling und Sommer nicht bei uns einziehen — nun, so machen wir es, wie Mahomet mit dem Berge: wir gehen ihnen entgegen. Haben wir leichtsinniger Weise den Pelz schon ins Leihhaus getragen, so thun wir das fröstelnd und zähneklappernd im leichten Ueberzieher; besitzen wir aber den winterlichen Freund noch, so macht er den Empfang mit und ist Zeuge, wie wir zum Frühling sprechen: „Bitte, geniren Sie sich doch nicht, nehmen Sie Platz; es wird Sie nicht frösteln, wir heizen noch recht gründlich!“

* * *

In der That, für den richtigen Petersburger beginnt die Sommersaison am 1. Mai. So will's alter Brauch, so will's moderne Sitte, so wollen's vor Allem auch die Herren Entrepreneure und Besitzer der Sommertheater und Biergärten, der Concert-„Vauxhalls“ und fashionablen Restaurants auf den Inseln . . .

Der Petersburger kann nun einmal nicht ohne „Saison“ leben. Gesellschaftlich erreicht die des Winters mit dem April unwiderruflich ihr Ende, folglich muß am 1. Mai die neue, die Sommersaison beginnen, da mag's nun draußen schneien und stürmen und hageln und regnen. Wie man angenommen hat, daß der erste Meridian über Ferro, oder Greenwich, oder Paris läuft, so haben wir beschlossen, daß der Sommer am 1. Mai beginnt und damit basta!

Das findet natürlich auch im äußeren Leben seinen Ausdruck: durch die Schließung der kaiserlichen Theater, durch längere Unterhandlungen mit dem Schneider und der Modistin, die nicht mehr creditiren wollen, durch Eröffnung in der ersten Maiwoche jener Sommer-Vergnügungs-Etablissements, durch die hunderttausendfältig wiederkehrende Frage: „Wohin ziehen Sie diesen Sommer?“ oder „wo“ — man beachte, es wird nicht gefragt: „haben Sie schon“ — sondern „wo haben Sie gemiethet?“, durch die Bezeichnung des in der Walpurgisnacht erworbenen gründlichen Schnupfens als ersten „Sommerschnupfens“ und durch die Feier des „Maifestes“. . . .

Manches höhere Vergnügungsinstitut wartet übrigens nicht einmal den 1. Mai ab. Die berühmten Gartenconcerte im Pawlowsker „Vauxhall“ z. B., wo Johann Strauß und Lanner, wo Bilse und Mannsfeld, Arban, Langenbach den Dirigentenstab geschwungen inmitten eines auserlesenen Orchesters, und wo jetzt der „interessante“, schöne“, „einzige“ Hlawatsch zum dritten Male sich anschickt zu einem beutereichen Raubzug in das Reich liebesfreudiger und schwärmender Frauen- und Mädchenherzen — im „Vauxhall“ zu Pawlowsk also beginnt die Concertsaison in der Regel schon in der letzten Aprilwoche, und dem Ereigniß wohnt stets ein nach vielen Tausenden zählendes Publicum bei.

Nun, aber das Maifest, das kann schlechterdings nicht im April gefeiert werden, obschon es selbst uns oft genug in den April schickt, und so findet es

denn auch regelmäßig am 1. des „Wonnemonats“ ſtatt und zwar in „Katharinenhof“.

Aber, wie dieſer einſt ſo glänzende Villenort und prächtige Schloßpark, der ſeinen Namen erhalten hat von der Gemahlin des Gründers Petersburgs, heute öde und verlaſſen, verwildert und vergeſſen daliegt, bewohnt nicht mehr von Nachtigallen, ſondern von unzähligen Dohlen und Krähen und peſtilenzialiſch geſchwängert von den Gerüchen, die die umliegenden Knochenbrennereien und Lederfabriken über die Gärten hin ausſtrömen laſſen, wo einſt Roſen und Nelken dufteten — ſo iſt auch das hier gefeierte Maifeſt nur ein kläglicher Schatten der Herrlichkeiten und des Glanzes, die vor Jahrzehnten ſich in dieſen Parks entfalteten, welche heute nur noch für das Auge des Malers Anziehungskraft beſitzen.

Das Maifeſt datirt aus den Zeiten Peters des Großen und wurde, mit wenigen Unterbrechungen nur, wohl bis etwa vor 30, 40 Jahren noch immer ſo peinlich in der alten prunkhaften Weiſe gefeiert.

Der Weg nach Katharinenhof und die ganze Narvaſche Poſtchauſſée waren in den 40er Jahren mit den Inſeln der beliebteſte Sommeraufenthalt, und prächtige Villen und Schlöſſer, Landhäuſer und Parks zogen ſich dieſe Straßen entlang. Und jetzt! An die Stelle der feurigen Dreigeſpanne und der Staatskaroſſen mit vier und ſechs Roſſen und Vorreitern und gepuderten Bedienten ſind endloſe Reihen von Laſtwagen getreten, die ſich in dem durch Kohlenſtaub der zahlreichen Fabriken, vor Allem der Putilowſchen Werke, ſchwarz gefärbten, tiefen Straßenkoth hinziehen, zwiſchen all' den verfallenen und verwitterten Villen, deren Parks die Seehafenbahn durchſchneidet, und den unzähligen Schenken und Fuhrmannsherbergen. . . .

Das „Maifeſt“ ſelbſt reducirt ſich auf Arrangement ſeitens der Stadt für das Volk von allerlei traditionellen Vergnügungen, wie Carouſſels und Kletterbäumen, Eimerſtechen und Schaubuden; und auf einen Corſo, den die begüterteren und vornehmeren Klaſſen auf den erbarmungswürdigen Wegen abhalten, die von der Narvſchen Triumphpforte aus zu dem Schloß von Katharinenhof führen durch uralte Alleen, deren kahle Aeſte ſich in ſumpfigen, übelriechenden Flüßchen widerſpiegeln.

Für ein paar Nachmittagsſtunden herrſcht dann an dieſem Tage hier wieder reges Leben. Omnibus auf Omnibus und Tramway-Waggons ohne Ende bahnen ſich mühſam ihren Weg durch die dichten Schaaren zu Fuß hinauspilgernder „Maifeſtler“ und ſind alle Augenblick in Gefahr, mit luſtigen Cavalcaden, ſauſenden Renndroſchken, eleganten Cabriolets und Four-in-Hands, auf Gummirädern lautlos daherrollenden Coupés und Landauern zu collidiren . . . . Auf der großen Wieſe aber, da bimmelt's und klingelt's, und quiekt's und pfeift's, und ſingt's und ſchreit's, und raſſelt's und paukt's, bis die Sonne den Horizont erreicht und ins wintergraue Meer niedertaucht. . . . Dann fluthet der Menſchenſtrom zurück, und Katharinenhof iſt vergeſſen wieder für ein Jahr, und wer das Geld dazu hat, der ſucht nun, nachdem er alter Tradition gehul-

digt, modernes Vergnügen auf und fährt in das eine oder andere Reſtaurant oder Sommertheater, das gerade an dieſem Abend ſeine Eröffnung feiert. . . . Die uralten Dohlen und Raben aber, die krächzen ſich's in dem wieder ſtill daliegenden Park von Baum zu Baum zu, wie ganz anders das „Maifeſt" doch verlief damals, als ſie noch jung waren, und wie langweilig die jetzige Generation ſei. Vielleicht haben ſie darin Recht. . . .

* * *

Wenn Katharinenhof nur einmal im Jahre der Schauplatz eines glänzenden Corſo iſt, ſo haben wir dafür einen anderen Ort, der mehr davon erzählen kann.

Sobald die Abende kürzer werden und Eis und Schnee verſchwunden ſind, jagt und donnert alltäglich eine Stunde vor Sonnenuntergang eine lange Reihe von Wagen und Vehikeln aller Art, escortirt gar oft von ſchmucken Lieutenants und Cornets auf edlen Racepferden, über die Troizki-Brücke, an der Feſtung vorüber, den langen Kamennoi-Oſtrowſchen Proſpect hinunter, über die Apotheker-Inſel und Kamennoi-Oſtrow, zur „Pointe" auf Jelagin.

Jelagin iſt die ſchönſte unſerer ſchönen Inſeln. Sie iſt eine kaiſerliche Appanage, und es befindet ſich keine einzige Villa auf ihr. Nur an der Oſtſpitze leuchtet marmorweiß zwiſchen uralten Eichen und Edeltannen, Eſchen und Kaſtanien ein Luſtſchloß hervor. Längs dem ganzen Ufer führt eine ſchöne Promenade hin, hier der Inſel Kreſtowski mit ihrer Landhäuſercolonie und den gefälligen Bauten des Yachtclubs gegenüber, dort den herrſchaftlichen Villen von Staraja Derewnja. Wo die beiden Promenaden an der äußerſten Weſtſpitze der Inſel auf einem breiten Platze zuſammenlaufen — dort liegt die „Pointe". Schön chauſſirte Fahrwege führen zu ihr, die durch den Park ſich hinſchlängeln, immer wieder einen Ausblick eröffnend auf einen der vielen kleinen Seen und Weiher, an denen dieſe Inſel ſo reich iſt; melancholiſche Trauerweiden ſpiegeln ſich in dem dunklen Waſſer, und hier und da glänzt aus dem Dämmerſchein des Röhrichts und Schilfes eine Waſſerlilie und nickt langſam den Vorüberjagenden zu. . . . Aber die haben keine Zeit, den Gruß zu erwidern: ſie ſtreben der „Pointe" zu. . . . Nun ſind ſie da; gerade zur rechten Zeit: eben berührt der Feuerball den Waſſerſpiegel; duftumfloſſenen Inſeln gleich ruhen goldig- und roſenrothe Wolkenmaſſen am Horizonte, der hier der weite des Meeres iſt. Im Abendſchein ziehen in der Ferne roth ſtrahlende Segel hin; vor dem durch Pfahlwerk erhöhten Ufer der Inſel ſtreichen Kähne mit ſingenden Mädchen durch die ſtillen Fluthen, oder eines jener „Seelenverkäufer" genannten langen, ſchmalen Boote des Clubs, von einem Sportsman in buntfarbigem Kamiſol geſchickt geleitet, ſchießt blitzähnlich vorüber; dort, weiter flußabwärts, winden nach dem Tacte eines eintönigen Liedes Fiſcher auf der „Tonja" die ſchweren Netze ans Land, und aus dem Parke tönt der Nachtigall Locken herüber . . . . Ein herrlich' Bild und ein ſchöner Moment voll Feierlichkeit und unendlich tiefem Reiz. . . . Und auf der anderen Seite, im Oſten, da ſteigt der Mond ſchon auf und gießt

ſein ſilbernes Licht über die Thürme und Kuppeln der Reſidenz, die aus dem Abenddunſt der Rieſenſtadt emporſtreben und

« . . . Bonjour, mon cher général!» — «Je vous salue, comtesse!» erſchallt's plötzlich . . . Ja ſo, wir ſind nicht allein! . . . Nein, durchaus nicht: in vierfachen Reihen halten ſie auf dem Platz, die leichten Cabriolets und niedrigen Korbwagen, die zierlichen Coupés und hohen Tilburys, die koſtbaren Landauer und die ſchmalen Droſchken, mit ungeduldig ſcharrenden, feurigen Rennern, oder alle vier Füße auswärts, feſt in den Boden ſtemmenden, engliſch aufgezäumten ſchweren Kutſchenpferden, ſchellenraſſelnden Ponies und fuchsſchweifgezierten mecklenburgiſchen Kleppern, mit buntbebändertem Troikageſpann und pfeilgeſchwinden Einzeltrabern. . . Nein, wir ſind nicht allein. . . Wie das grüßt und nickt und lacht und ſcherzt, und mediſirt und coquettirt! Es iſt dieſelbe Geſellſchaft, die des Winters ſich ſo gar oft getroffen: im Ballſaal und im Club, im «Théâtre Michel» und im Foyer der Oper und des Ballets, in den Hotels der Botſchafter und in den Paläſten der Millionäre, an der Börſe und im Bankcomptoir, in den Antichambres der Großen und Mächtigen und im Cabinet der feinen Reſtaurants. . . Es ſind dieſelben Damen von Welt und dieſelben „Demimondaines", es ſind dieſelben Excellenzen und dieſelben Finanzbarone, dieſelben Attachés und Lieutenants und Börſenagenten, die uns im Laufe des Winters ſo oft begegnen und überall, wo „was los iſt": das Publicum der Premièren und der ſenſationellen Proceßverhandlungen, der Rennbahn und der Eröffnungstage der Ausſtellungen; eine recht gemiſchte buntſcheckige Schaar, die nur Eins gemeinſam hat — äußeren Chique, oder «Pchutt», wie es jetzt in Paris heißt, und hier Alles gleich machenden Luxus und Glanz, mögen ſie oft genug auch erborgt ſein und falſch, wie der Glanz des Talmigoldes. . . . . Und inzwiſchen iſt die Sonne hinabgeſunken und feuchte Nebel ſteigen auf; die reizenden Frühlingstoiletten erſcheinen blaß und farblos in der fahlen Dämmerung und die Geſichter abgeſpannt und gelangweilt; manches auch recht verſtimmt: ein hübſches Börſengeſchäft, das man hier abzumachen glaubte, iſt nicht zu Stande gekommen; oder Fürſt X. von den Gardehuſaren hat gar zu lange an dem Wagenſchlage der jungen Bankiersfrau Y. gehalten, und Mlle. Z., vom franzöſiſchen Theater, hatte doch wieder die originellſte Tracht, und Excellenz N. N. keinen Gruß für den Eiſenbahnconceſſionär Soundſo. . . . . Wer möchte ſie alle nennen, die kleinlichen Sorgen und Gedanken und Wünſche und Intriguen, die dieſe glänzende Verſammlung beſchäftigte? Was ſie in der Regel nicht beſchäftigte, das läßt ſich leichter ſagen: der Zauber des Sonnenuntergangs, der Reiz des wundervollen Bildes, das man in der letzten Stunde eines Frühlingsabends von der „Pointe" aus genießt . . .

* * *

Und wie ſie nun dahin jagen, der Stadt zu, oder den Reſtaurants auf Kreſtowski, Kamennoi-Oſtrow und in Tſchernaja Retſchka, da verändern ſich die

Gesichtszüge, da fällt die Maske und im tête-à-tête werden die Tagesereignisse besprochen, in mehr subjectiver und offener Weise. Wer da wissen will, was diese glänzende Gesellschaft wirklich denkt von den Dingen, die allerdings auch draußen an der Pointe das Gesprächsthema bildeten, der höre jetzt zu, wo sie zu Zweien und Dreien heimwärts rollen.

Wovon reden sie? Nun — von den großen Hoffestlichkeiten aus Anlaß des 6. Mai und vom „Major-Ukas"; von der „Kochanowschen Commission" und vom Verbot der „Otetscheſtwennyja Sapiski", vom Proceß Kraszewski und von der polnischen Frage, vom Prinzen Wilhelm und von den letzten Avancements, vom jüngsten Hofball und vom Grafen Bismarck, vom neuen Kassendiebstahl und von der letzten Eisenbahnkatastrophe, vor Allem aber von den letzten Seiten der chronique scandaleuse und von dem neuesten Sensationsprocesse. . . .

Unsere Gerichtschronik der letzten 15 Jahre ist reich an Processen, die bei dieser Gesellschaft tieferes Interesse erregt, nicht als eine lebenswahre Illustration unserer socialen Zustände, sondern aus rein persönlichen Gründen; reich an Processen, die uns die Kehrseite der gleißenden Medaille zeigen, die unser auf der Oberfläche dahinschimmerndes Gesellschaftsleben für seinen Beobachter bedeutet.

Manchem Leser der „Nordischen Rundschau" sind die causes célèbres und Monstreprocesse einer Gulak Artemowskaja, eines Juchanzew, eines Landsberg — um nur die bedeutendsten zu nennen — noch wohl bekannt; die Processe eines Fursſow und Consorten, eines Makschejew und Cie., eines Busch und Genossen, eines Rossizki e tutti quanti.

Sie alle ließen uns einen tiefen Blick thun in die unter dem Deckmantel des Schlagwortes „schirokaja natura", „weites Gewissen" und „keine Scrupeln kennende Natur", verborgene Corruption der Gesellschaft im Allgemeinen, in die in Gestalt von Nachlässigkeit und Fahrlässigkeit, Erpressungssucht und Vertuschungskunst, Bestechlichkeit und Coterienwesen zu Tage tretende Corruption der Beamtenwelt im Speciellen.

Welche Reihe trostlosester Enthüllungen bedeutete für uns jener Rattenkönig von sensationellen Processen, die in ihrer Gesammtheit sehr wohl mit zur Erkenntniß beitragen der Genesis jener anderen Reihe den Credit Rußlands untergrabender, an den Keimen seines Entwickelungslebens fressender und nagender Processe, die Staatsverbrechern und Empörern, Umstürzlern und Mordbuben gemacht werden!

Ein innerer, auf Wechselwirkung beruhender Zusammenhang zwischen jenen und diesen besteht unverkennbar: auf dem Boden der Corruption wuchern eben verschiedenartige Giftpflanzen auf, aber die eine leistet dem Gedeihen der anderen Vorschub.

Was ist den verbrecherischen, wahnwitzigen Weltverbesserern und den verruchten Anarchisten willkommener, als so ein Proceß Gulak Artemowskaja, der uns das Treiben gewisser Salons enthüllte, wo unter der Aegide reizenden Frauenlächelns und verführerischen Augenspiels eine Börse etablirt wird, an der mit Orden und Concessionen und Machtstellungen und Titeln gehandelt wird; wo schöne geistreiche Weiber die Agenten und Makler machen und die Provision

der Fiscus zahlt? Oder so ein Proceß, wie der Juchanzew's, des in der besten Gesellschaft vielbewunderten, tonangebenden Salonlöwen, der trotz Verwaltungsrath und Directorium und „Controle“ und „Revision“ die Gegenseitige Bodencredit-Gesellschaft um Millionen bestahl in der frechsten und unverfrorensten Weise und selbst auf der Anklagebank und später in Sibirien noch immer für „interessant“ und „liebenswürdig“ galt? Oder der Proceß des ehemaligen Generalstabsdoctors der Flotte Geheimrath Busch, der seine Kanzlei in ein Comptoir verwandelte, wo mit Stellen und Patenten gehandelt wurde nach dem Tagescurse, und der sein ganzes Ressort vergiftete und verpestete, wie Vibrionen und Bacterien, so daß es viel Mühe kostete und erst eines gewaltigen Scandals bedurfte, bis Dame Justitia klärend und reinigend eingreifen durfte? Oder aber endlich alle die Processe gegen die „Proviantratten“, angefangen beim Wirkl. Staatsrath Makschejew und noch nicht aufgehört bei General Rossizki? . . .

Alle diese Affairen und causes célèbres — deren Zahl ja noch eine weit größere ist — sie sind nicht sowohl an und für sich blos bedeutsam, obschon sie keine Einzel- und Ausnahme-Erscheinungen bilden, sondern in erster Linie durch die Reflexe, die sie auf die Gesellschaft werfen, durch die Rolle, die bei ihnen, als Hintergrund oder Rahmen, als Boden oder Schlüssel, diese selbst spielt; durch die Stellung, die Presse und Gesellschaft ihnen und ihren Helden gegenüber einnimmt.

Sie sind die unvergänglichen Schriftzüge, die die Geschichte mit dem ehernen Griffel der Wahrheit und der Gerechtigkeit eingräbt in das Buch, das von unserem socialen und staatlichen Leben erzählt. . . .

* * *

Und von solchen Processen können nun die, die an den hellen Frühlingsabenden zur „Pointe“ fahren, auch jetzt wieder sprechen.

Mancher, der früher mit dabei war, bei diesem fashionablen Corso, er fehlte gar — eben um dieser Processe willen; denn er war durch sie allzu compromittirt oder aber derartig in sie verwickelt, daß ein vernichtendes Urtheil, das Damoklesschwert, das lange schon über seinem Haupte geschwebt, — ihn endlich getroffen.

Da ist z. B. der Proceß Burdukow. . . . Wer, der längere Zeit das öffentliche und namentlich das Clubleben St. Petersburgs zu beobachten Gelegenheit hatte, kannte ihn nicht, den gelähmten Mann von mächtigen Formen, den drei Diener auf einem Stuhl die Treppe hinuntertrugen in einen offenen Wagen, jeden Nachmittag, im Winter und im Sommer, früher aus einem Hause der Kleinen Stallhofstraße, später in der Karawannaja? Und allnachmittäglich hielt derselbe Wagen dann vor dem Kaufmannsclub oder dem Adelsclub im Winter und im Sommer vor dem Club im Stroganow'schen Park an der großen Newka; Abends aber, gegen Mitternacht, rollt er wieder vor's Haus, in dem der Gelähmte lebt, und andere elegante Equipagen folgen ihm, mit chic-vollen Herren und geputzten Damen, und im Quartiere des Herrn Burdukow brennt Licht, bis die Sonne schon hoch am Himmel steht, und um grüne Tische sitzt die ganze Gesell-

ſchaft mit erhitzten oder fahlen Geſichtern. Denn ein profeſſioneller Spieler iſt Herr Burdukow, alias Iwanow; Nachmittags ſpielt er ſelbſt im Club und Nachts wird bei ihm geſpielt. Seine nachweislichen Einkünfte beſtanden in 200 Rbl. Jahrespenſion; er verlebte aber jährlich ca. 15—18,000 Rbl. Wo kamen ſie her? Fragt doch Leute à la Dubezki, Sarudny, Kornilow ꝛc., die im Proceſſe der „Schwarzen Bande“ auf der Anklagebank ſaßen. Zuerſt waren ſie die gerupften Tauben, dann wurden ſie die würgenden Marder; zuerſt waren ſie die Opfer, dann übernahmen ſie die Rolle der Henker. Die Spielhölle aber und das cabinet particulier waren ihre Schule.

Der Proceß Burdukow, der Anfang April ſtattfand, und der Proceß der „Schwarzen Bande“, der Ende desſelben Monats die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich zog, ſie ſtanden äußerlich in keinem Zuſammenhange mit einander und doch beſtand ein Cauſalnexus zwiſchen ihnen: Leute à la Burdukow frequentiren, iſt der Anfang; ein Urtheil, das nach Sibirien verbannt — das Ende vom Liede. Was aber dazwiſchen liegt — das iſt ein Leben voll wüſter Orgien, voll Unruhe und Unfrieden, voll Angſt und voll Drohung, voll Ungewißheit und voll Maske und Phraſe. . . .

Der Proceß Burdukow nahm einen ſchnellen Verlauf: der Angeklagte wurde zu 1700 Rbl. Pön verurtheilt, das war Alles. Nun — das holt er ſich wohl ſchon am nächſten Spielabend wieder. Aber eine moraliſche Wirkung hat die Verhandlung doch gehabt; natürlich nicht auf den Angeklagten, aber wohl auf viele der compromittirten Zeugen, die als Spieler entlarvt wurden.

Anders war es mit dem Proceß der „Schwarzen Bande“, der zehn Tage hindurch Preſſe und Geſellſchaft auf's Lebhafteſte beſchäftigt hat.

Und das erſcheint durchaus begreiflich.

Was war — oder vielmehr: was iſt die „Schwarze Bande“? denn geſprengt hat ſie dieſer Proceß kaum. Er hat blos einige Mitglieder unſchädlich gemacht, einige dieſer Induſtrieritter und Gauner, Hochſtapler und Chantagiſten, die nach ihrem das helle Licht ſcheuenden Treiben, nach ihrer dunklen Thätigkeit in ihrer Geſammtheit als die „Schwarze Bande“ bezeichnet wurde, wie eine andere Schwindlerclique, die vor wenigen Wochen erſt ebenfalls vor Gericht ſtand, die „Pique-Buben“ abgetauft worden war.

Die Specialität der „Pique-Buben“ war der Betrug. Sie übernahmen angeblich die Vermittelung von Leih- und anderen Geſchäften und prellten dabei ihre Clienten auf's Unverſchämteſte; ſie rechneten auf die Leichtgläubigkeit und Unerfahrenheit ihrer Opfer und waren ſomit richtige „Bauernfänger“. . . . Noch weit ſchlimmerer Art aber war die „Schwarze Bande“: ſie machte vornehmlich in „Chantage“, wie der franzöſiſche Name einer der niedrigſten Giftpflanzen lautet, die dem Sumpfboden geſellſchaftlicher Fäulniß entſprießt; geſellſchaftlicher Fäulniß — denn weſſen Gewiſſen ganz rein iſt, der hat zumeiſt die Chantage nicht zu fürchten; ſie müßte denn teufliſch fein angelegt ſein, worauf ſich die „Schwarze Bande“ übrigens unter Umſtänden auch verſtand.

Welcher Art waren aber ihre Glieder? Vor Gericht ſtanden nur ſechs: Rabutowſki, Kotowitſch, Sarudny, Dubezki, Kornilow, Grjasnow. Von ihnen iſt nur der Letzte bäuerlichen Standes. Die übrigen gehörten urſprünglich der ſogenannten „guten Geſellſchaft“ an, in der ſie auch jetzt noch «admis» waren, und das eben iſt ſehr charakteriſtiſch. Rabutowſki war Ehrenbürger; Kornilow der Sohn des berühmten Sſewaſtopoler Helden; Kotowitſch Marineoffizier, der aber als Falſchſpieler aus dem Offiziercorps ausgeſchloſſen worden war; Dubezki, eine wohlbekannte Erſcheinung in manchem Club, lebte als großer Herr, ſeine Kinder werden im Kaiſ. Alexander-Lyceum erzogen; Sarudny iſt ein Vetter des bekannten Senators dieſes Namens, mit dem er aber natürlich nichts zu thun hat, und ein Freund des verurtheilten Generals Makſchejew, ſein Sohn ein tüchtiger Artillerieoffizier u. ſ. w. Aber Grjäsnow, Dubezki, Sarudny waren ſchon früher mit dem Strafgeſetzbuch in ſchlimmen Conflict gerathen: der Bauer wegen Verſchleuderung fremden Eigenthums, die beiden ehemaligen Edelleute wegen Unterſchlagung und Teſtamentsfälſchung. Die „Chantage“ — meinten ſie, wohl durch die ſchlimme Erfahrung gewitzigt — ſei ein minder gefährliches und dabei vielleicht noch einträglicheres Geſchäft, und ſo legten ſie ſich auf dieſen ſcheußlichen Erwerbszweig. . . . Vor Gericht handelte es ſich nur um zwei ſolcher Fälle; aber im Laufe der Verhandlungen fiel hier und da ein Streiflicht auf noch ſo manchen anderen, und wie viele Opfer der „Schwarzen Bande“ ſcheuen auch heute noch ängſtlich die Oeffentlichkeit, denn das Walten der Gerechtigkeit trifft ja das Opfer der Chantage ſo gut, wie den Chantagiſten.

Dieſe beiden Fälle ſind in Kurzem folgende: Rabutowſki und Kotowitſch ſind zu einer Kartenpartie eingeladen bei einem Vertreter der jeunesse dorée, Herrn Korwin-Krukowſkoi; den Vierten macht ein Herr Koſchkarow. Wie man im beſten Spielen iſt, ſucht Kotowitſch dem Gaſtgeber ein Spiel gezeichneter Karten zuzuſtellen, was Rabutowſki bemerkt. „Ah — Sie ſind Falſchſpieler!“ wird dem nichts ahnenden Krukowſkoi zugedonnert und das Spiel eingeſiegelt in den Brief mit der Einladung, um dem Stadthauptmann übergeben zu werden. Krukowſkoi, deſſen Gewiſſen in der That rein iſt — das Ganze war ein abgekartetes Spiel — ſucht ſich loszukaufen, um dem Scandal zu entgehen. Er zahlt 1000 Rbl. baar und ſtellt über 4000 Rbl. Wechſel aus. Dann läßt man ihn allein und die drei Anderen gehen in's feine Reſtaurant „Borrel“ ſoupiren, wo Koſchkarow erſt erfährt, daß ſein Freund Krukowſkoi das Opfer der Chantage geworden. Die beiden Chantagiſten wußten, wem ſie ihre Mittheilung machten, denn der würdige „Freund“ Krukowſkoi's verlangt ſeinen Antheil an der Beute und erſt, als er ſeinerſeits dabei betrogen wurde, erzählt er Alles dem geprellten Krukowſkoi und dringt aus Rache darauf, daß er die Sache dem Stadthauptmann anzeige. . . . Das geſchieht, und nun erſt tauchen Sarudny und Dubezki auf der Bildfläche auf; Erſterer hat „Verbindungen“, um die Angelegenheit bei der Polizei zu vertuſchen; Letzterer iſt der Juriscoſult der „Schwarzen Bande“ und ſoll die Wechſel eintreiben. . . . Aber die Sache wurde, wie Sie ſehen, nicht vertuſcht. . . .

Der zweite Fall ist noch weit schmutziger. Eine Frau, die mit Grjasnow einst in sträflichem Verhältniß gestanden, wird auf der Villa Kornilow's in eine niederträchtige Falle gelockt und von Dubezki und Pachitonow, der dem Gerichte entwischt ist, in einer künstlich und schlau herbeigeführten Situation mit Grjasnow überrascht; und wieder heißt es: zahle! oder dein Gatte (ein geachteter Kaufmann 1. Gilde) erfährt Alles! Und sie unterschreibt eine Anweisung auf den Namen der Kammerzofe der Frau Dubezki's, auf 3000 Rbl. lautend, wird noch ihrer Pretiosen beraubt, und dann läßt man das unglückliche Weib laufen. Und es läuft — Gottlob zur Polizei. So ward der zweite Fall publique . . . Warum die Anweisung auf den Namen jener Kammerzofe ausgestellt wurde? Nun, die sauberen Herren suchten sich stets den Rücken zu decken. Betreffs Krukowskoi's behaupteten sie steif und fest, daß er wirklich ein Falschspieler sei und sie ihn hätten „züchtigen" wollen! Bei dem anderen Opfer wurde vorgegeben: Grjasnow sei der Bräutigam der Kammerzofe gewesen; Frau J. aber habe ihn derselben abspenstig gemacht; nun sei sie „moralisch" verpflichtet, das Loos des armen Mädchens und seines Kindes sicher zu stellen . . . .

* * *

Doch genug . . . . Näher in die Details des Processes kann ich mich nicht einlassen; eine Schilderung der Angeklagten, eine Darstellung des sensationellen Verlaufes der Verhandlung, bei der Dubezki einen theatralischen Selbstmordversuch machte, während seine im Zuschauerraume befindliche Tochter desgleichen mit einem Terzerol sich, vorsichtigerweise, nur eine kleine Streifwunde an der Schulter beibrachte; die Recapitulation der Reden der Advocaten und die unzähligen Leitartikel der Presse über „Chantage"; eine Analysirung des Verhaltens des Lieutenants Sarudny, der in den Tagesblättern gegen die „Verunglimpfungen" auftrat, denen sein Vater im Gerichtssaal ausgesetzt gewesen sei, was wiederum zu einer neuen Reihe phrasenreicher bombastischer Leitartikel Veranlassung gab — das Alles und manches Andere muß unterbleiben: es würde uns zu weit führen.

Uns interessirte ja zumeist — wovon wir ausgingen — die sociale Stellung der Angeklagten, die allein ihnen ihr Treiben ermöglichte; der gesellschaftliche Hintergrund des Processes; die socialen Zustände, die er beleuchtete mit grellem Lichte; die Perspectiven, grau in grau gemalt, die er unserem Blicke erschloß. Uns interessirt der Passus in der brillanten Rede des Staatsanwalts, der von der „Chantage" handelte, von der Chantage im Allgemeinen und mancher Art Chantage im Speciellen und u. A. auch von der Chantage jener Klatschpresse und jener Revolver-Reporter und Hänge-Journalisten, die jeden Proceß vor, während und nach seiner Abwickelung, jedes Unglück und jede Schande eines Nebenmenschen, so oder so, betrachten als „eine tüchtige Kuh, die sie mit Butter versorgt". Uns interessirt vor Allem die geflügelte Aphorisme der „Now. Wr.", die das Blatt des Herrn Ssuworin in einem seiner Leitartikel

über die „Schwarze Bande“ in Curs gesetzt und die da lautete: „ein großer Theil unserer Gesellschaft sieht in Betrügerei „an und für sich“ nichts Schlimmes und desgleichen nicht im Umgange mit anrüchigen Leuten“. . . . . Ja so! — nun, dann allerdings . . . .

* * *

Dann allerdings heißt's vielleicht bei Manchem, für den das Betreten des Gerichtssaales nur einen „Localwechsel“ bedeutet: «la bande noire est morte! vive la bande noire!» Und über's Jahr, wenn man wieder zur „Pointe“ fährt, kann über eine neue sensationelle Illustration zur Tagesgeschichte Petersburgs gesprochen werden.

Jetzt freilich, zur Zeit, wo ich Ihnen schreibe, wird auch von der „Schwarzen Bande“ nicht mehr gesprochen. Die Helden dieser traurigen Affaire sind alle gebührender Weise verurtheilt worden und die Conversation des Residenzlers beherrschen andere Gesprächsstoffe, wie die Gartenbau Ausstellung und der Botaniker-Congreß, wie das Eisenbahnunglück auf der Nicolaibahn . . .

Die Gartenbau-Ausstellung konnte in keine bessere Zeit fallen, als sie geschehen. Einmal leitet sie auf gefällige Weise über aus der Wintersaison zur Sommersaison: unter Palmen und Baumfarren, umduftet von Tausenden von Rosen, Hyacinthen, Levkojen, auf einem aus Azaleen, Reseda, Tulpen und Nelken gestickten Teppich giebt sich «tout Pétersbourg», vordem es auseinanderflattert nach allen Himmelsgegenden in Bäder, in Villeggiaturen, auf die Güter, noch ein letztes Rendezvous. Und dann — in dieser Zeit glänzendster Abwesenheit jeglichen Frühlings ist uns zum Trost ein Stückchen Eden aufgezaubert worden in der Riesenhalle der Michael-Manege.

Die Organisations-Commission hat ihr Möglichstes geleistet: dort, wo sonst der „Drill“ herrscht und Sonntagsparaden abgehalten werden, dort erhebt sich jetzt eine hügelige Landschaft mit Schluchten und Grotten Teichen und Fontänen, Brücken aus Birkenstämmen und Pavillons aus Eisen und Rohr; in Lorbeersträuchern dämmern antike Statuen; Goldfische plätschern im Bassin unter Gruppen von Oleander- und Orangenbäumen; Riesentrauben kosen mit Theerosen; heitere Militärmusik schmettert durch den von hundertfachen Düften geschwängerten Raum, und ein reizender Damenflor wetteifert mit dem bezaubernden Blumenschmuck, der sich längs den Wegen hinzieht, auf denen an einigen Tagen bis zu zehntausend Besucher auf und ab pilgern, unter den seltensten, auserlesensten Bäumen und Pflanzen, sonderbarster Gestalt oft, aus aller Herren Ländern. Ungefähr 250 Exponenten aus Rußland, Deutschland, Belgien, Oesterreich, Frankreich, Dänemark, Spanien, England, Nordamerika, Brasilien, Japan haben sich an der Ausstellung betheiligt mit lebenden Pflanzen und Herbarien, mit Gartengeräthschaften und Erzeugnissen der Kunstgärtnerei, mit botanischen Karten und Werken, mit künstlichen Blumen und den herrlichsten Sträußen und Kissen und Kränzen aus lebenden Blumen; mit colossalen Kohlköpfen und

Riesenspargeln, den exquisitisten Früchten und den allererdenklichsten Gartenmöbeln und mit — einer Kaffeeküche, die wir der brasilianischen Gesellschaft «da lavoura e commercio» zu verdanken haben. Sie macht für brasilianischen Kaffee Propaganda, über den jetzt hier mehr Feuilletons fast geschrieben werden, als wir echte Kaffeetrinker besitzen, denn die da in dem Pavillon der Brasilianer vom Morgen bis zum Abend sich den gratis dargebotenen Kaffee reichen lassen, zu Hunderten und Tausenden — sie thun's wohl eher um des Liqueurs willen, der mit credenzt wird, als um des Trankes willen, der hier ganz nach dem Talleyrand'schen Recept gereicht wird: „schwarz wie die Nacht, süß wie die Liebe, heiß wie die Hölle". . . . .

Die Petersburger internationale Gartenbau-Ausstellung ist eine der gelungensten: das ist das einstimmige Urtheil aller officiellen Delegirten der fremden Regierungen. Aber Eins nur fehlt ihr — die Sonne, die fast die ganze Zeit über hinter den Wolken verborgen blieb.

Da sah's denn oft recht grau und dunkel in dem tropischen Garten aus, der sonst Michael-Manege heißt; um so dunkler, als ja durch die obschon mächtigen Fenster so wie so nur wenig Licht eindringt, denn sie sind vielfach verstellt durch riesige Bäume, durch Hügel und durch künstliche Felswände.

Und so ist denn der feenhafte Blumenschmuck auch bereits nach wenigen Tagen schon ziemlich verblüht gewesen, und die Rosen und Lilien haben ihre Köpfe geneigt und die Hyacinthen und Levkojen sind verblaßt und zusammengeschrumpft, und wenn die Leute, die von draußen kamen, meinten: „es sei doch ein ganz miserabler Frühling" — da nickten sie wehmüthig und hauchten leise den letzten Duft aus. Der Eukalyptusbaum aber, der höchste unter allen, die hier stehen und dessen Wipfel im Bestreben, hinauszusehen durch die Fenster, fast plattgedrückt ist an der Decke, er raschelt's den anderen Gefangenen zu:

„Wer nur ein wenig Verstand behält,
Hop heisa, bei Regen und Wind,
Der füge sich still in den Lauf der Welt,
Denn der Regen, der regnet jeglichen Tag! . . ."

J. Norden.

Vom Büchertiſch.

Dichtungen von Puſchkin und Lermontow in deutſcher Uebertragung von **Andreas Aſcharin.** Dorpat, C. Mattieſen. 1877.

Von verſchiedenen Seiten darum befragt, welche Ueberſetzung bedeutender ruſſiſcher Dichter zur Lectüre zu empfehlen ſei, ergreifen wir mit Freuden die Gelegenheit, unſere Leſer auf die meiſterhaften Uebertragungen lyriſcher und epiſcher Dichtungen Puſchkin's und Lermontow's von Andreas Aſcharin aufmerkſam zu machen, eine Publication, die — obgleich ſchon im vorigen Jahrzehnt erſchienen — ſich dennoch nicht der verdienten Bekanntheit und Verbreitung zu erfreuen ſcheint. Abgeſehen davon, daß die getroffene Auswahl der Gedichte und beſonders der kleineren und größeren epiſchen Dichtungen Puſchkin's und Lermontow's eine vorzügliche iſt und ſowohl die Eigenart der beiden begabten Dichter deutlich erkennen läßt, wie auch durchaus genügenden Stoff zu ihrem Verſtändniß und ihrer Würdigung bietet, hat Aſcharin es — wir möchten faſt ſagen — unübertrefflich verſtanden, den Geiſt der ruſſiſchen Sprache und das Weſen des ruſſiſchen Rhythmus und Metrums dem Deutſchen anzupaſſen, ſo daß ſeine Uebertragungen faſt denſelben Effect auf den deutſchen Leſer ausüben, wie die Originale auf den ruſſiſchen. Iſt hier und da auch der Wortlaut des ruſſiſchen Textes nicht unbedingt feſtgehalten worden, ſo iſt das doch nur geſchehen, wo das ſtarre Feſthalten am Buchſtaben dem vollen Verſtändniß des deutſchen Leſers im Wege ſtand. Sämmtliche Dichtungen ſind durchaus ſinngetreu wiedergegeben worden, und wir können nach ſorgfältiger Vergleichung der Originale mit den Uebertragungen nur betonen, daß den ruſſiſchen Poeten von ihrem Nachdichter nirgends Gewalt angethan worden iſt. Stehen die Aſcharin'ſchen Ueberſetzungen, was die Beherrſchung der deutſchen Sprache anbelangt, den Bodenſtedtſchen mindeſtens gleich, ſo haben ſie den großen Vorzug durchweg correcter Wiedergabe für ſich, was bei den letzteren nicht überall der Fall iſt. Alles in Allem können wir das übrigens ſehr geſchmackvoll ausgeſtattete Büchlein allen Denen auf's Wärmſte empfehlen, denen es verſagt iſt, Puſchkin und Lermontow im Original zu leſen. E. B.

Nachſtehende Werke ſind der Redaction ferner von den reſp. Verlegern oder Verfaſſern zu gelegentlicher Beſprechung eingeſandt worden:

Brockhaus' Converſations-Lexikon. Allgemeine deutſche Real-Encyclopädie. 13. vollſtändig umgearbeitete Auflage. Mit Abbildungen und Karten. Bd. I—VII. Leipzig 1882—1884.

Helene von Engelhardt: Wein-Album. Zweite Auflage. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1881.

Helene von Engelhardt: Eine Hochzeitsreiſe und Gedichte vermiſchten Inhalts. Stuttgart, J. B. Metzler'ſche Buchhandlung. 1882.

Dr. Georg Böhling: Schickſale und Wirkungen des W-Lautes in den indogermaniſchen Sprachen. Theil I. Hannover, Helwing'ſche Verlagsbuchhandlung. 1882.

Dr. Raphael Löwenfeld: Tractatus de orthographia polonica auctoribus Joan. Cochanorio, Luc. Garnicio, Joan. Janussovio &c. Vratislaviae. 1882.

Dr. Raphael Löwenfeld: Johann Kochanowski und ſeine lateiniſchen Dichtungen. Ein Beitrag zur Literaturgeſchichte der Slaven. Poſen. 1878.

Dr. Raphael Koeber: Das philoſophiſche Syſtem Eduard von Hartmanns. Breslau, Wilh. Koebner. 1884.

Zur erſten baltiſchen Gewerbeausſtellung in Riga. Sonderabdruck aus der Baltiſchen Wochenſchrift. Dorpat, H. Laakmann. 1884.

Martin Greif: Gedichte. Dritte Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta's Buchhandlung. 1883.

Notiz.

Die Redaction der „Baltiſchen Monatsſchrift" veröffentlicht in dem Mai-Hefte (Balt. Monatsſchr. Bd. XXXI, Heft 5, S. 448) folgende „Zurechtſtellung": „Im Aprilheft der „Nordiſchen Rundſchau" S. 386 ſteht in der Studie von Eberh. Kraus über Pantenius geſchrieben: „Wenn in einer Beſprechung des Romans (Das rothe Gold) in der „Baltiſchen Monatsſchrift" die Anſicht vertreten wird, Pantenius habe in ihm einen allgemeinen Stoff für Riga zugeſchnitten, um ihm mehr Zugkraft zu verleihen, ſo vermögen wir dem nicht beizuſtimmen." — Die hierauf mitgetheilten Sätze der „Balt. Monatsſchr." ſind allerdings in ihr zu leſen (Bd. 28, S. 606); der Herr Verfaſſer der Studie hat aber überſehen, daß dieſe Sätze durch ein vorgeſetztes „Man könnte ſagen" ſich als ein Selbſteinwand des Schreibers kennzeichnen, der die Widerlegung jener eventuellen Anſicht ausdrücklich mit den Worten einleitet: „Aber die Möglichkeit ſolcher Annahme ſchwindet etc.""

Wir bringen dieſe Zurechtſtellung hiermit zur Kenntniß unſerer Leſer.

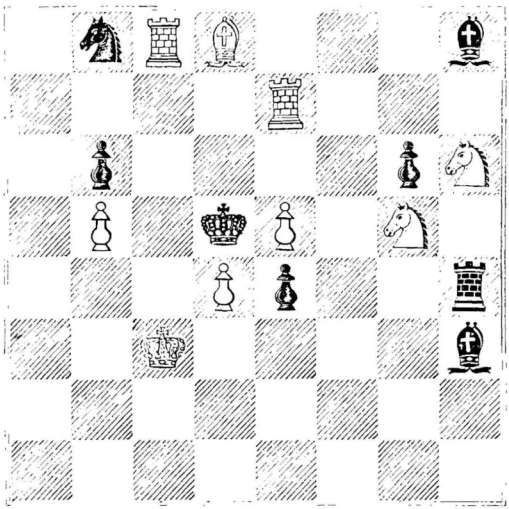
Die Red. der „Nordiſchen Rundſchau".

Schach.

Problem Nr. 6.

Von **Th. Dittmann** in Libau.

Schwarz.



Weiss.

Weiss zieht und setzt in 3 Zügen Mat.

Problem Nr. 7. Von Anonymus **F.** in Baltischport.

Weiss: K a7 D a1 T d8 h5 L f8 Sp d2.
Schwarz: K a4 T a2 b1 L f7 B b5.

Weiss zieht und setzt in zwei Zügen Mat.

Endspiel-Aufgabe Nr. 6.

Aus einer i. J. 1881 in Riga von **A. Ascharin** (Weiss) und **G.** (Schwarz) gespielten Partie.

Weiss: K h1 D f1 T g1 L e7 B f2 h2 h3.
Schwarz: K h4 D f4 T b2 a4 B a3 b7 g5 h5.

Weiss zieht und gewinnt.

6. Italienische Eröffnung.

Gespielt im Dorpater Schachturnier am 13. (25.) Februar 1884.

Stud. **C. Kupffer.**	Gutsbes. **Gernhardt.**	Stud. **C. Kupffer.**	Gutsbes. **Gernhardt.**
Weiss.	Schwarz.	Weiss.	Schwarz.
1. e2—e4	e7—e5	17. S f3—h2	S h7—g5
2. S g1—f3	S b8—c6	18. L d3—e2	h6—h5
3. L f1—c4	h7—h6 [1]	19. h3—h4	S g5—h7
4. 0—0	S g8—f6	20. S g3—f5 [3]	S h7—f6
5. S b1—c3	L f8—c5	21. S f5—g3	S f6—g4
6. d2—d3	d7—d6	22. S g3—h5: [4]	S g4—e3:
7. L c1—e3	L c5—e3: ??	23. S h5—f6†	K g8—g7
8. f2—e3:	a7—a6	24. D e1—g3 [5]	S e3—f1:
9. d3—d4	L c8—g4	25. T a1—f1:	T f8—h8
10. d4—d5	S c6—a5 [2]	26. h4—h5	T h8—h6
11. L c4—d3	b7—b5	27. D g3—g5	D d8—e7
12. S c3—e2	0—0	28. L e2—g4	L d7—g4:
13. D d1—e1	S a5—b7	29. S h2—g4:	T a8—h8 [6]
14. b2—b4!!	S f6—h7	30. S g4—h6:	T h8—h6:
15. S e2—g3	g7—g6	31. D g5—h6†:	Schwarz giebt auf.
16. h2—h3	L g4—d7		

[1] Ein ungewöhnlicher Zug. — [2] Der Springer musste nach e7 gehen. — [3] Dieses Opferangebot ist correct, indem z. B. nach gf5: 21. ef5: K h8 22. L h5: f6 23. L g6 Weiss einen starken Angriff behält. Schwarz that recht daran, das Opfer abzulehnen. — [4] Das ist ein offenbarer Fehler von Weiss, den jedoch Schwarz durch gf5: und 23. etwa D g3 K h8! auszubeuten versäumte. — [5] Ein hübsches und correctes Qualitätsopfer. — [6] Bei 29. T h6—h8 verliert Schwarz rasch durch 30. hg6:.

Auflösung des Problems Nr. 4 (April-Heft.)

1. L f8—d6. 1. K d5—d6: (oder e7—d6:).
2. K d3—c4 (oder S e7†). 2. d4—d3.
3. S c5—e4† Mat.

Richtige Lösungen gingen ein: von A. v. Hofmann in Saweneeken (Kurland), Leo v. Stackelberg in Weissenstein, V. v. Andrejanoff in Riga, H. Hasselblatt und J. Büttner in St. Petersburg, C. Kupffer und R. Hasselblatt in Dorpat, R. Grünwaldt und Chr. Grohmann in Reval.

Lösung des Endspiels Nr. 4. (April-Heft.)

1. K e6 K e7 (bei K e8 2. L c6† K d8 3. L a5 u. W. gew). — 2. L a5† K b8. — 3. K d7 S b6† (hübscher Zug wegen Pat). — 4. K c6 S c8 (A B C). — 5. L c7† K a7. — 6. L e5 S e7†! — 7. K d7 S f5. — 8. K e6 u. W. gew. — Bei A) 4. S a8. 5. L c3 K a7. 6. L e5 K a6. 7. L d4 S a6. 8. L e2† u. W. gew. — Bei B) 4. S e4. 5. L c7† K a7. 6. L d5 S d2 (D). 7. K c5 u. W. gew. — Bei C) 4. S a4. 5. K b5 S b2. 6. L e2 u. W. gew. — Bei D) 6. S a3. 7. L b6† K b8. 8. L b3 S b1. 9. L a5 u. W. gew. — Andere Varianten sind ähnlich.

Richtige Lösungen sandten ein: A. Ascharin in Riga und C. Kupffer in Dorpat.

Briefwechsel. A. A. in Riga: Besten Dank für Ihre Sendungen; die reizende kleine Analyse der Züge 16. D h4—e7 und 25. h6—h5 in Partie Nr. 4 bringen wir wegen Raummangels erst im Juli-Heft. — E. F. in Baltischport: Ihre 4 Zweizügler dankend erhalten; der einzig brauchbare vorstehend verwandt. — Th. D. in Libau: Zwei Dreizügler dankend erhalten: wir bitten um weitere Sendungen. — W. F. in N.: Ihre beiden Aufgaben sind ganz nett, jedoch zu leicht lösbar.

Von der Censur gestattet. — Reval, den 31. Mai 1884.
Gedruckt bei Lindfors' Erben in Reval.